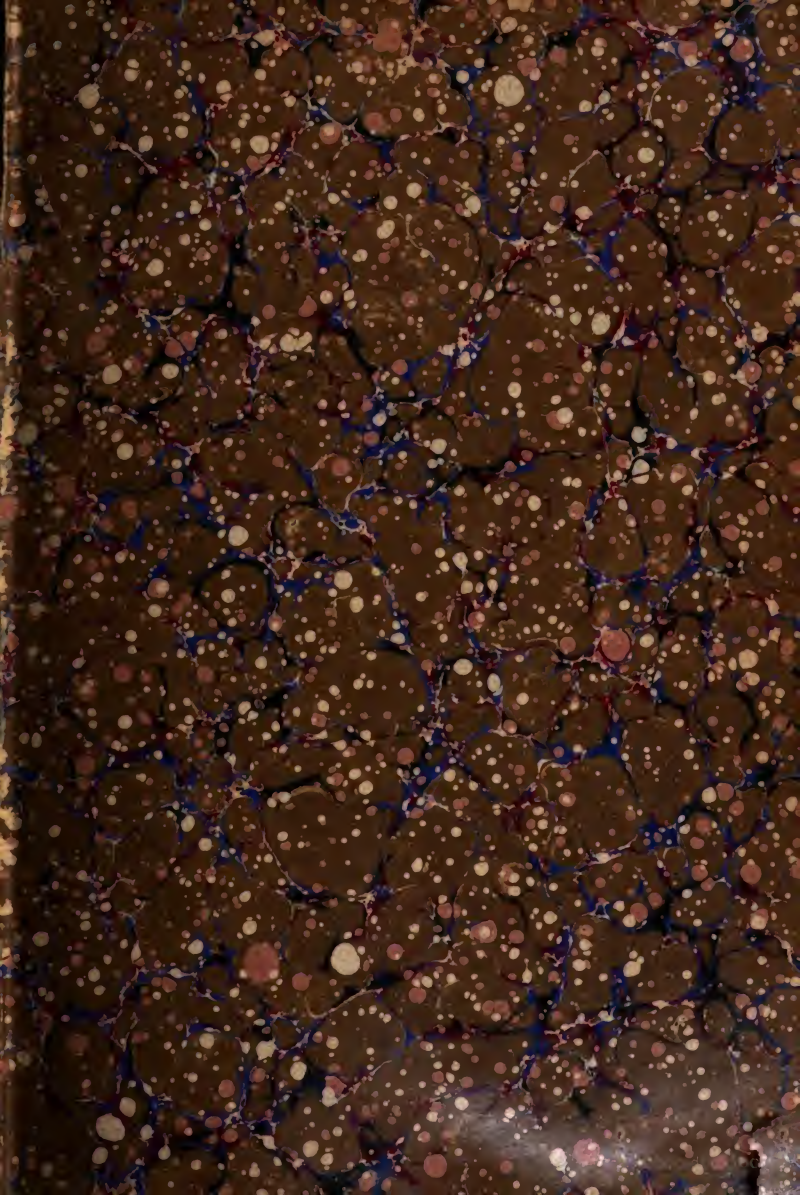


ARENA



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class



Oktober 1903

20. J. no. 1

Preis 1 Mark.

NOV 3 1903

Der Monat

Oktag-Ausgabe von

"Über Land und Meer"



Deutsche Verlags-Anstalt

Berlin Stuttgart Leipzig
Wien

20. Jahrgang
Heft 1

Preis des Jahrgangs
M. 12.—

Inhalt des ersten Heftes

Text:

	Seite		Seite
Der Schatten. Erzählung von Ernst Zahn. Mit Porträt	1	Quer durch die Montblanc-Gruppe. Von Maub Bundt. Mit fünf Abbildungen	71
Ausgehorbete und aussterbende Tiere. Von Dr. Friedrich Knauer. Mit zwölf Abbildungen nach Quarcen von A. Wegjerzid	21	Die Anfidlungen in Westpreußen und Posen. Von Oskar Eisner. Mit sechs Abbildungen	78
Der alte Glockenturm. Gedicht von Fritz Erdner	30	Eroberungen im Sonnensystem. Von R. Lnares, französische Spazio und Chasseurs d'Afrique.	82
Wie arbeiten unsere Herrrent. Von Th. Haller	31	Von Tanera. Mit fünf Abbildungen nach Zeich- nungen von Ernst Zimmer	83
Die Kunst und die Frauentracht. Von Alfred Mohrbutter. Mit acht Abbildungen	36	Wie ich sitzen blieb. Novelle von Jenny·Ris- Neumann	88
Das Seelind. Savoyer Erzählung von Viktor Menzel	41	Ludwig Richter. In seinem hundertjährigen Geburts- tage, 28. September 1903. Von Ludwig Holt- hof. Mit Porträt	94
Unsre künftigen Admirale. Von Johannes Wilda. Mit acht Abbildungen	52	Schulneubauten in Stuttgart. Von L. O. Mit vier Abbildungen	96
Gartensädte. Von Hans Ostwald. Mit sechs Ab- bildungen	57	Literatur	98
Im Dary. Gedicht von A. Bessell	60	Aus aller Welt	100
Die „Qual“ im Sport. Von Kurt Doerry. Mit sieben Abbildungen	61	Für müßige Stunden	108
Verbrechen und Aberglaube. Von Dr. jur. Lubw. Fuld	65	Schach	109
Der Garnisonschred. Humoreske von Theo von Torn	67	Handschreiffenburtelung	109
		Briefmappe	110

Farbige Kunstbeilage:

Gb. Cucuel: Auf der Hochzeitsreise (Titelbild).

Einschaltbilder:

Rembrandt: Die Begegnung Maria mit Elisabeth, zwischen S. 16 u. 17.	Hans Dammanu: Frühlingssürme, zwischen S. 43 u. 49.
	E. Vajarri: Tanzprobe, zwischen S. 80 u. 81.

Bilder im Text:

	Seite		Seite
A. Salinas: Traubeneise	9	E. Mattschak: Von einer Garnisonübung am Niederrhein	67
Georg Koch: Sattelplatz in Carlsborst	33	Erwin Fendl: Der Wiener Graben gegen den Stephansplatz (Text S. 93)	91
Alex Kircher: Die Steinbrücke der Kapuziner zu Spratus (Text S. 51)	45		

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Klassiker- Bibliothek

für

30 Mark.

Jeder Band ist auch
einzeln käuflich.

Goethes Werke (1304 Seiten)	M. 4.-
Grillparzers Werke (356 Seiten)	M. 3.-
Hauuffs Werke (364 Seiten)	M. 3.-
Heines Werke (1056 Seiten)	M. 3.-
Körners Werke (463 Seiten)	M. 2.-
Lenaus Werke (397 Seiten)	M. 2.-
Lessings Werke (901 Seiten)	M. 3.-
Schillers Werke (959 Seiten)	M. 3.-
Shakespeares dram. Werke (955 Seiten)	M. 3.-
Uhlands Werke (1139 Seiten)	M. 4.-

10 stattliche Bände, elegant in Leinen gebunden für **M. 30.-**

Durch die Buchhandlungen zu beziehen

Der Monat

Oftav-Ausgabe von
Über Land und Meer

21.
Jahrgang 1903/1904

Erster Band



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

AP30
A7
v. 1-41

Inhalts-Verzeichnis

I. Band. 1903-1904. Heft 1-4

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

21

Roman, Novellen und Erzählungen
Einbleder von Totengräbern, der. Jagd-
stiasse von Anton Arber, v. Verfall 193.
Garnisonstreck, der. Humoreske von
Leo von Torn 87.
Kilometerstreifer, der. Humoreske von
Leo von Torn 146.
Mener. Novelle von Georg Arber, v.
Limpfda 296.
Schatten, der. Erzählung von Ernst
Jahn 1. 119.
Schlafende Meer, das. Roman von
Maria Wiebig 225, 341.
Serkib, das. Sagenhafte Erzählung von
Walter Wienel 41.
Tropfsteinen, die. Fiktionelle Erzählung
von Karl Kampf 204.
Rater, der. Stiasse von H. Wittmeyer 418.
Bergflehene Kinder. Von Adolf Schmitt-
benner 167.
Wie ich sitzen blieb. Novelle von
Nenny Wies-Neumann 88.

**Kultur und Wissenschaft, Sitten und
Gebäude**
Ablassen, das. Ein Reiterbild aus
Niederösterreich. Von Johann Peter
380.
Anstellungen in Westpreußen und Polen.
Von Oscar Eisner * 78.
Teufliches Vereinsthaus zu Namitsch in
Köln * 249.
Neapolitanisches Straßenleben * 406.
Wachschlaf der Frauen durch Kräuen.
Von Dr. jur. Ludwig Juhl 180.
Sonntag eines Teufels. Von Otto
Ernst 409.
Verbrechen und Aberglaube. Von
Dr. jur. Ludwig Juhl 65.
Biel Karm um nichts. (Wiener Vor-
stadtbild) * 202.
Weihnachtstage in den Alpen. Stiasse
aus dem Kärntner Volksleben. Von
Danz Kerichbaum * 292.
Weinlese in Meran. Eine Schilderei
aus Tirol. Von Hub. Greinz * 113.
Wie wohnen wir? Eine volkstümlich-
liche Stiasse von Max Wang 273.

Biographien, Porträts
Begas, Heinrich, Prof. 334.
Bertola, Doctor. Zu seinem 100. Ge-
burtstag. Von Wilh. Klatt 307.
Mittagen, Victor 424.
Hraun, Kapitän des „Nils“ * 204.
Chamberlain zu Gause 202.
Ernst, Otto 409.
Hals, Rudolf, Prof. * 309.
Krautinger, Marie * 308.
Gade, Hans, Prof. * 108.
Wulfsberg, G. Reichsgerichtspräsident, 318.
Bachmann, Hamb. Bürgermeister 423.
Detlof, Wilh. Comptroleur 275.
Derbers Kunstanschauungen und das
Volksbild. Zum 100. Todesjahr des
Fichters (18. Dez. 1903). Von Prof.
Dr. Leo Kanger 311.
Kühn-Deberburg, G., Graf 300.
Kunstkritiker, deutsche, der Gegenwart.
(Mit 18 Porträts) 307.
Laffon, Wollen 200.
Leo XIII. (von Lenbach) 384.
v. Leesebon, H. G. 101

Pattelson, Alfred 213.
Peters del Bal, Raphael 310.
Pionierdenk, Hamb. Bürgermeister 423.
Pommenten, Theodor * 316.
v. Roter, Gustav 317.
Raffini, Ludwig * 316.
Richter, Ludwig. Zu seinem 100. Ge-
burtstag. (28. Sept. 1903.) Von Lud-
wig Polthof 84.
Schilf, Ad. Eberl * 106.
Schneider, Wilh., Hofschaupl. * 318.
v. Schwind, Moritz. Zu seinem 100. Ge-
burtstag. (21. Januar 1904.) Von
Carl Anton Wier * 403.
v. Schwan, Graf 319.
Wiebig, Maria 225.
Sontis, Ehrenvorsitzrat 422.
Wolfeisen, amerikanischer General 336.
Jahn, Ernst 1.

Aus hohen Breiten

Kdalsbert, Prinz von Preußen 423.
Friedrich, Kronprinz von Preußen * 424.
Kreiditz, Carl, Ministerin von Preußen,
mit ihren sechs Söhnen 424.
König, Prinz der Niederlande 213.
Wilhelmina, Königin d. Niederlande 213.

Geschichte und Beitergebnisse. Takte

Chamberlain zu Gause. Zum Jubiläum
des engl. Kolonialministers * 292.
Geburtstagsfeier des Kaisers von China.
(Gruppenbild) * 214.
Kronprinz Friedrich und der Beteran
von Aehrenlin * 302.
Männlichkeit des Saldpolarforschers
„Wauk“ * 421.
Panama, die neue Republik * 426.

Natur

Ausgehobene und aufstrebende Tiere.
Von Dr. H. Knauer * 21.
Erdergebnisse im Sonnensystem. Von
R. 82.
Herbstfärbung. Von Th. Haller 164.
Herbstfang der Vögel, der. Klauerei
von Arth. Stowronnel 160.
Hummel-Trompeter, der. Klauerei
von Wilh. Wölke 143.
Marsianale als Nusskorn, die. Von R.
201.
Orchideen, heimische und fremdländische.
Von Th. Seemann * 205.
Palme del Cura in Föder (Spanien) * 192.
Laubentfärbung * 148.
Weinlese in Meran. Von Rudolf
Greinz * 113.
Zebroiden. Eine praktische-zoologische
Zufunftsfrage von Hanns W. v. Radich
* 393.

Fäbner- und Fäbherkunde. Stäbdebilder

Alwar (Vorderindien): Der Maharadscha
und sein Reich. Von Ernst v. Sef-
wartegg * 309.
Anstellungen in Westpreußen und Polen.
Von Oscar Eisner * 78 * 249.
Bern: Das neue Stadttheater * 316.
Wuhapelt: Elisabeth-(Schwarz)bride * 216.
China: Geburtstagsfeier für den Kaiser
Kuang-hü. (Gruppenbild) * 214.
Freudburg a. d. U.: Jahn-Museum * 210.
Gartenstädte in Amerika. Von Hans
Littwald * 67.

Palle a. S.: Die neue Pauluskirche * 106.
Pannover: Polizeipräsidialgebäude 425.
Peiselsberg: Die neue Stadthalle * 104.
Polfamsburg * 181.
Polandische Volkstracht in Wolendam.
Von Ludwig Polthof * 149.
Jungfraubahn: Restaurant Eigerwand
* 102.

Kalifornien: Traktseilbahn auf den
Mount Rome in der Sierra Madre.
Von Malwina Pampadius * 309.
Mainz: Christustafel * 100.
Meran: Weinlese. Eine Schilderei aus
Tirol. Von Rudolf Greinz * 113.
Mittelländische Gruppe, quer durch die.
Von Max Wundt * 21.
Montreal: Bifurkationsbrücke * 216.
Nancy. Von Bruno Bruni * 182.
Neapolitanisches Straßenleben * 406.
Panamafahrt und -Hafen * 426.
Piere di Cadore (Tizians Geburtsort).
Von E. v. * 301.
Saratov: Die Steinbrüche der Kapu-
ziner * 61.
Tübingen: Burg Ploue. Kunstbeilage
vor S. 226.

Weihnachtstage in den Alpen. Stiasse
aus dem Kärntner Volksleben. Von
Danz Kerichbaum * 292.

Wien: Werthmanns Sterbehause * 217.

Wiener „Graben“ * 93.

Kunst

Gedanken über Kunst 340.
Klassiker-Angebaben in der bildenden
Kunst * 304.
Kunst und Krautrecht. Von Alfred
Wichbauer * 98.
Kunstkritiker, deutsche, der Gegenwart.
(Mit 18 Porträts) * 307.
v. Lenbach, aus der Werkstatt Franz.
Von Franz Wölke * 303.
Tizians Geburtsort: Piere di Cadore.
Von E. v. * 301.
Weihnachten in der klassischen Kunst.
Von Prof. Dr. Wb. Deud * 261.

Kunstbau

Christliches Vereinsthaus zu Namitsch in
Köln * 249.
Gartenstädte. Von Hans Littwald * 67.
Jahn-Museum, das neue, in Argu-
burg a. d. U. * 210.
Pauluskirche in Gause a. S. * 106.
Polizeipräsidialgebäude in Pannover
* 425.
Schulneubauten in Stuttgart: Das neue
Königin Katharina-Eilf und Ober-
hard Ludwig-Gymnasium. Von
E. v. * 103.
Stadthalle in Peiselsberg * 104.
Stadtheater in Bern * 316.
Stadtheater in München * 422.
Wiener „Graben“ * 93.

Bücherei

Befreiung der Luette. Marmorgruppe
von Josef Fu * 168.
Brunnen-Entwürfe, neu, für München
* 219.
Festmal für Prinzregent Luitpold in
München * 100.
— — Kaiser Maximilian I. in Cor-
mons * 105.
— — Richard Wagner in Berlin * 207.

Denkmal für Johannes o. Miquel auf dem Friedhof zu Frankfurt a. M. *210.
 — Kaiserin Augusta in Köln *211.
 — Franz Friedrich III. in Köln *211.
 — Franz List in Stuttgart *218.
 — Kaiser und Kaiserin Friedrich vor dem Brandenburger Tor in Berlin *321.

Einheitsdenkmal in Frankfurt a. M. Von Hugo Kaufmann *320.
 Frühlingsstürme. Bronzeplastik von Hans Tammann. Kunstbeilage vor S. 49.

Kapitan Braun auf dem untergehenden Altis. Bildgruppe von Gustav Gelein *294.
 König Heinrich-Strumen in Merseburg. Von Paul Juchoff *417.

Malerei

Alle Meister
 Anbelung der Hirten. Von Membrandt. Kunstbeilage vor S. 261.
 Begegnung Maria mit Elisabeth. Von Membrandt. Kunstbeilage vor S. 17.
 Christus und die Jünger in Emmaus. Von Membrandt *265.
 Kaffaker in der biblischen Kunst *304.
 Madonna aus dem Hause Orleans. Von Raffael. Kunstbeilage vor S. 305.
 Weinachten in der klassischen Kunst *251.

Neue Gemälde

Meliet, im. Von Walter Thor *233.
 Bildnis der Frau v. Lenbach. Von Franz v. Lenbach. Kunstb. vor S. 341.
 Blumen, unter. Von Stefano Rosso *379.
 Christmette in den Bergen. Von Th. Klee haas *285.

Eiternhaufe, im. Von Franz v. Teregger. Kunstbeilage vor S. 357.
 Peterabend. Von Mathias Schmid *195.
 Garnisonübung am Niederrhein. Von E. Mattschak *67.

Gewinnstrage, eine. Von Ferd. Brüll. Kunstbeilage vor S. 309.
 Heimkehr vom Markt. Von Hermann Knopf *342.
 Herkulesmorgen. Von Chr. Kröner. Kunstbeilage vor S. 129.
 Hofgesellschaft. Von Carl Seiler. Kunstbeilage vor S. 177.

Hohkönigsburg. Von Fritz v. Wille *173.
 Kinderbildnis. Von Franz v. Lenbach. Kunstbeilage vor S. 333.
 Kronprinz Friedrich und der Beleran von Fehrbellin. Von Erich Mattschak *365.

Lenbachs, Bildnis-Schöpfungen Franz von
 Letzte Stunde. Von Albert Baur. Kunstbeilage vor S. 145.
 Mutter und Kind. Von Fritz Klimsch *413.
 Mutterbild. Von Carl Wladé *375.
 Neue Nachrichten. Von Mathias Schmid *283.

Notturno. Von A. v. Broecker *115.
 Salletplatz in Carlsruhe. Von Georg Koch *33.
 Sie alle folgen dem Stern. Von Peter Janen. Kunstbeilage vor S. 241.
 Symphonie, eine. Von Moritz v. Schwind. Kunstbeilage vor S. 405.
 Tanpoper. Von E. Balatti. Kunstbeilage vor S. 81.

Teufelsee. Von Walter Leistikow. Kunstbeilage vor S. 421.
 Traubenlese. Von H. Salinas *9.
 Träumerei. Von F. v. Knauth *261.
 Weinachten. Von Graf Leop. v. Kaldreuth. Kunstbeilage vor S. 285.

Zeichnungen

Jagdrennen, unterbrochenes. Von Th. Zeman *125.

Modellmarkt an der Münchener Kunstakademie. Von Franz B. Zoubel. Kunstbeilage vor S. 397.
 Premiere, in der. Von Ed. Cucuel 291.
 Profi Neujahr! Von Heinrich Meißig *311.
 Steinbrüche der Kapuziner zu Syralus. Von Alex Richter *45.

Tennis. Von Ed. Cucuel *137.
 Tuareg, franz. Spahis und Chasseurs d'Afrique. Von Ernst Zimmer *83*7.
 Viel Säem um nichts. Von August Mandlitz *203.

Weinlese in Meran. Von Ernst Denfeler *113*117.
 Wiener Straben gegen den Ziefenplatz. Von Erwin Wendt *41.

Wiederholte Reproduktionen

Burg Blau in Thüringen. Nach einer Zeichnung von Ernst Liebermann. Kunstbeilage vor S. 225.
 Frühlingsstürme. Bronzeplastik von Hans Tammann. Kunstbeilage vor S. 49.

Hochaltdreise, auf der. Nach einem Aquarell von Ed. Cucuel. Kunstbeilage vor S. 1.
 Orakel, heimische und fremdländische. Nach Aquarellen von Chr. Volzler *265*272.

Tiere, ausgehorbete und aussterbende. Nach Aquarellen von A. Wegersid *21*28.
 Weinlese in Meran. Nach einem Aquarell von Ernst Denfeler. Kunstbeilage vor S. 113.

Kunstgewerb. Naturausgaben

Porzellanmanufaktur zu Berlin, aus der Jgl. *154.

Miß Deloil mit ihrem Lieblingslöwen *275.
 Taubenfütterung *148.

Lehnh. Industrie, Handel und Verkehr
 Automobil-Tampfspritze, die neue, der Kölner Feuerweh *429.
 Teufsch-bänische Tampffahnenverbindung. Wartenmünde-Gießer. Von Bernh. Mann *197.
 Traktorenbau in der süditalienischen Sierra Madre. Von Malwina Lampadius *369.

Elektromagnetische Stürme. Von Otto Jenich *414.
 Elisabeth-(Schwurplatz)-Brücke in Dubapest *216.
 Motor-Danjon in London *106.

Selbstfahrer und Arme. Von Major A. T. v. Neben *157.
 Viktoriabrücke der Montreal *215.
 Wie das Münchener Bier entsteht. Blauderei von B. Kaucheggner *277.
 Wie unser Eisenfahrtr entsteht. Von Hans Schwald *384.

Heilwissenschaft und Gesundheitspflege
 Entbillungen des Blutes, die. Von Theo Seelmann *378.
 Gartenstädte. Von Hans Schwald *57.
 Sport und Hypnose. Von Balduin Großer *364.

Wie arbeiten unsere Nerven? Von Th. Haller *31.
 Wie wohnen wir? Eine volkswirtschaftliche Skizze von Max May *273.

Rechtshunde

Rechtsschutz der Frauen durch Frauen. Von Dr. jur. Ludwig Fuld *150.
 Verbrechen und Aberglaube. Von Dr. jur. Ludwig Fuld *65.

Militär und Marine

Admirale, unsere künftigen. Von Johannsen Wilba *62.
 Garnisonübung am Niederrhein *67.
 Herbstmanöver der deutschen Kriegsstotte. Von E. *102.

Kriegsschule, auf. Militärische Schule von Karl August von der Binnau *282.
 Schamerisches Feldgeschütz, neues *422.
 Selbstfahrer, die, und die Arme. Von Major A. T. v. Neben *157.
 Tuareg, französische Spahis und Chasseurs d'Afrique. Von Tanera *83.

Sport und Jagd. Mode

Einsteher vom Totengraben, der. Jagdstisse von Ant. Frdr. v. Perfall *193.
 Jagdrennen, unterbrochenes *126.
 „Lual“ im Sport, die. Von Kurt Zozers *61.

Luer durch Montblanc-Gruppe. Von Max Wank *221.
 Nennen in Lubwigslust *218.
 Sattelplatz in Carlsruhe *233.
 Sport und Hypnose. Von Balduin Großer *366.
 Tennis. Von Alfred Ehrmann *137.

Trauertracht und Frauen Schönheit *236.
 Holländische Volkstracht in Volendam. Von Ludwig Polzihof *149.
 Kunst und Trauertracht. Von Alfred Wohbrutter *38.

Fische

Mugenbild, der. Von Hanns von Gumpenberg *275.
 Tunkel, im. Von Max Wank *300.
 Fliegendes Blatt. Von G. Jentzke *202.
 Glocienbaum, der alte. Von Fritz Erdner *20.

Goldnen Dahn, im. Von Rich. Zoosmann *145.
 Datz, im. Von H. Bessel *60.
 Keschelchindeln. Von Gertrud Freinle Fort *322.
 Neues Jahr. Von Rudolf Herzog *268.
 Notturno. Von Max Koch *115.

Temperamente, die. Von Ernst Willich *183.
 Wehnacht. Von Ernst Willich *244.

Musik und Theater

Musikabende beim Kaiser *421.
 „Electra.“ Von Hugo v. Hofmannsthal. (Athenmösira und Electra) *318.
 „Junfer Kai.“ Von Holger Trachmann. (Sollen Lassen als „Gerd.“) *460.
 „Maria Teresia.“ Von Franz v. Schönthan. (Stratulationsstanz der Prinzessinnen.) *317.

„Sturmgelelle Sofrales.“ Von G. Zuberermann. (Oratorium u. Melodram.) *207.

Aus aller Welt

100, 207, 315, 421.
Literatur
 Ferders Kunstanschauungen und das Volksbild. Von Prof. Dr. Leo Zanger *311.
 Klassiker der Kunst *304.
 Belpodungen 98, 206, 314, 420.
 Eingegangene Bücher (Titel) *328.

Handchriften-Beurteilung

102, 219, 329.
Schach
 102, 218, 323, 423.

Für müßige Stunden

105, 218, 323, 423.
Dienstag
 110, 220, 325, 428.





Auf der Hochzeitsreise
Nach einem Aquarell von Ed. Cucuel



Der Schatten

Erzählung

von

Ernst Zahn



I

Das Reußtal aufwärts manövriert ein Infanterieregiment. Auf der Landstraße hält der Stab eines Bataillons, der Major und sein Adjutant zu Pferde, eine Schar jüngerer Offiziere zu Fuß; hinter ihnen schlängelt sich die Reihe der Soldaten talwärts.

„Leutnant Renner!“ befiehlt der Major; die Stimme schnarrt kriegerisch. Der Genannte tritt vor, salutiert, steht stramm aufgerichtet; der Kommandant hat sich den stärksten aus der Schar ausgelesen; neben ihm sehen die andern aus wie schlaffe Weiden neben einem Eichstamm. Der Leutnant Renner ist ein in die Uniform gesteckter Bauer.

„Sie sehen die Hütte dort höher am Berg jenseits der Reuß,“ sagt der Major.

„Zu Befehl, Herr Major, die Intschihütte,“ gibt der andre zurück und schlägt die Abfäße zusammen; in seinem Ton liegt etwas wie: da herum kannst mich fragen, was du willst, das kenne ich wie meine Tasche.

„Nehmen Sie mit zehn Mann bei der Hütte Stellung. Weichen Sie nicht, bis Sie abgerufen werden. Melben Sie, wenn auf der Straße sich Auffälliges zeigt.“

Leutnant Renner stößt auf die Weisung seines Vorgesetzten abermals ein kurzes

„Zu Befehl“ heraus, dreht sich um und eilt zu den Soldaten zurück. Kurz darauf marschirt er mit seiner Abteilung die Straße bergan, der ihm gewiesene Hütte zu.

Der Tag ist heiß. Staub liegt auf der Landstraße, Staub klebt am Buschwerk und an den Gräsern, die aus den Matten in die Straße hängen. Der Wind hat in das graue Straßmehl geblasen, nun ist es weit hinan an die grünen Lehnen gestreut. Der Leutnant und seine Untergebenen stampfen fürbass; anfangs ist ihre Haltung stramm, ihr Schritt regelmäßig, als jedoch eine

Wendung der Straße sie den Blicken der Zurückgebliebenen für eine Weile entzieht, wird beides nachlässiger. Sie laufen dahin wie der Bauer über Heimboden läuft. So sind die Urwäter im Hirtenhemd mit Morgenstern und Hellebarde schwerfällig über die Bergwege geschritten; die Nachkommen hat man in Uniformen gesteckt, hat sie gedrillt, aber der Drill fällt alle Augenblicke ab wie schlecht zugedöpsftes Gewand; was zurückbleibt, ist der Bauer, wie er vor tausend Jahren schon im Lande saß.

Der Leutnant Renner trägt den Säbel unterm Arm. Er dreht einmal das wetterharte, bleiche Gesicht kurz nach den ihm Folgenden zurück.

„Da hinüberhocken,“ knurrt er, „das kann kurz-



Ernst Zahn

weilig werden! Die andern steigen über den Fruttner Berg. Da können wir wie die Verlorenen inzwischen ins Leere gaffen." Damit blickt er wieder dem höher am Berge liegenden Ziele zu; sein Gang hat etwas Verdrossenes; an der knappen Uniform zeichnet sich das harte Muskelwerk seiner Arme und Beine; in dem stoßweisen Vorwärtsbewegen seines hochgewachsenen Körpers liegt etwas von der rohen Kraft eines ziehenden Stieres. Seine Worte haben den Soldaten die Zunge gelöst. Sie heben eine ungezwungene Unterhaltung an; eines und des andern Rede gilt dem Offizier; der antwortet gar nicht oder nur mit einem kurzen Ja oder Nein. Inzwischen kommt der Wald, der dunkle, totenstille Tannenwald, der bislang hoch oben die Mattenhalden gesäumt hat, an die Straße herab gestiegen. Wie zwei mit einer faulen Bewegung die Leiber deh nende Riesen treten die Berge diesseits und jenseits der Neuz näher zusammen. Zwischen ihnen in engem, felsigem Bett tief unter der Straße zischt der Fluß; der hat eine Verwandtschaft mit dem Wesen des Leutnants; er wirft sich an die Felsen mit roher Gewalt: „Durch will ich.“ Ueber der Straße und dem Wald und den Felsenzacken, die wie Ruinen gewaltiger Burgen aus dem Walde aufsteigen, steht der heife blaue Himmel.

Die Schar der Soldaten stampft voran, über eine Brücke, dann steiler an. Ein Stück unterhalb der Stelle, wo die Straße sich in den Wald verliert, steht die Jantschihütte.

„Nicht einmal ein Wirtshaus ist in der Nähe,“ murrte einer aus der Schar, die sich dem Holzbau nähert. Der Leutnant Renner läßt seine Augen über die Hütte und ihre Umgebung schweifen, helle, graue, tiefliegende Augen; von diesen, die kohlschwarze Wimpern und ebenfölsche Brauen haben, hat einer seiner Soldaten noch heute morgen das Bild gebraucht, daß sie wie Lichter seien, die im schwarz ausgeschlagenen Flur eines Trauerhauses brennen.

Der Leutnant sagt ein raues „Halt“. Seine Stimme ist von einer leisen Heiserkeit belegt, als hätte er sich überschrien. Die Soldaten stehen mit einem Ruck. Der Offizier schwingt sich auf die Matte hinauf, die an der Straße in einer von Grünwerk durchmusterten Mauer endet. An der hängenden Matte hin steigt er der braunen Hütte zu, die unsauber dasteht, wie ein ungewaschener Mensch. In ihrem Unterbau aus roh verputztem Mauerwerk liegt der Stall, seine Tür steht offen, ein schmiegiger, beplasterter Worpstock liegt daran. Ueber dem Stall steht das Holzstockwerk mit den Wohnräumen für die, denen die Jantschihütte gehört. Das Holzwerk ist schwarz und rissig, unglücklich alt, an den niedern Stuben fehlen ein paar Scheiben; die noch da sind, sind blind, schwarz fast wie das Holzwerk selber. Der

Leutnant Renner wirft einen flüchtigen Blick nach den Fenstern hinauf, an denen zwei Weiberköpfe sichtbar sind, ein alter und ein junger; dann geht er vorüber, biegt um die Hütte und steigt hinter ihr auf eine Bodenschwellung, von der ein unerwarteter Auslug ist. Zwischen den Waldtannen hindurch läßt sich weit hinauf die Straße ins Gebirge verfolgen. Ein paar herumliegende Felsbrocken sind wie Wälle für Wachtposten bereitet. Der Leutnant nickt unwillkürlich. Dann ruft er seine Leute und verteilt sie, hierhin, dorthin, einen Posten schiebt er bis an den Wald vor, einen andern stellt er unter die Tannen, die dräuend wie schwarze Wächter vom obern Mattensaum auf die Jantschihütte niederschauen. Er selber mit vier Mann wirft sich hinter die Steine ins Gras. So hocken sie, und die Sonne brennt auf sie nieder.

Unten aus dem Stall ist ein Mensch getreten, mittelgroß, barfuß, die Füße von einer Schmutzkruste überzogen, in rauher, schwerer Hose, die ein Ledergurt hält, und in schmutzgrauem Hemd. Er hat einen grauen Wollkopf, alte wetterbraune Züge und hellblaue Augen. Er späht nach den Soldaten hinauf, murmelt einen Fluch und etwas von „Gras zertreten“ in sich hinein und geht wieder an seine Stallarbeit zurück. Der Leutnant hat den geifernden Alten halb höhnisch, halb belustigt angesehen, jetzt schlägt er eine kurze, heifere Lache auf und sieht seine Soldaten an.

„Der Zureich-Baschi,“ sagt einer von diesen. Ein anderer, junger, vorlauter fällt ein: „Dem sein Großvater ist der letzte gewesen im Land, den sie geföpft haben.“

„Ich weiß,“ sagt der Leutnant mit gleichgültigen Achselheben.

„Seither haben sie den Gestank nicht mehr aus der Hütte gebracht,“ wirft der erste grob ein.

„Sie haben sich auch keine Mühe gegeben,“ sagt einer von denen, die bisher geschwiegen haben, faul daher, wie sich's in der Sonnenhitze redet.

„Wiezo?“ Damit dreht sich der Leutnant ihm zu.

„Bah,“ gibt der zuletzt gesprochen hat, der Fieber, zurück, der ein Kind der Gemeinde ist, zu der die Jantschihütte gehört, „bah, dem Zureich sein Vater ist der größte Holzfreier und Wilddieb gewesen talauf und talab; der da unten, der Baschi, hat's ihm nachgemacht! Ist es wahr oder nicht, Sepp?“ wendet er sich an den Kameraden, der das Gespräch angehoben hat. Dieser, ein blatternarbiger Mensch mit Triefaugen und wulstigen Lippen, nickt, gähnt und meint mit einer fetten Stimme: „Und seine Mädchen erst! Die beiden ältesten sind dienen gegangen. Die erste hat ihren Dienstherrn zu St. Felix bestohlen hinten und vorn, die zweite ist sonst nicht sauber, heimkommen darf keine mehr. Wir Steger verbitten uns derlei Volk.“

„Donnerschöne Mädchen sind sie gleichwohl alle,“ plagt der Vorlaute, Zunge wieder dazwischen.

Der vierte Soldat, ein hartloser hagerer Mensch, der im Bergland fremd ist, hat nichts dazu zu sagen. Er sieht, am Gang hockend, die Ellbogen aufs Knie gestützt, nach der Hütte hinunter; der Ausdruck seiner Züge ist gleichgültig; aber plötzlich springt Leben hinein; unwillkürlich neigt er sich vor. An der Hütte unten liegt ein morscher Holztrög, in den aus einer rostigen Eisenschleife das Wasser einer Quelle fällt. Zu dem Brunnen ist ein Mädchen getreten.

„Hm,“ räuspert sich laut, damit die am Brunnen ihn hören soll, der den andre Sepp genannt hat; seine Augen glänzen. „Dem Baski die Jüngste,“ murmelt er nach dem Leutnant hinüber. Die Augen von allen fünf hängen an der am Brunnen stehenden Gestalt. Die steht wie ein schlanker junger Baum im Licht der Sonne.

„Ein Freßsen wäre sie, die da,“ sagt der Sepp, es klingt, als schlürfe er einen Ledetrunk. Das Mädchen am Brunnen hat einen Eimer unter die Achse gestellt; mit der linken Hand hält sie ihn leicht auf dem Brunnen fest, die rechte stemmt sie in die Seite. Beide Arme sind nackt bis zum Ellbogen, sind rund, und ihre Haut, wie die des Halses, wo dieser aus dem gestickten, braunen Rock tritt, hat einen fremdartigen Schmelz. Die Gestalt ist von großem Ebenmaß, das braune Haar des schlanken Kopfes, obwohl wild und nachlässig aufgesteckt, weich und schön.

„Hm,“ räuspert sich der Sepp noch einmal. Die am Brunnen dreht sich um. Sie hat einen festen, feinen Mund, den ein halb höhnisches, halb allzupreies Lachen umspielt. Aus Augen, deren Pupillen so schwarz sind, daß sie wie zwei Kugeln im Weiß stehen, sendet sie einen herausfordernden Blick zu den Soldaten herauf.

Der Leutnant Marianus Kenner richtet sich vom Grafe auf, langsam; es soll keiner ihm ansehen, daß er Eile hat, mit der da drunten Bekanntheit zu machen. Er dehnt und reckt sich, sein im Gegensatz zu dem starken Körper hageres, von schwarzen Hartstoppeln bedecktes Gesicht rötet sich leicht, in seinem Blick glimmt es; vielleicht aber ist es nur der heiße Schein der Sonne, der sich auch in Augen spiegeln kann. Langsam schnallt er den Säbel los und läßt ihn ins Gras klirren; einen Daumen in die Hosentasche gehängt, steigt er zu dem Mädchen hinab. Der Fieber stößt dem Sepp den Ellbogen in die Rippen; ihre Blicke kreuzen sich verständnisvoll und suchen Weisfall in denen der andern.

„Der geht sich die Zeit verkürzen,“ sagt der, der bisher geschwiegen hat.

„Oho, der ist auf die Weiber, wie der Fuchs auf die Fühner,“ raunt der Fieber.

„Kennst du ihn so nah?“ fragt der Ortsfremde.

„Wer den nicht konnte hier herum!“ fährt der Fieber fort. „Von dem gehen ein paar Stücklein im Land. Wenn er nicht dem Ratsherrn seiner wäre zu Oberalpen, so möchte nicht immer alles glatt abgegangen sein.“

Der Jüngste wiegt den Kopf. „Ach bah, wild ist er, trinken kann er, und die Weiber hat er gern, das ist wahr, aber —“

„Angehen tut es ja keinen,“ wirft der Ortsfremde ein, der ein ruhiger Mann ist und nicht gern über andre reden hört.

Der Leutnant steht indessen schon unten bei der Zureichtochter.

„Tag,“ sagt er, „kennst mich noch?“ Er bohrt die Augen mit vertraulicher Dreistigkeit in die ihren.

„Ich bin auch schon da vorüber gekommen,“ fährt er fort, als das Mädchen aufrecht und kühl da steht und seine Worte so gleichgültig fallen hört wie das Wasser, das schon über den Rand ihres Eimers hinausläuft. Erst jetzt dreht sie sich ihm zu und sieht ihn an. Eine Erinnerung scheint in ihr aufzudämmern; verwundert forscht sie in seinem Gesicht und läßt dann den Blick halb in Staunen, halb mit unverhohlenem Wohlgefallen über seine Uniform gehen. „Ja, seid Ihr nicht —“ fragt sie.

„Der Kenner von Oberalpen,“ hilft er nach, „fünf-, sechsmal bin ich schon mit Holz da vorbeigefahren.“

Das Zureichmädchen lächelt zum Bescheid; ihre Gedanken sind indessen auf der Wanderschaft. Sie vergegenwärtigt sich die Zeiten, da sie den Kenner gesehen hat. Bei einer der Schwestern, die jetzt fort ist, ist er zweimal gestanden, dessen erinnert sie sich. Auch schön getan hat er jener! Und nachher ist die Rede von ihm gegangen, und daß er ein Reicher aus dem Oberland sei.

„Habt Ihr Dienst?“ fragt sie.

„Ja,“ gibt er zurück und streicht mit zwei Fingern wohlgefällig den erst sprossenden schwarzen Schnurrbart. „Vielleicht kann ich den ganzen Tag da um die Hütte herum hocken,“ fügt er hinzu. Inzwischen nimmt das Mädchen den Eimer vom Brunnen und schiebt sich an, wegzugehen. Der Leutnant schießt einen blizartigen Blick zu den Soldaten hinauf. Wenn er sich auf die richtige Seite stellt, verdeckt ihn die Hütte den Gaffern. So tut er ein paar Schritte, packt am Eimerhenkel mit an und hilft dem Mädchen das Wasser bis zum Hause tragen. Dort stellt er den Eimer mit solcher Pflöcklichkeit zu Boden, daß auch das Mädchen nachgeben muß. Dann weiß er es einzurichten, daß er einen Blick zur Stalltür hinein zu tun vermag; der Zureich, der Bauer, ist nicht mehr dort. „Du hast da auch ein langweiliges Hocken,“ knüpft er das Gespräch mit dem Mädchen wieder an. „Halb aus der Welt! Bis zum Dorf kann einer laufen, gerade laufen kann einer.“

„Ja,“ gibt sie zu. „Einsam ist es schon, darum sind die Schwefelsterne fortgegangen.“

Der Leutnant lehnt sich ans Haus, er hat ihre Hand zu erfassen gewußt, mit der er spielt. Er weiß, wie einer mit Weibern umgehen soll; sie gibt sich auch nicht die Mühe, die Hand frei zu bekommen.

„Wie heißest?“ fragt er wieder und zieht sie vertraulich zu sich heran. „Violanta,“ gibt sie Bescheid und blickt ihn dabei mit Augen an, in denen Staunen und Neugier neben einer Art stolzer Zurückhaltung leuchten.

„Den Namen hörst sonst auch landauf, landab nicht,“ meint der Leutnant. Sie zuckt die Achseln. „Die Mutter hat für alle drei so verrückte Namen ausgesucht,“ sagt sie schroff.

Die Mutter, die sie nennt, steht in dem Augenblick oben an der baufälligen Treppe, die zur Hütentür führt und an deren Fuß der Leutnant und die Violanta noch immer verweilen. Ein zerlumptes Weib, hoch, hager, schmutzig, alt, in einem Rock, der die Spuren schweren Tragens, und mit einem Gesicht, das die Spuren schweren Lebens an sich hat. In dem lederfarbigen, runzligen Gesicht stehen schwarze Brauen und schwarze Augen; die Violanta hat sie gerobt; aber in den Zügen der Alten heben sie nur das Herzenhafte des Ausdrucks.

„Kommst bald mit dem Wasser?“ krächzt sie mit einer heiseren Stimme über die Treppe herab. Dabei grinst sie den Leutnant, der des Mädchens Hand noch immer hält, mit einem frechen, gemeinen Lachen an. „Ihr könnt ja mit heraufkommen,“ sagt sie zu ihm; selbst dem Renner, der kein Feiner und Wählerischer ist, eckelt vor dem Weibe. Er wendet sich mit einer wegwerfenden Bewegung und geht davon, der Violanta einen langen Händedruck als Andenken zurücklassend. Dieser sind zwei rote Flecken auf die schönfarbenen Wangen geflogen. Sie steigt die Treppe hinauf und geht an der Mutter vorbei wie an einem Stück Holz. Es ist keine Liebe zwischen beiden.

II

Der Tag vergeht. Oben in den Matten hocken die Soldaten, vergessen, verschlafen. Der Leutnant Renner steht wieder bei der Violanta. Den ganzen Tag ist er der nachgestrichen, feinstrengen hätte von der feindlichen Abtheilung die Strafe herabkommen können, wer wollte. Der Renner kümmert sich den Teufel um Pflichten, wenn er seinem Vergnügen nachgeht; das hat er immer so gehalten! Drüben ist das Bataillon über den Fruttner Berg gestiegen; auch der Stab ist ihm nachgezogen.

„Rein vergessen haben sie uns,“ lacht der Feldier oben an der Lehne.

Der Leutnant steht bei der Violanta an der Kapelle, die am Waldeingang oberhalb der Zutschi-

hütte sich erhebt. Diesmal hat er das Mädchen für sich; keiner stört sie.

Zu der St. Matthiaskapelle kommen die Bauern wallfahrten, wenn sie Herzensnot haben. Die hohen Waldstämme beschatten den morschen, grauen Kapellenbau. Eine Mauer schließt den kleinen Vorraum gegen den Fluß hin ab, der in der Tiefe zischt.

Der Tag ist am Versinken. Die Sonne brennt nicht mehr, dennoch ist es heiß; es ist, als dehnten sich die Felsen und Steine atmend und stießen die Blut wieder aus, die sie tagsüber eingefogen. Die Tannen stehen reglos; etwas Erhabenes liegt in der Totenstille, mit der sie ihre Wipfel über der Kapelle halten. Der Himmel ist fern, von absterbendem Blau, in dem es wie ein unbestimmtes Silberzucken kommender Sterne geht. Weitaus und verloren wandern Töne wie von singenden Kinderstimmen, fast als zöge ein Kreuzzug kleiner Menschen über einen fernen Berg. Auf der Höhe im Westen von der Fruttner Kirche her läutet die Aueglocke. Der Wind verträgt die Töne dem höchsten Wald zu, nach den Firnen hinauf.

„Ist dir der Tag nicht kürzer gewesen als sonst?“ fragt der Leutnant die Violanta. Diese zuckt die Achseln und setzt sich auf die Mauer ob der Wildbachtiefe. Der Renner steht zwei Schritte von ihr entfernt. Sein Blick schleicht mit einer versteckten Eier über die schönen Linien ihres Körpers. Aus der Violanta kann ein statliches Weib werden!

„Soll ich einmal wiedertommen?“ fragt er. Seine Stimme ist nicht mehr laut; sie ist wie der heiße Atem des Abends. Dabei hat er herantretend den Arm fest um die Gestalt des Mädchens gelegt. Dieses gibt auf seine Frage gleichgültig Bescheid: „Warum nicht? Wenn Ihr wollt!“ Aber dem Arm entwindet sie sich nicht, läßt es auch geschehen, daß er das Gesicht an das ihre drückt und sie küßt. Sie sieht dabei immer irgendwohin ins Leere; ihr Atem geht nicht rascher.

Der Renner flüstert ihr heiße Worte zu und umspannt sie fester mit beiden Armen; er hat etwas in seiner Art, das einem Mädchen wohl den Kopf wirr machen kann. In diesem Augenblick kommen Hufschläge durch den Wald herab. Der Leutnant lauscht unwillkürlich. Es ist leicht zu unterscheiden, daß sich ein Reiter naht. Er läßt die Violanta sitzen und tritt in die Straße hinaus. Ein Adjutant sprengt auf der Bergstraße heran.

„Vorwärts, Herr Leutnant. In Fruttellen ist Nachquartier. Führen Sie ohne Zögern Ihre Leute dahin.“

Der Leutnant nimmt die Meldung in dienstlicher Haltung entgegen. Der Adjutant salutiert, wendet sein Pferd und sprengt seines Wegs zurück. Mit zwei Schritten ist Renner wieder bei

dem Mädchen. Er packt ihren Arm mit einem zwingenden Griff. „Morgen ist Sonntag,“ leuchtet er hastig. „Da bin ich dienstfrei. Morgen abend komme ich, hörst? Läßest mich ein, hörst? In deine Kammer, hörst?“

Sein Blick geht ganz nah in den ihren; dabei ist der seine wie ein flackerndes Feuer, der ihre verträumt, als wanderten ihre Gedanken weit ab. Er wartet ihre Antwort nicht ab, sondern wendet sich rasch und geht nach der Hütte hinab. Auch ohne weitere Worte bleibt der Violanta der aus seinem Gebahren sprechende Bescheid zurück: nein sagst du mir doch nicht!

Das Mädchen erhebt sich nach einer Weile, sie dehnt die Arme leicht, streckt sich zu ihrer schlanken Höhe und schreiet bedächtigt der Hütte zu. Auf der Straße vor dieser stehen die Soldaten, ein paar Scherze fliegen ihr an, als sie vorübergeht, der Leutnant streift sie mit einem raschen Augenblick, dann schallt seine raube Stimme laut und barsch: „Vorwärts marsch!“ Die kleine Schar zieht bergan und waldein.

Das Mädchen steigt über die Steintreppe in die Matte hinauf, lässig wendet sie den Kopf nach den Davonziehenden. Der Zureich, ihr Vater, tritt aus dem Stalle und neben sie. „So, kommst auch wieder einmal?“ sagt er: Die Violanta dreht sich wortlos von ihm ab und wendet sich der Hütte zu.

Einen Augenblick später hantiert sie oben in Stube und Küche, wo die Mutter sie mit Reifen empfangen hat. Stube und Küche in der Zureichwohnung sind widerlich verwahrlost, wie anderswo kein Viehstall. In der Stube liegt eine Kofschicht auf dem tannenen Boden, eine Staubschicht über Fenstern, Stühlen und Gerät, eine Fettschicht auf der Matte des runden tannenen Tisches. Die Küche ist heiß, schwarz, dumpf, voll Rauch, der gute Rahmen zur Zureichin, die, wie sie keisend darin steht, nur noch der Krallen und des Besens ermangelt, damit die Hexe vollständig ist.

Zu verwundern ist, daß die Violanta an sich selber so sauber ist. Dabei sticht die Ruhe und Lässigkeit ihres Wesens sonderbar gegen die hastige, verahrene Art der verkommenen Alten ab. Eine Weile gehen die zwei Frauen hin und wider; die Violanta legt einmal auf den fetten Tisch in die Stube drei Löffel und stellt eine grüne Flasche dazu. Kurz darauf kommt der Zureich die Treppe heraufgestiegen; er trägt einen Schwalm von Schweiß und Stallluft in die Stube hinein, tritt gleich an den Tisch, packt die Flasche und setzt sie an die Lippen. Erst nachdem er einen tüchtigen Zug getan hat, läßt er sich auf einem der Bretterfüße am Tische nieder. Die Zureichin trägt eine irdene Schüssel herein, mit einer unappetitlichen, dampfenden Brühe darin; mit schlürfenden Schritten — sie hat unförmige,

zertratene Filschuhe an den Füßen — geht sie zum Tisch und setzt die Schüssel nieder; weil sie diese krumm hält, läuft auf einer Seite die Brühe aus und ihr über die Hand; da flucht sie, zieht die Hand zurück und reibt sie am eiligen Hock sauber. Dann hockt sie hin, ihrem Manne zur Seite. Jetzt kommt auch die Violanta herein, setzt sich zu den beiden, die schon mit dem Löffel in der Suppe sind, und die Abendmahlzeit hebt an. Sie sind eine häßliche Gruppe; der Zureich und sein Weib lehnen weit über den Tisch, sind mit den Mäulern halb in der Schüssel, und die Brühe läuft ihnen aus den Mundwinkeln; während sie hastig essen, ist etwas Zerisches in ihrer Art. Die Violanta ist langsamer, obwohl auch sie die schlanken Arme breit auf den Tisch gestützt hält; aber auch in ihrem Blicke glimmt das, was in den Augen der Alten leuchtet, eine Art Mißgunst, als könnte eines der andern zu viel bekommen. Mit den Blicken milchschlürfender Klagen sehen sie einander an, reden auch nicht, höchstens, daß der Zureich einmal ein wüßtes Wort durch die Zähne läßt, wenn er sich an einem besonders heißen Löffel die Zunge verbrennt. Allgemach wird die Schüssel leer, eins nach dem andern legt den Löffel weg und fährt sich mit dem Arm über den Mund. Die Zureichin fängt an, von den Soldaten zu reden; die Violanta, die aufsteht und Schüssel und Löffel wegträgt, gibt hin und wieder einsilbige Antworten. Der Waschi zieht einen Brief aus der Tasche, einen schmüßigen, zerknüllten Fehz. „Die Justina hat geschrieben,“ sagt er. Dabei dreht er den Brief in den schweren, schwarzbraunen Händen und luchstabiert noch da und dort ein Wort. „Ein Paket schickt sie noch,“ erzählt er weiter, und ein widerlich vergüglicher Ausdruck macht sich in seinen groben Zügen breit. Die Alte nimmt ihm den Brief aus der Hand und liest ihn mit einer unbäurischen Fertigkeit; das Leben hat sie in ihrer Jugend einmal nach einer großen Stadt verschlagen, wo sie neben vielem Schlimmen auch einiges Gute, so das Lesen, gelernt hat.

„Kleider schickt sie heim, die Justina,“ zählt sie aus dem Brief lesend auf, „einen Gut für dich von ihrer Frau,“ erklärt sie nach der Violanta hinüber. Dann stockt sie und grinst. „Und einen Ring,“ fährt sie dann mit einem merkwürdigen Kichern, das wie das Ueberbrodeln einer in ihr kochenden Schadenfreude ist, weiter fort, „einen Ring, den sie gefunden hat, einen beim Eid ganz goldenen.“

Der Zureich, den manchmal doch die landesübliche Ehrlichkeit sticht, fährt trocken darenin: „Die Frau, der Justina ihre, hat ihn verloren. Wenn sie sich nur nicht einmal die Finger verbrennt, das Mädchen.“

Die Zureichin zuckt leichtfertig und wortlos die eckigen Achseln. Die Violanta ist auf dem

Weg vom Tisch zur Stubentür plötzlich und unwillkürlich stehen gelassen wie vor einem Stein, über den sie nicht hinüberkommt. Sie dreht den Kopf nach den Alten zurück und weiß selber nicht, was ihr ist. Etwas in ihr bäumt sich auf, aber um ihr Leben könnte sie nicht sagen, was es ist; denn es ist in der Stube nichts Geschehen, was außergewöhnlich wäre. Sie geht dann hinaus, still, ohne weitere Gedanken, nur ein Gefühl an sich, als ob sie an Händen und Füßen Ketten schleife. Dieses Gefühl verläßt sie an dem Abend nicht, weshalb sie auch, wie einer eben dem Bett zuschleicht, den die Beine nicht mehr willig tragen, früher als sonst über die Leitertreppe nach der Kammer hinauffteigt, die im Giebel der Hütte liegt. Die Kammer liegt nach hinten hinaus; mit einem wahrhaften Sprung kann einer von ihrem Gesimse den steilen, grünen Mattenhang erreichen.

Die Violanta, als sie mit einer lässigen Bewegung die Tür der Kammer aufstößt, erschrickt fast vor der Helle, die darin herrscht. Auf der Leitertreppe ist es dunkel gewesen; auf den staubschwarzen Brettern des Kammerbodens, über dem ein Stuhl mit dem Scherben von einem Waschbecken darauf und über dem Bett mit dem stüßigen Bezug liegt ein Lichtschein so hell wie fast am Tag. Das Fenster steht offen, eine milde Kühle quillt herein; auf seinem Gesimse ist der Lichtschein am hellsten; dort sieht es sich an, als sei flüssiges Silber über das dürre, gesprungene Holzwerk gegossen; es flirrt und zuckt in kleinen Tümpeln, wie wenn aus einem Regen milde Wasserlein zurückgeblieben wären; der Mond ist auf.

Mit derselben lässigen Art, mit der sie herein gekommen ist, ergreift die Violanta ihren Stuhl, bringt ihn mit einem Schwung ans Fenster und setzt sich mitten in den weißen Mondschein hinein, setzt sich so jäh hinein, daß es ist, als sei eine ins Wasser gesprungene und gehe ein leises Sprühnen glänzender Tropfen rings um sie. Dann kommt der Schein wieder zur Ruhe, und es ist, als fließe er ihr zärtlich über Schultern und Arme, in jede Linie des Antlitzes und über den braunen, schlanken Kopf. Wie aber der Schein jeden der Züge hell überleuchtet, zeigt es sich, daß die Violanta ein Gesicht hat, an dem, wenn es wie jetzt den Himmel anstaut, der Herrgott sein Wohlgefallen haben kann. In dem Lichtschein zeigt sich die hohe, glatte Stirn, die Nase, die einen so geraden und feinen Bug hat, daß er im Mondschein wie ein frischer Messerschnitt schimmert, die festen schmalen Lippen und das schön geformte Kinn; der Kopf steht aus dem Feszen des Gewandes, dem Schmutz der Kammer auf wie ein zum Trödeler getragenes Kunstwerk aus dem Allerlei seiner Bude.

Die Violanta stützt den Kopf in die eine Hand

und sieht in die helle Nacht hinaus; sie lehnt schwer an der Brüstung und gähnt; es macht sie schläfrig, daß sie noch immer ein Unbehagen an sich hat, aus dem sie nicht klug werden kann. Sie muß mit lässigen, traumartigen Gedanken an den Leutnant denken. Halb verschwommen fühlt sie noch die Freude an den Schmeicheltreden, die der Reiche von Oberalpen für sie gehabt hat, und ein kindisches Wohlgefallen an seinem glänzenden Soldatenrock. Dann erinnert sie sich seiner Worte, daß morgen Sonntag ist und daß er kommen will. Dabei neigt sie sich unwillkürlich mehr aus dem Fenster und schaut auf die grüne Lehne hinab. Fast ist ihr, als stände er schon da unten und riefe leise herauf: „Laß mich ein, du!“ Das Herz schlägt ihr um keinen Schlag rascher. Eine leise Neugier ist in ihr, wie es sein wird, wenn er wirklich kommen und dort stehen wird! Und ob sie ihn einläßt? — Bah, warum nicht? — In der Antschhütte geschieht allerlei, was andernorts nicht geschieht! Daß einer im Offiziersrock zu Besuch kommt, ist zwar etwas Neues, aber warum sollte man nicht etwas Neues erleben wollen!

Als ihr unter dem Mondlicht und den Gedanken der Kopf ins Nicken kommt, steht sie auf, entkleidet sich und legt sich ins Bett. Sie ist so schläfrig, daß sie schon im Sichlegen einschläft und das Niederliegen wie ein Sinken empfindet. Sie fühlt sich sinken, sinken — tiefer und tiefer. Plötzlich fährt sie noch einmal auf; es ist ihr gewesen, als schlage ihr Körper im schmerzhaften Fall plötzlich auf. Sie öffnet die Augen weit und groß, das Bewußtsein kehrt ihr zurück, aufrecht im Bette sitzend sieht sie die vier Wände der Kammer an: Da bist, du! Da legt sie sich wieder und läßt den Schlummer an sich kommen.

Als sie erwacht, ist der Sonntag da. Er schaut mit demselben heißen, blauen Himmel zum Fenster herein wie der gestrige Tag und hat denselben heißen Atem. Dabei vergeht er noch langsamer als ein Werttag, weil er keine Arbeit bringt. Gegen den Mittag fällt der Violanta ein, daß heute der Tag ist, an dem die Offiziere Urlaub haben und an dem der Kenner kommen will. Bah, der wird schön wegbleiben, denkt sie und kummert sich nicht. Wenige Augenblicke später sieht sie eine Schar dienstfreier Soldaten Steg zu an der Hütte vorüberziehen. Der Fedier von der Halde ist darunter, erzählt den andern etwas im Vorübergehen, lacht und jauchzt eines herauf. Da ist der Violanta, als ob der Kenner doch kommen könnte.

Am Abend, als es dunkel ist, kommt er wirklich. Er steht nicht an der Halde und ruft: „Laß mich ein, du,“ aber als die Violanta das Wasser vom Brunnen holt, steht er plötzlich hinter ihr, legt die Arme fest um sie und sagt: „Da bin ich!“

Eine Weile plaudern sie zusammen; dann will sie gehen. „Du kommst wieder,“ sagt er.

Ohne Antwort geht sie fort, aber wie er es verlangt hat, kommt sie nach einer Stunde zurück. Er staunt über die eigentümliche Ruhe, mit der sie alles, auch sein Schöntun, über sich ergehen läßt. Sicherer wird er, legt auch mit festem Griff den Arm um ihre Hüfte. Nach einer Weile sagt er: „Hier könnte mich einer sehen, in der Uniform!“

Sie horcht auf und sieht ihn neugierig an. „In deiner Kammer sieht mich keiner,“ sagt er dann wieder. Als er es ein paarmal gesagt hat, steht sie wortlos auf und geht ihm voraus hinauf in die Kammer, gleichgültig, wie im Traumwandel. —

Dann lugt in die Kammer der Violanta der dritte Tag, kühl und frisch. In der Nacht ist ein Wetter niedergegangen; ein kühler Ostwind bläst. Aus der grünen Lehne steigt ein leiser Dampf. Silbertropfen hängen an den Gräsern und an den Ästen der nahen Tannen. Einmal, als ein Vogel durch das dunkle Nadelgeäst streicht, geht ein Sprühregen glitzernder Tropfen auf den Waldboden nieder. Die Violanta steht am Fenster und sieht es; sie erschrickt, als wäre der Tropfenschauer ihr über den Nacken gegangen. Sie ist halb angezogen, Hals und Arme sind bloß; diese trifft der starke, frische Windstoß, der über die Lehne herabgefahren kommt und sich durchs Fenster zwängt, als wolle er das Mädchen wegdrängen. Unwillkürlich legt sie die Hand an den Fenstervorstoß, wie zum Halt; und so klein der Widerstand ist, den sie leisten muß, so weckt doch die unscheinbare Anstrengung eine seltsame, in ihr schlummernde Kraft. Ihre Gestalt reckt sich unwillkürlich; von ihrer Stirn springt es wie ein eiserner Ring, der sie umspannt hielt. Der Kopf ist ihr dumpf gewesen und wird ihr plötzlich frei, ist plötzlich voller klarer, schmerzlich klarer Gedanken.

„Jesus Maria,“ sagt die Violanta.

Das Einschlafen fällt ihr ein, da ihr gewesen ist, als ob sie sinke, sinke und plötzlich mit schmerzhafter Wucht aufschlage. Und dann ist ihr, als sei das Aufschlagen in diesem Augenblick erfolgt, heftig, Kopf und Glieder und Sinne erschütternd.

„Jesus Maria,“ sagt sie noch einmal. Ein unfäglicher Ekel erfasst sie plötzlich. Sie sieht die vier Kammerwände an. Eng ist ihr darin! Lange hat sie darin und in der Hütte gewohnt! Und heute, jäh, wie vom Himmel gefallen, erfasst sie ein Ekel vor Kammer und Hütte! Hastig zieht sie sich an. Als sie hinausgehen will, fällt ihr Blick auf den Stuhl, wo das Waschbecken steht; eine kleine, wertlose Tuchnadel liegt neben dem Becken; das gelbe Metall glänzt in der Helle, die durchs Fenster strömt. Das Mädchen ächzt; der Laut ist fast wie ein unterdrückter Wutschrei.

Das hat er ihr mitgebracht, er, der Marianus Kenner! Und sie hat es willig genommen, gestern abend noch! Selbst Freude hat sie daran gehabt! Aber jetzt! Sie geht auf den kleinen Gegenstand zu, faßt ihn und schleudert ihn durchs Fenster in weitem Bogen an die Lehne hinauf. Dann geht sie hinab an die Arbeit. Sonst hat sie sich behäbig Zeit genommen, heute schüttert der Boden unter den feinen, raschen Schritten, mit denen sie in die Küche tritt. Sie nimmt den Milchseimer vom Nagel und macht sich auf den Weg zum Stall. Auf dem Flur begegnet ihr die Mutter. Die sieht sie gerade ins Gesicht, als sollte sie, die Violanta, die Augen senken. Ein Guttagsgruß geht nicht zwischen ihnen.

„Wo ist der Kenner hingekommen gestern abend?“ fragt die Alte unvermittelt; ein häßliches Grinsen begleitet die Worte. Die Violanta zuckt die Achsel. „Weiß ich's?“ sagt sie. Aber sie ist totenbleich dabei, und während sie weitergeht, ist ihr, als sollte sie sich umdrehen und ausspeien vor der eignen Mutter.

Eine Weile später hocken der Zureich und sein Weib zusamt dem Mädchen über ihrer Morgenmilch. Sie reden nicht viel; die Zureichin stichelt ein paarmal: „Der ist bald wieder gekommen, der Kenner,“ und dergleichen. Die Violanta schlürft die Milch, sieht starr in den Tisch und sagt kein Wort; sie steht wieder auf und geht hinaus. Auch in der Wohnstube ist ihr eng, als hielte sie es nicht mehr aus darinnen. Dann steigt sie wieder nach ihrer Kammer hinauf; es ist ihr, daß sie noch etwas mit sich auszumachen hat. Sie setzt sich auf den Stuhl, staunt vor sich hin und rechnet ab: Was ist denn?

Die Gedanken kommen ihr. Verrufen sind wir immer gewesen! Dem Urgroßvater haben sie den Kopf abgeschlagen. Seitdem sind alle Zureich verrufen. Von der Mutter reden sie schlecht, haben sie alleweil geredet, von den Schweftern auch. Und mit Recht! Was nur wieder in dem Brief gestanden hat vorgestern! Dann ist er gekommen! Ganz gern hat sie ihn kommen sehen! Ganz gern hat sie sich schön tun lassen. An nichts ist er groß schuld, der Gai! Und jetzt! Aufgeschlagen ist sie — im Fallen, wo es tiefer nicht ging — und erwacht!

Die Violanta steht von ihrem Stuhle auf, eine alte Kiste, die an ihrem Bette steht, macht sie auf und kramt darin und packt ein Bündel. Das geht alles sicher und schnell; den Sonntagsrock zieht sie an, das Werktagsgewand packt sie auch noch dem Bündel bei. Dann geht sie in die Stube hinunter. Sie ist leer. Vater und Mutter aber hört sie unten am Hause reden, und hinunter steigt sie, gerüstet wie zur Reise. Der Vater hat ein Beil in Händen und den Tragkorb

auf dem Rücken; die Mutter langt sich einen zweiten Korb von einem Nagel am Haus, wo das breite Dach schließt, was daran hängt. Als ihre Blicke auf das Mädchen fallen, schießt ein jähes Staunen darin auf.

„Wa—, was ist mit dir?“ fragt der Zureich.

„Abe, Vater,“ sagt Violanta und drückt ihm flüchtig die kräftige Hand, die das Weil hält. „Abe, Mutter!“ Nach der Alten sieht sie sich kaum um.

„Bist verrückt?“ sagt die Zureichin, als sie Worte findet.

„Ich gehe fort,“ sagt die Violanta. Sie steht kerngerade in den Schuhen; der Kopf sitzt ihr im Nacken, als sagte sie: „Halte mich einer, wenn er kann.“

„Bist verrückt!“ murrte da auch der Zureich. „Ich gehe einen Dienst suchen,“ gibt das Mädchen, schon einen Schritt entfernt, Auskunft. Da bekommt der Alte einen roten Kopf. „Warum?“ fragt er.

„Es gefällt mir nicht mehr da.“

„Warum?“ kreischt die Zureichin, die das Staunen wild macht.

„Es gefällt mir einfach nicht mehr.“ Mit dem wendet sich das Mädchen zum Gehen. Aber die zwei Alten fahren hinter ihr her. An jedem Arm halten sie zwei krallende Hände. „Da bleibst! Bist verrückt? Ich will dich lehren!“ schallt es durcheinander.

„Kast mich,“ leucht die Violanta. Ihre Augen glimmen. Sie hebt die festen Arme mit einer mächtigen Bewegung und schüttelt die Alten von sich. Ein paar Sprünge bringen sie aus ihrem Bereich. Der Vater stürzt ihr nach. Da beginnt sie zu laufen und stäubt Straßen in den Wald.

„Von der Polizei laß' ich dich heimholen,“ kreischt der Alte hinter ihr. Sie jagt davon wie der Sturm. Er holt sie bei weitem nicht ein. Als sie tiefer in den Wald hinein gelangt ist, mäsigt sie die Eile; vor und hinter ihr ist die Straße leer und still. Dem Vater ist das Nachkommen verleidet. Sie bleibt stehen und lauscht. Zu beiden Seiten der Straße stehen die mächtigen Tannen, ein Stück bergan enden die dunkeln, stillen Baumwände, liegt die Straße frei und schimmert weiß herab. Dort streben die Matten zur Linken und zur Rechten steil an, über diesen steht wiederum düsterer Wald, kahles Felswerk ragt aus ihm auf, schroff, spitz, turmschlank oder wie Wälle und Mauern, hoch oben aber, weiß und klar und groß, schimmern Schneegipfel und Firne. Das steht alles im Norden an den wolkenlosen Himmel gebaut. Der Violanta, die sich mit einem Aufsatzen bergan auf den Weg macht, sicher geworden, daß keiner mehr sie verfolgt, schlägt ein kühler Wind entgegen, der wie ein Auenzug jener fernen Firne ist. Da läßt sie

ihr Bündel fallen, die Arme gleiten ihr zu beiden Seiten herab, die Brust dehnt sich. Unbekümmert, ob einer und wer sie hört, selber kaum wissend, was sie tut, stößt sie einen wilden, gellenden Schrei aus. Als sie geschrien hat, ist ihr leichter zu Mut, freier, so, als seien schwere Eisen von ihr gefallen.

III

Die Violanta Zureich dient zu Anderthalben. Zwei Dörfer nur hat sie über Jntsch hinaus zu gehen brauchen und hat Unterkunft gefunden. In der Tür — in der und jener Tür steht manchmal das Glück, wenn's einer nur sähe im Vorbeigehen —, in der Kreuzwirtschaustür hat die Wirtin, die Hoferin, gestanden, als die Violanta straßdaher gekommen ist. „Nun, wohin willst mit deinem Bündel, Mädchen?“

„Bah, weiß selber nicht recht, wohin. Zu Schattenhalb, habe ich gehört, in den Wirtshäusern kommt eines gern als Magd unter, da —“

Die Hoferin sieht das Mädchen an, einmal von oben nach unten, einmal von unten nach oben. „Ich brauchte eines, das fegen und schaffen will,“ sagt sie; „wenn du willst, kannst dir den weitem Weg ersparen.“

So ist die Violanta im Kreuzwirts haus eingestanden. Ein halbes Jahr lang dient sie nun schon da, treu und recht.

Die junge Kreuzwirtin, eine aus dem Oberland, und eine, die im Unterland noch wenig umhergekommen ist, muß längst erfahren haben, daß sie ein Mädchen ins Haus genommen hat, die kein Engel ist und aus keinem Himmel herkommt. Aber wenn sie um der Violanta ihre Herkunft weiß, so läßt sie sich nichts merken; denn das Mädchen geht durchs Feuer für die blonde, gesundwangige Hoferin und ihren geraden, rechten Mann, den Kreuzwirt; so gut sind beide zu ihr. Nichts hat dem Mädchen den Frieden gestört, seit sie in Anderthalben sitzt, nicht einmal der Vater, der Zureich, mit seiner Polizei. Gekommen ist der freilich einmal. In der Wirtsstube hoch er eines Tages über einem Schnapsglas. Da tritt die Violanta ein. Wohl oder übel muß sie ihm guten Tag sagen; aber er tut ganz zahm. „Eine rechte Stelle hast hier, du,“ raunt er ihr zu. „Hast etwas Geld?“ fährt er fort. „Wirst dann wissen, daß du auch sie und da etwas heimzuschicken hast, wie die andern, hörst?“

Als sie ihm ein paar blanke Franken hergeholt und mit einer saß verächtlichen Bewegung zugeschoben hat, schmunzelt er, ist freundlich, wie einer beim Erben, und geht nach einer Weile zufrieden davon. Die Violanta weiß, was sie zu tun hat, damit er nicht so bald wiederkommt; von jedem Lohn schickt sie einen rechtschaffenen



Photographie-Berlag von Hans Gontscharoff in München

Traubenlese

Nach dem Gemälde von N. Salinas

Teil talab, dabei ist ihr Gedanke jedesmal: „Jetzt hast dich wieder losgekauft.“ Und das Herz schlägt ihr vor Freude, wenn sie das Geld los ist.

An einem Sonntag erfährt die Violanta in der Wirtsstube eine Neuigkeit! Herrgott, was für eine Neuigkeit! An Sonntagabenden muß sie der Hoserin immer an die Hand gehen, denn da sitzt die Schenktube voller Bauern. Die Bauern sind gut aufgelegt, haben heiße Köpfe und weibermäßig eifrige Zungen. Auch heute ist die Stube voll Rauch und Weindunst und von Stimmengewirr und Gelächter laut. Aus allem Lärm tönt plötzlich ein Name hervor.

„Der Marianus Renner!“

Die Violanta, die in einer Stubenecke steht, fährt zusammen und wird bleich. Sie legt die Hand fest auf die Lehne eines Stuhls, blickt scheinbar gleichgültig aus dem Fenster und hört dem Gespräch zu, an dem bald der ganze Haufe der Gäste teilnimmt.

„Jetzt ist er nach Amerika, dem Ratsherr seiner, der Marianus Renner von Oberalpen!“

„Lang genug hat er's getrieben!“

„Ins Grab bringt er seinen Vater, den Ratsherrn, der Marianus. Ein Ehrenmann ist er, der Alte! Man sollte es nicht glauben, daß ein so faules Reis an einem kerngesunden Baum stehen kann!“

„Von klein auf ist er so gewesen, der Marianus, wild, nicht zu regieren, falsch, hinterrücks! Mit zwösf Jahren hat er des Vabepeßs Christen die Uhr gestohlen, mit vierzehn Jahren einen armen Buben von Oberalpen im Streit das Messer ins Bein gestochen. Von da an hat es zu Oberalpen keine Ruhe gegeben mit ihm. Kein Mädchen ist vor ihm sicher gewesen. Der Alte hat immer wieder in den Sack greifen und zahlen müssen!“

„Den Narren hat er aber auch gefressen an dem Buben, der Alte. Schwach ist er gewesen, wenn's um den gegangenen ist!“

„Er ist auch ein schöner, starker Mensch, der Marianus! Im Soldatenrock hat er stramm ausgehoben!“

„Den hat er jetzt auch ausziehen müssen, den Soldatenrock. Mit Schimpf und Schande haben sie ihn davongejagt, weiß der Himmel, was es da gegeben hat! Das und eine neue Geschichte mit einer Magd, das hat dem Ding den Bogen gegeben. So bald kommt der nicht wieder zurück übers Wasser.“

So weit sind die in der Wirtsstube mit ihren Beiträgen zu des Marianus Renner schönem Lebenslauf, als die Wirtin die Violanta um Wein in den Keller schickt. Als sie zurückkommt, kann sie gerade noch hören, wie der alte Schulmeister, der Lusser-Toni, mit seiner heiseren Stimme sagt: „Und doch hat der Lump, der Marianus, einen Bruder, der so brav ist, wie er leid.“

Zwei Dinge gehen der Violanta nachher im Kopf herum. Zum ersten: Fort ist er, der

Marianus, fort übers Meer! Und so bald kommt er nicht wieder! Sie streckt sich, streiftroh fast, noch mehr, wie einer, dem eine Last von den Schultern gefallen ist. Besser ist besser! Recht weit fort! Ihr kann's recht sein! Als ihre Gedanken von dem Marianus lassen, ist eine leise Neugier in ihr, was der andre für einer sein mag, der, der so brav sein soll, wie der Marianus schlecht ist.

Die Neugier schläft wieder ein, Wochen vergehen, dann kommt ein Tag, an dem die Neugier wieder wach werden kann, wenn sie will.

„Violanta,“ ruft die Hoserin. Sie sitzt nährend in ihrer Wohnstube, dem großen sauberen Raum, der über der Schenke liegt, sitzt allein an dem langen, wachstuchbedeckten Tisch, an dem zu Mittag die ganze Herde Dienstoff mit Bauer und Wirtin zum Imbiß sich niederläßt. Der Hoser, ihr Mann, der breitschulterige Mensch mit dem braunen Kraushaar und dem festen braunen Schnurrbart, steht hemdärmelig, die Arme in die Seite gestemmt, vor einem Delfarbedruckheiligen, der an der Wand hängt, und an dem er weiß Gott was Schönes sieht. Die Tür nach dem Flur hinaus steht offen. Durch die kommt die Violanta gegangen.

„Ja,“ sagt sie, als sie über die Schwelle tritt. In dem „Ja“ liegt die Antwort auf den Ruf der Hoserin, und zugleich die Frage, was sie soll.

„Du, lo!“, sagt die Wirtin; „mach die Tür zu,“ fügt sie hinzu und stichelt fleißig weiter am Nähzeug. Der Hoser läßt seinen Heiligen hängen, legt die Hände auf den Rücken und wendet sich nach der Violanta um. Die steht in einem sauberen Rock, der von der schlankeren Hoserin stammt und ihr knapp paßt, so daß sich erst recht zeigt, wie sie wie ein fetter, junger Baum gewachsen ist. Der dunkle Kopf sitzt gerade auf dem wachsblichen Nacken; die Weiber dazuland gehen alle vornüber gebeugt, wie unter einem heimlichen Joch, aber die Violanta steht da, als gehöre die halbe Welt ihr. Der Hoser ist kein Weibernarr, aber es poppert ihm sonderbar unterm Hemdsinnen, während er vielleicht zum erstenmal, seit sie im Hause ist, das Mädchen lang und mit Muße betrachtet.

„Das ist jetzt so,“ beginnt die Hoserin zur Violanta, legt die Arbeit auf den Tisch und beugt sich ein wenig vor. „Du solltest nach Oberalpen für ein paar Tage, zu meiner Mutter; der ist die Magd davongelaufen.“

„Nach Oberalpen?“ fragt die andre. Die Frage kommt hastig, und blisähnlich zeigt sich in den weißen Baden ein Schimmer, wie von einer Blutwelle. Dann faßt sie sich. Er ist ja nicht mehr dort, fährt es ihr durch den Sinn. „Nach Oberalpen?“ wiederholt sie ganz ruhig. „Ja, ja, wenn Ihr es haben wollt, warum nicht.“

„Aber du mußt heute noch gehen,“ fährt die

Birtin fort, „er“ (sie nickt nach ihrem Manne hin), „nimmt dich mit auf den Wagen. Pack zusammen, was du haben mußt für ein paar Tage.“

„Ja — gut,“ sagt die Violanta, dreht sich um und will gehen.

„Wenn,“ beginnt die Hoferin wieder, — es scheint ihr ein Gedanke zu kommen, — „menn es sich gut anläßt mit euch beiden, könntest auch gerade dort bleiben bei der Mutter.“

Das Mädchen sieht sie an, schlägt den Blick nieder und nickt wie eine, die nicht nein und nicht ja sagen will. Der Hoferin scheint der plötzliche Plan zu gefallen. „Es ist mir darum zu tun, daß die Mutter versorgt ist,“ spricht sie weiter. „Sie ist eine schwache, unbeholfene Frau, sie muß eine haben, die schaffen kann und will, das kannst und willst, du.“

Bei dem Lob gleitet ein flüchtiges Lächeln um den Mund der Violanta.

„Schön hat's eine bei der Frau,“ läßt sich der Bauer vernehmen. „Kannst dich nur zusammennehmen, daß dich du hältst.“

„Ein Ausbund bist noch nicht,“ wirft die Hoferin wieder ein, die ein Lied singen könnte, wie sie dem Zureichmädchen all' die Monate her Ordnung eingetrichtert hat. „Aber guten Willen hast!“

Die Violanta murmelt etwas davon, daß sie sich Mühe geben will, hat aber wenig Demut in ihrem Wesen. Inzwischen nimmt der Hofler seinen Rod vom Nagel und wirft ihn über die Achsel. „So mach dich fertig,“ sagt er, sich zur Tür wendend, zu der Magd, „in einer Stunde fahren wir.“ Sie nickt, geht aufrechten Schrittes, wie immer, hinaus und steigt zu ihrer Kammer hinauf, ihre Siebensachen zum zweitenmal in ein Bündel zu schnüren. Diesmal wird das Bündel schon größer, die Hoferin ist eine freigebige und hat der Violanta mit allerlei Gewandstücken nachgeholfen. Während diese packt, kommt sie die Keue an, daß sie mit dem Fortgehen einverstanden gewesen. Sie ist noch zu frisch aus einer Welt herausgestiegen, der entronnen zu sein sie alle Tage ausatmend dem Herrgott dankt, als daß sie nicht eine geheime Furcht empfinde, der Weg, den sie ins Ungewisse antritt, möchte sie wieder rückwärts statt vorwärts bringen. Dann aber schlägt sie die Besorgnisse mit dem sich selber eingeredeten Trost nieder: kannst ja zurückkommen, Violanta, wenn's dir in Oberalpen nicht gefällt!

Bald darauf sitzt sie neben dem Kreuzwirt auf dem Brettsitz seines Reitwagens, hat Sonntagstaat an, ein schwarzes Kleid, in dem sie ganz färbem anseht, und reißt noch einmal der Hoferin, die ihr gute Lehren gibt, mit einem festen „Ich will's recht machen, Frau“, die Hand. Dann zieht das kleine struppige Bergpferd an, und die Fahrt geht talauf. Die Häuser von Anderthalben bleiben bald zurück. Nun ist die

Aussicht wieder die, wie sie weiter unten im Tal auf der Violanta ihrer ersten Reise gewesen ist, eine breite, wie eine Schlange sich hinauf ins Gebirge windende Straße, ein Wildbach, ihr bald zur Rechten, bald zur Linken, grüne Lehnen, graues Gebirg, hoch unter dem Himmel herab schimmernde Firnzinnen. Nur der Wald kommt immer mehr hinter die bergan Fahrenden zu liegen, es wird kahler über ihnen, näher treten die Felswände zusammen; fast ist es, als müßte das Pferd nach kurzer Reise gegen einen Beravall prallen, in dem kein Durchweg mehr ist. Der Tag ist jetzt so klar, wie der Violanta ihr erster Reisetag gewesen. Der Wind, der ihr entgegenweht, ist frischer, fast rauh; das Mädchen beut ihm gern den bloßen, dunkeln Kopf; es wird ihr sonderbar leicht hinter der Stirn und klar; leicht ist ihr auch im Herzen, obwohl die Neugier darin wach ist, wie es abermals mit ihr werden wird.

Der Hofler neben ihr knallt mit der Peitsche, pfeift eines vor sich hin, steckt auch einmal eine Peise an; gesprächig ist er nicht groß, obwohl er manchmal der Violanta ein Wort hinwirft oder mit dem Peitschenstiel zeigt, wenn es am Weg irgend etwas zu sehen gibt, was dem Mädchen neu sein kann. So fahren sie durch Schattenhalb, auf das der gewaltige Rotfirs niederleuchtet, fahren in die finstere Schöllenschlucht hinein, wo die Straße sich wie scheu an den Felswänden hindrückt, fahren hinauf und hinauf, durch ein ganz nachtschwarzes Felsentor zuleht, und fahren auf einmal auf einem talebenen Weg in ein weites, flaches, grünes Land hinein, um das herum, wie riesige Häge die Alpen weide schüßend, grüne, baumlose Hügel stehen. Hinter den Hügeln ragen die Felsen neuer Gebirgsstöcke auf, und ein ganzer Kranz in der Sonne flammender Gletscher ist über den höchsten Saum der das Bergtal grenzenden Gottesmauern gelegt.

Der Hofler sieht die Violanta an und lacht: „Gelt, da bist noch nie gewesen?“ sagt er. Was er nicht beifügt, klingt aus seiner Stimme: Gelt, da oben ist's aber schön!

Das Mädchen tut einen tiefen Atemzug, der in einem stöckenden Seufzer endet. „Jesus!“ sagt sie; vor Stannen hat sie kein andres Wort. Der Wagen raffelt die Straße weiter, einer Häusergruppe zu, die mitten auf dem grünen Mattenteppich vor ihnen steht. Die Sonne leuchtet auf sie nieder, Staub steigt unter den Wagenrädern auf, aber der Wind hat da oben einen so kernfrischen Atem, daß der Staub nicht in die Höhe kann. Auf ihrem Brett sitzen der Hofler und die Violanta und haben in dem Herrgottsleuchten der Sonne und in der Firnlust, und einer, der hinter ihnen auf der Straße stände, müßte sich sagen, daß die zwei großen, starken, gerade gewachsenen Menschen prächtig in die einjame, milde und schöne Welt hineinpaffen.

Vom Staub der Landstraße raffelt der Wagen hinweg auf das Holperpflaster von Oberalpen; das Fuhrwerk ächzt und klappert, der Hofer und das Mädchen schüttern auf ihrem Brett wie die groben Steine, die beim Sanddurchwerfen oben auf dem Siebe bleiben. Dann sagt der Hofer ein lautes „He — ho — ho“, und sein Gaul bleibt zwischen zwei Steinhäufen stehen, die beide fürnehm dicht an die Gasse gebaut sind. „Da sind wir,“ sagt der Hofer, hängt die Zügel ein und springt ab; auf der andern Wagenseite klettert die Violanta herunter.

„Da hinein?“ fragt sie und dreht sich dem Hause zu, dem sie zunächst steht. „Da herüber,“ winkt der Hofer, „das dort ist dem Ratsherrn selig, dem Kenner sein Haus.“

„Dem Ratsherrn selig?“ sagt die Violanta; dabei bleibt sie unwillkürlich stehen und schaut an dem großen Gebäude empor, das mit seinen dicken Steinmauern und seinen laugen, hoch über der Straße gelegenen Fensterreihen aussieht wie ein alter Festungsbau. Als sie an des Hofers Seite tritt, läßt auch er die Augen an den Fenstern haften, die alle durch Laden verschlossen oder sonst verhängt sind, so daß das Haus wie ausgestorben scheint. „Gestern nacht ist er gestorben, der Ratsherr,“ raunt er der Violanta zu. Die hört, in Gedanken verloren, nur halb, was er sagt; es bedrängt sie, daß das Kennerhaus so nah steht. Alle Tage wird sie es vor Augen haben müssen! Der Hofer ist ganz voll von seiner Nachricht, daß der Ratsherr Kenner tot ist. „Den hat doch der Marianus auf dem Gewissen,“ sagt er, während sie sich ihrem Begleiter, dem Haus der Nagerin, zuwenden. Dieses ist nicht so schwerfällig wie das benachbarte, aber stattlich steht es da für ein Bauernhaus, trägt an den Mauern einen graudunkeln Bewurf und an seinen drei Stockwerken freundliche grüne Laden. Die Laden des Erdgeschosses sind geschlossen; da wohnt niemand. Im ersten Stockwerk hat die Nagerin ihre Wohnung; im zweiten wohnt der Bauer mit Frau und Kinderchar, der bei der Nagerin Landpächter ist. Der kommt eben vom Gaden hinter dem Hause nach vorn gegangen, hilft dem Hofer das Pferd abspannen und führt es nach dem Stall, während dieser mit Violanta in die Haustür tritt.

Der Kreuzwirt stampft dem Mädchen voran die knarrende Holzstiege hinauf; auf einen nicht jußt hellen Flur gehen ein paar Türen, von denen öffnet der Hofer eine und tritt in eine mächtige Stube, deren eine Wand aus lauter Fenstern besteht, die wenig und einfaches Gerät, Stühle, einen großen Tisch, ein Pferd abspannen und eine Truhe hält, hellgelbes Täfelwerk und eine niedere vertäfelte Decke hat. In der mächtigen Stube sitzt in einem leberbezoenen alten Armstuhl ein kleines Weib, die Nagerin.

„Guten Tag, Mutter,“ sagt der Hofer, wirft den Kopf, den er all die Zeit nicht angehabt, über eine Stuhllehne, geht zu der alten Bäuerin und nimmt ihre verschrumpte schmale Hand in seine breite.

„Gut Tag,“ giebt die Nagerin zurück; ihre Stimme tödt wie ein leiser Schlag auf Scherben gegenüber der dröhnenden des Bauern; sie kommt aus einem schmächtigen Leibe.

„Die Frau grüßt Euch,“ fährt der Hofer fort, „und da schickt sie Euch eine für die Not zum Haushalten.“

Violanta ist zögernd eingetreten; sie steht mit ihrem Bündel noch neben der Tür, schlant und aufrecht, und sieht still nach der Alten hinüber. Ein Zug in deren Furchengesicht macht ihr das Herz warm. Da hebt die Nagerin die seltsam ausdrucksleeren hellgrauen Augen, die fast wie Blindenaugen aus hundert Falten und Fältlein blicken, und etwas wie ein Lächeln liegt un ihren schmalen Mund. „Ihr meint es immer gut,“ spricht sie zu dem Hofer hinüber, aber die Violanta scharf betrachtend, „ein paar Tage hätte ich mir schon helfen können. Es ist aber auch so recht. Dank Euch auch!“

„Stell ab, Mädchen,“ sagt sie dann zu Violanta, langt einen Stock hinter ihrem Stuhle hervor und hebt an, nach dem Büfett zu humpeln, dem Bauern einen Trunk herauszulangen. Derweilen plaudert sie in einer stillen, langsamen Weise. „Ja, ja, so sind sie, die jungen Mädchen. Wenn einer ihnen den Kopf verdrückt, gilt kein Verstand mehr und keine Pflicht. Ist mir das Trini, mein Mädchen, weggelaufen, einzig, weil halt ihr Schach sich ins Tal als Knecht verdingen hat.“

„Es wird ihr bald genug leid sein, das Fortlaufen,“ sagt der Bauer mit seiner Polsterstimme und läßt sich am Tische nieder. Die Nagerin stellt ihm den Wein hin, legt Brot dazu, das Glas fehlt ihr noch. Als sie sich danach umwenden will, steht die Violanta am Büfett, greift hinein und setzt ein Glas auf den Tisch. Die Nagerin lächelt wieder; es ist, als gebe ein Sonnenschein über ihre Züge. „Gib noch zwei her,“ sagt sie zu Violanta, worauf diese zwei weitere Gläser auf den Tisch setzt. Die Nagerin schenkt sie voll, in das dritte gießt sie nur ein paar Tropfen. Dann hebt sie selber das letztere und sagt ein „Zum Wohl!“, stößt mit dem Hofer zuerst an und heißt dann die Violanta Bescheid tun, die zögernd, als geschehe ihr eine ungewohnte Wohlthat, das Glas aufnimmt, auf das die Alte deutet. Als ihre Gläser zusammenklingen, sind sie ein seltsames Bild, die unscheinbare, verschrumpte Bäuerin und die hochgewachsene Magd. Die Nagerin scheint auch zu fühlen, wie zerbrechlich sie neben der andern aussieht. „Du bist eine, die sollte schaffen können,“ sagt sie zu Violanta. Gleich darauf heißt sie das Mädchen sein Bündel nehmen und ihr folgen, und verläßt mit ihr die Stube.

Als sie nach einer Weile zurückkommt, findet sie den Hoser an einem der Fenster stehen. Er schaut nach dem Kennerhaus hinüber. „Ja, da liegt jetzt auch einer,“ sagt die Nagerin.

„Es scheint,“ brummt der Hoser.

„Die Nägel zum Sarg hat sein Bub geschlagen,“ sagt die Alte streng.

Die Violanta hantiert indessen schon draußen in der Küche, wohin die Nagerin sie gebracht hat. Sie trägt den Kopf hoch und hat einen frohen, leichten Atem. Es ist ihr seltsam wohl bei Beginn ihres neuen Amtes.

IV

Die Violanta dient bei der Nagerin. Die Tage gehen mit den Wellen, die die Reuß zu Tal wälzt; die Violanta denkt nicht ans Fortgehen. Der Kreuzwirt ist gestern wieder da gewesen und hat sich erkundigt, wie es ihr gefällt. „Gut,“ hat sie gesagt und hat gelacht; keines hat ein Wort verloren davon, daß das Mädchen wieder nach Anderthalben zurück könnte. Auch die Nagerin ist es zufrieden, daß sie bleibt. Zum Hoser läßt sich die Bäuerin vernehmen: „Völlig wohl ist mir, so eine im Haus zu haben. Eine gesunde ist sie, die Violanta, eine starke; fast ist mir, als hätte ich hausfälliger Mensch ein Mannsbild zum Schutz bei mir.“

Die Violanta beginnt den Tag, wann der Tag beginnt. Mit einem Summen oder Singen ist sie auf und an der Arbeit. Wundervoll ist das Leben, denkt sie. Wenn ihre Gedanken zu dem heißen Brutloch, dem Tal bei Intsch, zurückgehen, und zu der Zeit, da sie dort gelebt hat, scheint es ihr kaum zu glauben, daß es einen Ort auf der Welt gibt wie Oberalpen, so hell und himmelnah, mit der Luft, die die Brust völlig trinken kann, so hell und klar ist sie, und wenn sie sich die väterlichen Stuben ausmalt und die, die darinnen sitzen, dann muß sie immer wieder die Nagerin und ihre Behausung anstaunen. In Küche und Wohnräumen ist da oben eine unendliche Sauberkeit; die Violanta hat selbst nach der Schule der Kreuzwirtin noch lernen müssen, bis sie der Nagerin, ihrer Mutter, recht hat haushalten können. Nun aber, da sie in die Reinlichkeit und die Ordnung der Alten hineingewachsen ist, fühlt sie sich darin wie ein starker Mensch, der in klarem Flusse badet. An der Nagerin selber erbt schaut sie sich nicht fatt. Sie scheint ein zurückgezogenes Weib, von der niemand Aufsehen macht, die halb schon aus der Welt ist, aus der sie bald gehen wird; erst nach und nach hat die Violanta gelernt, wie viel heimliche Fäden in des Weibes Hand zusammenlaufen, das den lieben langen Tag im gleichen schlichten braunen Rock auf ihrem Lehnstuhl sitzt. Jeder Schuldenbauer kommt zu ihr, jedes Tagelöhnerweib, dem schier die enge Stube die Kinder nicht mehr fassen

kann; wenn die Oberalpener für die Gemeinde, wenn der Pfarrer für die Kirche Geld braucht, — bei der Nagerin klopfen sie unter den ersten an. Und am rechten Ort weiß sie immer zu geben. „Die im Kreuz zu Anderthalben brauchen es gottlob nicht,“ sagt sie einmal zur Violanta, als diese gesehen hat, wie eine bettelnde Nonne eben eine schöne Geldgabe eingetauscht hat.

Aber die Violanta weiß, daß die reiche Bäuerin auch nicht blindlings gibt; schon mehr als einen hat sie mit einem scharfen „Schaff mit deimen gesunden Gliedern“ mit leeren Händen hinweggewiesen. Gerade um ihrer Gerechtigkeit und ihres Scharfblickes willen, mit dem sie jeden, der ihr nahe kommt, durchschaut, empfindet die Violanta fast etwas wie Scheu vor der Alten. Die Nagerin ist eine fromme Frau. Bei keiner Frühmesse fehlt sie und bei keiner Abenandacht, und die Violanta, die die Laßme jedesmal zur Kirche führen muß, wundert sich über sich selber, daß sie des Ganges nicht müde wird; denn von der Intschhütte hat sie keine dreimal des Jahres den Weg zur Steger Kapelle gefunden. Es ist aber etwas Seltsames um diesen Kirchgang mit der Nagerin, diese hängt nicht den Kopf und verdreht nicht die Augen, wie manche überfromme Dörfler. Vor und nach der Kirche spricht sie ohne Scheinheiligkeit von allerlei weltlichen Dingen; aber während des Gottesdienstes hat sie ein Wesen, das ihre Magd, die an ihrer Seite sitzt, unwillkürlich selber zur Andacht zwingt. Da hockt das alte, zerbrechliche Weib vor seinem Herrgott, ein Häuflein Bescheidenheit; aus ihrer ganzen Haltung redet ein: „Du großmächtiger, lieber Unsichtbarer, da bin ich und fühle dich und bin zufrieden in deiner Nähe! Tu mit mir nach deinem Willen.“ Die Violanta empfindet zuletzt die Andacht in der Kirche als dasjenige, was ihrem schönen, klaren, ruhigen Tag die Weihe gibt.

Die Oberalpener haben die Augen aufgesperrt, als die Nagerin zum erstenmal mit der neuen Magd den Kirchgang getan; sie reißen die Augen noch immer auf, wenn die Violanta durchs Dorf geht. Am Morgen, wenn sie am Brunnen auf dem Dorfplatz in dem großen kupfernen Kessel das Wasser holt, stehen da und dort einer oder eine im Fenster, die den Blick ihr folgen lassen, wendet da und dort sich ein Jungbub oder späht aus einer Haustür ein Mädchen hinter ihr drein. Die Violanta kommt mit dem schweren Räbel auf dem Kopf geschritten, die eine Hand in die Hüfte gestemmt, die andre am Kesselrand, gerade auf, die Arme nackt und weiß wie das Leinen ihrer kurzen Hemdbärmel; fest und doch leicht schreitet sie daher. „Die könnte eine Bündnerin sein,“ sagen die von Oberalpen, weil in Bünden die großen adeligen Weiber gehen.

Auf dem Gang vom Brunnen zum Nagerhaus sieht auch die Kennerin zuerst die Violanta, die

Rennerin, die seit Wochen eine Witfrau ist und dem Nagerhaus gegenüber wohnt. Sie ist eine, die zum Müßigang nicht Zeit und Lust hat, und doch zögert sie am Fenster, als ihr Blick auf das wassertragende Mädchen fällt. An demselben Abend, als sie mit dem Adelrich, ihrem Sohn, und dem Dienstoffel beim Abendbrot sitzt, gibt sie dem Staunen Worte, daß die Nagerin eine so stattliche und schöne Magd hat.

Das Rennerhaus ist ein fürnehmes Bauernhaus. Schon die Haustür von schwerem eichenen Holz mit dem Vogenfenster knarrt unbäuerlich schwer wie ein Schloßtor in den Angeln. Hinter ihr liegt ein weißgetünchter mächtiger Flur, dessen Decke sich wölbt wie die eines Kreuzganges. Der Flur mündet in eine gebohnte eichene Treppe aus; die Türen der Stuben, zu denen diese emporführt, sind von dunkel gebeiztem Holz, und ihrer Griffe gelbes Messing schimmert blank wie Gold. Die Stube, wo an zusammengehobenen langen, weißgecheuerten Tischen die Rennerin und der Adelrich mit Knechten und Mägden die Mahlzeiten einnehmen, ist ein großer, vielstütriger Raum. Seine Wände sind zur untern Hälfte mit grauem Gefäß versehen, zur obern kahl und weiß getüncht, ebenso kahl-weiß ist die lange Decke, so daß die Stube fast unwohnlich leer erscheint. Dennoch ist etwas je Traulichkeit an ihr; es mag in ihrer Sauberkeit liegen; auch hat der Gältstiefenofen, der proßig und breit von der einen Wand in die Stube hinaussteht, ein Verdienst um diese Traulichkeit; er schafft aus dem langen Raum zwei kleinere, behaglichere Teile. Zu Häupten des Ofens hat bis vor kurzem der Ratsherr, der Renner, gesessen, der größte Bauer zu Oberalpen und weit hinab ins Land, dem die weiten Alpen am Gurfschen gehörten, der alljährlich die großen Märkte im Welschen, in Bänden und im Land selber mit ganzen Herden besuhr, der die einzige Käzerei im Oberland betrieb und seine Ware nach allen Weltteilen versandte. Viele haben wissen wollen, der Renner hätte übervolle Geldtruben, doch hat es andre gegeben, die zweifelnd die Köpfe schüttelten: „Sein Gewerbe ist zu kostspielig; zu viel Volk hat er in Dienst.“

Der Renner ist tot. Sein Erbe ist der Adelrich, der der Mutter gegenüber am oberen Ende des Ofens hocht. Der Platz zu Häupten ist leer. Ein Lehnstuhl steht dort, dem Renner seiner; ein schweigendes Uebereinkommen zwischen Mutter und Sohn fügt, daß der Stuhl leer bleibt; keines von den beiden will sich um Regenten über das andre aufwerfen. Die Knechte und Mägde weiter unten am Tisch sind um kein Haar weniger zahm und gehorsam, seit der Platz am Tischende leer ist; die zwei, die ihre Reihen schließen, sind wirksamer, ernsthafter Menschen, vor denen Respekt haben leicht ist. Der Adelrich ist ein langer, hagerer Mann, lauter Haut und

Knochen, aber mit Gliedern zäh wie Waldholzfajern. Er hat ein schmales Gesicht, dessen Haut faltig ist, weil das Fleisch darunter fehlt. Eine große Nase springt daraus hervor. Kleine braune Augen lugen scharf an dieser Nase vorbei; über dem schmal geschlossenen Mund, der selten lacht, steht weißer, seidenweicher Haarsaum; sonst ist das ganze Gesicht glatt. Der Adelrich ist nicht mehr jung, über die dreißig hinaus und immer noch ledig; er ist keiner, nach dem die Mädchen groß ausschauen; auch hat er sich nicht Zeit genommen, selber nach ihnen sich umzusehen; ein Werkzeug in des Vaters Hand ist er gewesen von jung auf, immer ein brauchbares, festes Schaffeisen; viel andres als Arbeit hat er nie begehrt. Den Rahm vom Leben, das Vergnügtes, hat immer der Jüngere, der Marianus, abgenommen; über das gearbeitet, was ihm gerade gefiel, immer das Leicht- und Schöne, der hat auf keinem Tanzboden und an keinem Dorfplatz gefehlt, der hat sich Zeit genommen, beim Militär die Offizierschule durchzumachen; der Adelrich hat gerade lang genug zu Hause gefehlt gehabt, als er seine Wehrzeit abgedient hatte. Nun der Vater tot ist, arbeitet der Adelrich weiter; nichts hat sich geändert im Gang des Heimwesens. Er ist keiner, der neue Wege sucht, seine Art ist nicht, weit zu denken und groß zu planen; die gerade Treue ist der Kern seines Wesens. Und den hat er mit der Mutter gemein, die mit ihm am Tisch und in der Regierung des Hausstandes an gleicher Stelle sitzt. Die Rennerin ist eine häßliche Frau. Ihr Wuchs reicht nicht ganz an den ihres Vubens heran, aber hager ist auch sie. Ihr Gesicht ist bleich, wenige tief einschneidende Falten furchen die Haut, von denen zwei wie Messerschnitte dem Munde zulaufen und den Zügen einen vergrämten Ausdruck geben. Die Stirn ist niedrig, das kurze, dünne, braungraue Haupthaar ist schwer am Hintertopfe festzuhalten, oft fällt eine der rauhen Strähne wirt und unordentlich in die Stirn. Die Frau blickt aus grauen, rotgeränderten Augen, die wie von einem Tränenschleier trüb sind. Die Rennerin hat auf dem steifen Nacken Berglasten menschlicher Sorge getragen. Einen Bruder und eine Schwester hat sie viele Jahre im Hause gehabt, der Bruder ist am Leibe, die Schwester am Geiste siech gewesen; der Bruder hat ein grauenhaftes Gebrechen an sich getragen, vor dem jeden andern eliete, die Rennerin hat ihn mit schweigenber Treue gepflegt, bis der Tod ihn spät erlöst hat. Und so hat sie für die Irre gesorgt, die wie ein Kind war, das nicht geben und stehen, nicht essen und reden kann. Die Kranken sind ihr geliebten bis ins letztvergangene Jahr. Inzwischen sind ihr im Laufe der Jahre vier blühende Kinder genommen worden, hat ihr die Rau- (Lawine) den Vater, einen starken und treuen Alten, getödet und ist der

Marianus, ihr Jüngster, ihr Liebling, zum Lump erwachsen. Und dennoch ist die Kennerin ein aufrechtes Weib geblieben; nur mehr ins Haus hat sie sich noch zurückgezogen, so als hätte sie Scheu vor den andern Menschen, und darum wundert sich auch der Adelrich, ihr Sohn, daß sie sich die Mühe und Zeit genommen, der neuen Magd aus der Nachbarschaft nachzusehen, wundert sich, daß sie, die Wortfarge, Injischgelehrte, Worte an jene verliert. Eine besondere muß das sein, die Magd, denkt der Adelrich Kenner bei sich.

Es ist sonderbar, wie lange der Bruder des Marianus und die Violanta als Nachbarn leben, bis sie einander in den Weg kommen. Ein seltsamer Zufall führt sie zusammen, nicht wo es sein sollte, daß sie täglich dicht aneinander vorüber müßten, sondern ganz außerhalb des Dorfes, wo selten Leute hinkommen. Sonntag ist es; der Kreuzwirt ist dagewesen und hat die Nagerin zu einem Besuch bei der Tochter nach Anderthalben geholt. Die Violanta weiß nicht, was sie mit dem Tag anfangen soll; weil er aber hell ist und seinen Sonnenschein über alle Berge gießt, läuft sie gegen Abend mit frohem Herzen hinaus und nach der Luft durstig, von der ein Zug wohl tut wie ein Trunk Quellwasser. Bekanntschaft hat sie noch wenig zu Anderthalben, so läuft sie barhaupt in schlichtem, schwarzem Rock zum Dorf hinaus, quer über die flachen Matten, einem Berggang zu, an dem wie ein verlorenes Büschel Haare auf einem Rahkopf eine schwarze Echar hoher, hagerer Tannen steht. Zu den Tannen hinauf führt ein Fußsteig, dem geht sie nach. Der Gang liegt im Schatten; aber von ihm blickt sich's wohl in das Hochtal hinaus, das in der Sonne daliegt, als ob der Herrgott mit heimlichen Kerzen in jede Ecke zünde: Sieh, das ist schön, und das, und das!

Am Bergrücken entlang fährt ein kühler Wind, atem, in den Tannenzwipfeln ist ein kaum merkliches Regen und Neigen. Die Violanta steigt bergan; die Matte zur Linken unterhalb des Waldes wird immer grüner und dunkler, zur Rechten aber verläuft die unfruchtbarere Lehne in eine Steinwüste; hoch oben am Berg ist zerrißenes Felswerk; der Gang ist von den Trümmern besät, die die Stürme aus dem Bergturm gerissen haben; weiß schimmern die Bruchstellen in der Höhe. Die Violanta setzt ihren Weg, leise vor sich hin summend, fort, da steht es rot in den Steinen ihr zur Rechten; die Bergerdbeeren sind reif. Gebantenlos tut sie ein paar Schritte hinüber und pflückt lässig ein paar Beeren; dann faßt sie ein halber Eifer; sie steigt in die Steinschrunde hinab, tiefer hinein in die Wüste, wo kleine Wässerlein rinnen und zwischen Steinbrocken grüne Teppiche liegen. Ueber dem Suchen und Büden verpaßt sie die Zeit. Auf einmal fällt ihr ein, daß die Nagerin vor ihr zurück sein kann,

wenn sie sich nicht auf den Heimweg macht. So sucht sie mit den Blicken den Weg, der weit drüben liegt, und hebt an, zurückzuklettern. Als sie dem Pfad wieder nahe ist, sieht sie einen Menschen über ihn herniedersehen; und just, als sie den Weg erreicht, will jener vor ihr vorübergehen. Unwillkürlich verhalten beide die Schritte. Der Adelrich starrt der Violanta ins Gesicht. Es ist ihm wie angeworfen, daß der Nagerin ihre Magd vor ihm steht, aber er erschrickt ganz vor dem Weibe und seiner Schönheit.

„Nun,“ sagt die Violanta, mit aufgeworfenem Kopf; in dem Wort liegt die ungeduldige Frage: geht du voran oder soll ich?

Der Adelrich, der in braungelbem, schlecht-sitzendem Sonntagsstaat steckt, schiebt den schwarzen Filz aus der Stirn, brummt etwas und steigt an ihr vorüber. Die Violanta folgt ihm, langsam, damit er voraus komme. Er nimmt auch anfänglich große Schritte, nach einer Weile aber, während welcher er mit auf die Brust hängendem Kopf bergab gestiegen ist, dreht er sich plötzlich um und läßt sie an sich herankommen.

„Da droben, wo du gestanden bist, hättest auch einen Stein an den Kopf bekommen können, Mädchen,“ sagt er, ihr ins Gesicht sehend. Sie dreht sich um und blickt an der Wand hinauf. „Ist es da steinschlägig?“ fragt sie.

„Natürlich,“ murrt er zurück und setzt seinen Weg fort, wie einer, der ausgerichtet hat, was ihm aufgetragen ist. So stampfen sie hintereinander drein, gleichgültig, keines sich ums andre kümmernd. Das Maß ihrer Schritte ist aber daselbe und bringt sie nicht weit auseinander, und als sie von dem Fußpfad in die breitere Straße hinaustreten, kommen sie unwillkürlich nebeneinander zu gehen; nur daß sie, indem eines am Rande zur Rechten, eines zur Linken geht, die ganze Breite der Straße zwischen sich legen.

„Du bist doch bei der Nagerin?“ fragt da der Adelrich herüber.

„Ja,“ gibt sie zurück.

Nach einigen Schritten hebt er wieder an: „Wir sind dann Nachbarn, wir beide.“

„Ich weiß,“ sagt sie trocken; sie hat ihn einmal flüchtig gesehen.

So, als brächen sie Holzstückchen knackend entzwei, haken sie eine Unterhaltung zurecht im Weitergehen. Das letzte Wort ist ein „Gut Nacht“ hier und ein „Gut Nacht!“ dort. Dann biegen sie von ihrem Straßenrand ab, ein jedes nach seiner Haustür zu, so steif, als triebe sie ein gemeinsames Uhrwerk!

V

Seit dem Sonntag, an dem die Violanta den Kenner-Adelrich getroffen hat, wundert sie sich, daß sie ihn früher nie recht zu sehen bekommen, wundert sich darüber, weil sie ihn jetzt alle

Augenblicke sieht. An der Haustür steht er oft und sagt sein kurzes, langes „Gut Tag“, wenn sie zum Brunnen geht. Auch von einem der Wohnstufenfenster sieht sie ihn manchmal herunter auf die Straße gaffen, wenn sie des Weges daherkommt. Begegnet sie ihm einmal außerhalb des Dorfes, so dreht der seltsame Mensch sich, kaum daß sie an ihm vorbei ist, um und sieht ihr nach; steif und hager wie eine Stange steht er am Straßenrand; ihren Wegweiser nennt ihn die Violanta heimlich lachend für sich, weil seine große Nase immer auf die Straße zeigt, auf der sie selber geht. Im Grunde jedoch gerät es ihr nicht recht, über den Kenner zu lachen; der hat in seinem Außern zu viel von einem wackeren Menschen; daneben hört sie zu viel Gutes von ihm. Wenn die Nagerin auf ihn zu reden kommt, fliegt ihre Kugelwangen vor Eifer ein tiefes Rot an; sie wird nicht müde, zu rühmen, was der Kenner-Adelrich für ein lauterer und arbeitssamer Mensch und wie schade es sei, daß so einer immer und immer noch und über alle Zeit hinaus lebzig bleibe. Dabei weiß und fühlt die Violanta nicht, daß der Bäuerin ausdruckslose Augen heimlich an ihr haften, über ihre ganze Gestalt mit stummer Bewunderung spazieren gehen, und wie es jener durch den Sinn fliegt: „Schad, daß du nicht besserer Leute Kind bist, Violanta Zureich!“

Das und noch vieles weiß die Violanta nicht. Der Adelrich gafft nicht nur; der macht sich auch Gedanken. Seine Mutter tritt einmal zu ihm ans Fenster, als er just der unten in der Straße vorübergehenden Violanta nachsieht. „Ein schönes Mädchen, Mutter, beim Eid,“ sagt er da mit einem tiefen Atemzug.

„Eine schaffige ist sie auch, wie die Nagerin sagt,“ meint seine Mutter, die mit dem Blick dem feinen folgt.

„Schade, daß —“ beginnt der Adelrich in Gedanken.

„Daß sie gerade so eine Sippe haben muß,“ vollendet die Kennerin.

Damit gehen sie auseinander, sicher, daß alles ausgesprochen ist, was zu sagen gewesen.

Und der Adelrich macht sich dennoch Gedanken. Der Sommer geht. Der Herbst, ein schöner, kurztaugiger, hinkt langsam nach. Dann kommt der Winter über Oberalpen. An seinem Anfang und seinem Ende stehen für die Violanta zwei Grabkreuze. An einer Lungenentzündung, die er sich an einem Sturmtage zu Winteranfang geholt, wird in wenigen Tagen des Zureich-Baschis, ihres Vaters Jähzeit zu Schanden. Zwei Tropfen kommen der Violanta bei der Nachricht von seinem Tode in die Augen; eine Faser hat noch zwischen ihr und dem Alten gehalten, von dem sie sich erinnert, daß er ihr als Kind manchmal ein gutes Wort gegeben, und so macht sie sich

zu seinem Begräbnis auf den Weg nach Zutschi. Lange hält sie sich dort nicht auf. Vom Friedhof weg, an der Zutschihütte vorbei, ohne der Mutter ein überflüssiges Wort zu geben, steigt sie zurück nach Oberalpen; dort atmet sie mit großen, gierigen Zügen, als hätte sie den Atem Stunden vorher verhalten. Eng ist ihr gewesen daheim; zu Oberalpen fällt alle Schwere von ihr ab. Jesus, wie da oben ein andres Leben ist!

Als der Föhn die Eiskrusten an den Felsen und auf den Straßen zu lösen beginnt, erreicht die Violanta die zweite Todesnachricht. Da ist auch die Mutter gestorben! Eine ihrer Schwestern, die wohl seit einigen Wochen schon in der Zutschihütte mag gefessen haben, teilt es ihr mit, vergißt zu schreiben, woran die Mutter krank gewesen, vergißt selbst zu berichten, daß sie sie inzwischen schon auf dem Steger Friedhof verscharrt haben. Freilich steht auch keine Aufforderung in dem Brief, zur Gräbt (Begräbnis) zu kommen. Die Violanta hält den schmutzigen Zettel in der Hand, steht einen Augenblick sinnend in der Küche, wo ihr der Briefträger den Fegen gereicht hat; dann zerreißt sie das Papier und wirft die Stücke ins Feuer. An die Arbeit geht sie danach, als ob nichts geschehen wäre; kein Gedanke kommt ihr, jezt zu Tal zu fahren; sie läßt nicht einmal der Nagerin gegenüber ein Wort fallen, das auf den Tod der Mutter Bezug hätte. Ihr Leben geht nachher in seiner glatten Bahn, vielleicht ist ihr noch leichter und froher zu Mut seither, weil nun nichts mehr da ist, was zu ihr gehört; die Schwestern gehen ihre eignen Wege und kümmern sich so wenig um sie, wie sie sich um jene kümmern.

Den Winter löst ein früher Frühling ab. Die ältesten Leute können sich nicht erinnern, daß die Sonne so früh allen Schnee von den Matten genommen und das Grün überall angehoben hat! Die von Oberalpen bauen ihre Wiesen; auf der weiten Hochtalebene wimmeln wie schwarze Punkte die Bauern, die über ihre Matten schreiten. Die Nagerin hat im Stall ihres Landpächters eine eigne Kuh stehen und hat von ihrem Bestiz eine kleine, schöne Matte nahe am Dorf sich vorbehalten. Dort werft seit einigen Tagen die Violanta. Die Matte liegt an der Straße, wo diese aus dem Dorfe und nordwärts über Berg führt. Der Dünger liegt in schwarzen Haufen auf das saftgrüne Land geworfen. Mit der Gabel schreitet das Mädchen von Haufen zu Haufen und zerbreitet sie. Auf den angrenzenden Grundstücken arbeiten Männer und Weiber in Scharen; die Violanta ist allein, aber die Arbeit geht ihr von der Hand; die Art, wie sie Schlag auf Schlag die Gabel handhabt, wie die aufrechte Gestalt sich neigt und wiederum zur ganzen Höhe sich aufrichtet, gibt ein Bild, das seltsam in den frischen Lenztage hinein paßt. Sie hat das Kleid hoch-



Die Begegnung Mariä mit Elisabeth

Nach dem Gemälde von Rembrandt. Im Besitz des Herzogs von Westminster



geschürzt, die schweren Schuhe stampfen den Boden, Brust und Arme dehnen das dünne Gewebe der zertragenen Kleider. Eine ganze Weile hat sie gegen das Innere der Matte schreitend gearbeitet. Als sie sich um- und der Straße zuwendet, sieht drüben am Holzhaag, die Arme breit auf die oberste Latte gelegt, den Oberkörper herein in das Land gebeugt, der Kenner-Adelrich und schaut sie an. Er nickt, als ihr Blick dem seinen begegnet. Gemächlich zieht er die Pfeife aus der Hosentasche, stopft sie, streicht ein Streichholz an und steckt die Pfeife in den einen Mundwinkel. Als sie brennt, setzt er den rechten Fuß auf eine Haglatte und richtet sich ein, als ob er zu übernachten gedanke. Es geht dem Abend zu. Die Wollen, die im Föhn hoch über das Grüntal segeln, leuchten in brennendem Rot. Die Violanta arbeitet weiter, ihr Weg führt sie gegen die Straße heran.

„Guten Abend,“ sagt der Adelrich, als sie in Hörweite ist, und sie gibt ihm den Gruß laut, mit einem freien Lachen zurück.

„Schaffst?“ sagt der andre, als sie noch näher kommt.

„Wie Ihr seht,“ ist ihre Antwort. Darauf hebt er von den Wetter- und andern Ausichten zu reden an und hält sie mit seinem Gespräch bei sich fest. Sie läßt sich auch aufhalten, stützt sich auf die Gabel und sieht ihm eine Weile Rede. Er hat wenig Verlegenes an sich; aber so wenig kann er sich verstellen, daß Violanta ihm vom Gesichte ablesen kann, wie sie ihm gefällt.

„Dir sind auch Vater und Mutter gestorben, den Winter, gelt?“ wechselt er plötzlich die Alltagsreden, die sie vorher geführt haben. Auch da ist seine Art so gerade und unbeholfen, daß das Mädchen merken muß, wie wichtig ihm das ist, was er sagt.

„Ja, eben,“ nickt sie gleichgültig. Ob ihrer Wortfargheit gehen auch ihm einen Augenblick die Worte aus. „Aus der Antschihüte bist?“ sagt er dann, als ob er es nicht längst wüßte. „Ja,“ antwortet sie abermals; ihre schwarzen Augen funkeln plötzlich feinselig, als ob sie fragen wollte: Willst mich daran erinnern, was mir anhängt? „Das ist kein gutes Zeugnis, gelt?“ jagt sie dann mit herb verzogenem Mund und in einem Ton, der wie Glasnacken klingt.

„Warum?“ sagt er, und in seinen braunen Augen ist ein warmer, mitleidiger Schein. Weil in dem Augenblicke an der Straße Leute vorübergehen, neigt er sich noch näher über den Hag herein. Violanta zuckt zur Antwort auf sein Warum nur die Achseln und sticht die Gabel in den Boden, daß sie zittert.

Da macht er seine Frage wieder gut: „Es ist noch in manchem Haus nicht alles sauber; nur, — von einem weiß man's, von andern nicht.“ Violanta sieht unwillkürlich auf. Spielt er auf den Bruder an? Dann zwingt sie etwas,

daß auch sie sich nicht verstellt und ausspricht, was ihr just auf die Zunge springt. „Ist Euer Bruder immer noch in America?“ fragt sie. Nur sie selber weiß, daß eine Art Frostgefühl durch ihren ganzen Körper geht, als sie es fragt; auch daß ihr Gesicht noch weißer ist als sonst, kann der Adelrich nicht merken.

„Gast du den — den Marianus gefannt?“ fragt er dagegen.

„Von ihm reden habe ich hören,“ sagt sie langsam und sicher, worauf er sie bescheidet: „Ja, er ist noch in America, der Marianus.“

Violanta wendet sich ihrer Arbeit wieder zu. Der Adelrich wankt und weicht nicht, noch immer wirft er dann und wann in trockener Art ein Wort hin, wann sie ihm nahe kommt. „Mächsten Sonntag tanzen die Schützen,“ sagt er jetzt; es tönt, als hätte er dazu einen besonderen Anlauf genommen. Violanta ist im Begriffe, von ihm hinwegzuschreiten, aber sie blickt noch über die Schulter zurück. „Ja,“ sagt sie gleichgültig.

„Gehst auch?“ fragt Adelrich.

„Zum Tanz? Wollte wissen, mit wem?“ Als sie das fragt, meint sie, daß er im Begriff steht, ihr seine Begleitschaft anzutragen. Aber er sagt: „Zum Tanz geh' ich nicht.“ Dann blickt er einmal die Straße hinauf und einmal hinab, und als er sie just leer sieht, winkt er der Violanta auf einmal ernsthaft zu: „Los!“ *)

Als sie näher kommt und unwillkürlich den Arm auf den Mattengang stützt, legt er seine Hand darauf. „Zum Tanz geh' ich nicht,“ wiederholt er, „da bin ich zu alt. Aber allein etwas mit dir zu reden hätte ich einmal.“

„Mit mir?“ sagt Violanta und löst den Arm vom Holzhaag. Halb liegt in der Art, wie sie den Kopf im Nacken hält, eine Zurückweisung, halb schaut sie plötzlich so in Gedanken verloren ins Leere, daß leicht zu erkennen ist, wie es hinter ihrer geraden Stirn arbeitet.

„Vielleicht gehst am Sonntagabend wieder gegen den Gurschenwald hinauf; dort will ich warten,“ fährt der Kenner unbeirrt fort. Da dreht sich die Violanta ab, der Kopf beugt sich, der Blick starret den Boden an, und es ist seltsam zu sehen, wie ein brennendes Rot ihr langsam über Nacken, Wangen und Stirn quillt.

„Meinst, willst kommen?“ fragt der Kenner noch einmal. Nun hebt das Mädchen das Gesicht, das einen gequälten Ausdruck trägt. „Ihr werdet es ja dann sehen, ob ich da bin,“ sagt sie und geht davon. Die Gabel schlenkernd, beginnt sie die Arbeit ganz am andern Saum der Matte wieder. Der Adelrich verläßt langsam seinen Standort und geht in schwerfälligen Schritten dem Dorje zu. Er hat den Kopf voller Gedanken,

*) Hör einmal.

denn er hört nicht, wie da und dort ihn einer anruft, und als am Dorfeingang ein Bauer ihn anruft und wieder anruft, fährt er wie ein Schlafwandler auf und hat sichtlich Mühe, sich zu besinnen, daß er einem Aede und Antwort stehen soll.

Violanta hat eine Weile gearbeitet, aber als sie den Kenner nicht mehr sehen kann, wird ihr Werken langsam, lässig und hört ganz auf. Sie geht an die Hagstelle hinüber, die der Straße am fernsten ist. Die Arbeiter auf der Nachbarmatte haben Feierabend gemacht, die weite grüne Fläche ist leer. Eilig ziehen in der Höhe die Wolken und fahren fern über die Berge hin, die den Weg in die Schölleneenschlucht verschließen. Dort hinaus staunt die Violanta, der Busen hebt sich rascher unter dem Hemdlinnen, das erregte Atmen verrät sich in ihrer ganzen Haltung. Geschehen ist etwas, Violanta Zureich! Blind und taub müßte eines sein, wenn es nicht erriete, daß der Bauer, der Kenner-Adelrich, vor dem ganz Oberalpen gleichsam den Hut zieht, Absichten hat, Absichten auf sie, das Zureichmädchen! Einen Augenblick dreht sich die Violanta dem Winde zu, der von Süden weht und gletscherkühl ist; sie mag ihn gern auf der Stirne fühlen. Also der Kenner-Adelrich! Fragen wird er sie! Das Wesen des Adelrich läßt den Gedanken nicht aufkommen, daß er ihr nur schön tun könnte wie mancher andre; der ist zu ernst, zu alt und zu gerade dazu! Also zur Frau will er sie! Sie, die Violanta Zureich, die von zu unterst aus der Armut heraufkommt. Eine Frau soll sie werden, eine achtbare!

Es ist, als schnelle eine Feder im Körper der Violanta, die starke Gestalt streckt sich mächtig, Muskel auf Muskel spannt sich. Das Glück, das ihr werden will, übermannt sie einen Augenblick! Es ist ihr, als sei sie auf Weiterprossen heraufgestiegen, herauf aus dem Dunkel an die Helle, aus der Helle ins warme Sonnenlicht, und nun, nun soll es hinaufgehen zur obersten Stufe, in den ganzen vollen Glanz des Tages hinauf, und —

Aber der Marianus! Als käme eine Schlange über die Matte dahergekrochen, kommt der Gedanke gegüngelt. Violanta hat wieder das seltsame Empfinden eines plötzlichen körperlichen Frierens. Der Marianus!

Im Kopfe der Violanta beginnt eine Gedankenflucht. Der Marianus! Ei, der ist weit, weit weg, der kommt nicht wieder! Und wenn er käme, heim darf er nicht mehr, hat sie sagen hören! Und käme er doch ins Haus, der wird gerne genug schweigen von dem, was er auf dem Gewissen hat!

Unter dem Streite der Gedanken reckt sich der Leib des Mädchens noch mehr, dann atmet sie ganz tief, wirft plötzlich die Gabel auf die Schulter und schreitet von der Matte hinweg und dorfsu.

Eine Stunde später steht die Violanta in der Stube der Nagerin und vor dieser, die in ihrem Lehnstuhl hockt und die Augen groß aufmacht zu dem, was Violanta erzählt. Sie ist nicht erstant; sie fragt kein einziges Mal: Hast auch recht gesehen? oder: Bildest dir nicht etwas ein, was nicht ist? Während ihr Blick auf Violanta ruht, sagt sie sich selber, daß es kein Wunder ist, wenn ein Mann, selbst ein Mann wie der Kenner, die zum Weibe haben will. Zum erstenmal ist etwas wie Demut in der Haltung des Mädchens; mit leiserer Stimme sagt sie: „Nicht hinter Eurem Rücken will ich etwas tun, Frau, darum habe ich es Euch gesagt!“ Ein Lob formt sich schlecht auf ihren herben Lippen, so muß die Nagerin aus der fremden Weichheit ihres Tones heraus hören, wie hoch sie in der Haltung des Vertrauens und Achtung steht.

„Du bist eine, die Glück hat,“ sagt die Alte. Da hebt die andre den Kopf wieder. „Was meint Ihr,“ fragt sie laut und fest, „keine Mutter, ob die einverstanden ist?“

„Wenn sie es nicht ist, fragt er dich nicht,“ erwidert die Nagerin.

„Das ist, was ich selber denke.“

Die Nagerin schiebt eine der zitternden Hände aufs Knie vor und spielt mit den Fingern auf der schwarzen Stoffschürze. „Ja, ja,“ sagt sie nachdenklich, „hast ihn aber auch gern?“ fragt sie dann plötzlich.

„Gern?“ Violanta stützt eine Hand auf die Tischplatte, und es geht wie Blisen in ihren Augen. „Das Geruhaben, wie Ihr es meint,“ fährt sie fort, „habe ich nicht gelernt. Aber wenn einer, ein braver Mann, nützlich haben will, so will ich vor Gott schwören, daß ich ihm die Frau sein will, die er in mir sucht; und keinen Gedanken will ich haben, als was recht und zu seinem Nutzen und ihm zu Dank ist!“

Wieder hängen die Augen der Nagerin fast andächtig an der Magd. In der ihrem Wesen liegt eine Kraft, daß die Alte des Staunens nicht Herr wird; in Gedanken stellt sie die Violanta drüben ins Kennerhaus neben den Adelrich, den langen Menschen, dem die ehrliche Arbeit das Liebste im Leben ist, und das langsame Herz klopft ihr jung vor Gefallen an dem Paar. Es ist ihr, daß sie aufstehen und hinübergehen sollte, gleich jetzt, dem Adelrich und seiner Mutter zu sagen: Recht habt ihr bei Gott; eine wie die wächst euch nicht alle Tage ins Haus hinein.

Da fährt ihr die Violanta mit den ruhigen Worten in die Gedanken: „Ja, an die Arbeit muß ich, den! wohl wieder; lange genug habe ich Euch vorgeschwagt.“ Damit wendet sie sich der Thür zu. Auf der Schwelle dreht sie sich. „So werde ich gehen am Sonntag,“ sagt sie; halb ist es eine Frage. „Und sicher,“ sagt die Nagerin, „und Glück wünsche ich dir auch.“

VI

Unterhalb des Gurschenwaldes stehen Violanta und der Kenner Adeltich. Gerade eben ist das Mädchen über den Fußsteig heraufgekommen. Der Adeltich hat sie erwartet. Er hat seine besten rauhhaarigen Kleider an, sieht darin ganz statlich aus; die Violanta geht in ihrem schwarzen Kleid, an dem von oben bis unten kein Band und keine Bler ist, gegen das nur der Hals und die Handgelenke noch viel scheiniger weiß abstechen als von anderm Gewand. Unter den Augen hat Violanta dunkle Ringe, sie hat ein paar schlechte Nächte hinter sich. So ganz glatt ist der Entschluß, der sie herbringt, doch nicht fest geworden; der Marianus ist auch ein paarmal gekommen des Nachts und hat sie schreden wollen; aber eine Schwache ist sie nicht und weiß, was sie will. Eine angesehene Bäuerin will sie werden, vor der die Leute Respekt haben sollen! Die Brust schwillt ihr von Zukunftshoffnungen; nun steht sie am Eingang des Weges zu dieser Zukunft, tapfer, ohne die leiseste Furcht, fast fröhlich. Sie sieht den Adeltich an wie einen guten Kameraden, gerade in die Augen, ohne Erröten, als das „Gut Tag“ zwischen ihnen hin und wieder geht.

Der Tag hat einen Wertagsrock an, obwohl es Sonntag ist. Nebel hängen über alle Berge herein. An die Gurschenwaldtannenspitzen sind sie gepfeift, von dort her kommt manchmal ein feines Stäuben kalten, nässenden Regens.

„So, bist du?“ sagt der Adeltich, dann räupert er sich, steckt die Hände in die Hosentaschen, lehnt sich an den Haq, der die Matte nach dem Weg zu grenzt. „Ein wenig — fast — erraten wirst schon können, was ich — warum, daß ich dich habe kommen heißen.“

„Ja, das schon,“ sagt Violanta ganz offen.

„Und?“ fragt er da, als sei ihm nun alle weitere Rede eripart.

„Was sagt Eure Mutter?“

„Komm mit zu ihr, so kannst es selber hören: Du bist ihr so recht wie mir.“

Ein paar Schritte tut Violanta bergan, den Kopf gesenkt, als hätte sie noch einmal zu überdenken, was sie sagen will. Dann kommt sie zurück. „Ich muß es Euch noch einmal sagen,“ beginnt sie, „ich bin aus der Inskahütte.“

„Das hat mir zu Anfang Bedenten gemacht, jetzt nicht mehr,“ sagt der Adeltich ehrlich.

„Die darin gewohnt haben,“ fährt sie unbehirt fort, „sind immer verrufen gewesen. Wenn es Euch einmal reuen würde, daß Ihr eine genommen habt, von der die Leute spöttlich hinreden: Bah, nur so eine ist sie!“

„Von dir tun sie das nicht,“ sagt er ernsthaft. Das Zeugnis tut ihr so wohl, daß ein Sturm von Freude in ihr aufspringt. „Ist es Euch ernst?“ fragt sie noch einmal.

„Bei Gott, es ist mir ernst, Mädchen,“ gibt der Adeltich zurück, dabei hebt er jaghaft und linksich die Hand und sucht nach der ihren. Violanta aber kommt ihm mit der Rechten entgegen; sie legt sie feht in die seine. Als er ihren Druck fühlt, spannen sich seine Finger, eine andre als die starke Violanta könnte es schmerzen, wie er sie zubrickt; was sie nachher nie ansprechen, was sie vielleicht selber nicht klar fühlen, das ahnt doch jedes, daß sie sonderbar füreinander geschaffen sind. Sie lösen ihre Hände bald wieder. Es ist nicht der Klag, und sie sind nicht die Leute, verliebt zu tun. „Komm heute abend zu uns herüber,“ sagt Adeltich, „da können wir alles besprechen.“ Damit machen sie sich auf den Heimweg. Und wie am Tag ihres ersten Zusammentreffens gehen sie langsam dahin, eines diesseits, eines jenseits der Straße.

„Lang warten möchte ich schon nicht mit der Hochzeit,“ spricht der Adeltich einmal herüber.

„Mir ist es recht,“ gibt Violanta lächelnd zurück; „nur eine Magd muß meine Frau zuerst haben.“

Dann fällt wieder Schweigen zwischen sie. Durch den grauen Himmel bricht ein leiser Glanz; tief hinten muß irgendwo die Sonne stehen. Es liegt ein heimliches Licht, von dem man nicht weiß, woher es kommt, über ihrer feuchten Straße. Langsam schreiten die zwei großen Menschen und mit vornübergebengten Köpfen dahin. Kurz vor dem Dorfe blickt Violanta noch einmal auf. Unwillkürlich verhält sie den Schritt bei dem, was sie sagt. „Euer Bruder, der Marianus, was wird der dazu sagen? Er ist einer, der — ein Offizier — eine reichere Schwägerin würde ihm vielleicht besser gefallen.“

Adeltich kommt über die Breite der Straße zu ihr herüber geschritten und tritt vor sie hin, so daß sie beide stillstehen müssen.

„Das muß ich dir noch sagen,“ hebt er mit gedämpfter Stimme an, „von dem Marianus wird dahem und vor der Mutter nicht viel gesprochen. Einmal, wenn wir verheiratet sind, sage ich dir alles! Jetzt — ich rede nicht gern über andre, am allerwenigsten über den Bruder — er hat viel auf dem Gewissen. Er kommt wohl nicht mehr ins Land, er wird sich schon hüten. Aber — einmal, wenn wir allein sind — erzähle ich dir schon alles.“

Sein Gesicht trägt einen versteckten Ausdruck von Kummer; er nickt mit dem Kopfe, während er spricht, so daß jedes Wort mit schmerzlichem Nachdruck hervorgestoßen scheint. Dabei kann Violanta fühlen, wie er ihr schon Vertrauen schenkt, als hätte er sie in langen Jahren erprobt. Ihr Herz fängt zu klopfen an, einen Augenblick lang ist ihr, als sollte sie die Hand auf die seine legen und sagen: „Ich habe dir auch noch etwas zu beichten, du.“ Dann aber blickt die Furcht in

zähnen, in dessen Magen noch die zerlauten Zweige und Nadeln der orientalischen Thuja zu erkennen waren.

Auch den von unserm heutigen Braunbären ganz verschiedenen Höhlenbären, dessen Leberreite wir heute in manchen Höhlen in Menge finden und dessen Unterkiefer mit den gewaltigen Reißzähnen dem Höhlenmenschen als Beil dienten, die Höhlenhyäne, den Höhlenlöwen und den Höhlenpanther, und auch einen, wenn auch nicht mehr so



Das fibriliche Elasmotherium



Riefenhirsch



Wildpferde auf der Bejagung Salz-Seins in Askania-Nowa

großen Nachkommen des Dolchzahntigers *Machairodus* kannte der Mensch des Tuluviens. Mit den Resten des Mammut, des Nashorns findet man auch die des Riesenhirches, eines gewaltigen Wieberlärers mit nahezu vier Meter voneinander abstehenden Geweihen. Der diluviale Mensch lebte noch mit ihm zusammen; keinesfalls aber hat der Riesenhirsch Nord- und Ostdeutschland noch in historischer Zeit bewohnt, und es war ein Irrtum, ihn mit dem „Schelch“ des Nibelungenliedes in Zusammenhang zu bringen.

Von den Wildpferden der Vorzeit hat sich nur das zentralasiatische Wüstenpferd (*Equus Prschewalskii*) in die Jetztzeit gerettet. Mit dem Ur- und dem Wildpferd lebten noch bis in die historische Zeit herein Wildpferde auf der Heide und im lichten Walde. In Ostdeutschland und Rußland hat es Wildpferde noch bis in das siebzehnte Jahrhundert gegeben. Die Pferderasse des norddeutschen Tuluviens lebt heute noch in dem schweren Pferdeschlag der Flämänder und Percherons fort, wie ja wohl alle heute existierenden, verbreiteten Pferdeschläge Mitteleuropas in den diluvialen Schichten zu finden sein dürften. Es sind erst 27 Jahre her, daß das letzte Wildpferd aus Europa verschwunden ist. Bis dahin lebte das eben erwähnte Wildpferd Prschewalskis, der „Tarpan“ der Sibirier, der „Kertag“ der Kirgisen und „Tali“ der Mongolen noch in



Dromedeer (80 cm hoch)



Riesenvogel (90 cm hoch, im Museum von Amiens)

den taurischen Steppen. Die Ausrottung dieses Wildpferdes erfolgte so rasch, daß die russischen Museen nicht ein einziges Skelett oder einen Balg des Tarpans besaßen. Tann ging Prschewalski den Spuren dieses Wildpferdes in den zentralasiatischen Steppen nach, konnte aber nur die Haut eines solchen Wildpferdes nach Petersburg mitbringen. Erst den Reisenden Gebrüder Grumm-Grichimailo gelang es im Jahre 1889, die Existenz dieses Wildpferdes zweifellos nachzuweisen. Unter Mitwirkung des Zoologen Dr. Böhner und des Ethnologen Dr. Clemens in Petersburg vermochte dann der Großgrundbesitzer Friedrich Falz-Fein, der auf seinen sibirischen Besitzungen in Askania-Nova verschiedenste exotische Tiere in halbem Freileben hält, junge Tarpans für seinen Tierpark zu erhalten. Der *Equus Prschewalskii* ist ein kleines ponyähnliches Wildpferd von kräftigen, gedrungenem Körperbau, mit großem Kopf, sehr spitzen Ohren. Der hohe Widerrist unserer Hauspferde und deren schopfartiges Haarbüschel zwischen den Ohren fehlt. Die Grundfärbung ist ein teils helleres, teils dunkleres Isabellgelb, der Rückenstreif ist schwarz, Schweif und Beine sind dunkel. Im Winter ist die Behaarung auffallend lang. Daß man es da mit einem ausgeprochenen Wildpferde, einer letzten überlebenden Stammform unferer Hauspferde zu tun hat, steht außer Zweifel. In Zentralasien

lebt dieses Wildpferd in den wildesten Gegenden in Herden von 5 bis 15 Stück, die von je einem alten Hengst geführt werden.

Bis ins siebente Jahrhundert hinein lebte auch der Ur oder Auerochs, der Tur der Polen. Unrichtigerweise bezeichnete man lange den Wisent oder europäischen Bison als Auerochs. Noch im späten Mittelalter lebte der Auerochs in Deutschland. Dann verschwand er, und von jetzt ab beginnt die Verwechslung mit dem Wisent; man läßt den „Ur“ schon in prähistorischer Zeit ausgestorben sein und nennt den Wisent „Auerochs“. Der

Spuren der mörderischen Tätigkeit des Kulturmenschen.

Lebenswürdige Ausrottungen markanter Tierarten durch die sinnlose Vernichtungswut des Menschen sind die der Tronte, des Vorkentiers und des Riesenalks. Die Tronte, das Tubu oder Toba, eine 80 Zentimeter hohe, über 12 Kilogramm schwere Taube mit verkümmerten Flügeln, kurzem Lanse und Schwanzstummel, die Vasco de Gama auf seiner Weltreise auf Mauritius noch in großer Menge vorfand, wurde ihres schmackhaften Fettes und Fleisches wegen von den Seefahrern so eifrig



Bisonherde

österreichische Gesandte Freiherr von Verberstein (gestorben im Jahre 1566) hat in polnischen Wildgärten noch den Auerochs und den Wisent nebeneinander gesehen und hält beide Arten in seinem Werke: „*Kerum moscoviticarum commentarii*“ textlich und bildlich aneinander.

Mag der Ur dem Menschen, der vordrängenden Kultur zum Opfer gefallen sein, so läßt sich dies gewiß nicht vom Aussterben des Mammut, des Nashorns und der andern verschwundenen diluvialen Säugetiere sagen, denen gegenüber der Mensch der Vorzeit wohl ziemlich machtlos war. Anders liegen die Verhältnisse, wenn wir die in historischer Zeit zur Ausrottung gekommenen Tierarten in Betracht ziehen. Da stoßen wir Schritt auf Schritt auf die

verfolgt, daß sie schon Ende des siebzehnten Jahrhunderts ausgerottet war und wir uns ein Bild dieses sonderbaren Vogels nur nach einigen Gemälden, spärlichen Ueberresten in den Museen, den Beschreibungen damaliger Seefahrer und an Ort und Stelle ausgegrabenen vollständigen Skeletten machen können. Eine zweite Art, der Einsiedler, gansgroß, soll noch Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf Rodriguez gelebt haben. Das Vorkentier oder die Stellerische Seeuh wurde erst im Jahre 1742 durch den schiffbrüchigen Steller auf der Behringsinsel entdeckt. Fett, Haut und Fleisch dieser über sieben Meter langen, an 4000 Kilogramm schweren Sirene, die die Nordküste von Sibirien und Kamtschatka und die benachbarten Inseln



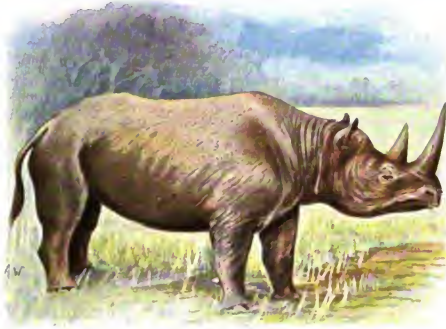
Wisent-Paare

bewohnte, war den Walfischjägern so willkommene Beute, daß das Vorkentier schon 30 Jahre nach seiner Entdeckung ausgerottet war. Der nordische Niesenalk, der Gyrfulg (Geyervogel) der Inseln, den Haklunt im Jahre 1578 auf den sogenannten Vinquinsinseln am Eingang der Bonavistabai in Neufundland in solchen Mengen vorfand, daß die Fische sich mit seinem Fleische verproviantieren konnten, war hier bald ausgerottet. Noch im ersten

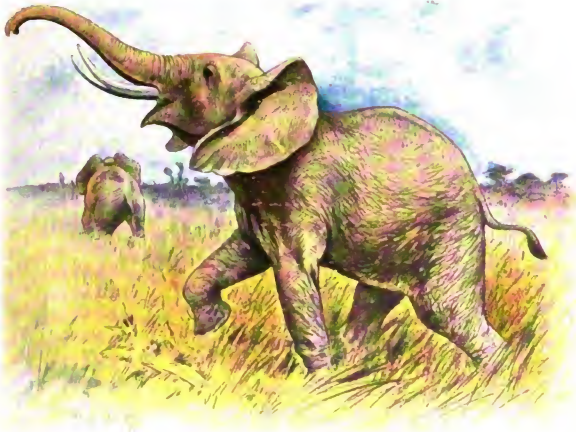


Molchusochlen

Viertel des verfloßenen Jahrhunderts besuchte der Riesenalk regelmäßig die Hebriden und Orknayinseln, und nißte noch bis 1841 regelmäßig auf der Felseninsel Etbey an der Küste von Island. Seit 1844 ist er verschollen. Der Nachwelt ist der Riesenalk in etwa 80 Bälgen, deren einer im Jahre 1830 mit 250 Franken, 1870 mit 2000 Franken bewertet war, heute auf 6000 Franken geschätzt wird, und etwa 16 Skeletten erhalten, von denen, nach La



Afrikanisches Nashorn



Afrikanischer Elefant



Alpensteinböcke

Nature“, 7 in den Vereinigten Staaten, 5 in England, je einer in Dresden, Mailand, Sndnen, Amiens und Paris sich befinden. Ein Ei des Riesenfals wurde 1833 mit 3 Franken, 1841 mit 100, 1853 mit 365, 1880 mit 2500 bis 5548 Franken bezahlt. 1870 erwarb ein englischer Kommissionsär ein Ei um 7200 Franken.

Vor unsern Augen hat sich die fast gänzliche Ausrottung des nordamerikanischen Bisons abgepielt. Noch schweben uns die Indianergeschichten untrer Kindheit vor, die von den Millionen und Millionen die Prärie durchwandernder Büffel zu erzählen wußten. Noch in den siebziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts bewohnten viele Millionen Büffel das ungeheure Präriegebiet weidlich vom Mississippi, von Neumexiko bis zur Tundra am großen Sklavensee. Da kam in den Jahren 1865 bis 1869 der Bau der ersten Pacificbahn. Die Bahn teilte das ganze Büffelgebiet in eine nördliche und südliche Hälfte. Die Büffelherden mußten den Arbeiterheerden den Proviant liefern. Zuerst kamen Jäger, die aus Passion der Büffeljaagd oblagen, dann die „Skinner“ in ganzen Wagenkolonnen, die Hunderttausende von Büffeln des Felles, der Zunge und des aus dem Fleische herzustellenden Pemicanus wegen erlegten. In vier Jahren waren an vier Millionen Bisons erlegt. Noch rascher, 1882 und 1883, war mit dem Bau der nördlichen Pacificbahn die nördliche Büffelherde erlegt. Von all den vielen Millionen Büffeln, wie sie einst jahraus, jahrein im Präriegebiete umherwanderten, bleiben heute nur noch einige Hunderte Bisons in schwer zugänglichen Gebieten von Colorado, Montana, Dakota, Texas, Kanada ihr Dasein. Wenige Exemplare werden im Nationalpark am Yellowstone gehegt und von Tierhändlern da und dort zu gutem Verkauf an die zoologischen Gärten gehalten. Als eine Sechenswürdigkeit allerersten Ranges erscheint unter solchen Verhältnissen die prächtige Bisongruppe im Berliner zoologischen Garten.

Wer hätte gedacht, daß der europäische Bison oder Wisent seinen amerikanischen Vetter überdauern, ihn noch einmal an Stückzahl übertreffen werde? Führte er doch schon seit langem unter behördlichem Schutz ein recht beschauliches Leben. Noch von den Nibelungen im Odenwald gejagt, verschwindet der Wisent schon zu Beginn der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aus Deutschland. Ein Wildbuck erlegte im Jahre 1755 das letzte Exemplar in Ostpreußen. In Litauen hegte ihn die polnischen Könige schon vor Jahrhunderten in großen Tiergärten, denen die Kriegsjahre ein Ende bereiteten.

Heute lebt der Wisent frei nur noch im Kaukasus in einigen Hochtälern am nordwestlichen Abhange im Gebiete der Bielaja und der Laba, durch strenge Jagdgesetze geschützt, als echtes Bergtier nur im Winter tiefer von den Waldhöhen herabkommend. Außerdem wird er in den Waldungen von Bialowieza in Russisch-Litauen gehegt. Von hier stammen die Wisente der zoologischen Gärten, so das kürzlich als Geschenk des russischen Kaisers in die Schönbrunner Menagerie gelangte Paar, und die jetzt, wie es heißt, auf etwa 60 Stück angewachsenen Wisente des Fürst Fleischer'schen Beheges im Mezeritzer Wald in Oberschlesien.

Noch einem Ueberlebenden der Eiszeit droht der Untergang. Es ist dies der Moschus- oder Schafschaf, ein Bewohner der arktischen Tundra. Ein Zeitgenosse des Mammuts, hat der Moschusochse einst, als die Ostsee, Nordsee, der irische Kanal und das ganze nördliche Europa von einer Eislage überzogen waren, dem Rande des großen Landeises folgten, bis tief nach Deutschland hinein, bis nach Böhmen und zur Tonan, in Frankreich bis zur Tordogne, und nach neuesten Funden auch in der Schweiz gelebt. Heute hat er sich ganz auf die Tundren Nordamerikas, östlich vom Mackenzie, und der nach Grönland sich erstreckenden Inselwelt zurückgezogen, und ist hier, wie neueste Untersuchungen J. J. Allen's ergaben, in zwei räumlich und äußerlich getrennten Arten vertreten. Dem unwirtlichen Leben der Tundra, die den ganzen langen Winter über eine unfruchtbare Schneewüste und zur Zeit der Schneeschmelze ein großer, weiter Sumpf ist und nur während des kurzen Sommers stellenweise üppigen Pflanzenwuchs wahrnimmt, hat sich der Moschusochse in überausdeutlicher Weise angepaßt. Regen die grimmige Kälte schützt ihn sein dichter, lang herabwallender Haarmantel; der Nahrungsnot zu entgehen, wandert er je nach Jahreszeit und Witterung in dem weiten Gebiete umher, und zu schlimmerer Zeit scharft er sich spärliches Pflanzenwerk, Aeste und Blätter der Zwergweide, Silberwurz, Steinbrecharten mit Kornern und Ransen aus dem Schnee hervor. So würden weder Kälte noch Nahrungsmangel seine Existenz gefährden, auch nicht der Fleischtribut, den er an die heimischen Jäger, an die zeitweiligen Polarexpeditionen zu entrichten hat. Seit aber die zoologischen Museen nach Velegründen fahrend und die norwegischen Fangschiffer ihre Fahrten bis nach Ostgrönland ausdehnen und alle Herden, die ihnen vorlommen, völlig aufreiben, ist die Existenz des Moschusochsen ernstlich bedroht. So wurden z. B. Mitte August 1899 von norwegischen Fangschiffern 140 Tiere an der Ostküste Sibiriens erlegt, und auch einer dänischen Expedition fielen zu derselben Zeit 29 Bullen und Kühe zum Opfer.

So eilt auch die interessante altertümliche Tierwelt Australiens unter der vordringenden Kultur des Europäers eilends ihrem Untergange entgegen, so nehmen die einst unzähligen Scharen des Seebären und anderer Niesenrobber trotz der etwas verpöbten staatlichen Schonungsvorschriften ernstlich ab, so sind durch die wahnwitzigen Bedürfnisse der Francomode die Bestände der Schmuckreißer arg gefährdet, und verringert sich von Jahr zu Jahr die Zahl der wertvollen Pelztiere.

Die leidenschaftlichen Jäger, für die es in Europa mit den Jagdfreunden immer mehr zu Ende geht, ziehen jetzt in die Wildnisse Asiens und Afrikas und gehen den Löwen, Tigern, Pantheren und andern Manbeuzen, leider aber auch den Giraffen, Zebras, Antilopen, Elefanten zu Leibe. Das Quagga ist schon ausgerottet, das Burchellzebra, das ohnehin schon selten gewesen, wird wohl den Wirren des Burenkrieges zum Opfer gefallen sein. Der Ausrottung des afrikanischen Elefanten seitens der weißen Jäger ist zwar durch die Einföhrung einer hohen Abgabe in Form eines Jagdscheines einigermaßen gesteuert worden, aber

im Innern Afrikas erlegen die Eingeborenen sinnlos ganze Herden, indem sie sie durch Feuer und Säure einschließen und dann alle Tiere, die Weibchen und Jungen nicht ansgenommen, niedererschießen. Wie Schillings berichtet, wird das in unsern Menagerien schon sehr selten geordnete zweihörnige Nashorn von den gewerbmäßigen Elefantenjägern der Hörner wegen an den Wasserplätzen zu Hunderten niedergemegelt. Geht das so fort und verheißt man es nicht, rechtzeitig wenigstens die wirtschaftlich in Frage kommenden Tiere, Elefanten, Zebras, vielleicht auch einige Antilopen, wie man es ja mit den Straußen schon getan hat, zu Dausieren zu gewinnen und so dauernd zu erhalten, so werden wir wohl bald manches der charakteristischsten Tiere Afrikas nur noch vom Hörenjagen kennen.

Schließen wir mit einer erfreulichen Kunde. Lange schon sind wir gewohnt, Europas edelstes Wild, den Alpensteinbock, zu den Verlorenen zu zählen. Einst über die ganzen deutschen Alpen verbreitet, lebt der Alpensteinbock nur noch in der Alpenette des Montblanc und Monte-Rosa, zwischen der Südseite des Montblanc und den Grenzgebirgen von Wallis, und wäre wohl auch hier schon längst schweizerischen Wildschützen zum Opfer gefallen, wenn ihn nicht strengste Jagdgehete und sorgsamste Ueberwachung schützen würden. In Tirol lebte schon in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts kein Alpensteinbock im freien Zustande mehr. In Oberösterreich wurde

der letzte Alpensteinbock im Jahre 1706 in den Alpen der Kroll am Almensee geschossen. In Salzburg boten die Erzbischöfe alles auf, den Steinbock zu erhalten, waren aber schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts gezwungen, ihn in einem waldigen Teile des Hellbrunner Parkes zu hegen, und mußten schließlich zur Bastardierung mit der Hausziege greifen. Und auch diese Bestände fielen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts französischen Soldaten zum Opfer. Seit nach dem Tode Viktor Emanuels I. die Steinbockjagd nicht mehr so lebensschäftlich betrieben wurde, hat sich die Steinbockzucht in Piemont so erfreulich vermehrt, daß man der zu großen Vermehrung wegen Böcke abschießen mußte. Wenn, wie der Inspektor der Schönbrunner Menagerie, Herr Alois Kraus, nach an Ort und Stelle eingeholter Information mitteilt, im Jahre 1901 infolge ungünstiger Witterung 350 Steinböcke zu Grunde gehen konnten und jährlich an 40 Stück zum Abschnitte gelangen, ohne den Bestand zu gefährden, dann ist der Schätzung des mit der Aufsicht der Steinböcke betrauten Forstpersonals, daß den Steinbockbestand mit 2000 Stück anjagt, wohl Glauben zu schenken. Die Schönbrunner Menagerie, die noch vor 25 Jahren fünf Männchen und fünf Weibchen, darunter ein Männchen mit Hörnern von ganz seltener Größe besaß, hat jetzt wieder drei junge Alpensteinböcke, zwei Männchen und ein Weibchen, die als Geschenk des Königs von Italien nach Wien gelangt sind.

Der alte Glockenturm

Von

Fritz Erdner

Eine Glocke hängt im Glockenturm,
Läutete mir Frieden einst und Sturm,
Klang so klar und sang so süß mir zu
frischen Morgengruß und Abendruh'.
Keis im Ohre schwingt mir nach der Ton,
Aber lange, lange schweigt sie schon,
Und die schwanfenden Gräser wuchern wild
Um die stille Pforte, walderhüllt;
Eine Eisenranke langt und steigt
Nach der Glocke, die im Turme schweigt.

Einst, nach Jahren, durch den schwarzen Tann
Schreitet spät ein hoher Wandersmann.
Durch die Pforte nimmt er erst den Gang,
Faßt mit starker Hand den Glockenstrang.

Horch, und wie aus schwerem Schlaf erwacht,
Hebt es an zu läuten, schein und sacht,
Wächst und schwillt, daß übern Abendwaid
feierlich und voll die Stimme schallt,
Jauchzt und jubelt, klagt und stürmt und großt,
Tief und erzen, hell wie klingend Gold;
Und die Menschen, erdenlärmtrübt,
Lauschen dem Geläute stumm entzückt.

Nieder auf den Lünter von der Wand
Keise, leise rinnt der lose Sand;
In Gebäl und fugen morsch und gran
Wundersam durchzuckt's den alten Bau.
Dauernd in des Glückes Feiersturm
Stürzt zusammen Glock' und Glockenturm ...

In die Dämmerung durch den schwarzen Tann
Schreitet still der hohe Wandersmann.

Wie arbeiten unsre Nerven?

Pflanzenwelt und Tierwelt unterscheiden sich in ihrem organischen Aufbau durch das Nervensystem. Der Pflanzenkörper setzt sich ebenso aus zahllosen winzigen Gebilden, den Zellen, zusammen wie der Tierkörper; beide durchfließt ein Säftestrom, beide nehmen Nahrungstoffe auf und setzen sie um, beide wachsen durch Zellenvermehrung, aber das Nervensystem kommt nur dem tierischen und menschlichen Körper zu. Das Nervensystem ist es, das die einzelnen Organe untereinander verknüpft und ihre Leistungen regelt, die Bewegungen auslöst, die Eindrücke der Außenwelt vermittelt; es stellt das Substrat dar, durch das die empfangenen Sinnesmeldungen in das Bewußtsein treten, die Anordnungen des Willens weitergegeben werden und in dem die Gedankenwelt in ihrem ewigen Wechsel und ihrer tausendfältigen Verknüpfung entsteht und schafft. Alles, was sich auf unser Geistesleben mittelbar oder unmittelbar bezieht, alle Regungen, die sich unbewußt oder bewußt in der geistigen Sphäre abspielen, sind an das Nervensystem gebunden. Es ist das Instrument, dessen Saiten durch den Anschlag von außen und innen in Schwingungen versetzt werden und die Gedankenakkorde erklingen lassen. Suchen wir, in die Vorgänge, die in unsrer Einweistätigkeit und in unserm Geistesleben zum Ablauf kommen, einen Einblick zu gewinnen, so werden wir uns demgemäß die Frage vorlegen müssen: wie arbeiten unsre Nerven?

Ein stärkerer Nervenstrang, wie etwa der Hüftnerve, läßt sich äußerlich vergleichen mit einer glashellen Schnur. Aber wie die Schnur nicht aus einer einzigen Gespinnstafer besteht, sondern aus einer ganzen Anzahl von dünneren Schnüren zusammengedreht ist, von denen man eine jede in seine Fasern auflösen kann, so ist auch der Nervenstrang eine Zusammensetzung von dünneren Fäden oder von Bündeln seiner Fasern. Diese Fasern sind der Länge nach nicht straff ausgespannt, sondern in lockeren Spiralen wellenförmig nebeneinander angeordnet. Sie verzweigen sich ferner nicht miteinander, verlaufen vielmehr auf ihrer ganzen Bahn unverzweigt. Eine Verzweigung eines Nervenstranges entsteht nur dadurch, daß von den vielen parallel nebeneinander liegenden Fasern sich ein Bündel ablöst und seitwärts abtritt. Von diesen Seitenästen können sich dann abermals schwächere Zweige ablösen, die von neuem Fasernsprossen nach den Seiten hin ausenden, so daß schließlich der letzte Ausläufer nur aus einer einzigen Faser besteht. Wie die Fasern nicht, obgleich sie dicht aneinander liegen, unter sich verwachen sind, so sind sie auch in ihrer Wirksamkeit voneinander getrennt. Die Erregung, die sich in einer Faser fortpflanzt, bleibt innerhalb des Nervenstranges ausschließlich auf sie allein beschränkt und geht nie auf die daneben gelegenen Fasern über. Will man sich einen Nervenstrang veranschaulichen, so muß man sich

ihn als ein Kabel vorstellen, in dem die einzelnen Fasern als isolierte Leitungsdrähte nebeneinander verlaufen.

Aber dieses Bild bedarf noch verschiedener Änderungen. Verfolgt man eine Nervenfaser von ihrem äußersten Endpunkt nach dem Rückenmark oder Gehirn zu, so trifft man früher oder später auf ein kugeliges, spindel- oder birnförmiges Gebilde von $\frac{1}{100}$ bis $\frac{1}{5}$ Millimeter Größe, die Nervenzelle. Von der Seite der Nervenzelle, die der Eintrittsstelle der Faser in die Zelle entgegengesetzt ist, gehen feine, kurze Ästchen aus, die man als Endbüschel bezeichnet. Eine Faser mit ihrer Nervenzelle und deren Endbüscheln stellt eine Nerveneinheit oder ein Neuron dar. Man kann sich ein Neuron gut dadurch veranschaulichen, daß man einen Wollfaden nimmt, in der Nähe des einen seiner Enden einen Knoten schürzt und nun das über den Knoten hinausführende kurze Stück auseinanderbraut. Das lange Stück des Fadens ist die Faser, der Knoten die Nervenzelle, und die kurzen Ausstranungen sind die Endbüschel. Eine Nervenbahn, die von der Körperoberfläche oder einem inneren Organ zum Rückenmark und von da zum Gehirn geht, ist nun nicht eine ununterbrochen fortlaufende, einfache Leitung, sondern sie setzt sich aus einer Anzahl von Neuronen zusammen, indem diese eine Kette bilden, bei der sich die Endbüschel des ersten Neurons an die Faser des zweiten Neurons, die Endbüschel des zweiten Neurons an die Faser des dritten Neurons und so fort schließen. Denken wir uns jetzt noch einmal den Nervenstrang als ein Kabel und eine einzelne Faser als einen Leitungsdraht, so würden die Nervenzellen in diesem Leitungsdraht die Stellen von Zwischenstationen einnehmen. Stellen wir uns vor, wir wollen durch ein Telephonkabel von Köln nach Berlin sprechen, so muß die Leitung erst in Frankfurt a. M., in Rassel und vielleicht in Halle verbunden werden. Das sind die Zwischenstationen. In ganz ähnlicher Weise muß erst zwischen den Teilstrecken der Neuronen mit ihren Zwischenämtern der Nervenzellen die Verbindung hergestellt sein, bis sich irgend ein Reiz, beispielsweise ein Nabelstich in einem Fingerglied, durch den Nerv bis zum Gehirn fortpflanzt. Denn die einzelnen Neuronen, die sich in der Nervenbahn aneinander schließen, sind an ihren Berührungspunkten nicht miteinander verwachsen, sondern die Endbüschel eines vorhergehenden Neurons legen sich nur an den Fasernanfang des folgenden Neurons an. i. w. an und umspinnen ihn bloß. Welche Bedeutung diese Zerlegung der Nervenbahn in Teilstrecken mit Zwischenstationen für die Fortleitung der Nerven-erregung hat, wird noch erörtert werden.

Man unterscheidet bekanntlich zwischen Empfindungs- und Bewegungs- und Berührungsnerven. Jene vermitteln die auf die Körperoberfläche einwirkenden Reize nach dem Rückenmark und Gehirn, durch

diese gehen in umgekehrter Richtung die Befehle vom Rückenmark und Gehirn zu den Muskeln und andern Organen und lösen hier die entsprechenden Bewegungen aus. In ihrem Bau gleichen sich beide Nervenarten. Die einzelnen Nervenstränge, wenigstens diejenigen für den Husten und die oberen und unteren Gliedmaßen, enthalten Empfindungs- nervenfaser und Bewegungsnervefasern zugleich. Verfolgt man die Nervenstränge in das Rückenmark hinein, so sieht man einen jeden mit zwei Wurzeln entspringen; mit einer vorderen, nach der Bauchhöhle zu gelegenen schwächeren, und einer hinteren, nach dem Rücken zu gelegenen, dickeren. Die vordere Wurzel eines jeden Nervenstranges umschließt diejenigen Fasern, die die Bewegungen einleiten, die hintere dagegen diejenigen Fasern, die die Empfindungen vermitteln. Die vom Rückenmark links ausgehenden Nervenstränge versorgen die linke, die vom Rückenmark rechts ausgehenden Nervenstränge die rechte Körperhälfte.

Unter den Zwischenstationen, auf die bei der Darlegung der Aneinandergliederung der Neuronen hingewiesen wurde, nimmt das Rückenmark den ersten Rang ein. Es ist, um in dem Bilde der Nabelverbindung zu bleiben, ein Hauptvermittlungsglied. Denn es regelt die sogenannten Reflexbewegungen, d. h. diejenigen zweckmäßigen Bewegungen, die ohne Zutun des Willens und ohne Mitwirkung des Gehirns mechanisch ausgeführt werden. Beispielsweise ist eine Reflexbewegung der unwillkürliche Schluß des Lides, sobald sich irgend ein Gegenstand schnell dem Auge nähert. Für diese Reflexbewegungen, deren es eine ganze Anzahl gibt, ist das Rückenmark das selbständig anordnende Zentralorgan. Hier stoßen nämlich Nervenzellen der Empfindungsfasern mit Nervenzellen der Bewegungsfasern zusammen, indem unter beiden Nervenzellenarterien Ästernzweigungen hinübergelassen, die sie miteinander in Verbindung setzen. Wird ein Reiz durch die Empfindungsfasern zum Rückenmark fortgepflanzt, so tritt dieser von der Empfindungszelle zur benachbarten Bewegungszelle hinüber, und nun durchläuft die Erregung die zugehörige Bewegungsfaser bis zu ihrem äußeren Endpunkt und löst hier die entsprechende Bewegung aus. Da das Rückenmark in vielfachen Beziehungen selbständig und zweckmäßig anordnet, so hat man sogar von einer Rückenmarksseele gesprochen.

Daß die Erregungen, die vom Rückenmark ausgehen, nicht in bloße Zuckungen einzelner Muskel, sondern in geordnete Bewegungen der betreffenden Muskelbezirke ausklingen, hat seinen Grund in dem Vorhandensein von sogenannten Zentren, die an verschiedenen Stellen im Rückenmark gelegen sind. Man versteht unter einem Zentrum eine Gruppe von Nervenzellen, die behufs der Erzielung einer bestimmten geordneten Bewegung inuig miteinander verknüpft sind, indem, sobald auch nur eine einzige Nervenzelle der Gruppe erregt wird, die Erregung auf alle benachbarten fortschreitet. Von solchen Zentren seien genannt das in der Höhe des zweiten Wirbels gelegene Zentrum für die Bewegung der Arme, ferner das Zentrum für die Streckung der Arme in der Gegend des dritten Wirbels, das Zentrum für die Bewegung der Beine in der Höhe des fünften Wirbels, und endlich das

für die Streckung der Beine, das noch tiefer und zwar in der Gegend zwischen dem sechsten und siebenten Wirbel liegt.

Eine zweite Hauptzwischenstation, die aber auch selbständig tätig sein kann, ist das Kopfmark. Das Kopfmark bildet den Lebergang vom Rückenmark zum Gehirn. Und zwar nicht bloß hinsichtlich seiner Lage. Vielmehr stellt es auch in seinem inneren Bau, in der Anordnung der in ihm verlaufenden Fasern und der in ihm liegenden Nervenzellen eine Art Zwischenstufe zwischen Rückenmark und Gehirn dar. Vom Kopfmark entspringt ein Teil der Hirnnerven, während ein anderer Teil, von dem nur die beiden Schierven, die beiden Gehörneroen und die beiderseitigen Nierenerven hervorgehoben seien, unmittelbar vom Gehirn ausgeht. Wie das Rückenmark, so enthält auch das Kopfmark Reflexzentren. Hier liegen die Reflexzentren für den Schling- und Schluckakt, das Niesen und Husten, die Raubbewegungen und für die Speichel- und Tränenabsonderung. Dazu treten aber noch sogenannte automatische Zentren. Diese sind dadurch von den Reflexzentren verschieden, daß, während die letzteren von außen her durch Empfindungsreize erregt werden müssen, bei ersteren die Erregung direkt und unmittelbar in ihnen selbst erfolgt. Meist ist die automatische Erregung auf eine veränderte Beschaffenheit des das Zentrum umspülenden Blutes zurückzuführen. So ist eine Zunahme des Blutes an Kohlenäure oder eine ungewöhnliche Steigerung der Bluttemperatur ein Reiz für den Tätigkeitsbeginn der automatischen Zentren, die alle von hoher Lebenswichtigkeit sind. Ein ziemlich ansehnlicher, von Nervenzellen durchsetzter Nervenstrang des Kopfmarks bildet das automatische Atemzentrum, das man auch als Lebensknoten bezeichnet. Von ihm gehen Leitungen nach dem Atmungsapparat. Eine Zerstörung des Lebensknotens durch den sogenannten Rachenstich zieht bei Warmblütlern den augenblicklichen Tod nach sich. Etwas entfernt davon liegen die beiden automatischen Herzcentren, von denen das eine durch seine Nervenverbindungen den Herzschlag zu hemmen, das andre ihn zu beschleunigen vermag. Ebenso enthält das Kopfmark auch noch ein den Schweißausbruch des ganzen Körpers automatisch anregendes Schwitzzentrum. Da von der Atemtätigkeit, dem Herzschlag und Blutumlauf und von der Schweißabsonderung die Entlastung des Blutes von den dem Körper schädlichen Kohlenäuregasen, sowie die Temperaturhöhe abhängen, diese selben Faktoren aber, wie erwähnt wurde, die automatischen Zentren gerade in Wirkung setzen, so sind diese Einrichtungen als Selbstregulierungsvoorkehrungen anzusehen, durch die sich der Organismus vor einer übermäßigen Anreicherung mit Kohlenäure und vor einer unzuträglichen Ueberhitzung bewahrt. Endlich ist das Kopfmark dadurch ausgezeichnet, daß in ihm eine Kreuzung der vom Rückenmark kommenden Bewegungsfasern und Empfindungsfasern stattfindet. Alle im Rückenmark links verlaufenden Fasern für die Bewegungs- und Empfindungsleitung gehen im Kopfmark nach der rechten Seite des Gehirns hinüber, und umgekehrt: alle rechtsseitigen Fasern des Rückenmarks wenden sich nach der linken Gehirnhälfte. Sehr deutlich



Sattelplatz in Garisborst. Nach dem Gemälde von Georg Koch

tritt diese Kreuzung bei einem Gehirnschlag hervor, wenn durch einen Bluterguß in die eine der beiden Großhirnhälften die betreffenden Gehirnteile gedrückt und funktionsunfähig werden. Erfolgte der Bluterguß in die rechte Großhirnhälfte, so ist die linke Körperhälfte gelähmt und empfindungslos, und ergoß sich das Blut in die linke Großhirnhälfte, so zeigen sich die genannten Störungen auf der rechten Körperhälfte.

Wiederholt ist im Vorstehenden von Reizen und Erregungen und ihrer Fortleitung durch die Nervenbahnen gesprochen worden. Wie hat man sich diese Vorgänge vorzustellen? Gewichtige Gründe machen es wahrscheinlich, daß die Erregung und ihre Fortleitung auf chemischen Veränderungen im Nerven beruhen. Wie bei allen chemischen Prozessen, muß auch bei denjenigen im Nerven eine Umlagerung der feinsten Teilchen, also eine Bewegung dieser, nebenher gehen. Aber auch elektrische Erscheinungen verknüpfen sich mit der Erregung. Man kann mit Hilfe eines Galvanometers, das man mit der Längs- oder Querschnitt eines künstlichen Querschnitt eines noch lebenden Nerven in Verbindung bringt, feststellen, daß, sobald der Nerv in Tätigkeit gerät, ein Aktionsstrom entsteht und sich das elektrische Verhalten der Nervensubstanz Schritt für Schritt in dem Maße ändert, wie sie in den erregten Zustand übergeht. Diese elektrischen Erscheinungen sind allen Nerven eigen, mögen nun die Erregungen von außen her oder mögen sie von den Zentralorganen her ausgelöst werden. Gleichwohl können sie nur als Begleiterscheinungen der chemischen Veränderungen angesehen werden. Bei dem Geschmackssinn und Geruchssinn, auf deren Endapparate chemische Stoffe einwirken, sowie auch beim Gesichtssinn, wo der Sehpurpur der Netzhaut durch die Lichtstrahlen zerlegt wird, sind fortschreitende chemische Veränderungen im Nerven verständlich. Schwieriger dagegen ist die Vorstellung, wie beim Hörsinn und Gefühlssinn die Schallwellen und Berührungseize in den Endapparaten der betreffenden Nerven chemische Umsetzungen hervorzurufen, die sich dann bis zum Gehirn fortpflanzen. Aber auch hier muß an einer Uebertragung auf Grund chemischer Vorgänge festgehalten werden. Die umgekehrte Richtung in der Fortleitung der Erregung, vom Gehirn durch die Bewegungsnerve nach den Muskeln und andern Organen, ist leichter erklärbar. Die Gehirnteilchen, in denen sich der Wille bei Abfassung seiner Befehle betätigt, erfahren Umlagerungen und zugleich chemische Veränderungen, die durch die Nervenbahnen hindurch Abschnitt für Abschnitt die gleichen chemischen Prozesse hervorbringen, bis endlich die feinsten nervösen Ausläufer diese chemischen Umsetzungen auf die einzelnen Muskelfasern übertragen und in ihnen diejenigen chemischen Vorgänge auslösen, durch deren Einwirkung dann jene kleinen Zuckungen der Muskelfasern entstehen, die insgesamt die Bewegung der betreffenden Gliedmaßen nach sich ziehen. Hier, bei der Uebertragung des Nervenreizes auf den Muskel, ist die Natur des chemischen Prozesses sogar erkennbar, indem sich nachweisen läßt, daß es die Bildung von freier Säure ist, die die Wechselwirkung bedingt. Die Geschwindigkeit, mit der sich die Erregung im

lebenden Nerven fortpflanzt, kann man auf verschiedene Weise messen. Sie beträgt 30 bis 40 Meter in der Sekunde. Schon aus diesem Befund geht hervor, daß es sich bei der Fortpflanzung der Erregung im Nerven nicht um einen einfachen Leitungsvorgang eines elektrischen Stromes handeln kann, denn die Geschwindigkeit der Elektrizität beläuft sich auf mehr als 46 Millionen Meter in der Sekunde.

Auf die Gestaltung der in ihnen fortgeleiteten Erregung üben die Nervenbahnen selbst keinen Einfluß aus. Nach der herrschenden wissenschaftlichen Auffassung leiten vielmehr die einzelnen Nervenarten die verschiedenen Erregungen alle in der gleichen Weise, und sie sind demgemäß als bloße Verbindungsdrähte zu betrachten, die bei der Beschaffenheit der Erregung nicht mitwirken. Wenn wir beispielsweise mit den Empfindungsnerve eine Berührung, mit den Sehnerven Lichtstrahlen und Farben, oder mit den Hörnerven Töne und Geräusche wahrnehmen, so liegt dieses einerseits an der Einrichtung der äußeren Endapparate dieser Nerven, die nur stets solche Reize aufnehmen und fortpflanzen, für die sie gebaut sind, andererseits an den betreffenden Gehirnzentren, zu denen die Nerven hinführen und die die ihnen zugeleitete Erregung immer nur zu Wahrnehmungen des Gefühls, des Gesichts oder des Gehörs umzusetzen und zu verarbeiten vermögen. Der Aufgabeapparat und der Empfangsapparat sind es also allein, die das Wesen der Erregung und ihre Leitung als Sinnesempfindung bestimmen. Wie wir durch einen Kupferdraht, der in den Aufgabeapparat und Empfangsapparat eines Telephons eingeschaltet ist, sprechen, singen, ein Musikstück übertragen oder ein Klingelzeichen geben können, mit demselben Draht aber auch, wenn er mit den üblichen telegraphischen Apparaten verbunden würde, die telegraphischen Zeichen zu befördern vermögen, ja mit Hilfe von eingeschalteten Selenzellen früher oder später Bilder oder Schriftstücke auf weite Entfernungen hin vom Aufgabort nach dem Empfangsort werden vermitteln können, so kann auch ein und dieselbe Nervenbahn die Erregung für die Gefühls-, Gesicht- oder auch Gehörseize weitergeben, wenn sie nur mit den dafür eingerichteten äußeren nervösen Endapparaten und den betreffenden Gehirnzentren verbunden ist. Gelänge es, bei einem Tier oder Menschen ein Stück eines Geschmacksnerven auszuscheiden und dafür ein Stück eines Bewegungsnerve einzusetzen, und jede Faser des erlittenen mit einer des letzteren zur Verheilung zu bringen, so würde jetzt durch das Stück Bewegungsnerve die Geschmackserregung fortgepflanzt werden und im Gehirn als solche zur Wahrnehmung gelangen. Oder könnten bei einem Menschen die Hörnerven zwischen Augen und Sehzentren des Gehirns, und dafür die Sehnerven zwischen den Gehörapparaten und den Hörzentren des Gehirns eingeschaltet werden, so würde dieser Mensch mit den eingefügten Hörnerven den Blick sehen und mit den eingeheilten Sehnerven den Donner hören. Daß die Nerven die Erregung nur einfach weiterbefördern, aber an der Hervorbringung ihrer Eigenart und ihrer Endwirkung nicht beteiligt sind, ist durch eine ganze Reihe von Beobachtungen und Forschungen festgestellt. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß,

wenn der Schall oder das Licht einen bloßgelegten Hörnerven oder Sehnerven direkt trifft, die Erregung dieser Nerven ausbleibt. Sie selbst sind eben nicht imstande, die sie treffenden Reize in die entsprechende Erregung umzusetzen oder zu ihrer Gestaltung und Bewertung beizutragen, sondern sie sind nach beiden Richtungen hin abhängig von den äußeren und inneren Endapparaten. Diese Verhältnisse treten zuweilen besonders deutlich im Bereich der Empfindungsnerven und des Gefühlsinnes hervor. Unfre geistige Vorstellung ist so gewöhnt, die Aufnahme der Reize in die äußeren Endapparate zu verlegen, daß unter Umständen noch Hautteile gefühlt werden, die gar nicht mehr vorhanden sind. Ist einem Menschen ein Unterarm oder ein Unterschenkel amputiert worden, so kommt es vor, daß die an der Amputationsfläche durchschnittenen Nervenbahnen, die das abgenommene Glied mit Empfindungsnerven versehen haben, in der verheilten Narbe des Stumpfes durch Schwellungen des Narbengewebes ab und zu gedrückt und gereizt werden. Diese Reizungen werden zum Gehirn fortgeleitet. Vermöge der einmal erworbenen Erfahrung, den Ursprung der Empfindungen auf die nervösen Endapparate in der Haut zurückzuführen, verlegt auch jetzt noch der Amputierte die Aufnahme und den Ausgang der Erregung der betreffenden Empfindungsnerven auf die äußeren Endpunkte, und so geschieht es, daß er noch nach Jahren über Schmerzen in dem Unterarm und Unterschenkel klagt, die er in Wirklichkeit gar nicht mehr besitzt, da sie ihm durch die Amputation abgenommen wurden.

Wiederholt ist die Rede gewesen von Gehirnzentren, die als innere Endapparate mit den einzelnen Nerven verbunden sind und deren Erregung in die entsprechende Wahrnehmung umsetzen. Von solchen Gehirnzentren ist durch Tierexperimente und Krankenbeobachtungen eine ganze Reihe mit Bestimmtheit nachgewiesen worden. Der Sitz für die höheren geistigen Regungen und Vorgänge ist die Rinde der beiden Großhirnhälften. Bekanntlich teilt man das Gehirn ein in Großhirn, Mittelhirn und Kleinhirn. Es ist nun sicher, daß in der Hinterhauptsgegend des Großhirns ein Gebiet liegt, dessen Zerstörung die Gesichtsempfindungen gänzlich aufhebt. Wir „sehen“ mit diesem Hinterhauptsteil des Großhirns. In gleicher Weise läßt sich darstellen, daß das Gehör sein Zentrum im Schläfenteil, der Geruch in der unteren Großhirnfläche und der Tastsinn das feine in der oberen Stirnsggend und der vorderen Scheitelsggend hat. Das Sprachzentrum, jenes Gebiet, von dem der Ausstoß ausgeht, die dem Bewußtsein vorschwebenden Klangbilder als Worte auszusprechen, liegt in der dritten Stirnwindung der linken Großhirnhälfte. Das dem Tastsinn zugeschriebene Gebiet erweist sich ferner als ein Teil eines großen zusammenhängenden Rindensfeldes, in dem der Körper sich in seiner ganzen Ausdehnung widerspiegelt und von dem aus die verschiedensten Bewegungen willkürlich ausgelöst werden können. Indem an dieser Stelle neben den Ursprüngen der meisten Bewegungsnervenbahnen die inneren Endstationen sämtlicher Leitungen liegen, die außer den Tastempfindungen

die Körpergefühle und die Lageempfindungen der einzelnen Körperteile vermitteln, dehnt sich hier ein Reiz aus, an den die wesentliche Grundlage des Selbstbewußtseins, das Bewußtwerden des Körpers, geknüpft ist. Wird eines der Gehirnzentren durch einen Krankheitsprozeß zerstört, so wird zwar durch die betreffenden Nerven die von den äußeren Endapparaten aufgefangene Erregung noch weiterbefördert, aber wir sind dann nicht mehr imstande, die Erregung in die Wahrnehmung und das Bewußtsein umzusetzen. Wird beispielsweise das Hörzentrum oder das Sehzentrum zerstört, so pflanzen sich zwar die von dem Gehörapparat und den Augen empfangenen Schall- und Lichtindrücke als Erregung durch die Hörnerven und Sehnerven fort, aber wir sind unfähig, uns diese Erregung zu Gehörsempfindungen und Gesichtsempfindungen umzuwandeln und sie zu den betreffenden Wahrnehmungen zu verfeinern. Trotz Erhaltung der äußeren Gehör- und Sehapparate und ihrer Nervenbahnen hört und sieht unter diesen Umständen der Mensch nicht, und es tritt dann der Fall ein, wo man von Seelentaubheit und Seelenblindheit spricht. Die Erfahrungen an Personen mit mangelhaft ausgebildeten oder krankhaft entarteten Großhirnhälften tun ferner dar, daß das Großhirn der Sitz des bewußten Empfindens, des Gedächtnisses und des Denkens ist. Das Kleinhirn dagegen ist vorwiegend die Stätte für die niederen Triebe und gewisse Reflexzentren, von denen die zugehörigen Maßnahmen unbewußt und ohne Zutun des Willens ausgelöst werden.

Die einzelnen Zentren des Großhirns mit ihren zahllosen Nervenzellen sind unter sich und mit den Zentren des Kleinhirns durch ebenso zahllose Nervenfasern verbunden. Jede Sinnesempfindung entwickelt in den betreffenden Großhirnbezirken eine Sinneswahrnehmung, die ein Erinnerungsbild zurückläßt. Jede Wiedererweckung eines Erinnerungsbildes durch eine neue, zugeleitete Erregung führt dann zur Vorstellung des entsprechenden Gegenstandes der Außenwelt. Je zahlreicher solche Erinnerungsbilder angeammelt werden, desto größer wird unfre Erfahrung. Die Summe aller Erinnerungsbilder und Vorstellungsbilder stellt den Inhalt des Gedächtnisses dar. Nun können sich ferner die Empfindungen und Vorstellungen der verschiedenen Zentren durch die Verbindungswege der zahllosen Gehirnnervenfasern miteinander verknüpfen, und durch die Verknüpfungen von Vorstellungen kommen schließlich die Gedanken und Ideen zustande, die ihrerseits wieder Bewegungserregungen auslösen können, die uns als willkürliche Handlungen, als Ausfluß des Willens erscheinen.

Die wissenschaftliche Forschung ist noch nach keiner Richtung hin trotz alles bisher Erreichten völlig abgeschlossen, und noch bei weitem größer als die erzielten Befunde und Ergebnisse ist die Reihe derjenigen Probleme, die noch zu untersuchen und zu enthüllen sind. Aber gerade in unserm Tagen werden diese Untersuchungen mit höchstem Eifer betrieben und sind belaudreiche Einblicke und Ausblicke gewonnen worden, die zu weiteren verheißungsvollen Fortschritten führen werden, so daß man auch in dieser Hinsicht die Gegenwart bezeichnen kann als „nervöses Zeitalter“.

Ch. Haller



Der Musikunterricht. Nach dem Gemälde von Jan Steen

Die Kunst und die Frauentracht

von

Alfred Mohrbutter

Vor hundert Jahren gab es ein reizendes Gesellschaftsspiel: Statuenstellen. Alte kolorierte Kupferstiche zeigen uns die ganze Anmut dieser Unterhaltung, wie der Herr sich bemüht, der Dame eine graziose oder feierliche Stellung zu geben, in der sie unter dem Beifall der Anwesenden eine kurze Zeit verweilt. Das Empirerleid hatte dieses schöne Spiel gezeitigt, mit ihm zugleich verchwand es. Unrettbar lächerlich hätten die Schönen aus-

gesehen, die zehn Jahre später in ihren steifen Röcken und gebauschten Ärmeln versucht haben würden, als Solitüde, Sehnsucht oder Hoffnung zu posieren.

Das Spiel würde auch heutzutage nicht möglich sein. Auch heute bringt jede nuptogrammmäßige Bewegung eine Dame aus dem Arrangement; ein fallender Schirm, ein eigen sinniger Hut können Schreckliches zeitigen, und wehe dem Unglücklichen.



Van Dycks Gattin, Maria Ruthwen. Nach dem Gemälde von Van Dyck

— nur ein Unverheirateter könnte eine solche Harmlosigkeit begehen! —, der in der Garderobe seiner Dame das Jactat vor dem Gute reichen wollte!

Die weichen und anmutigen Bewegungen der *Récamier*, der Gestalten *Tizians* und *Wöcklins* sind heute unausführbar für eine Dame, und vergebens würde sie versuchen, etwa die einfache und ungezwungene Haltung der *Maria Ruthwen*, der Gattin von *Dyck*, oder der Frauen auf den Bildern von *Steen*s nachzuahmen. Die wenigen glänzenden Frauenbildnisse der letzten hundert Jahre zeigen uns daher kaum eine einzige Frau in dem Kleide ihrer Zeit. Die Frauenbildnisse in zeitgemäßer Tracht erscheinen uns in den meisten Fällen vielmehr lächerlich. Sie können an sich noch so hübsch, noch so ähnlich sein, immer hört man von ihnen sagen:

„Schade, daß man damals solche abscheuliche Mode hatte!“

Dabei vergißt man nur leider, daß auch aus heute morgen wird, und daß unsre Enkel von den in unsern Moden gemalten Frauenbildnissen einmal daselbe sagen werden: „Schade, daß man damals solche abscheuliche Mode hatte!“ — Ja, die Mode, was vermögen die Warnungen der Ärzte, die Spottlieder der Satiriker, die Anregungen der Künstler gegen ihre Macht! Jemandwo, von irgendwem gemacht, geht sie ihren Weg, eine schreckliche Tyranin. Und das schlimmste ist, diese Tyranin ist noch dazu talentlos, ohne einen einzigen schöpferischen Gedanken von jeher. Sie hat nichts vermocht, als etwa das, was heute lang, weit und larniert, war, morgen kurz, eng und gestreift zu machen.

Mit einem traurigen Durcheinander von allerhand Nichtigkeiten, von sinnlos angebrachten Schleifen und albernem Flitter sucht sie ihren Mangel an Stilgefühl zu verdecken, und ihrem raschen Wechsel vor allem ist die Minderwertigkeit, Unhaltbarkeit und Ausdruckslosigkeit der meisten modernen Stoffe zu verdanken, die uns nur erträglich erscheinen, wenn sie mit allem möglichen Kleinlichen Zierat bedeckt sind. Was ist all dieser Krimskrams gegen die schlichte Bornehmheit der Frauenkleider, die wir auf den Bildern der alten Meister dargestellt sehen! Ihre Wirkung beruhte auf der geschmackvollen Auswahl von höchstens zwei gebiegenen

Apfelsinen damals bei uns noch sehr teuer waren und, umwoben von der Romantik des Südens, für besonders vornehm galten, oder wie Golbein einst den Kaufmann Gisse mit einem venezianischen Glase voll seltener Nelken malte, die in ihrer Kostbarkeit als Attribute seines Patriziertums wirken sollten. Nicht minder unglücklich als das schwarze ist übrigens auch das grau seidene Staatskleid, das sich namentlich bei älteren Damen großer Beliebtheit erfreut, obwohl es die Eigenschaft hat, die Trägerin stärker erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit ist.

Aber in der Wahl der Farben herrschte und



Madame Julie Récamier. Nach dem Gemälde von J. L. David

Stoffen, oft sogar nur eines einzigen, der dann allerdings anders geartet sein mußte als der, aus dem das berühmte schwarzseidene Staatskleid unsrer Bürgerfrauen gebaut zu sein pflegt.

Nichts als die Tradition hat uns veranlaßt, diesem Kleide, dessen Falten so starr und steif stehen, daß die schönsten Frauenarme in ihm hart und eckig aussehen, die Fähigkeit zuzuerkennen, festlich oder gar vornehm zu wirken. Aber es haftete ihm nun einmal der Ruf eines Dokumentes bürgerlicher Wohlhabenheit an, und deshalb ließen die Frauen der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts sich in ihm malen, ebenso wie die um Achtzehnhundert es liebten, sich mit einer Apfelsine in der Hand oder auf einem Teller ablonterseien zu lassen, weil die

herrlich noch immer bei unsern Damen ein auffallender Mangel an Geschmack. So kleiden sich junge Mädchen bei festlichen Gelegenheiten fast ausschließlich in Weiß, in Rosa, in Hellblau oder gar in die allernüchternste Farbe, die Farbe der Unentschlossenheit, in Crème. Und diese rosa Kleider sind dann fast immer von oben bis unten rosa; denn es geht das Gerücht, daß diese Farbe sowohl Blondinen als Brünette besonders kleide, obwohl dieser Ton, bei dessen Wahl vielleicht ein sanftes Gemüt, wie aber ein kultiviertes Auge maßgebend war, niemand Freude bereitet, weil überhaupt niemand etwas bei ihr empfindet.

Was ist uns da verloren gegangen an Kulturmöglichkeiten, an Anregungen, an Schönheit!



Straßenkleid aus grau-lila Tuch

Die Künstler bekämpfen die heutige Frauenmode also nicht nur wegen des Korsetts und wegen der Taille — diese haben bernsenere Gegner —, sie bekämpfen sie vor allem wegen ihrer Stillosigkeit und wegen der geistlosen Mittel, mit denen sie in Szene gesetzt wird. Sie sehnen sich wieder nach Farben, die dem Auge wohlthun, und nach dem Faltenwurf der weichen, herrlichen Stoffe, wie sie die Frauen auf den alten Bildern tragen. Es ist gegenwärtig allerdings sehr schwer, solche Stoffe zu bekommen, und nur in England werden schon seit Jahren wieder weiche und nicht rauchende Seidenstoffe verwendet. Aber mit dem Wunsche, sie zu besitzen, werden sie bald von selbst wieder auf dem Markt erscheinen, und dann wird es darauf ankommen, auch unabhängig von den fünf Modifarben, die die Handelskammer von Lyon für jede Saison uns Deutschen aufzuzwingen pflegt, den Stoff und die Farbe zu finden, die den Zwecken des Kleides und dem Wesen der Trägerin entspricht. Dann wird man auch dem zuerst gewählten Stoff einen zweiten anzupassen wissen, der schon vermöge seiner Eigenart als Gewebe zu dem andern in einem geschmackvollen und interessanten Gegensatz steht, und nicht etwa, wie es jetzt zu geschehen pflegt, erst mit Schleifen und Rosetten aufgeputzt werden muß. Die Kleider werden dann durch die kluge und feinfühligte Wahl der Farben schöner, durch das wertvollere Material dauerhafter werden; denn von einem Gewande, dessen breite und farbige oder zarte

Stickerei mit so viel Liebe auf dem schönen Stoff angebracht wurde, wird man sich nicht so leicht trennen wollen wie von den flüchtigen Gebilden der Mode.

Wir gemessen mit Bewunderung die Schönheit unfreier Frauwelt auf Künstlerfesten, wo Volkstrachten oder Kleider aus vergangenen Zeiten getragen werden. Hier wird die einfache und malerische Wirkung schöner Stoffe offenbar, hier kommt ein schlichter und feierlicher Faltenwurf zur Geltung, der bei jeder Bewegung der Frauengestalt neuen Reiz verleiht, anstatt sie, wie die Modelleider, steif und flaschenförmig zu umschließen. Die lebendige Schönheit eines Stoffes besteht in seiner geschmackvollen Farbe und in seinem edlen Faltenwurf, und diese beiden wieder zu gewinnen, ist das Ziel der Künstler, die sich neuerdings die Aufgabe gestellt haben, die Frauentracht aus den Banden der Mode zu befreien und ihr wieder ein mehr künstlerisches und mehr persönliches Gepräge zu verleihen. Die moderne Reformkleidung, die wesentlich von hygienischen Gesichtspunkten ausgegangen ist, deckt sich mit diesen Bestrebungen bisher leider noch nicht immer, aber sie unterläßt sie doch in mancher Hinsicht und wird sicher dazu beitragen, die Tyrannei der Mode zu brechen, namentlich seitdem auch die Franzosen, die in dieser Beziehung noch immer maßgebend sind, angefangen haben, sich dafür zu interessieren. Erst in letzter Zeit hat Marcel Provoost im „Figaro“ zu dieser Frage das Wort ergriffen und sich dem Protest gegen das Korsett und die unnatürliche Linien-



Hauskleid aus schokoladefarbenem Tuch

führung der weiblichen Kleidung angegeschlossen. Den hygienischen Vorzug der Reformkleider läßt er ohne weiteres gelten. Aber, fragt er, sind sie auch kleidsam? Für wen wollen denn die Frauen sich schön machen? Für die Männer. Nun herrscht die Furcht, ob diese Männer nicht die Frauen vorziehen werden, die nach der alten Art sich kleiden. Da macht nun Krévoft eine treffliche Bemerkung: Kaum einer unter zehn Männern betrachtet die Toilette einer Dame aufmerksam; er behält vielmehr nur einen allgemeinen Eindruck. Unsere ungeübten Augen behalten nur die Erinnerung an eine hübsche Form, an eine Farbe, an die Silhouette einer Reisenden, oder von der Ueberraschung eines Morgenbesuches her den Eindruck der ungezwungenen Anmut, die ein Frauen-



Gesellschaftskleid aus lachsfarbener Libertyseide

körper im einfachen, losen Morgenkleid zeigt. Die Männer bevorzugen offen oder heimlich die Kleider von einfachem Schnitt. Darum brauchen die Trägerinnen der Reformkleidung ihre Rivalinnen nicht zu fürchten, solange sie nicht darauf verzichten, geschmackvoll sich zu tragen! Die Reformkleidung wirklich geschmackvoll zu gestalten, ist nun das Ziel der Künstler, und es ist sehr erfreulich, daß neuerdings verschiedene große deutsche Modemagazine, wie die von Herrmann Gerson und R. A. Winter, sich entschlossen haben, mit ihnen gemeinsam an der Erreichung dieses Zieles zu arbeiten. Die nebenstehenden Bilder veranschaulichen eine Anzahl von Kleidern, die nach Entwürfen des Verfassers von diesen beiden Magazinen angefertigt worden sind.



Hauskleid aus roher Seide



Hauskleid aus grobem Sammet

Das Seekind

Savoyer Erzählung von Viktor Menzel

Die Sonne brennt auf die blaue Fläche des weiten Genfer Sees. Er schimmert wie ein riesiger Türkis und ruht weiterhin wie unbewegt; doch ziehen vereinzelt Fischerkähne, auch größere Fahrzeuge gleich braunroten Schwimmvögeln darüber hin: braunrot der Rumpf, braunrot die Masten. Auch die wetterverfärbten Segel erhalten im blendenden Sonnenlicht einen braunroten Farbenton, gleich den Gestalten der Leute, die darauf sichtbar sind. Jenseits, sehr fern, steigt der sanfte Uferhang auf, freundlich und behaglich, mit Grün geschmückt und bedeckt mit Ortschaften. Oben blitzen und stimmen die Dächer und Türme von Lausanne, und drunten am Seeufer lauert, wie das Kind zu der Mutter Hüfte, Duche. Der Himmel hängt tiefblau darüber; einige Wölkchen flirren unter seiner Wölbung mit schneeweißem Gefieder.

Nabe dem Ufer erscheint das Wasser bewegter, wie grünlich und sehr klar; eine Zone von Fischlein, zu Hunderttausenden, schwimmt mit den Wellen auf und nieder, schlüpft näher, weicht spielend zurück; manch eines springt glühend auf und fällt wie funkenstrahlend nieder. Das Wasser gluckt an den schwarzgrauen Steinblöcken des Gestades und an seiner gemauerten Fassung. Die und da treten Stufen aus dieser herab ins kommende und weichende Naß. Träumerisch dehnt sich nach rechts und links das Ufer von Evian.

Auf dem Promenadenwege am Strande lustwandeln, nicht zahlreich zu dieser Zeit, Badegäste. Etliche sitzen unter den Bäumen an der vortragenden Anlegestelle auf Stühlen, lesen oder warten auf den Dampfer vom Schweizer Ufer oder blicken ins helle Weite; eine Anzahl lehnt über die Steinbrüstung, träumt oder angelt.

Ueber der Promenade liegt eine alte Mauer. Plafate kleben daran; ein modernes Haus hat sich in eine Ecke der Mauer geklemmt, mit Läden. Die alte Mauer will davon nichts wissen; wo sie zum Vorsteine kommt, ist sie altersgrau; sie kennt noch die sardinische Zeit, die vorfranzösische, die Zeit vor den Revolutionen. Gräber sprießen aus ihren Ritzen. Zwei Gäßchen klinken an den Seiten empor und die Mauer mit ihnen, bis hinauf zur Rue Nationale. Aus dem weiten Mauerviereck schauen ein paar alte, schlichte Häuser, zwischen Wispeln und Gartengrün; darunter ist das alte Kloster, mit dem Pensionate des heil. Joseph; es schaut von droben herab, über die Mauer, die Plafate, die Promenade, weit über den See. Und

die jungen Augen manches Marienkindes lugen aus den Fenstern, fröhlich und neugierig, nach drunten.

Darum und höher liegt Evian, streckt sich mit Straßen und Gäßchen über die Höhe hin, hat seine alte Kirche und neue Brunnenhäuser gegen den See vorgeschoben; weiter oben wird es einsamer, älter und verträumter. Bäume mit grauem Grün oder mit feinfiedrigen Blattwedeln hängen über niedrige, bemooste Steinmauern; Weiruben umschlingen dicht und üppig schwarze, längst tote Baumgestalten, die wie aus einer fremden, abgestorbenen Welt erhalten scheinen. Selten schallt Geschwäg und Lachen der Badegäste oder das taktmäßige Geräusch vorbeieilender Motoren herauf. Zur einen Seite weitet sich der blaue See; von der andern, über die stillen Gärten, grüßen fernher die stolzen Felsenjachen der Dent d'Oche.

Wo der Strand mit Geröll flach ausläuft ins gluckende, anschlagende Wasser, erheben sich Fischerkähne. Die Fahrtische zieht vorbei. Unweit steht Louison in ihren derben kleinen Schuhen auf dem feuchten Strandgeröll, mit geschürztem Rock und aufgestreuten Aermeln, und roringt in fräftigen und doch zierlichen Händen Wäsche. Es geht stink vorwärts; ihr sammetbräunliches Gesicht ist rosig überhaucht, unter dem weißen Kopftuche sieht man schwarze Flechten, die sich lösen wollen; sie summt sich ein.

Nun zieht drüben ein Dampfer heran, einer von jenen, die zwischen Lausanne und Evian verkehren. Seeschwalben umflattern ihn. Das Wasser umschäumt seine Flanke, zieht Silberkreise hinter ihm und beginnt, indem er näher kommt, auch hier noch in flachen Wellen am Geröll heranzuschlagen. Man sieht seine Rauchwolke und das helle Sonnenschutzbach über dem erhöhten ersten Plage und hört sein Signal. Jetzt wird er landen und seine Flut von Gästen ergießen. Louison hat sich aufgerichtet, hält die Hand über die Augen und blinzelt hinüber, mit einer spöttischen Miene.

„Da kommen neue!“ sagt jemand hinter ihr. Sie dreht sich schnell um; wem die Stimme gehört, weiß sie gleich. Ein Lächeln überfliegt ihr Antlitz.

„Guten Tag, Louison!“

„Guten Tag — mein Herr!“ macht sie mit einem schelmischen Knicks.

„Biel neue da drüben wieder — mein Fräulein!“ sagt er mit entsprechender Verneigung.

„Ja, ja!“ meint sie und macht sich lichernd wieder an ihre Wäsche.

„Es werden alle Tage mehr!“

„So?“

„Ich denke . . . Warum lachst du, Louison?“

„Du, das sind so drollige Leute!“

„Wer?“

„Die Fremden.“

„Warum drollig?“

„Gefallen sie dir, Antoine?“

„Ei nun, wie die Menschen eben sind; es werden nette und unnette drunter sein, Louison.“

„Sicherlich; aber drollig sind sie schon.“

„Wie so die Gäste sind.“

„Ja, die Gäste. Gesund werden wollen sie und puzen sich und saulenzen und gehen ein bißchen spazieren und behalten ihre blaffen Gesichter.“

„O, unsre Duellen sind gut.“

„Wer spricht von den Duellen, Antoine! Von den geschminkten Nesschen rede ich, die immer Nesschen bleiben.“

„Wie so die Damen sind, Louison . . .“

„Antoine, der junge Fische, biß auf sein Pfeisichen und schmuzzelte lustig zu der Gebückten nieder; die flüchte seitlings ein wenig drohend auf. „Ah, natürlich! Die Herren puzen sich nicht, selbstverständlich! Pah, das sind grade solche —“

„Bin ich blaß oder geschminkt?“

„Du, o ja! Von dir werde ich wohl nicht reden, wie du dir einbildest! Aber die da —“

„Sie bringen was zu, Louison; das ist die Hauptache; es klinkert bei ihnen.“

„Wacht wohl Geschäfte mit ihnen?“

„Einstweilen lieber mit Vater Charles! Der mag dann zusehen, wie er die Fischlein durch die Potels an sie los wird. Aber siehst du, eben drum, mancher ist schon recht froh, wenn die Dampfer voll sind; und schließlich, ich selbst habe so —“

„Gut; aber ich mag sie nicht. Ich bin gestern auf der „France“ gefahren.“

„Du auf dem Dampfschiff!“ schrie Antoine auf und nahm die Pfeise aus den weißen Zähnen.

„Aha, nun wunderst man sich.“

„Seit wann brauchst du was andres, wenn du auf dem Wasser sein willst, als deines Vaters Segel oder euren Nachen? Du! haha!“

„Darf man fragen, Herr, was es zu lachen gibt?“

„Da haben wir ein Mädchen, das die Leute das Seelind nennen; es rudert, wie der Schwan zieht, so leicht und gar wohl schneller; und mit dem Winde steht es auf du und du, und die Segel tanzen, wie es pfeift; wenn die Wipe (Nordostwind) mit dem See spricht und die andern dahin bleiben, hat das Seelind noch keine Eile, an den Strand zu kommen, es spielt mit den Wogen, bis Vater Martin und — noch jemand aus Leibeskräften schelten und beinahe dumm genug sind, sich zu ängstigen. Und dieses wilde Ding —“

„Bitte sehr, mein Herr! Nun werde ich böse!“

„Diese hübsche, tolle, unartige Möwe —“

„O ja, was noch!“

„Setz dich auf den Dampfer und fährst säuberlich spazieren mit den geschminkten Nesschen — haha!“

Louison lachte mit, ehe sie weiter wusch. „Ja, siehst du,“ sagte sie, „der Nachen muß frisch geteert

werden, und ich sollte aus Lausanne rasch allerhand holen; und so kam es, und es war mir schon einmal recht, mir die Sache anzusehen.“

„Da hat dich gewiß der Kapitän an den allerersten Platz gesetzt!“

„Das hält ihm auch nichts geschadet!“ sagte Louison schnippisch. „Aber du könntest wissen, daß man auf dem zweiten kaum schlechter dran ist; und gesehen hab' ich sie alle, denn sie mußten an mir vorbei. Und da kamen sie also ins Schiff, und es war Geschwäg ohne Ende, und Toiletten erst gar, und es roch nach Parfüm und Puder, nicht zum Aushalten, und eine dicke Dame trug einen Quind unterm Arme.“

„Untern Arme? War er zu frant zum Laufen?“

„Zu dick war er, noch viel dicker als sie selbst, und das war etwas. Und alle setzten sich herum, plapperten, rauchten oder naschten und machten sich lustig. Ob sie unsern See wohl nur aufsehen, die meisten! Engländer waren da, große, braune Leute, zum Bergsteigen geübt, und die Schweizer mit ihren weißen Hüten, und auch Deutsche —“

„Deutsche, Louison? Woher weißt du, daß es welche waren?“

„Ich hörte es sagen. Und sie tranken erst Bier, dann stellten sie sich grob hin, holten große Butterbrote hervor und stülpten sie sich in den Mund, und nachher warfen sie die fettigen Papiere über das Geländer in unsern schönen See! O, es war abscheulich.“

„Wollten wohl damit die Fische füttern, haha! Ei, hast du nicht ein bißchen geschimpft, Louison?“

„Jetzt werde ich gleich schimpfen, wenn unnütze Leute mich in der Arbeit stören!“

„Ob du nicht auch einmal solche Stadtdame sein möchtest?“

„Ob du nicht einmal möchtest ruhig sein!“

„Lieber was anders!“

„Und was?“

„Wenn du die Dicke wärst —“

„Pfiu!“

„Und ich wär' das Hündchen — und du hättest da den Arm um mich —“

Er sprang rasch zurück, denn ein nasser Lappen suchte bedenklich in der Luft. Aber die Gefahr ging vorüber; da lachten sich beide an, und das Mädchen griff wieder nach der Wäsche.

„So eilig mit der Arbeit, mein Fräulein?“

„Ja, mein Herr; es wird Zeit, für das Eisen zu sorgen, und ich muß dem Vater auch nachher beim Messflicken helfen.“

„War der letzte Fang gut?“

„D ja, es ging.“

„Gorch einmal, meine Teure,“ sagte Antoine und schüttelte den ledernen Geldbehälter.

„Ei, ei, da ist wohl was von den Fremden hängen geblieben?“

„Aber gründlich; heißt das, von Vater Charles, dem Händler; aber der hält sich schon schadlos.“

„Darum auch kam der Herr vorhin geradeswegs aus dem Café zum Patrioten!“ sagte Louison listig und beinahe wie schwollend.

„Gud, was man Bescheid weiß! Wie man gut acht gibt, ob Antoine zwei Dezi Roten nimmt! Was man jetzt selbst rot wird! O Louison, wie mich's freut!“

„Das Geld?“ fragte Louison necklich.

„Und daß übermorgen der Bierzehnte ist!“

„Der Bierzehnte —“ hierbei wurden nun die Sammetwangen so erglühend wie Arpiloson, und die ledern Augen senten sich.

„Wo Antoine etwas weis für einen Jemand, dessen Tag gefeiert werden wird — den der See an dem Tage geboren hat und Vater Martin seiner Frau geschenkt und nachher der Herr Curé benamt . . .“

„Der See geboren — ja!“ sagte da das Mädchen in ganz verändertem Tone und nickte, während ein Ernst sich über das junge Gesicht breitete, der es zugleich beschattete und verschönte. „Der See!“ wiederholte sie träumerisch und starckte in das Gefundel der wieder geglätteten Fläche, „der böse, schöne See! Mich hat er geboren, wie ihr sagt, und die andern . . .“

„O liebe Louison!“ rief der Fischer erschrocken und ergriff ihre Hand, ohne daß sie es wahrte. „So war es doch ja nicht gemeint, daß dir was Trübes einfallen sollte! Ich bitte dich —“

„Die andern liegen brunten,“ murmelte Louison verloren, „in der kalten Tiefe liegen sie im langen Schlaf und wissen nicht, was aus ihrem Kinde geworden ist . . .“

„Sie wissen's doch!“ Antoine Cérac richtete sich auf und drückte mit heftigem Knüpfen die kleine, braune, feuchte Hand. „Verhüte Gott, daß sie da unten schlafen sollten,“ sprach er und stockte dann, aber er fand doch das weitere. „Wenn wir nichts Besseres wären als Knochen und Fleisch — wie eine Fera (Feldchen) verkaufen, die das Wasser auswarf — psui, das wär'! Ich kann's nicht so schön sagen, Louison, aber verstehst tu' ich's schon. Wenn da einmal mein Rahm umschlüge — und das wär' doch nicht ich, der da unten läg'? Sind's meine Knochen, denen jemand gut ist?“ Das war nur geflüstert, aber es war nicht eitel Liebesgelfispel; die braunen Züge schlossen sich fester dabei zusammen, und die tiefliegenden schwarzen Augen blickten wie in eine geheimnisvolle Tiefe. „Selbst im Fisch, Louison, steckt das Lebendige — und er betet nicht einmal wie wir! Es ist drin, Mädchen, und es geht hinaus, dann wird Schuppe oder Haut vermodern — ich bin's nicht mehr, Louison . . . Nein, nein! Nicht drunten, droben sind sie, droben!“

Das Seekind sah ihn lange an und wieder ins Weite, und drückte nun seinerseits die schwierige Hand, die es gefaßt hielt. „Hast ja recht, Antoine! Gottlob — hast ja recht!“ — Dann ein tiefer, tiefer Atemzug; darauf löste sich langsam Louisons Hand und wollte wieder nach der Arbeit greifen; aber sie hielt noch inne: „Möcht' aber schon gerne wissen, wie sie hießen, die Eltern, und was sie waren.“

„Daß sein, Louison! Wer weiß, ob dir's — und will's Gott, wird es sich finden, einmal — und soll's nicht sein — ist nicht Vater Martin . . .“

„O, der gute Vater!“ rief das Mädchen bewegt. „Die guten, guten Leute! Was haben sie mich lieb gehalten — auch Mutter Margot, die nun auch schon hinüber ist! Ja, der Vater — aber er wird ja warten! Es ist Zeit!“ Und hastig griff sie zu, daß das Wasser aus den nassen Stücken spritzte, und rührte sich mit doppeltem Eifer.

Da fiel vom Wege her ein Schatten über Schaff

und Wäsche. Er war wohl allmählich herankommen, ohne daß die beiden in Gespräche es gemerkt hatten. „Verzeihung!“ sagte eine tiefe Stimme. „Wohnt vielleicht in der Nähe Herr Martin Biguot?“

Fischer und Seekind wandten sich um. Anferm am Wege stand ein großer, alter, vornehm aussehender Herr. Er war schwarz gekleidet; von dem blaffen, kühlen Antlitz hing ein weißer Nackenbart über den schneeweißen Stehtragen hernieder; an der Brust bligte ein sprühender Brillant, funkelte die schwere goldene Uhrkette. Die Gafennase über dem weißen Schnurrbart trug einen goldenen Kneifer, durch dessen Blätter zwei große, forschende Augen auf die beiden blickten.

„Ein Fischer, meine ich —“ setzte der Fremde mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme hinzu, — „nein?“

„Aber ja, mein Herr!“ fuhr Louison hastig auf. „Sehen Sie da sein Häuschen, hinter jenem Zaune finden Sie ihn!“

„Danke sehr!“ Er hielt noch einen Moment das Seekind mit seinem prüfenden Blicke fest und ging nun mit raschen Schritten dem bezeichneten Gehöfte zu — er war schon durch die Tür ins Innere geschwunden. Die beiden sahen ihn noch immer nach — und sich wieder an, völlig verblüfft. „Was heißt das?“ fragte endlich Louison.

„Erstaunlich,“ brummte Antoine und spähte nach dem Gehöft, als ob er die Gestalt des fremden Herrn bald wiedergugewahren dächte. „Was will denn der bei Vater Martin?“

„Sollte er ein Geschäft haben?“

„Der? Sieht mir nicht nach Fischhandel aus.“ „Oder will er — aber zum Finden sind doch Nachen genug mit Schutzdächern da und —“

„In der Tat.“

„Ein stattlicher Herr!“

„Om.“

„Alt, aber noch rüstig, und so vornehm.“

Antoine schwieg und warf nur einen Seitenblick auf das Mädchen.

„Nun, wir werden ja hören!“ Sie faßte das leichte Stück an: „Gleich bin ich fertig und muß hinein.“

„Weißt du was, Louison?“

„Nun?“

„Wenn nun — wenn nun einmal etwas herauskäme —“

„Derauskäme? Wovon?“

„Von — von deiner Abkunft?“

Das Seekind fuhr zurück. Dann lachte es laut und wieder recht übermütig auf und schwenkte das Hemd gegen die Wellen, daß die schimmernden Tropfen flogen.

„Von meiner Abkunft — durch den! Hahaha! Durch diesen feinen Alten, der wie ein Graf aussieht? O Antoine, was bist du für ein drolliger Kerl!“

„Je nun, ich hab' mir oft so gedacht, es könnte doch einmal —“ stotterte Antoine kleinlaut.

„Und er wäre ein Graf und ich wär' eine Gräfin — o du Narrchen, du Narr, du lustiger Hansnarr, du!“

„So! Und warum denn nicht? Wärst du etwa zu schlecht dafür? Bist' mir's aus! Na also!

Und dann — ja, meiner Treu — hier senkte sich der schwarze Krauskopf wie vor Beflommenheit...
 „Dann — ja dann —“

„Dir möcht' es wohl schon passen, Louison! So was ganz Feines — und wenn du auch die Fremden ausgelacht hast, aber nachher — je nun —“

„Und was?“ fragte Louison, sich erhebend, und funkelte mit ihren Augen, und ihr Mässhen blähte die Flügel, und der rote Mund warf sich auf.

„Wie so die Leute sind.“ murmelte Antoine vor sich hin, stark passend. In dem Seekinde begann es sich zu regen. Louison öffnete die Lippen, sicher wollte sie etwas sehr Böses sagen, man sah ihr den Zorn rosenrot bis in die Schläfen steigen. Aber da tauchte drüben, hinter dem Zaune, zwischen den schwarzen, rebenumhüllten Stämmen des Gartens, ein grauer Kopf auf, und eine raube, kräftige Stimme ertönte: „Louison! Louison! He, komm einmal — komm ins Haus herein!“

„Wahr — ja!“

Die zornige Rede blieb auf den Lippen hängen; das helle Rot verschwand und machte einer leichten Blässe Platz; ein Zaudern, dann sog das Kind zu den andern Stücken in das Schaff, und zu Antoine ging ein Blick herüber, halb noch großend und halb betroffen: „Adieu, Antoine!“

„Adieu, Louison!“

Der traurig besangene Ton rief noch ein kurzes, unwilliges Kopfschütteln hervor, dann stapften die festen, kleinen Schuhe ordentlich mit Festigkeit über das Geröll und über den Sand des Weges davon — nicht allzu schnell, weil das Schaff zu tragen war; Antoine Cerac vergaß, seine Hilfe anzubieten.

Er stand ganz still und unbeweglich, eine kleine Weile mit starken Stößen passend, obwohl die Pfeife kalt war, machte dann Recht und ging — bis zum nächsten Baume. Hier setzte er sich scharf wieder am Pfostenhang der Straße, stand aber bald wieder auf und ging zögernd noch ein Endchen: nun war er nicht mehr zu sehen vom Gehöft aus und war doch an der Straße, auf die der Fremde treten mußte, mochte er zurück oder weiter wollen. Hier warf er sich nieder, zog die Knie empor, das Geld klirperte dabei in der Tasche, er merkte es nicht mehr — er nahm die erloschene Pfeife aus den Zähnen, spie heftig aus, schüttelte mit dem Kopfe, wieder, wieder — flatschte mit der Hand auf das rechte Knie und murmelte: „Meiner Treu! Meiner Treu!“ Dann startete er ins Blaue — in den flimmernden Himmel — und seufzte wieder: „Meiner Treu! Meiner Treu!“

Nach einer Weile, nach wiederholtem Kopfschütteln und Auslugen nach Straße und Gehöft, hob er die Pfeife, betrachtete sie, als wenn die Asche darin etwas Besonderes wäre, fing an, sie auszuklopfen, holte Tabak mit zwei Fingern aus der Zuckertasche, stopfte, kramte nach den Streichhölzern, zündete an — alles sehr langsam. Aber es mußte schon geraucht sein, gepafft, gequalmt, bei solchem Warten! Sonst war's nicht anzujubeln.

Die Tabakswolken kamen immer dicker und schneller, lösten sich in Ringe und zogen laudwärts, von der Seeluft getragen. Mit einem Räusperu kamen auch wieder leise Worte: „Wie die Menschen — die Menschen so sind...“

Als Louison mit ihrem Schaff die Schwelle des Fischereihäufes betreten hatte, warf sie ihre Aunen noch einmal nach dem zurück, denn sie am Straußengelassen hatte, fürchte dann die Stirn, als gelte: es jetzt Trost zu bieten, wer weiß wem — aber ihr Herz schlug sonderbar stark, wie sie nun vollends in der Küche stand.

Sauber und heimlich sah ihr alles entgegen, Herd, Bänke und Geschirre; aber es war keine Zeit, zu erwägen, ob sich alles sehen lassen könne vor dem Fremden, und man dachte auch nicht daran; denn der Vater stand schon links in der Stubentür und winkte — und sonderbar: auch er war so ernst.

„Komm, Louison! Eine ernste, ernste Sache,“ sagte er, und sah sie an.

Das Schaff fiel fast zu Boden — was denn nun? Was kann es — kann es denn nur sein sollen?

Louison schüttelte ihr Kopftuch ab, daß es flog. Jetzt nicht in Beflommenheit mehr: ja wenn so etwas unheimlich Fremdes zuerst herantritt, gibt es wohl Herzklopfen und eine Art Gruseln; aber nun! Da etwas „Ernstes“ wirklich da war — mochte es sein, was es wollte. „Vater?“ sagte sie fest fragend. Das Seekind hatte keine Nerven. Es war nun ganz Stahl und Eisen. Es stand vor dem alten Fischer, wie er gewohnt war, es auf dem Schiff zu sehen, wenn plötzlich das Wetter einsiel. Da brauchte er wenig Hilfe weiter, er brauchte das Seekind, und die beiden kamen sicher heim. So sah Martin Bignot seinen Pflegling jetzt vor sich, mit dem fest geschlossenen Munde, mit der klaren Stirn, dem kühnen, harten Blick; und er sah Louison an mit seinen treuen, liebevollen, ruhigen Augen, als wollte er sagen: „So recht! Holla, zieh an — der See wird böse!“ Und er legte seine verwitterte Hand auf ihre Schulter und wandte sich dann zögernd, als könnte er nicht gleich in zwei Worten Erklärung geben — und schritt hinein. Louison folgte schnellen, leichten Schrittes.

Drinnen in der geräumigen Stube, am Tische in der Mitte, saß der fremde Herr. Er saß, ohne sich anzulehnen, in würdevoller Haltung, auf den Eisenbeinriß seines schwarzen Stodes gestützt, sein Hut lag vor ihm; sein Gesicht war ernst und würdig, aber es war gerötet. Durch die Kläster heftete sich ein rascher, durchdringender Blick auf das junge, schöne Fischermädchen, das ihn ernst und artig grüßte, und vor dem er sich, höflich, dankend, ein wenig erhob. Es lag ein Forschein in diesem Blicke und ein Fragen, und Louison's Herz, dessen Schlag zwar stark geliebt, aber gleichmäßig geworden war, fing wieder an, unruhig zu werden. Was will der Fremde? Was kann er wollen?

„Louison, du siehst vor dir den Herrn Marquis Saint-Pré de Carconaz! — Mein Herr, dies ist das junge Mädchen.“

Nachdem Vater Martin dies laut und ernst, fast feierlich gesagt hatte, setzte er sich nieder, nicht an den Tisch, an dem der alte Herr saß und an dem auch Louison nach einer höflichen Verneigung Platz nahm, sondern weiter rechts an der Wand, auf die niedrige Bank, die daran hinlief; als



Die Steinbrüche der Kapuziner zu Syrakus
Nach der Natur gezeichnet von Alex Kircher (Zeit Seite 61)

wenn das, was folgen mußte, ihn selbst nicht gleich sehr anginge wie die beiden andern. Auf sein Knie lehnte er den linken Ellbogen, stützte das graubärtige Kinn auf die Hand und hielt das dunkelbraune, gefurchte Antlitz halb zur Erde nieder, halb auch den beiden zugewandt.

„Herr Marquis!“ sagte er noch, „möchten Sie die Güte haben, Ihre Geschichte nun vor dem jungen Mädchen genau vorzutragen? Es wird nötig sein, damit sie und auch ich alles verstehen. Louison, mein Kind, höre zu; es handelt sich um dein ferneres Schicksal — um deine Abkunft.“

Da war es, das Wort, das kaum erwartete und doch schon gefürchtete; da kam sie, die drohende Windsbraut — erst erschüttert, nun gefährlicher als je eine, die auf dem See das gute Boot „Seeschwalbe“ hatte um das Leben Wette laufen lassen; — sie war da mit dem Worte „Abkunft“; sie schritt in Louisons Ohr, sie wollte Ball spielen mit Louisons Herzensnaden, es wirbelte um sie. Aber das Seelind biß die Zähne zusammen — daß niemand den gehauchten Namen „Antoine!“ vernahm. Louison richtete sich hoch auf, setzen gerade, und moß den fremden, vornehmen Herrn mit bligendem Auge — beinahe wie einen Feind.

Der Herr Marquis von Saint-Bré — hatte er eine andre, vielleicht eine freudigere Art des Zusammenstehens erwartet? Wollte dies fremdkalte Gesicht vor ihm etwas erschüttern, was in ihm als Ueberzeugung oder doch als Hoffnung da war? Er wendete sein forschendes, fragendes Auge von Louisons schönen, kalten Zügen ab, heftete es aufwärts auf die Wand gegenüber, mit ihren prunkvollen Geräten, ihrem Neg- und Stangenwert, ihrem geschwärzten, alten, schlüchtigen Widenrug — und hob an, mit seiner wohlklingenden, tiefen, aber verschleierten Stimme:

„Vor zweiundzwanzig Jahren hatte ich einen Sohn, mein einziges Kind. Gaston war ein stattlicher, hübscher Mensch, klug und ritterlich, nur etwas zu weich und zu schwärmerisch veranlagt. Die jungen Leute waren ihm sehr gewogen, die alten in ihrer Art nicht minder. Wenn er mit seiner schmeichelnden Stimme zur Gitarre alte Lieder sang, schlugen alle Herzen für ihn. Ich hoffte, er sollte aus irgend einer der ältesten und angesehensten Familien Frankreichs sich eine Braut wählen, die seines Namens und seiner Person würdig wäre, und unser Geschlecht würde durch ihn frischer erblühen. Es war vor zweiundzwanzig Jahren, wir waren gerade auf unrer Savoner Besitzung, gelegen in der Nähe von Thônès, wo wir schon früher oft die Sommerzeit verbracht hatten, als mein Sohn eines Tages —“

Der Marquis nahm sein Glas ab und betrachtete es einen Augenblick unsicher, als ob Staub daran gekommen wäre.

„Er entdeckte mir, einem mir schon aufgestiegenen Argwohn begegnend, daß er ein junges Mädchen aus jener Gegend kennen und lieben gelernt habe. Er bat um meine Genehmigung zur ehelichen Verbindung mit ihr.“

Das Glas kam an seinen Platz zurück, und das etwas gefenkte Antlitz des Marquis erhob sich wieder, würdevoll wie zuvor. Er verschränkte wieder die Hände auf dem weißen, feinen Stodgriff.

„Mein Sohn Gaston war mündig. Aber er gedachte — so schien es — jener Pflicht, die die Söhne uners Hausfes zu beobachten pflegten, der Pflicht, beim Begründen eines eignen Hausstandes den Willen des Hauptes der Familie für maßgebend zu halten. Er schien jedoch keine Vorstellung davon zu haben, welche Empfindungen und Gedanken seine Eröffnung in mir erwecken mußte. Jenes Mädchen war unbestreitbar ein sehr liebenswürdiges, schönes und für seine Verhältnisse wohl-erzogenes Kind, wie mir selbst bekannt war; aber es war die Tochter eines Pächters, eines Herrn Lerge. Sie wissen ohne Zweifel, daß über die Zulässigkeit einer Ehe in gewissen Kreisen bestimmte Anschauungen herrschend sind — nach denen eine Verbindung des Marquis von Saint-Bré mit jenem Fräulein zu den — hm — Unmöglichkeiten zu gehören schien, und Sie werden begreiflich finden, daß ich sehr bestürzt war.“

Der alte würdige Herr ließ einen schnellen, gleichsam entschuldigenden und doch auch Zustimmung suchenden Blick über die Gesichter seiner Zuhörer gleiten. Aber er fand ihre Mienen zu unbeweglich, um etwas derart daraus zu entnehmen, und fuhr nach einer kurzen Pause fort:

„Nachdem ich Gaston meine Meinung nicht vorenthalten hatte, beillte ich mich, in seiner Begleitung unsern Landtsiz zu verlassen; wir gingen auf einige Zeit nach Paris. Nach meinem Urteil war dies — hm — nur eine kleine Verirrung seines schwärmerischen Gemütes in der poetischen Natur, die uns umgab — ich glaubte, eine Saison in der Hauptstadt, in ihrem lebhaft pulsierenden Treiben, würde hinreichen, um ihn davon zu heilen. Es war ein Irrtum . . .“

„Nach einer neueren Unterredung, die mir meines Sohnes Torheit nur noch stärker befestigt zeigte und mich sehr aufregte, ohne daß ich darum gleich alle Hoffnung verlor, ihn unzulassen, verlegten wir unsern Aufenthalt nach Trouville und später, nach verschiedenen unliebamen Ausritten, denn ich war früher recht heftig, nach unserm Stammsitz im Innern der Normandie. Ich haschte nach den wechselndsten Eindrücken, hoffte immer noch, meinem Willen bei dem sonst so Nachgiebigen, jetzt unerwartet Halsstarrigen Geltung zu verschaffen. Es war natürlich auf die Dauer undurchführbar, meinen Sohn beständig an meine Nähe zu fesseln. Doch hielt ich ihn, auch wenn er zeitweilig fortreiste, heimlich unter sorgfältiger Beobachtung, die er aber nicht zu bemerken oder nicht vermeiden zu wollen schien.“

„Ein Jahr war verfloßen, als einige Zeit nach einander zwei Briefe bei mir eintrafen, die alles jäh veränderten. Der erste war von einem meiner Agenten, der mir mitteilte, daß er meines Sohnes Spur plötzlich verloren habe. Es schien in diesem auf einmal ein Entschluß gereift zu sein, ein Wille, ohne weitere Rücksicht zu handeln und das Neg abzustreifen, mit dem die Sorge des Waters ihn bisher umspinnen hatte. Einen Monat später kam der zweite Brief — von Gaston — aus der Schweiz: er zeigte mir an, daß er sich, entschlossen zu erfüllen, was er seine Pflicht nannte, mit Fräulein Marie Lerge verheiratet habe.“

Die Hände des Marquis zitterten ein wenig,

indem er nach einem tiefen Atemzuge fortfuhr: „Er habe, schrieb er mir, mich nie über seine Meinung in unklaren gelassen — das war wohl wahr, aber . . . kurzum, er bat nun nachträglich, der Tatsache gegenüber, in schmerzlicher Weise um meine Vergebung und meinen Segen.“

„Ich muß es sagen, es war ein schwerer Schlag für mich. Alles, was ich für die Zukunft unsers Hauses erhofft, erträumt hatte, war, in gewisser Beziehung, vernichtet. Ich dachte an Enterbung. Aber ein Vater verstößt nicht so leicht sein Kind. Ohne sogleich meinerseits zu einem entscheidenden Entschlusse zu kommen, brach ich zunächst jede Verbindung mit dem Ungehorsamen ab. Ich wollte Zeit gewinnen. Ich wollte meine Aufregung sich etwas beruhigen lassen. Und inzwischen — konnte nicht noch immer in irgend einer Art das Schicksal eingreifen? Wie, wenn eine nachträgliche Sinnesänderung —“

Hier räusperte sich Vater Martin Bignot plötzlich so stark, daß der Erzähler sich unterbrach. Unter den Brauen des Fischers hervor schoß ein flüchtiger Blick: „Indes, sie waren verheiratet,“ sagte er mit feiner gleichmütigen, rauhen Stimme.

„Sie waren es, mein Herr; aber es gibt Fälle von — doch wozu über Möglichkeiten sprechen?“ Der Marquis spielte wie in einer vorübergehenden Verlegenheit mit seiner Uhrkette. Er sah nicht das kurze Kopfschütteln des Fischers, nicht den Zug feindlichen Hohnes, den um Louisons Mund ging. Er fuhr seufzend fort: „Es verging Wochen und Monate, es war wiederum etwa ein Jahr später, als mit dem Stempel von Thones ein neues Schreiben Gastons einlief. Der Vater seiner Frau war mülfsig gestorben; wie schon früher ihre Mutter. Sie stand allein, bis auf ihren Gatten. Mein Sohn, dem es an Mitteln nicht fehlte, hatte ihr zuliebe das Pachtwesen, auf dem sie ihre Kindheit verlebt hatte, gekauft und wohnte nun gar nicht weit von unserm dortigen Gute. Er führte ein jurüdsgezogenes ländliches Leben, wie es seinen Neigungen entsprach, und hatte nun kürzlich. . .“ Hier regte sich der Marquis lebhafter: „Er war Vater geworden. Ein kleines Mädchen war ihm geboren — er suchte, von der Wiege aus, aufs neue die Ansöhnung mit mir.“

Die schlankte Gestalt des Seekindes beugte sich etwas vor; seine Augen schienen die Worte im Entstehen von den Lippen des Marquis zu fangen.

„Was in mir vorging! Jetzt, jetzt mußte ich mich entscheiden, mußte wählen, ob ich einen Sohn, ob ich ein Entkeldind haben wollte oder einsam bleiben für immer. Ich wählte —“

Der Marquis strich mit der feinen Hand über seine feucht gewordene hohe Stirn. Totenstille lag über dem schlächtigen, sommerheißen, hellstrahligen Raume. „Ich wählte —“ sprach er wieder, er redete rascher als vorher, stoßweise und abgebrochen. „Ich wollte vergeben. Ich wollte mich abfinden mit dem, was versunken war, wollte zufrieden sein, ihn wieder zu haben, dessen Geschick mich immer beschäftigt hatte. Dieses Kind, trotz allem diese kleine Marquise von Saint-Pré, sollte das tote Haus des alternden Witwers, des stark gebeugten Großvaters, mit Kinderlachen beleben. Ich

schrieb nicht — ich reiste ab. Nach Thones, zu Gastons Heim. Ich kam zu spät. . .

„Viele, ich sagte es schon, waren meinem Sohne zugetan, auch die Leute meines Hauses. Er hatte Vertraute darunter — mein Sekretär sollte ihn, wie dieser später gestand, unter Umständen insgehmei benachrichtigen, welche Aufnahme sein neuer Annäherungsversuch gefunden habe. Es war die Sorge, die dahinter steckte, die Sorge vor etwaigen Gewaltschritten des Vaters, dessen zornigen Grimm er kannte, deren plötzlicher Eindruck etwa dem Befinden der leidenden jungen Mutter wie selbst dem des Kindes hätte Schaden bringen können. Ich pflegte meinen Leuten keinen tieferen Einblick in mein Inneres zu gestatten; aber es war mir unmöglich gewesen, meine tiefe Erregung, das Hin- und Herwallen meiner Gefühle beim Eintreffen des letzten, entscheidenden Briefes, mein düsteres, schmerzvolles Brüten den spähenden Augen jenes Vertrauten zu verbergen. Er meinte es gut auf seine Art — der Tor! Es erfolgte der Befehl, meine Sachen zu packen — ich ahnte nicht, daß mir ein Eilbrief vorausging, der Gaston mein Kommen ankündigte und ihn warnte. Als ich von unserm Gute aus auf dem kleinen Landsege anlante, gewillt, Frieden und Glück zu bringen, fand ich alles geschlossen; ein Bauer erzählte mir, die gute junge Herrschaft sei abends zuvor abgereist. Wohin? Niemand wußte es.“

Mit einem schweren Seufzer ließ der Marquis sein Haupt sinken. Wenn er auch neue die Mienen seiner beiden Zuhörer geprüft hätte, wäre ihm eine Verwandlung darin nicht entgangen. Des Fischers Auge ruhte auf ihm, wie er jetzt so müde dasah, mit ruhigem Mitleid; auf Louisons Antlitz wechselten unruhig Röte und Blässe.

„Sie hatten“ — nahm der alte Herr seine Geschichte wieder auf — „sie hatten nicht schnell und andauernd reisen können, der jungen Mutter wegen; auch war auf den großen Fahrtrouten eher ein Einholen zu befürchten, das Gaston so ängstlich vermeiden wollte. Es gelang mir, ihre Spur in Bonneville, Taninges, im Dransfetal, dann wieder in Berner, in Thollon und zuletzt in St. Gingolph wiederzufinden. Mein Sohn nannte sich unterwogs Conaz, mit dem verkürzten zweiten Teile unsers Namens; das zeitweilige Vermeiden der Hauptstraßen, das Hin und Her ihres Weges, alles verriet sein Bestreben, sich und die Seinen zunächst jedem Nachforschen zu entziehen. Die Richtung dieses Weges lief also bis auf die Schweizer Grenze in St. Gingolph, hinter der es ihm dann, wenn die Verfolgung vorerst abgelenkt wäre, leichter scheinen mochte, so lange verborgen zu bleiben, bis seine Gattin erlarkt genug sei, um gemeinsam mit ihm den erwarteten Kämpfen und Auftritten die Stirn bieten zu können. Ich säumte nicht, ihnen zu folgen. Immer wieder entdeckte ich in den Gasthöfen den Namen dieses Ehepaars Conaz, bis nach St. Gingolph am See. Hier hatten die Flüchtigen, wie ich ermittelte, sogleich nach ihrer Ankunft ein Segelboot, die Adrienne des Pändlers Mermoz, genannt, um schließlich noch, nach unkontrollierbarer Fahrt, den See selbst hinter sich zu haben. Man hatte sie im Wagen kommen, hatte vernünftigt sie einsteigen sehen; außer einigen

Schweizer Landfrauen, die bei Mermoz gewesen waren, die einzigen Insaßen des zu ungenöthlicher Stunde auslaufenden Bootes, diesen hochgewachsenen jungen Herrn mit seiner bleichen und müden Gattin; auch ein Kind hatte man auf das Boot bringen sehen von einer Person, die wohl die Amme gewesen sein konnte, und die Tame war zu dem Rinde getreten und hatte es weinend geliebkost — sie waren es, denen ich bis hierher nachgeeil war.

„Man wußte nichts Sicheres über das Fahrziel des Schiffes, man glaubte von einem der Schiffleute vernommen zu haben, daß Mermoz nach Laufanne wollte; dritthalb Tage vor meiner Ankunft waren sie abgefahren, bei zweifelhaftem Wetter, das Mannschaft und Zuschauer die Köpfe schütteln ließ; wahrscheinlich war der Schiffer um großen Lohn überredet. Er fuhr ins Verderben, denn bald hatte die Wige zu toben, der See zu loden begonnen — am Tage nach der Abfahrt saub man das Wrack.“

Ein Stöhnen entfuhr hier der Brust des Redenden, ein Stöhnen, das all seine Selbstbeherrschung und Würde durchbrach, und bei dem Vater Martin seine Ruhe ein wenig zu verlieren schien. Louisons starre Haltung wankte; sie biß ihre Lippe und umklammerte mit ihren kalten Fingern den Tischrand, als drohe nun alles um sie her zu stürzen.

Der Marquis sah gebeugt — dann richtete er sich haltig wieder empor, sah seine Stod fester und sprach mit leiserer Stimme weiter: „Fischer fanden das Wrack, halb im Wasser treibend, mit zerplittertem Mast, es war leer — niemand konnte bei diesem Wetter Silberseife vernommen haben, niemand zum Weitaud geeilt sein — es war — es schien kein Zweifel — sie waren ertrunken. Ich stieg auf diese Kunde, die ich in St. Gingolph erhielt, im Orte von Behörde zu Behörde — überall dasselbe — ich schickte meinen Sekretär nach der Nordküste, eilte nach Meillerie, auch nach Lugrin und hierher —“

Bei diesem letzten Worte fuhr Louison staunend auf und wendete sich zu ihrem Pflegerater; aber dieser sah wieder so reglos wie zuvor.

„Es war nichts; niemand von denen, an die ich mich wenden zu müssen glaubte, wußte mehr, als daß bei dem letzten Sturm etliche Fahrzeuge zu Grunde gegangen seien. Von Geretteten hatte keiner etwas zu melden. Von der Nordseite brachte der Sekretär alsbald dieselbe trostlose Nachricht. Ich reiste dann mit ihm ab, ganz gebrochen, wollte von nichts mehr hören und wissen — ich vergrub mich in die Einsamkeit unsers normannischen Stammschlosses.“

Eine Pause entstand; das Glas wurde herabgenommen, abgewischt, zurechtgesetzt. Es war eine veränderte, feierliche, wehmütige und doch aufgehellte Miene, mit der der Marquis seine Erzählung so dann beendete: „Vor einigen Tagen lerne ich in Paris einen geistlichen Herrn kennen, den Abbé Decanges. Sie blicken auf, mein theures Kind, Sie haben zufällig diesen ehrwürdigen Mann bei dem Herrn Curé hier, dem Sie etwas auszurichten hatten, getroffen. Dieser Mann hat sich für Ihr lebenswichtiges Neuheres und die Bezeichnung „Seekind“, die der Herr Curé Ihnen gab, interessiert. Als wir, vorher einander fremd, ins Wandern gekommen

waren, fühlte ich das Bedürfnis, nach langer, langer Zeit einem Mitempfindenden mein trauriges Geschick zu entrollen. Während meiner Erzählung merkte ich bereits, daß der Herr Abbé in eine Art Bewegung geriet. Ich schrieb diese dem Mitleid zu, aber welche Gefühle ermachten in mir, als er nach kurzem Nachsinnen ausrief: „In der That! Es trifft alles zu und muß zutreffen! Und nun berichtete er mir, was er von dem Herrn Curé hier vernommen: ein Mädchen, in jenem Unglücksjahre und -sommer von einem Wrack durch diesen trefflichen Herrn Bignon gerettet — seine Herkunft dunkel —“

„Ich muß hier einschalten,“ unterbrach sich der Marquis, „daß ich in unbegreiflicher Torheit — es war ein Teil jener Empfindungsweise, die mein ganzes Leid herbeiführte — bei all meinen Nachfragen vermieden hatte, meinen vollen Namen zu nennen oder mein wahres Verhältnis zu den Ungelommenen den Leuten zu entdecken. Ich spielte den „Verwandten“. Ich wollte nicht vor so vielen fremden und gleichgültigen Ohren, gleichsam durch das ganze Land, den Jammer der Saint-Pré schreien. Nachdem mir von allen Seiten daselbe Nichts entgegengetreten war, hatte ich alle weiteren Forschungen als nutzlos quälend aufgegeben, meine Savoye Besingung auf der Stelle einem fremden Vermittler aus Chambéry zu verkaufen aufgetragen und war, ich wußte auf immer, geschieden von diesem Lande meines Jornes zuerst und dann meiner Trauer. Da ich meine Leute größtentheils nach der Normandie mitgenommen, den Rest entlassen hatte, konnte es geschehen, daß niemand bei uns erfuhr, was, wie der Herr Abbé vom Curé hörte, kurz nach meiner Abreise durch die Zeitungen des (Chablais*) ging; die Erzählung von jenem geretteten und namenlosen Kinde, die Aufforderung an den unbekanntem Herrn, der auf der Seeküste Nachforschungen angestellt hatte, sich bei den Behörden zu melden. Nichts davon drang zu mir. Möglich, daß die Anzeige selbst andernorts in die Blätter kam; meiner langdauernden, trostlosen Abgeschlossenheit blieb sie fern. Wenige Menschen kannten überhaupt den Zusammenhang zwischen meinem Kummer und den „verschollener“ Sohn und der gekimnenen „Adrienne“. So konnte jenes arme Kind, jene Waise, aufwachsen, ohne daß der etwas von ihrem Leben ahnte, dem dieses Leben so teuer gewesen wäre. Mein Herr Bignon, wie soll ich Ihnen danken, was Sie gethan haben! Mein liebes, schönes Kind, Sie mußten mich verstanden, Sie müssen den Zusammenhang erfaßt — ach, Sie müssen auch einem alten Mann vergeben haben, der viel gelitten hat. Wenn, wie ich nicht zweifeln kann, alsbald jeder Rest von Zweifel erledigt sein wird, werde ich nicht einen Augenblick zögern — ich habe gelernt, was es bedeutet, zu spät kommen! — Sie in mein ideo Haus zu führen, und Sie werden Marquise von Saint-Pré sein.“

Hochaufatmend hatte der alte Herr geschlossen. Er wandte sich voll dem jungen Wesen zu, in dem nach seiner Erwartung ein natürliches Gefühl aufquellen mußte, das jede Schranke niederriß. Er hob die Hand, um die einer Enkelin zu umschließen; aber er erstarrte gleichsam, als er in Louison

*) Nordteil von Savoyen.



Frühlingsstürme
Bronzestatue von Hans Dammann



Gesicht sah. Dieses Gesicht war farblos und versteinert; nur die großen, verstörten Augen hatten noch Leben, hatten ein kaltes, düsteres Feuer, mit dem sie im Leeren suchten — suchten.

Ehe eine der beiden sich plötzlich so angenäherten und doch so weit getrennten Personen die tote Stille unterbrechen konnte, erklang Martin Vignots ruhige, rauhe, kraftvolle Stimme.

„Louison, du weißt, daß ich, am Tage nach jenem Sturm, am 14. vor zwanzig Jahren, von drüben kommend, unterwegs das Wrack der Adrienne fand. Es war halb von der Flut gefüllt, sonst leer — bis auf ein Kind, dessen Wiege im Wasser schwamm. Ich brachte es hierher, in mein Haus, zu Mutter Margot, die selbst gerade krank lag. Du weißt, sie war oft krank, unre gute Mutter Margot, und obchon damals noch jung, hatte sie sich mit zu schwerem Heben geschadet. Wir waren gleich entschlossen, wenn es so kommen sollte, daß das Kleine niemandes wäre, es zu behalten, da die Hoffnung auf ein eignes zu nichte geworden war. Ihre Krankheit war in meiner Abwesenheit erheblicher geworden; es hieß, für beide sorgen, für sie — und dich. Dies war der Grund, weshalb Tage verstrichen, ehe ich meinen Fund im Netze anzeigte. Es war das ein Fehler, gewiß, auch gab es nachher Mängel genug von der Polizei, zumal nun allen der fremde Herr einfiel, der nachgefragt hatte. Es kam nun in die Blätter — vergeblich, und die Adresse des Fremden fehlte. Du bleibst bei uns — und warst uns lieb.“ Dies wurde doppelt hart und ruhig gesprochen, aber doch zuckte das Seekind, das seinen Pfleger kannte, empor, als wollte es sich an diese rauhe, treue Brust werfen, diese schlichte Gestalt im Fischernetz umschlingen, um sie nie zu lassen! Aber Vater Martin sprach schon weiter:

„Louison, der gute Gott hat dich zwei kinderlosen Leuten geschenkt, damit sie dich bewahren und selber dabei froh würden. Und ich sage, Mutter Margot hat ihre Zeit richtig gewußt, denn der heutige Tag käme ihr zu sauer. Aber was sein muß, das geschehe. Du bist ein tapferes Kind, und wirst dich zu finden wissen — da draußen! In Gottes Namen, Louison, stehe auf und küsse dem Herrn Marquis, deinem Großvater, die Hand. Es ist kein Zweifel, du bist seine Enkelin.“

Damit erhob sich der Fischer und stand da, aufrecht und ruhig, nur zu Boden sah er. Und auch der Marquis war aufgestanden, mit einer peinlichen Unruhe im Herzen, und blickte wiederum forschend, fragend das junge Fischermädchen an. Aber Louison rührte sich nicht. Ihr Blick hing noch immer an demselben einen Punkte. Es war, als schwebe ihr inmitten alles Wirbels und Wogendranges ein festes Etwas vor, das sie halten müßte! Als sie zu reden begann, wang der metallene Ton ihrer Stimme die beiden Männer gleichsam auf ihre Eige zurück.

„Mein Herr! Vergeben Sie mir. Ich sehe noch nicht alles klar. Sie erfragten, sagten Sie, überall unterwegs die Spur von dem Ehepaar Conaj; nicht wahr?“

„Unsehbar; bis zur Adrienne,“ erwiderte der Marquis fest, aber erkaunt; und erkaunt sah auch der Fischer auf die Fragerin.

„Und dieses — dieses Kind — war stets dabei? Ich meine: Sie erfragten stets auch das Dabeisein dieses kleinen Wesens?“

„Mein Gott!“ rief der alte Herr. „Was meinen Sie? Warum fragen Sie das?“

Aber Louison zuckte jetzt mit keiner Wimper. Alles an ihr war wieder stahlhart.

„Vergichung! Sie erfragten es?“

„Und wenn — mein Gott, ich kann nicht beschwören, daß ich jedesmal die Anwesenheit des Kindes mit feststellte. Aber war das nicht anfangs stets geschehen? Und war es nicht wieder dabei gewesen im Augenblick der verhängnisvollen Abfahrt? Auf dem Schiffe?“

„Anfangs — sagten Sie, anfangs sei es stets geschehen? Später nicht?“

„O mein Kind! Wenn Sie wüßten, wie das quält, Ihr Zweifeln! Ich muß zugestehen, daß ich, nach meiner Erinnerung, das Dabeisein des Kindes bei immer diesem selben unzweifelhaften Paare Conaj nachher zuweilen, vielleicht zuletzt überhaupt als gewiß voransgesetzt haben mag — es ging alles so heftig, und ich siebte förmlich — und ich habe es ja doch endlich wieder dabei gefunden, es kam doch auf das Schiff!“

„Dann, Herr Marquis,“ sagte das Seekind mit fliegendem Atem, „dann muß ich fragen: wie wollen Sie beweisen, daß das Kind, das auf die Adrienne kam, auch dasjenige war, dasjenige gewesen sein muß, dessen Anwesenheit Sie anfangs bei dem fliehenden Ehepaare feststellten?“

Es entstand ein Schweigen — beide Männer maßten Louison mit großen, stauenden Augen. „Sacrebleu!“ murmelte der Fischer.

Der Marquis überwand mühsam die Art von Lähmung, die ihn überkommen hatte. „Im Gottes Gnade willen! Was tun Sie, junges Mädchen! Mit kaltem Sinne stoßen Sie mich — mich, der ich von einem Widersind träumte, in ein Meer von Zweifeln zurück! Wie — wie sollte denn —“

„Das Paar konnte unterwegs sein Kind verloren haben, durch den Tod; es war ja noch so klein und schwach; man könnte es in Pflege gegeben haben, um nicht aufgehalten zu sein — um es nicht zu gefährden — man könnte —“

„Aber es war — es war doch —“

„Auf dem Schiffe? Das ist eben die Frage. Wie, wenn das Kind auf der Adrienne das einer jener Schweizerinnen war, die auch mitfuhren?“

„Aber die junge Frau —“

„Ganz sicher, sie liebste es, als ob sie an ihr eignes dachte. Sie weinte — ganz sicher, es gab Grund genug . . .“

Der Marquis sah da, bleich geworden, mit sich ringend; über das gefurchte stille Antlitz Vater Martins wollte es wie ein helles Leuchten geben. „Blik!“ sagte unhörbar seine sich halb öffnende Lippe, sagte das Juden seiner eisensfarbigen Brauen — „sieh da das Seekind! Wie nun? Meiner Treu, sie stellt noch alles auf den Kopf, daß die Sache wer weiß wie ablänft . . .“

Je länger Louison gesprochen, desto freier, kühner, zuverlässlicher war der Ausdruck ihrer Züge, die Haltung ihrer ganzen Gestalt geworden. Sie war es nun, die fest fragend den Marquis ansah.

„Also nichts? . . .“ murmelte der alte Herr.

„Alles umsonst! Und nicht einmal — ah!“ brach er schmerzvoll aus, „nicht einmal Klarheit! Nicht einmal Entscheidung!“

Es vergingen einige Augenblicke tiefen Sinnens für alle drei. Dann begann der Marquis wieder, doch leise und trüb und zögernd:

„Herr Vignot! Hatte jenes Kind, das Sie fanden und das hier mit graufamer Kraft alle Fäden meiner letzten Hoffnung zerreißen will — hatte es nichts, gar nichts an sich, was als Zeichen, als Mittel zur Klärstellung dienen könnte? Ich meine nicht ein körperliches Merkmal. Wie sollte ich von solchem bei dem kleinen Wesen wissen, das fern von mir zur Welt kam; aber ein Stück Wäsche mit irgend einem Wappen, ein Schmuckstück — oder irgend sonst etwas?“

„Es hatte nichts, Herr Marquis, als sein Bettchen und was sonst alle solche Würmchen haben, ohne Abzeichen.“

„Mein Sohn besaß kostbare Erbstücke von seiner Mutter her, es wäre ja vielleicht möglich, vielleicht denkbar, daß er irgend etwas dem Kinde schon in der Wiege — aber es war ja freilich gar zu klein noch, und es war bei den Eltern! Und die Katastrophe kam plötzlich — und dennoch — er hatte da ein Medaillon mit Bildern von seinen Großeltern — nichts? Er hatte an einem Kettchen ein kleines Kreuz von Rubinen, mit einer Perle in der Mitte — nichts? ...“

„Warten Sie, warten Sie!“

Es war ein scharfer, klingender Ausschrei aus Louisons Munde, die Männer schrafen fast zusammen.

„Aus Rubinen? Sagten Sie nicht, aus Rubinen? Das sind solche — solche rosenroten Steine? Mit einer Perle in der Mitte? Ein kleines Rubinenkreuz? An goldener Kette? Ja? Gewiß und wahrhaftig ja, Herr? Aber waren nicht — warten Sie — um die große Perle vier kleinere, an jeder Seite eine — ja? Und am Fuß des Kreuzes eine ganz kleine goldene Schaumünze?“

„Mädchen! Kind! O mein Gott — mein Gott — Sie schildern es — so war es — so ist es — Sie haben —“

„Ich? Aber nein!“ Louisons Stimme drohte zu brechen, jezt, wo es über sie kam wie Erlösung. Lächelnd und trocken schluchzend fuhr sie fort:

„Ein solches Kreuzchen trägt ja Marguerite — du weißt doch, Vater, die gute Marguerite oben, von der ich erzählte — und o, sie ist ja auch ein Kind ohne Eltern — denn den verstorbenen Plagnards, mein Gott! es trifft alles zu — o mein Herr! vergeben Sie —“

Sie stand auf, und wie sie den alten Herrn so bleich und zagend vor sich sitzen sah, glitt sie an ihm hernieder und drückte einen leisen, schenen Kuß auf seine feine, weiße, zitternde Hand. „Sie ist es! Es ist ja nun kein Zweifel! Nicht wahr, auch über Berner ging zuletzt die Flucht? Ja, so sagten Sie, und zuletzt, also eben in diesen Gegenden war's, wo Sie nicht mehr nach dem Kinde besonders fragten. Und in oder bei Berner im selben Sommer, wo mich Vater Vignot rettete, hören Sie, im selben Sommer haben unbekannte feine Leute dem Landmann Plagnard ihr Kindchen anvertraut; sie wollten wiederkommen und ließen auch Geld zurück, und

dazu jenes kleine, sonderbare Kreuz; als ahnte ihnen, sie kämen vielleicht auch nie! Dann waren sie fort und kamen nimmer wieder. Plagnards murrten schließlich ob des Zuspruchs zu ihrem Hausstande, als das Geld zu Ende ging, und das Kreuz, das einzige Abzeichen, wollten sie nicht gern verlaufen, fürchteten auch Umstände, und das kleine Mädchen hatte es manchmal raub bei ihnen. Als der Mann starb, brachte die Witwe, die sich nicht recht zu raten mußte, das Mädchen, eben Marguerite, hierher, zu den frommen Schwestern, und es ward im Pensionat des heiligen Joseph erzogen, ganz fein und gelehrt, und gehört zu den ‚Marienkündern‘. Ich weiß ja das alles von ihr selbst, ich habe sie bei der Froulichnamensproffession einmal kennen gelernt und nachher mehr als einmal oben mit ihr geplaudert, zumal wir eben beide — es wollte mir nur gar nicht eher in den Sinn kommen, weil es sich um die ‚Abrienne‘ zu handeln schien —, jedoch nun ist alles klar. Nun fiel mir's ein, bei diesem Kreuze, daß Marguerite an ihrem Halse trägt und mir gezeigt hat — die gute, liebe Kleine, die immer so nachdenklich ist, sie ist es, sie — die nun wohl nicht Kenne wird, wie sie schwärmt, sondern eine große Dame. Gott schütze sie! Sie ist ein liebes, zartes, reizendes Geschöpfchen und hat zwei große, schwermütige Augen, blau wie der See —“

„Gaston!“ schrie der Marquis auf. „Gastons Augen!“ Er schlug die Hände vor das Gesicht und konnte und wollte nicht hindern, daß einige große Tränen seine Finger nesten und über seine Wangen in den weißen Bart rannen. Und es war wieder ein Weiseln ganz still, aber Louisons Antlitz brannte nun, und ihr Atem war hörbar, ihre Gestalt schien zu bebun; und Vater Martin, der ausgesprungen war, wählte in seinem Graubart, um seiner Bewegung Herr zu bleiben.

Dann stand der Marquis auf. Er richtete sich straff empor, wirbesevoll wie früher. Er behielt sein Glas in der Hand, fuhr sich mit seinem Vatistutche schnell über Augen und Wangen und ergriß dann mit warmem Trude Louisons Hand: „Mein teures Kind, ich danke Ihnen. Sie haben eine frohe Hoffnung gestört, aber mir dafür eine frohe Gewißheit gegeben. Mit einem Geiste, der, wenn die Vorhebung es so gewollt hätte, dem Hause der Saint-Pre wohl Rechnung zu tragen wählte, haben Sie das scheinbar unlösliche Netz der Irrungen zerrissen. Ihr Wert wird es sein, wenn Gastons Kind meinen Lebensabend erheitert und selbst, Gott gebe es! recht glücklich wird. Ich danke Ihnen! Einstweilen, nicht wahr, sagen wir uns: auf Wiedersehen!“

Er schüttelte noch einmal die Hand des Seekindes. Alsdann, nach höflicher Verneigung, drehte er sich mit gleicher Wärme dem Fischer zu: „Mein trefflicher Herr Vignot! Ich bitte Sie vielmals, mir diese Störung Ihres Heims zu vergeben. Ich weiß, Sie werden einem Vater nachempfinden. Ich werde Ihrer gedenken, als wenn Sie in Wahrheit meine Anfein gerettet hätten. Sie sind es ja doch auch, dessen Wohlhat mir zu meinem späten Glücke verhilft. Ich bitte Sie — o, Sie wollen mich nicht betrüben! — diesen Ring zum vorläufigen Zeichen der Erinnerung anzunehmen, und ich würde mich

innig freuen, wenn ich einst am Ehrentag dieses teuren Kindes meine Wünsche senden dürfte."

Er drückte des Fischers Hand, neigte sich noch einmal gegen beide, wendete sich zur Thür, trat dann hinaus ins sonnenhelle Freie und hob tief, tief atmend das Haupt: „Ich werde eine Enkelin haben!"

Und während drinnen zwei sich umfingen, wie Vater und Kind nach Dual und Trennung tun, ging der Marquis mit elastischen Schritten zurück, den Weg, den er gekommen, die Landstraße zurück gegen Evian.

„Ich werde eine Enkelin haben!" — er hatte es noch einigemal vor sich hin gesprochen, tief und erschüttert, als er an den alten Bäumen vorüber schritt, die an der Strandseite des Weges standen. Und sein inneres Auge sah das Bild der Enkelin, wie er es sich nun vorstellte, und es war so fein und lieblich und hatte Gastons Augen!

Hinter den Bäumen des Weges aber am grasigen Gange lag jemand — der hatte den Fremden zurückkommen sehen, mit seinem frohen Gange, seinem geröteten Gesicht, und er hatte jene Worte gehört: da war Antoinets Pfeifchen zu Boden gefallen, und nun lag er da, die Wangen in die Fäuste gedrückt, und starrte auf den Weg, den der Fremde gekommen und den er wieder gegangen war: als er kam, brachte er die Angst, da er ging, nahm er das Glück mit. Antoine schrie auf und fing an zu zittern, er sprang auf den Weg wie ein Raubtier, hob die geballten Fäuste, aber es kam nur erneutes Zittern und ein heiseres Schluchzen.

Plötzlich durchfuhr's ihn wie ein Schlag. Aus fassungslösen Augen sah er auf ein Gesicht nieder,

ein lächelndes, glühendes junges Gesicht, das plötzlich nahe vor dem seinen war!

„Louison!" stammelte er. „Er war's doch — er war's doch!"

„Ja!" rief das Seefind und sah um sich wie trunken und träumend, wie in eine neu geschenkte Welt. „Ja, er war es!" wiederholte sie, die Hände vor die Brust drückend, „er war es, und —" Hier schien es, als lehre ihr mit einem Male die Erinnerung wieder, die Erinnerung an alles, was vorgefallen und was vorausgegangen war, und sie brach in ein glückliches, jubelndes Lachen aus.

Der Fischer starrte sie verständnislos an.

„Ja," begann da Louison wieder, halb wie im alten, scherzhaften Tone und doch wieder ernst und fast zürnend: „Ja, nicht wahr, mein Herr? Nun ist Louison wohl eine vornehme Dame, und wem sie sonst gut war — den kennt sie gar nicht mehr...? Nicht, Herr Antoine Cécac? Das meinte man doch so, vorhin!... Pfui, du Abscheulicher! Du wärest mir einer, der das Seefind kennt! Wenn du noch einmal so von mir denken könntest... Aber, nun!... Ihre Augen wurden schimmernd und feucht, und ihr Antlitz übergoß sich mit erneuter Purpurglut, gedämpft sprach sie weiter: „Du böser Antoine! Er war's wohl, er — aber ich nicht! Gelt, nun machen wir Augen! Nun möchten wir wissen... Nein, ich war's nicht, ich! An eine andre geht es. Und das Seefind bleibt bei den Seinen, bei dem lieben, lieben Vater Martin und an dem alten, schönen See! Lud — ach Antoine!" sagte sie, den Sprachlosen jäh umhalsend, „weißt du, ich wäre gestorben, wenn ich Marquise hätte werden müssen!"

Die Steinbrüche der Kapuziner zu Syrakus

(Zu dem Bilde Seite 45)

Mitten zwischen den Trümmern von Agrabina, dem schönsten Stadtteil des alten Syrakus, liegen die Latomien, die berühmten und berühmtesten Steinbrüche, in denen einst nach der Schlacht bei Dimeria kriegsgefangene Karthager arbeiteten, um das Material zum Bau der Tempel und Paläste von Syrakus herbeizuschaffen, und wo 67 Jahre später, nach dem Falle des Nikias und Demosthenes, 413 v. Chr., die 7000 gefangenen Athener schmachteten. Heute dient dieser gewaltigste aller Kerker friedlicheren Zwecken. Die Stützfeiler, die man beim Aushöhlen des Gesteins hatte stehen lassen, sind bekorbt, die Decken eingestürzt, und in den jetzt dem Tageslicht geöffneten Schluchten haben, 18 bis 25 Meter unter der Erde, die Kapuziner die herrlichsten Gärten angelegt. Einen eigenartigeren und großartigeren Kontrast kann man sich kaum denken. Ringsumher die schauerlichste Steinwüste, ein unabsehbares Labyrinth von Felswänden, die stellenweise mehr als 25 Meter hoch senkrecht emporsteigen, ein düsteres Durcheinander von weiten Felsenhallen und engen Schluchten, um deren großartige Steingruppen uralter Efeu sich zum Lichte

emporrannt, und dazwischen die üppigsten Gärten mit leuchtenden Orangen, feuerflamenden Granaten, Myrten, Nebengehängen und den köstlichsten Gemüsen und duftigsten Blumen: ein Paradies an den Pforten der Hölle! Aber auch, wo die Gärten der Kapuziner aufhören, die den alten Steinbrüchen ihren heiligen Namen gegeben haben, hat sich allerhand blühendes Gesträuch angesiedelt. In den Gesteinsspalten wuchern Lorbeer und Oleander, und dazwischen ragen schlankte Cypressen oder phantastische Pinien hoch empor. Ja, selbst das Gestein scheint mit den Gewächsen an farbiger Pracht wetteifern zu wollen. Bald leuchtet es in dem Goldgelb, das wir oben in Agrabina selbst an den Ruinen bewundern, bald schimmert es in zartem Rosenrot, bald ist es schwarz. Kurz, in engster Verbindung mit der schauerlichsten Großartigkeit der Felseneinde entfaltet sich eine solche überreiche Farbenpracht, daß man die große Vorliebe wohl begreifen kann, die von jeher die Maler für diese eigenartige phantastische Scenerie an den Tag gelegt haben.



Wiel Karbat Bismarck, Bild

Vorstellung der Fähnriche vor dem Kommandanten

Unsre künftigen Admirale

von

Johannes Wilda

Ein langer Pfiff — ein Pfiff, der durch Mark und Bein geht —, einige schrille Steigerungen und Kadenzes, und nun in dröhnendem Paß der langgezogene Ruf: „Ka—betten, Hängematten jurren!“

Ach Gott, ja! Man dehnt sich, man stretcht sich, man gähnt noch einmal, dann aber heißt's, in fühner Pirouette mit beiden Beinen zugleich aus der Hängematte saufen. Die Bordroutine kennt kein Erbarmen! Jeder Kadett weiß: in fünf Minuten kommt der zweite Pfiff: „Hängematten auf“, und wehe dem Jüngling, der mit einer Hängematte, die einer schlechtgewaschenen Gurke gleicht, oder gar die herabhängenden Eingeweide von Wollbede und Lafen zeigt, dem wachhabenden Offizier unter die Augen kommt!

Jünglinge sind es, — keine Knaben, wie der Binnenländer es sich, trotz aller Belehrungen, noch manchmal vorstellt. Jünglinge, von denen viele schon ihr Abiturium gemacht haben, die freie akademische Bürger sein könnten und der Sonne Jenas, Tübingens oder Münchens so lange ins Gesicht schlafen dürften, wie es ihnen beliebt.

Leicht ist's nicht, sich noch einmal wie ein Kind schurkeln zu lassen. Dieser oder jener hält's auch nicht aus und kehrt reumütig zu den Berufsarten auf festem Boden zurück. Mancher möchte gern zurückkehren, schämt sich indessen, es zu gestehen. Ist zu seinem Schaden; denn wer sich innerlich nicht vertraut mit den Brettern fühlt, die jetzt seine Welt bedeuten, wem nicht die Seebeine von selber wachsen, dem wachsen sie niemals, der gehört nicht dorthin und macht sich unglücklich fürs Leben.

Der, der dahingehört, muß ein harter Vogel sein. Es muß ein klarer Kopf sein, mehr nach der Verstandesseite als nach der Phantasieseite hin beanlagt. Er muß ein Stück Herrschernatur haben, gleichzeitig aber sich unterordnen, verzichten, auf viel verzichten können!

Jeder Keuling in der Marine glaubt sich ein Nelson. Wer am wenigsten Zeug dazu hat, glaubt dies oft am allermeisten. Aber man sehe sich die „Crewen“ (die Jahrgänge) nach einem Vierteljahrhundert einmal wieder an. Ach, wie sind die stattlichen Zahlen gelichtet! Viel stärker noch als

bei der Armee. Trotz des gerühmten Avancements befinden sich herzlich wenige unter den Kapitänen, die auch auf den Flaggoffizier, den Admiral, rechnen können. Neben bevorzugten Naturen sind es keineswegs immer die, denen man in der Jugend das glänzendste Horoskop stellte.

Deutsche Knaben, die ihr zur Marine wollt, prüft euch ernstlich, ob über eure Eitelkeit und Phantasiereizung hinaus euch etwas ganz Sachliches zu dem Berufe treibt! Deutsche Eltern und Vormünder, prüft die Beanlagung, den Charakter eurer Knaben rechtzeitig, und tragt ihr Zweifel, so laßt sie lieber jede andre Beschäftigung zu Lande ergreifen, als sie Seemann und Seeoffizier werden zu lassen.

Dabt ihr aber so einen harten Vogel, gesund an Körper und Geist, nicht zum Geuzhirschen veranlagt, der, Koseiten abgeneigt, doch gern Küsse aussteilt, aber auch, ohne zu jucken, solche verträgt, den laßt ziehen, wenn er es fest will. Denn Deutschland braucht Seeleute und Führer zur See! Auf ihnen beruht die Unabhängigkeit unsrer Zukunft. Alle unsre Gaben, unsre Friedfertigkeit, unser Fleiß, unser Streben gleichen die wachsenden Vorzüge, die unsern eigentlichen Konkurrenten auf dem Erdball zufielen, nicht aus. Wir müssen mehr arbeiten, mehr kämpfen als sie! Man kann das der heranwachsenden Jugend gar nicht eindringlich genug predigen. Dazu brauchen wir Tatmenschen, Menschen, die die Waffe, der die Hauptentscheidung



Übungen von Seekadetten der „Charlotte“ an 3,7 Zentimeter-Revolverkanonen

in künftigen Kriegen mit höchster Wahrscheinlichkeit zufällt, nachdrücklich zu führen verstehen.

Mit solchen Tatmenschen wollen wir uns hier ein wenig beschäftigen. Wir nehmen an, alle seien



Übungen von Führichen 2. S. am schweren Geschütz

folche. Man soll sie nicht zu ideal, nicht zu romantisch, nicht zu süßlich schildern, das führt zu törichten Vorstellungen; allein man darf sie im Durchschnitt als leistungsfähige junge Männer anerkennen, die in ihrem Berufe das Beste sehen — einem Berufe, dem sie viel schuldig sind, um seiner wert zu sein.

Mit der Kadettenerziehung ist erklecklich experimentiert worden. Das lag in der Natur der

Tinge bei einer werdenden Marine wie der unfrigen. Man experimentiert aber leider noch heute. Und das nicht nur bei uns; mehr noch in Marineen mit alten Traditionen, wie es die englische und auch die amerikanische sind. Die Revolution durch die Technik, die nervöse Furcht, am Tage der Entscheidung zurückgeblieben zu sein, bringt das mit sich. Die Bahn der Gleichmacherei zwischen Techniker und Offizier haben wir nicht mit derselben Rückhaltlosigkeit betreten. Sie scheu unsrer Tradition und — wie ich glaube, mit Recht — der Vernunft zu widerstreiten. Der soziale Kampf hat seine Berechtigung, er zeitigt aber nicht immer das Bessere.

Unser gesamtes Unterrichtswesen spiegelt ja den Streit zwischen dem Alten und dem unaufhaltsam hinzudrängenden Neuen wider. Wo ist die Grenze? Was muß man fallen lassen und was wählen, um das Richtige zu treffen? Wie lange bleibt das Richtige richtig?

Auch mit der Kadettenerziehung in der Marine ist's nicht anders. Einen Fehler aber sollte man nicht machen, oder, wenn man ihn gemacht hat, ihn schleunigst beheben: der Seesoffizier muß Seemann bleiben! Dem Binnenländer erscheint dies als etwas ganz Selbstverständliches, und damit trifft seine Naivität das Wahre. Für den Sachkundigen ist diese Frage dagegen ungeheuer kompliziert. Er nur weiß allein, warum der see-

männische Instinkt das Ausschlaggebende auch für den modernen Marineoffizier ist, der gleichzeitig Spezialist in allen möglichen militärischen und technischen Tingen sein soll.

Unre Bilder nun geben eine ganz hübsche Vorstellung von der Vielseitigkeit der Ausbildung unsers Offiziersnachwuchses, wenn auch damit nicht annähernd eine Erschöpfung des Themas gegeben wird, noch gegeben werden kann.

Es ist hier von Seefadetten und Fähirichen die Rede. Früher unterschied man Kadetten (oft fälschlich Kadetten zur See genannt) und Seefadetten. Nach Ablauf des ersten Dienstjahres und nach dem bestandenen ersten Fachexamen erhielt der Kadett die Beförderung zum Seefadetten und damit seinen ersten militärischen Rang als Vorgesetzter, äußerlich durch das silberne Portepee und die Silberlizen auf der Jacke, sowie entsprechende Veränberung an der Mütze kenntlich.

Seit ein paar Jahren ist, gleichartig der Armee, dafür der Fähirich zur See-Titel eingeführt worden, und unter Seefadett versteht man den früher schlechtthin als Kadett bezeichneten Aspiranten. Ich glaube, die jungen Leute sind mit dieser Umtiltatur, ohne die der Unkundige so oft einen Schüler statt eines erwachsenen Menschen mit mili-

tärischem Range vermutete, ganz zufrieden gewesen, und da wenigstens ein Fremdwort dabei gefallen ist, wollen wir es auch sein.

Unre Bilder zeigen Übungen von Seefadetten der „Charlotte“ an 3,7 Centimeter-Revolverkanonen, und von Fähirichen z. S. an schwererem Geschütz.

Das Kanonenergieren hat natürlich schon so lange Wichtigkeit besessen, als Schiffe mit Kanonen schienen, d. h. bei uns ungefähr seit den Tagen der Hanse. Mit der Vervollkommnung der Waffe, mit der Ausbildung der Taktik haben auch die



Fährliche in dem Rahen



Ruderübung der Fähnriche

Reglements an Vielseitigkeit gewonnen. Und doch waren diese noch bis tief in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts außerordentlich einfach. Wir haben noch heute Kapitäne, die am glatten Vorderlader ausgebildet worden sind. Unser damaliges Glanzmanöver hieß: „Lafetten wechseln!“ Zwei Rohre wurden gehoben, und zwei Bedienungsmannschaften sausten wie die Wilden, mitschiffs über die Grätings, mit der steuerbordischen Lafette nach Backbord und mit der backbordischen nach Steuerbord. Der Gedanke war, daß eine der Holzlafetten zerfressen sei und ausgetauscht werden müsse. Die Kampfschiffe hatten auch zu jener Zeit schon Batterien gezogener Geschütze. Die Rahmengeschütze waren erschienen. Mit dem Panzer und der Taktik der Panzerflotten vergöherten sich Kaliber, Ladungen, Geschossgeschwindigkeiten, wurde die Mechanik verwickelter, zeigten sich allerlei Hilfsmittel zum Messen der Entfernung, zum sicheren Schusse u. s. w. nötig — kurz, es gab und gibt eine Fülle von neuen Erfindungen zu bewältigen, die den Fachmann vor eine Riesenaufgabe stellen und schon an den einfachen Mann der Bedienung gegen früher mit unendlich gesteigerten Anforderungen herantreten.

Der Seeladett wie der Fähnrich haben da praktisch und theoretisch innerhalb weniger Studienjahre ein Quantum Erfahrung und Wissen zu bemästern, das allein ihre Zeit ausfüllen könnte, kommt doch noch die Wissenschaft vom Torpedo und

Minenwesen hinzu. Hier kann in der Grundlage nichts geschenkt werden, denn der Fähnrich darf sich als Vorgefetzter, der schon selber belehren soll, leine Blößen geben, und bereits als junger Offizier kann er in verantwortungsschwere Lage im Gebrauch einer Waffe kommen, die entscheidender für den Erfolg in der modernen Seeschlacht angefahren wird als alle andern Faktoren, wie Panzerstärke, Geschwindigkeit, Manövrierfähigkeit u. s. w., die alle nur als Hilfsfaktoren für die Artillerie, die Königin, erscheinen.

Nun denke man sich dazu das, fast möchte ich sagen: betäubend ausgebildete Schiffsdampfmaschinenwesen; auch das soll der moderne Schiffsführer kennen und nach amerikanisch-englischer Auffassung beherrschen! Schon schwindelt einem der Kopf bei der Vorstellung eines solchen, mit Wissenschaft bis zum Klagen vollgestopften Seemannes! Und nun obendrein die ergänzenden Wissenschaften: der Schiffbau, das Elektrizitätswesen, optische und



Spillen und Knotenlernen

atufische Apparate, Kabellebung, Fuulspredhewfen und Gott weiß was noch.

Wir kommen da auf das Gebiet der Nautik. Ja, was tut sich da alles vor unserm erkannten Auge an: Mikronomie, Vermessung, Sezeichen, Seelarten, Befuerung, Meeres- und Küstenkunde, Meteorologie, Segelkunde, Tag- und Nchttsignale, internationale Signale, Spezialsignale — ein Schimborasso von Theorie und praktischer Erfahrung zeigt sich wieder, ein endloser Strom von Erfindungen und Verbesserungen.

Wohl dem Manne, der nur auf diesem Gebiete mit Recht ansprechen kann: „Ich stehe auf der Höhe meiner Zeit!“ Und doch ist es äußerst wichtig für die Marine. Es ist das Verlegenheitsgebiet, das den Pfeiler des Berufes darstellende, das trotzdem gleichzeitig die meisten Abstriche vertragen soll. Es ist das Gebiet, das die neue Zeit am liebsten in den Dokus schiden möchte und ohne das sie selbst in den Druks müßte. Unfre Schulschiffe zeigen dies: die Takelage wird kleiner, das eigentliche Seefahren nimmt ab; dann merkt man den Fehler in der Rechnung, und die Takelage wächst wieder. So wird der Kampf noch weiter gehen, und vielleicht fällt die Takelage wirklich, vielleicht zuerst am gründlichsten bei den eigentlich seefahrenden Völkern. Ob es aber dabei bleibt? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß wir ohne unterseeische Schifffahrt von Wind und Wetter niemals loskommen, und daß die unterseeische Schifffahrt noch recht weit davon entfernt ist, die überseeische abzulösen. Und auch dann hätten wir es mit dem Meere zu tun. Einstweilen liegt die Sache noch so, daß nur ein ordentlicher Seemann Wind und Wetter kennt und daß nur Wind und Wetter einen ordentlichen Seemann bilden. Ein Kommandant kann mit einem tüchtigen Maschinisten arbeiten, auch mit einem tüchtigen Artilleristen, aber ein Navigationsoffizier ersetzt ihn nicht in kritischen Lagen; sein Schiff bringt nur er allein an den Feind. Ein Kommandant, der nicht vom Scheitel bis zur Sohle

Seemann ist, bleibt eine Gefahr für sein Schiff unter allen Umständen.

So sehen wir die Kompromisse der neuen mit der alten Zeit. Wir sehen sie hier auf unsern Bildern „Fährliche in den Naben“, „Kuberübung der Fährliche“ und „Spiffen- und Knotenlernen“. Nirkendos reist der Seeladett, reist der Fährlich rascher zum Seemann als auf den Naben. Hier lernt er Gewandtheit, Wagemut, hier eignet er sich praktischen Blick an wie nirgendwo anders. Es ist richtig, das Segelelzergieren kann nicht mehr in dem Maße betrieben werden wie früher. Man sagt, was soll das Veraltete? Sollen die jungen Leute doch später Fahrzeuge ohne Takelage führen. Freilich! Aber warum verlangen die Dampferlinien auf Segelschiffen ansgebildete Offiziere? Nur ans Konservatismus? Vielleicht gäbe der Eintritt in jüngeren Jahren nach englischem Muster mehr Spielraum, das Alte wie das Neue zu ihrem Recht kommen zu lassen. Ich halte das Abiturium nicht für unwichtig, allein die Erziehung zum Seemann steht mir höher.

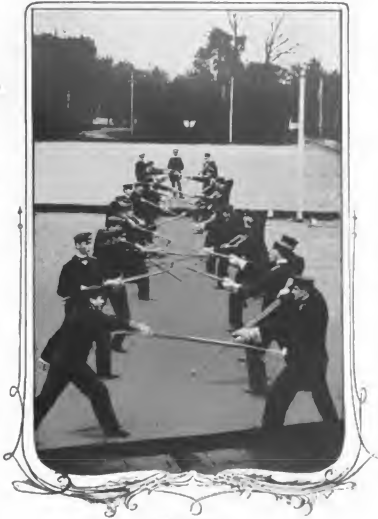
Was hat nun aber der arme Fährlich noch sonst alles zu erleben! Die Notwendigkeit, seine Sprachkenntnisse auf ein anständiges Niveau zu bringen, sei nur angebeudet. Uns grant allmählich vor dem Wissen. Dagegen wollen wir noch eine praktische, noch eine sehr wichtige Seite seiner Existenz hervorheben: die militärische. Der Fährlich muß Soldat sein! Er wäre als Deutscher undenkbar, wenn er nicht Soldat wäre. „Die Ausbildung der Fährliche im Infanteriedienst“, die „Bajonett-übung“ geben dem Leser eine Probe davon. Leider fehlt uns hier die Gelegenheit, den Fährlich noch als Kavalleristen vorzuführen. Auch als Tennis- und Golfspieler soll er Glück haben. Dem Leser zuckt es um die Mundwinkel. Aber halt — so hat es der Autor nicht gemeint! Allerdings darf der Sport den Dienst nicht schädigen. Ebenso hält der Autor Parabemarsch und Kavallerieübungen nicht für das Ziel zur Ausbildung guter



Ausbildung der
Fährliche
im Infanteriedienst

Blaujaden, allein als Exzellenz von Stoff feinerzeit die Marine lehrte, „die Knochen zusammenzunehmen“, als er militärische Straffheit aus der erprobten Armee in die Marine hinüberleitete und niederländische Seemannsart mit altpreußischem Geiste belebte, da hat der preußische Infanteriegeneral doch ein großes Wert getan. Wenn unsere jungen Mannschaften manches leisten, was ihnen andre an sich seemännisch und physisch vielleicht überlegene Bemannungen nicht leicht nachmachen, so verdanken sie es dieser Schule.

Die Vorstellung der Fährliche vor Seiner Majestät wird heutzutage auch ganz anders ausfallen, wie eine ähnliche Darbietung in meinen Kadettenjahren verlief. Damals ahnte man nur: heute weiß man. Und weil man weiß, kann man etwas. Können aber verleibt Sicherheit, und man muß sicher, verteuft sich sicher sein, um in Ehren vor Augen zu bestehen, die militärisch und seemännisch bis in



Bajonettübung

die Nieren zu prüfen verstehen.

So haben wir denn unsere Seeladetten und Fährliche zur See als Gefäße leunen gelernt, die eigentlich bis zum Ueberlaufen mit Wissen angefüllt werden müßten. Es wird aber auch bei uns nicht so heiß gegessen, wie gelocht wird. Und wenn es heiß wird — Gott sei Dank, sie können es noch vertragen! Das Gesunde, Urwüchsige, Kampftrohe, das ihrem Verufe anhaftet wie keinem andern, gleicht wieder aus, was etwa an ihnen gesündigt wird. Gesündigt nicht aus Weichheit, denn die Erziehungsstümpfer sind ebenso gut Opfer — Opfer einer vorwärts stürmenden, nervösen Epoche.

Das Nervöse muß aber wieder heraus! Der Sieg zu Lande, und noch mehr zu

Wasser, ist dem kalten Blute beschieden. Dem Marineerzieher müßte das Vaterland einen Riesensorbeertrauz bescheren, der uns den Fährlich zur See ohne Nerven züchtet!

Gartenstädte

Von

Hans Ostwald

Die Kulturtenenz der letzten Zeit war, Großstädte zu schaffen — Großstädte mit gewaltigen Mengen von Einwohnern, mit einer Unzahl von Straßen, die niemand alle miteinander kennen kann, mit zusammengedrängten Wohnungen und mit all den Uebeln, die solcher Massenanhäufung anhaften. Die letzten Jahre haben einen Rückschlag gebracht. Der Zentralisierung folgt jetzt bereits die Dezentralisierung. Die Großstädte breiten sich zwar immer noch aus, ihre Bevölkerungszahl steigt noch unaufhaltsam, aber zugleich melden sich die Anzeichen einer neuen Zeit: ganze Viertel werden zu Geschäftsvierteln umgebaut, wie das Berliner Konfektionsviertel am Hausvogteiplatz. Die Wohnräume verlegt man in

eine andre, gesündere Gegend. Und viele Fabriken verlassen den teuren Boden der Großstadt ganz. Draußen im freien Lande, in den Dörfern und kleinen Städten finden sie Baugrund für ihre Fabriksäle, für ihre Werkstätten und Laboratorien, der weit billiger ist als der Großstadtboden und nicht so viel Kapital festlegt. Auch die Arbeitskräfte sind da draußen meist billiger, denn dort braucht der Arbeiter nicht so hohe Miete zu zahlen, er lebt meist einfacher und wohlfeiler.

Das alles spielt im Kampf um den Weltmarkt, im Kampf um ein großes Abgabegbiet eine wichtige Rolle. Hinzu kommt, daß die Arbeitererschaft, die nicht in den engen, düstigen und nur allzu häufig in jeder Beziehung unzureichenden Großstadt-

wohnungen ihr Leben verbringen muß, sondern draußen im Grünen wohnt und stets frische Luft genießt, weit bessere Gesundheitsverhältnisse aufweist, also auch leistungsfähiger ist. Und dann die Jugend, die Kinder! So ein Mensch, der im Frühlinggrün und im Sommerföhnenlicht groß geworden, der die Freuden des Herbstes und des Winters im freien Lande erlebt, der ist ja ein viel innigerer, festerer, gefünderer Mensch als das Kind der Großstadt. Das gibt einen ganz andern Nachwuchs für die Arbeiterschaft als in der begenerierenden Großstadt.

Aber nicht allein große Fabrikunternehmungen haben die Vorteile der Flucht aufs Land eingesehen. Auch der Beamte, der Geschäftsmann, der Mittelstand wollte sich nicht ganz und gar in Stein und Mörtel, Asphalt und Zement einpressen lassen. Er wollte Blattgrün und Erdluft, Blumenfruchtigkeit und Fruchtgeruch behalten und erbaute sich die Villenorte, wie sie alle unsere Großstädte besitzen: Trezden hat Loshwiz, Wladowiz, Striesen u. s. w., Hamburg seine Alstervororte, Berlin hat Grunewald, Steglitz, Friedenau, Lichterfelde und zahlreiche andre.

Aber alle diese Städte und Orte sind nur gewissermaßen Ergänzungen der Großstadt. Sie sind nach keinem bestimmten Plan angelegt. Kein der Großstadt direkt entgegengesetztes Prinzip ist in ihnen niedergelegt, sondern nur die so hervorragend entwickelten und ausgeübten Verkehrsmittel erlaubten es, der Großstadt diese Dependenzien anzufügen. Fast alles, was in ihnen wohnt, arbeitet in der Großstadt oder hängt zum mindesten wirtschaftlich von ihr ab.

Da ist es nun eine ganz besondere Fortsetzung des ja immerhin auch in den Vororten zum Ausdruck kommenden Zentralisierungsdranges, wenn sich Gründungen zeigen und bewahren, die in einem bewußten Gegensatz zu der heutigen Form der Großstädte treten: die Bewegung zur Gründung der Gartenstädte. Sie sollen vor allem der Landflucht steuern. Wie aber ist das Rückströmen der Bevölkerung auf das Land zu bewerkstelligen? Die Bestirwoorder der Gartenstädte sagen: wenn das Land, das doch eine so große Anziehungskraft hat, sich entvölkert, so hat das seinen Grund darin, daß die Städte eine größere Anziehungskraft ausüben verstanden. Die Frage kann nur gelöst werden, indem ein stärkerer Magnet, als Stadt und Land sind, geschaffen wird. Tiefer stärkere Magnet ist die neue Landschaft — die Gartenstadt. Diese Stadt soll die Vorteile, die Vorzüge von Stadt und Land vereinen. Ein Diagramm von dem Engländer Howard veranschaulicht das recht deutlich.

In einem zweiten Diagramm hat Howard seine Grundideen dargestellt. Es ist zwar nicht diese geometrische Konstruktion, die das Wesen der Gartenstadt ausmacht. Doch bedarf eine Stadt, die für 30000 Einwohner gedacht ist und diese Zahl nicht überschreiten soll, die ein gut Teil Industrie und Handwerk beherbergen, sehr weitgehende Ansprüche und die Bedürfnisse der Bewohner auf gesunde und bequeme Behausung befriedigen soll, eines vorher wohlbedachten Planes. Und ein solcher Plan wird stets etwas Geometrisches haben, wenn

er allen Erfordernissen moderner Verkehrstechnik, genügender Wasserversorgung, Kanalisation und Belüftung entsprechen soll. Aber dieses Geometrische, so auffallend im Grundriß, verschwindet für den Sehenden in der Wirklichkeit, wenn die Gartenflächen des Zentrums nur groß genug sind, um nicht den Blick auf die sechs großen Boulevards mit einem Male zu gefassen, wenn die Häuserzeilen der Boulevards nicht aus vier- und fünfstöckigen Häusern bestehen, sondern aus Einfamilienhäusern, die von den Anlagen ihrer eignen Gärten und den Anpflanzungen der Boulevards überragt werden. Doch, wie gesagt, Howard sieht in diesem Entwurf nicht das Wesentliche, sondern betrachtet ihn nur als eine Anregung. Der Boden soll vielmehr den Anschlag geben, dem Terrain sollen die Entwürfe angepaßt werden.

Nach Howard hätte das Gesamtareal der idealen Gartenstadt eine Größe von 2400 Hektar. Nur ein Sechstel ist für die eigentliche Stadt bestimmt. Fünf Sechstel bleiben für allerlei Genuß- und Erholungsbäume, für Kieselgüter, Schulen, Obstplantagen u. s. w. Sechs großartige Boulevards sollen die Stadt durchschneiden und sie in sechs gleiche Teile trennen. Im Mittelpunkt soll sich ein $\frac{1}{2}$ Hektar großer prächtiger Garten befinden. Um ihn herum gruppieren sich das Rathaus, die Bibliothek, das Theater, das Museum u. s. w. Weiter der Peripherie zu liegt der Zentralpark, der 58 Hektar bedeckt. Er ist in der Nähe eines jeden Bewohners gelegen und soll dem Alter und der Jugend genügend Raum zu erfrischenden Spaziergängen und zum erheiterten Spiel gewähren. Der Zentralpark soll von einer großen, fortlaufenden, kreisförmigen Glasshalle eingeschlossen werden. In diesem Gebäude finden die sämtlichen Verkaufsstellen Platz, und sie gleicht so einem Universalverkaufshaus. Der nicht verwendete Raum soll als Wintergarten und zum Zufluchtsort für die Parkbesucher dienen. An die Glasshalle schließen sich mehrere ringförmige Straßenzüge an. Der mittlere Straßenzug, auf dem Plan die dritte Avenue genannt, soll eine Breite von 130 Metern haben und einen zweiten Park vorstellen. In diesem Park sollen Kirchen, Schulen und ähnliche Institute erbaut werden.

Die Häusergürtel sind für Bebauungs-, d. h. für Wohnzweck in 5500 Grundstücke aufgeteilt, deren durchschnittliche Größe 15 Quadratrußen beträgt. Mit Einfamilienhäusern bebaut und die Familie zu 5 Personen berechnet, ergibt sich eine Einwohnerzahl von 30000 Menschen. An dieser Zahl wollen die Gartenstädter streng festhalten, doch dürfte sie gerade das schwerste Problem bieten. Es wird eben doch nicht immer gleich eine neue Stadt gegründet werden, sobald die eine ihre 30000 Einwohner hat. Ueberhaupt ist diese Begrenzung der Einwohnerzahl das, woran die Gartenstadtbewegung am meisten zu leiden haben wird. Es ist ein Lußinn, alle die Vorteile, die kulturellen und zivilisatorischen Errungenschaften, die eine Großstadt bietet, radikal aufgeben zu wollen.

Allerdings haben die Gartenstädter auch einen Plan für eine Großstadt bereit. Mehrere kleinere Stadtwesen sollen sich um eine Zentralstadt gruppieren. Aber dieser Plan gewährleistet noch lange nicht alle Vorzüge der wirklichen Großstadt, wenn



Wirtshaus in Bourneville
 Priothaus in Bourneville
 Straße in Bourneville

Kleinkinderschule in Bourneville
 Vorladthäuser in Bourneville
 Amerikanische Gartenstadt aus der Vogelichau

Gartenstädte

er auch viele ihrer Mängel ausschaltet. Und so wird es wohl in Zukunft auch kommen: unsre Großstädte werden gesundheitlich besser angebaut, sie werden vor allem Handels-, Unterrichts- und Parlamentsstädte werden. Neben ihnen aber wird sich ein neuer Stadttypus ausbilden. Gewisse Grundzüge des Howard'schen Planes werden diesem Typus eigen sein. Aber der Außenring darf nicht, wie geplant, mit Fabriken, Werkstätten und Lagerplätzen besetzt sein; sondern diese notwendigen Einrichtungen müssen da errichtet werden, wo der Wind ihren Qualm, ihre Ausdünstungen nicht in die Stadt treiben kann. Die Eisenbahn, die die ganze Stadt umkreist und also von jedem Viertel aus leicht zu erreichen ist, dürfte ein ganz wesentlicher Vorzug der freisömigen Anlage sein. Und die Ländereien, die sich an die Eisenbahnen anschließen, die vielerlei Betriebe und Anstalten, Bachgrundstücke und Weimstätten sind auf diese Weise nahe aneinander gerückt.

Die Gartenstadt steht nicht bloß auf dem Papier. In England sind bereits einige Experimente nach der Richtung und mit pacendem Erfolg unternommen worden. Eine bekannte Kakaofirma kaufte ein Gut von 500 Morgen, bestimmte 100 Morgen für die Fabrik und 400 Morgen für Ansiedlungszwecke. Wer wollte, konnte in der schmiegen Stadt wohnen bleiben. Wer aber draußen wohnen wollte, der kam. Alle kamen freiwillig. Und die Firma schenkte zuletzt den Boden, der etwa 5 Millionen wert war, den Ansiedlern. Und eine Seifen-

firma schuf in der Nähe von dem rauchigen Liverpool ein ähnliches Anwesen, das sie auch nicht zur Abhängigmachung der Arbeiter von der Firma benutzte.

So ist denn eigentlich die Gartenstadt als Möglichkeit bewiesen. Und größere Gründungen, die in nächster Zeit verwirklicht werden sollen, werden sicher noch stärkere Beweise schaffen, überhaupt nach ästhetischer Richtung. Denn die Unebenheiten des Terrains werden möglichst beibehalten und die ringartigen Straßenzüge werden so ein äußerst reizvolles Bild schaffen.

Der englischen Gartenstadt-Gesellschaft gehören bereits fast 2000 zahlende Mitglieder an: Philosophen, Politiker, Gelehrte, Künstler, ohne Unterschied der Partei und der sozialen Stellung. In Deutschland ist eine Gartenstadt-Gesellschaft erst vor kurzem mit dem Sitz in Schlachtensee-Berlin gegründet worden. Sie hat auf deutschem Boden eine viel schwierigere Arbeit zu leisten. Denn wenn auch im Deutschen Reich mancher Fabrikant seinen Arbeitern gewisse Wohnungsverhältnisse bietet, wie z. B. die Krupp'schen Werke, so ist der Grund und Boden doch sein Eigentum. Das aber ist dieser gewaltige Vorteil der Gartenstadt: jeder wohnt in seinem eignen Heim, jeder auf seinem Grund und Boden, jeder hat seinen eignen Garten, pflanzt, sät und erntet in seinen eignen Beeten, und die Vermählung von Stadt und Land, die die Gartenstadt darstellen soll, wird eine neue Vermählung des Menschengeschlechts mit der Mutter Erde!

Im Harz

Einam liegt der Tannenwald,
Um mich rings ist Schweigen,
Nur mein dumpfer Schritt erschallt
Auf den moos'gen Steigen.
Durchs Geäst die Sterne glühn,
Wie zur Sonnwendfeier,
Und der Vollmond schlingt ins Grün
Seine lichten Schleier.

Ruhig ähend im Revier
Ziehen braune Rehe;
Laufchend steht ein schlankes Tier,
Wie ich näher gehe.
Aber rasch im Nebelgrau
Ist die Schar verschwunden,
Und ein Fuchs hat seinen Bau
Flücht'gen Laufs gefunden.

Warm und lind weht die Luft
Um die hohen Wipfel,
Grüßend über Berg und Kluff
Winkt des Brockens Gipfel.
Dunkle Wolken ziehen schwer,
Und der Blüthenhammer
Wodan wirft den goldenen Speer,
Donar schwingt den Hammer.

Auf gestürztem Tannenstamm
Sich' ich still mich nieder.
Mir im Herzen wunderlam
Klingen alte Lieder
Von der fernen großen Zeit,
Als noch Götter kamen
Und an Walhalls Herrlichkeit
Teil die Helden nahmen.

Sind auch sie schon längst entflohn
Nach dem finstern Norden,
Ist Alboaters hoher Thron
Auch zu Staub geworden:
Nicht verwaist liegt ihr Gebiet,
Seine Kronenträger
Leben noch im Hirtenlied
Und im Sang der Jäger.

Sommernacht im stillen Tann
Unterm heil'gen Brocken,
Immer wird dein Zauberbann
Mich aufs neue locken.
Was in deinem Schoße blüht,
Selten wird's beschieden:
Ruhe schenkt du dem Gemüt
Und der Seele Frieden.





Traber beim Training

Die „Qual“ im Sport

Von

Kurt Doerry

Von den vielen Tausenden und Abertausenden, die sich heutzutage mit der Pflege eines Sports beschäftigen, sind es verhältnismäßig nur wenige, die sich ihm mit der Absicht widmen, sich körperlich zu vervollkommen oder den Körper zu Höchstleistungen zu befähigen. Der Sport ist heute mehr oder weniger Modesache; es gehört zum guten Ton, Lawn-Tennis zu spielen, zu reiten oder Automobil zu fahren. Der Aufschwung, den manche Zweige des Sports bei uns in verhältnismäßig kurzer Zeit genommen haben, ist sicherlich nicht bloß

auf den Nachahmungstrieb, den namentlich alles Ausländische erfahrungsmäßig zu wecken pflegt, sondern auch auf die Gilitkeit zurückzuführen. Sobald in gewissen Gesellschaftsklassen einzelne Personen



Jockeys bei der Morgenarbeit



Rietermannschaft auf der Uebungsfahrt

damit beginnen, glauben zahlreiche andre nicht zurückbleiben zu dürfen. Der echte, wahre Sport jedoch, dessen Begründer die alten Hellenen gewesen, der Wettkampf um ideale Güter, um den Ruhm des Sieges, um einen Lorbeerkranz, wie er einst im granen Altertum dem Olympiasieger die Stirn umkränzte, ist in der Neuzeit erst wieder im Entstehen begriffen. Unser materielles Zeitalter hat nicht viel für ideale Bestrebungen übrig, und allein die Ueberzeugung von der Notwendigkeit, daß unser geistig hart arbeitendes Geschlecht durch Pflege irgend einer Körperübung der drohenden physischen Degenerierung vorbeugen müsse, ist im stande, dem Sport in seinen vielerlei Gestalten immer wieder neue Anhänger zuzuführen und sie ihm zu erhalten.

Der Weg zu der körperlichen Vervollkommnung, die eine eifrige Pflege des Sports uns verspricht, ist aber nicht ohne Dornen; der alte Satz „per aspera ad astra“ findet auch hier berechnete Anwendung.

Wer im Sport etwas leisten will, wer eine Höchstleistung, einen Rekord erzielen oder eine Meisterschaft erringen will, muß sich meist eines monatelangen Trainings und so mancher Mühseligkeit unterziehen, und man kann mit vollem Recht von einer „Dual im Sport“ sprechen.

Als der ehemals weltberühmte Rennfahrer August Lehr vor einer Reihe von Jahren nach Amerika gegangen war, um dort einige Wettkämpfe auszulragen, hatte er sich drüben auch einem Trainer von Beruf anvertraut, der den Altmeister nach allen Regeln der Kunst trainierte. Lehr lehrte später, nachdem er in Amerika erfolgreich debütiert hatte, nach Deutschland zurück, um hier noch einmal sein Glück auf der Rennbahn zu versuchen. Ich hatte damals wiederholt Gelegenheit, die Art seines Trainings kennen zu lernen, und muß gestehen, daß sie eine ziemlich anstrengende Rastung des Körpers darstellte. Vor allem hielt Lehr eine strenge Diät ein; seine Hauptmahlzeit, an der ich bei Gelegenheit einmal teilnahm, bestand aus gebratenem Hammelfleisch, Reis und Obst. Alkohol und Tabak waren, da sie beide die Leistungsfähigkeit des Herzens beeinträchtigen, durchaus verpönt. Noch anstrengender ist das Training unserer modernen Rennfahrer,

vor allem der Dauersfahrer, die während des Sommers fast Tag für Tag in scharfen Uebungsfahrten auf der Rennbahn an ihrer körperlichen Vervollkommnung arbeiten müssen; in Fluggeschwindigkeit laufen sie hinter ihren eisigen Führungsmaschinen her, 60, ja 70 Kilometer in der Stunde zurücklegend, wobei sie stets Gefahr laufen, durch einen Sturz auf den harten Zement ihre gesunden Gliedmaßen zu schädigen. Allerdings kann man ja von unsern modernen Rennfahrern nicht behaupten, daß sie den Sport um ideale Güter betreiben; ihnen ist der Sport Beruf, obendrein ein recht gefährlicher.

Die „Dual im Sport“ dürfte besonders ein Augenblicksbild aus einem Dauertennen über 6, 12 oder gar 24 Stunden illustrieren. Tief auf ihre Lenkstange niedergebeugt, umkreisen die Rennfahrer, ihren eisigen Führungsmotoren in schwindelndem Tempo folgend, die Bahn. Heiß brennt die Sonne hernieder, in Strömen rinnt der Schweiß am Körper herab, mit trockenem Gaumen und schmerzenden Gliedern jagen sie um die Bahn, einzig und allein von dem Gedanken befeelt: vorwärts, zum Siege! Bei einem der bei uns verpönten Sechstagerennen, die jenseits des Ozeans so beliebt sind, ist es vorgekommen, daß verschiedene Teilnehmer vor Erschöpfung vom Rade fielen und mehrere sogar eine vorübergehende geistige Störung erlitten.

Harmloseren Charakters, aber doch anstrengend sind aber körperliche Uebungen. Zu Wettaben und -Laufen z. B. sind die Anforderungen an die Energie und die Ausdauer des Sportjägers keineswegs gering. In allen Sportarten, in denen eine Kraft- oder Ausdauerprobe der Zweck des Trainings ist, handelt es sich ja hauptsächlich darum, die Energie und den Willen bis zum äußersten Grade ihrer Leistungsfähigkeit zu entwickeln und zu stärken. Listanwärme wie der vorjährige von Dresden nach Berlin stellen größere Anforderungen an den Geist als an den Körper. Wenn letzterer zu ermatten droht, erhält ihn der Wille aufrecht, und die letzte, unter Ausbictung der äußersten Energie dem Körper abgeringene Anstrengung ist es oft, die den Sieg sichert.

In dieser „Dual des Sports“ liegt ein gewisser

Meiz; es reizt einen starken Charakter, alle Anstrengungen des Trainings zu überwinden und aus dem schweren Kampf siegreich hervorzugehen. Es gibt Menschen, die dem Sport aus diesem Grunde mit Begeisterung huldigen. Ein Beispiel hierfür ist der berühmte englische Schwimmer Montague Holbein, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, den englischen Kanal von Calais nach Dover zu durchschwimmen und so die Leistung des bekannten Kapitäns Webb, der bisher als erster und einziger über den Kanal schwamm, nachzumachen. Schon mehrmals hat Holbein seine Schwimmtour über den Kanal versucht, aber geglückt ist sie ihm noch nie. Früher ein berühmter Rennfahrer, verfügt Holbein über eine außerordentliche Energie und Fähigkeit, die er sich durch langjährige Übung angeeignet. Immer wieder und wieder versucht er es, den Kanal zu durchschwimmen, und auch in diesem Jahre ist er schon wieder in eifrigem Training. Im vorigen Jahre wäre ihm das Wagstück beinahe gelungen; nachdem er 23 Stunden ununterbrochen geschwommen, mußte Holbein, nur noch 1¹/₂ Kilometer von der englischen Küste entfernt, seinen Versuch aufgeben. Obwohl er sich, um den Körper einigermaßen vor der Kälte des Wassers zu schützen, vollständig mit Öl eingerieben und die Augen mit einer Schutzbrille gegen das salzige, reizende Seewasser versehen hatte, war er doch nach dem dreiundzwanzigstündigen heroischen Kampf gegen die Wogen so ermattet, daß ihn seine Freunde, die ihn nebst seiner Frau auf einem Dampfer begleiteten, in ein Boot aufnehmen mußten, um einer

Katastrophe vorzubeugen. Und obwohl halb erstarrt, hatte Holbein doch noch eine so lebendige Energie und einen so eisernen Willen zur Durchführung seiner Tat, daß er nur widerstrebend den wohlgemeinten Ratschlägen seiner Freunde, die ihn zum Aufgeben seiner Tour bestimmen wollten, Folge leistete.

Weniger anstrengend ist der athletische Sport, wenigstens diejenigen seiner Abarten, bei denen es sich um Ausbildung einer Kunstfertigkeit, wie z. B. das Springen, handelt. Hier kommt es vor allem auf Geduld und Ausdauer an. Gerade bei diesen Übungen heißt es unermüdetlich sein, unermüdetlich an der Erreichung des Zieles arbeiten. Hundertmal mißlingt ein Sprung, endlich aber glückt er, und um so größer ist dann die Befriedigung, wenn der Erfolg die Ausdauer belohnt.

Kann man hier von einer „Qual“ nur im bildlichen Sinne sprechen, so darf man es in der ganzen Bedeutung des Wortes beim Training des Jockeys tun. Beim Jockey handelt es sich, soweit das Training in Frage kommt, weniger darum, die Pferde in der Morgenarbeit zu reiten und sie so auf die Rennen zu präparieren, als um die eigne körperliche Vorbereitung des Reiters selbst. Das Trainieren bedeutet für einen Jockey im Grunde genommen weiter nichts, als daß er sich durch eine zweckentsprechende Lebensweise in einen Körperzustand versetzt, der ihn trotz des notwendigen niedrigen Gewichts zu hohen Kraftleistungen befähigt. In England, wo das Trainieren seit langem in großer Vervollkommnung betrieben wird, nennt



Der Schwimmer Holbein wird kurz vor dem Verlinken aus dem Wasser gezogen



Wettgänger beim Übungsmarsch

man es fachtechnisch „wasting“. Das bedeutet weiter nichts als „abnehmen, schwinden“; der trainierende Jockey hat also sein Augenmerk nur darauf zu richten, daß sein Körpergewicht abnimmt, denn je leichter er ist, desto besser kann er, bis zu einer gewissen Grenze wenigstens, die Chancen seines Pferdes ausnutzen.

Es gibt verschiedene Mittel, die Verminderung des Körpergewichts zu erzielen. Die meisten Jockeys unternehmen während der Trainingszeit tagtäglich längere Fußmärsche, wobei sie sich in warme Sweater einhüllen und außerdem dicke wollene Handschuhe anziehen. Nach Beendigung des Marsches nehmen sie dann ein türkisches Bad, wobei sie noch ein schweißtreibendes Mittel, z. B. ein Glas heißen Wassers mit Wacholderbraunwein, genießen. Nach dieser Pferdekur pflegen sie meist 2 bis 3 Pfund abzunehmen. Selbstverständlich dürfen sie die Wirkungen dieses Trainings nachher nicht etwa durch üppiges Leben abschwächen; in den meisten Fällen üben sie dazu noch eine strenge Diät. Viele Jockeys leben tagelang von Toast, geröstetem Brot, und Champagner. Ein anderes Mittel, um eine Gewichtsabnahme zu erzielen, ist das Training „on physic“; es besteht im Gebrauch von geeigneten Arzneimitteln. Allerdings ist das ein gefährliches System, und Jockeys, die sich seiner bedienen, pflegen meist nicht lange zu leben.

Der berühmte Jockey Fred Archer, der größte Reittänstler, den England je befehen hat, ist an dem übermäßigen Genuß solcher Mittel zu Grunde gegangen. Der englische Sportschriftsteller Custance erzählt in seinen „Recollections“: „Ich kannte Archer

ziemlich genau und habe ihn selten etwas Solideres essen sehen als einen Streifen Toast, ein Bißlüt oder einen Apfel. Eine Tasse Tee und ein Glas Champagner genügten, um seine Bedürfnisse an Flüssigkeiten für einen ganzen Tag zu befriedigen. Und dann nahm er leider stets Medizin. Leider, sage ich, denn jede dieser Arzneien hat die Eigenschaft, daß sie auf die Dauer nur dann wirkt, wenn die Dosen allmählich vergrößert werden. Es ist eine alte und bekannte Geschichte, daß ein geachteter und namhafter Turfbesitzer, der Archer einst auf einer Reise nach Irland begleitete, sich beinahe ums Leben brachte, als er eines Tages aus Scherz einen Teelöffel voll von Archers Mixtur trank. Und Archer trank von diesem Gift täglich mehrere Beingläser voll.“

Archers trauriges Ende ist in der Geschichte des Turfs bekannt. Die übermäßigen Anstrengungen in seinem Beruf hatten ihn schließlich derart mitgenommen, daß er in ein typhöses Fieber verfiel, in dessen Verlauf er sich in einem Augenblick geistiger Anmachtung durch einen Revolver schuß tötete. Ganz England trauerte um den Tod dieses vollstümlichen Jockeys.

Weniger eruchte Bilder bieten uns andre Sportzweige, wie Fechten, Lawn-Tennis und Rudern, aber überall enthält das ernsthafte Training ein Moment der Qual. Besonders im Rudersport ist dies der Fall, denn hier begegnen wir dem schärfsten



Athlet bei der Kräftigung des Oberkörpers

Training unter sämtlichen Amateursports.

Das rennmäßige Abrudern der üblichen 2000 Meter-Strecke stellt so hohe Anforderungen an den Körper, daß dieser, um nicht durch Ueberanstrengung Schaden zu nehmen, auf das sorgfältigste vorbereitet werden muß. Sechs bis acht Wochen lang muß der „Kaceman“ den Freuden des Lebens Valet sagen; der Genuß von Bier, Wein und Nikotin ist auf das strengste verpönt, und Tag für Tag geht es in flotter Übungsfahrt über die Rennstrecke.

Trotz dieser sorgfältigen Vorbereitung kommt es häufig vor, daß Ruderer nach einem scharfen Endkampf ohnmächtig im Boot zusammenbrechen.

Bis zum Ziel hielt sie das belebende Kommandowort des Steueremanns, der anfeuernde Zuruf der Zuschauer aufrecht und entriß ihnen den letzten Funken sprühender Kraft. Jetzt ist das Ziel erreicht und der Sieg errungen, und nach dieser letzten gewaltigen Anstrengung entsinkt der Riemen der ermatteten Hand; erst der jubelnde Beifall der Massen bringt dem wankenden Kämpfer zum Bewußtsein, daß die Mühe nicht vergebens gewesen, und so wird ihm für die „Qual“ des Kampfes der Lorbeer des Sieges als Lohn zuteil.



Endlich gelungen!



Verbrechen und Aberglaube

Auf der jüngst in Dresden abgehaltenen Versammlung der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung, die die hervorragendsten Kriminalisten der meisten Länder zu ihren Mitgliedern zählt, hielt ein ausgezeichnete russischer Jurist, Oberlandesgerichtsrat Löwenstimm aus Charkow, einen Vortrag über Aberglaube und Verbrechen. Das Thema dürfte manchem Zeitungsleser, der auf die Errungenschaften der modernen Kultur und Bildung stolz ist, als ein einigermaßen unzeitgemäßes erscheinen, und viele werden geneigt sein, die Behauptung mit einem ungläubigen Lächeln aufzunehmen, daß heute noch zahlreiche Verbrechen durch Aberglaube mittelbar oder selbst unmittelbar hervorgerufen werden. Trotzdem ist aber diese Behauptung vollkommen zutreffend, und sie wird vor allem bewiesen durch ein reiches Material, das der genannte Jurist in einem von ihm verfaßten, den Beziehungen zwischen Aberglaube und Verbrechen gewidmeten Buche verarbeitet hat.

Ohne weiteres ist es verständlich, daß der Aberglaube ein besonders häufiger und besonders einflußreicher Verbrechenfaktor in denjenigen Ländern ist, in denen die Volksbildung noch sehr viel zu wünschen übrig läßt. Wo die Bevölkerung noch unter dem Banne der Meinung steht, daß es in der Natur Kräfte gibt, die auf das Leben der Menschen einen unsichtbaren Einfluß ausüben, daß Glück und Unglück in ihrer Hand liegt, und der Mensch sich in den Besitz dieser Kräfte setzen kann, da ist der Boden für das aus Aberglaube begangene Verbrechen vorhanden. Dem niederen Stande der Volksbildung in Rußland und der Durchsetzung des Geisteslebens der Bevölkerung mit abergläubischen Vorstellungen aller Art entspricht es, daß in dem nordischen Reiche nicht selten selbst Ermordungen von Menschen aus Aberglaube verübt werden: der Glaube an Dämonen und an Zauberei ist dort noch lange nicht ausgerottet, und die russische Justiz hat jahraus jahrein mit der Aburteilung

schwerer und leichter Mißhandlungen von Personen zu tun, in denen der Aberglaube Hexen und Zauberer sieht. Zu welchen schrecklichen Ausschreitungen dieser Aberglaube zu Zeiten einer Epidemie oder Hungersnot führen kann, haben verschiedene Vorfälle bewiesen, die sich sowohl in Rußland wie auch in Indien in dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts ereigneten, als beide Länder von verurtheilenden Epidemien heimgefaßt wurden, deren wirksamer Bekämpfung vor allem der Aberglaube ein schweres Hindernis bereitete. Im Verhältnis viel seltener als Verbrechen gegen das Leben oder die Gesundheit werden Verletzungen des Eigentums durch Aberglaube herbeigeführt, indessen ist auch heute noch der durch abergläubische Vorstellungen veranlaßte Diebstahl in den meisten Ländern nicht unbekannt, selbst nicht in den westeuropäischen Ländern, obwohl doch hier die kulturelle Entwicklung langsam aber stetig den Aberglauben zurückgebrängt hat.

Es besteht kein Zweifel, daß so manches Verbrechen, dessen Motiv ein Mäkel ist, mit dem Aberglauben in irgend einer Form in engerem oder entfernterem Zusammenhang steht. Mit Recht wird neuerdings verlangt, daß die mit der Untersuchung von Verbrechen und Bestrafung der Schuldigen beauftragten Behörden und Personen diesem Umstande mehr Beachtung beilegen sollten, als es zumeist noch geschieht, denn noch lange sind wir nicht so weit, auch nicht in Westeuropa, mit voller Berechtigung versichern zu dürfen, daß der Aberglaube der Vergangenheit angehöre. Vielleicht könnte man mit größerem Recht sogar behaupten, daß das Herrschaftsgebiet des Aberglaubens in den letzten Jahrzehnten wieder ein größeres geworden sei und ihm nicht nur solche huldbigten, die gewohnheitsmäßig zu den Ungebildeten gerechnet werden, sondern auch manche Personen, die sich sehr beleidigt fühlen würden, wollte man einen Zweifel daran hegen, daß sie mit der ganzen Bildung des zwanzigsten Jahrhunderts ausgerüstet seien. Die Verbreitung, deren sich Okkultismus, Mystizismus und nicht zuletzt Spiritismus in unsern Tagen wieder erfreut, auch in dem deutschen Volke, aus dessen Mitte doch der Große hervorging, der die Kritik zu einer selbständigen Wissenschaft ausbildete, ist wenigstens geeignet, diese Vermutung als eine nicht unwahrscheinliche erscheinen zu lassen. Natürlich kann dies aber nicht ohne Einwirkung auf die Bedeutung des Aberglaubens als Verbrechensfaktor bleiben, und die Ansicht erfahrener Kriminalisten, daß die durch Aberglaube motivierten Verbrechen eher zahlreicher als geringer geworden sind, ist daher nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Solange der Südtalier fest und fest an den Zettatore, den Mann mit dem bösen Blick, glaubt,

so lange ist auch der Boden dafür vorhanden, daß er eine Person ermordet, um ihr die Geltendmachung der ihr eigenen übernatürlichen Kräfte zum Schaben der Lebenmenschen unmöglich zu machen, so lange gehört das Verbrechen aus Aberglaube nicht lediglich der Geschichte an; es dürfte aber wohl noch lange Zeit dauern, bis es der Volksbildung gelangt, diesen Bahu von Grund aus zu zerstören, und dieserhalb läßt sich nicht leugnen, daß die Beziehungen zwischen Aberglaube und Verbrechen nicht nur für die halbivilisierten Staaten ein Thema bilden, dem eine aktuelle Bedeutung nicht abgesprochen werden kann, sondern auch für die zivilisierten, in denen die obligatorische Volksschule eine seit Menschenaltern bestehende Einrichtung ist.

Selbstverständlich ist es, daß das aus Aberglaube verübte Verbrechen bestraft werden muß, es sei denn — was auch vorkommt —, daß die abergläubischen Vorstellungen zu einer vollständigen Unmachtung oder Trübung des Berufstuns führen; ebenso selbstverständlich ist aber, daß bei der Bestrafung der Richter dem Aberglauben als Strafminierungsgrund geeignete Rechnung zu tragen hat. Der unter dem Bann des Aberglaubens Handelnde steht nicht dem Verbrecher gleich, der aus Habgier, Nachsucht oder einem ähnlichen Motiv eine strafbare Handlung ausführt, die Strenge des Gesetzes kann ihn daher auch nicht in gleichem Maße treffen wie diesen.

Fragt man nun, was der Staat tun kann, um das Verbrechen aus Aberglaube zu beseitigen, so ist die hierauf zu gebende Antwort eine höchst einfache: nicht durch Polizei- und Strafmaßregeln kann er es ausrotten, sondern nur durch Beförderung der Volksbildung in intensiver wie in extensiver Beziehung. Jede Maßnahme, die auf dieses Ziel gerichtet ist, verringert und vermindert die Entstehungsmöglichkeit dieser Verbrechen, und daher ist es kein Zufall, daß zwischen dem Kulturstande eines Volkes und der Häufigkeit der Verbrechen aus Aberglaube ein direktes Verhältnis besteht; die Zahl der Verbrechen aus Aberglaube bildet auch einen Gradmesser für die Kulturstufe eines Volkes, und wahrlich nicht den am wenigsten wichtigen. Die strengsten Strafen und die schärfsten polizeilichen Ueberwachungen erweisen sich im Kampfe gegen das Verbrechen aus Aberglaube als wenig erfolgreich. Gründlichen Erfolg verspricht nur die unausgesetzte Tätigkeit zur Hebung der Bildung, zur Freireiung der Bevölkerung von den Fesseln des abergläubischen Wahnes, die sich vielfach länger erhalten haben, als man es zu Ende des vorigen Jahrhunderts annahm, da Voltaire es nicht für unangebracht hielt, mit seinem ganzen Talent seine glänzende Feder diesem Kampfe zu widmen.

Dr. jur. Ludwig Fuld





Von einer Garnisonübung am Niederrhein. Nach dem Gemälde von E. Mattichaj

Der Garnisonsfredt

Humoreske

von

Leo von Torn

Schon als Leutnant von Granichstetten von seinem Freunde Joachim Schlehov den Brief mit der bewußten Mitteilung erhalten, hatte er den Kopf geschüttelt und gesagt: „Das verstehe ich nicht.“ Als er ihn dann von der Bahn abholte, war sein erstes Wort der Begrüßung: „Das verstehe ich nicht.“ Und als sie sich ein paar Stunden später im „Pilsner“ gegenüberßen, schüttelte Günther von Granichstetten immer noch den Kopf und beantwortete den ihm mit erhobenem Glase dargebrachten Männergruß anstatt durch das übliche Prost mit einem in Tiefsinn völlig verlorenen: „Das verstehe ich nicht.“

Baron von Schlehov ließ nach dem guten Schluck einen Seufzer des Behagens hören und setzte das Glas mit der Vorsicht eines dankbaren Genußmenschen nieder. Dann tupfte er die Schaumflöckchen von der blonden Schöpfung auf der Oberlippe, kreuzte die Arme auf dem Tisch und schaute dem Freunde in die nachdenklich gerunbelen Augen. Es nahm sich so vergnügt und listig aus, daß jeder andre gelacht hätte — aber Günther Granichstetten lachte nicht. Er lachte nie, wenn er vor großen Rätseln stand. Nicht einmal bei der ersten Rekruteninstruktion. Schließlich fragte er zögernd und vorichtig: „Hast du was ausgefressen, Joachim?“

„Ne.“

Enttäuschung und Zusammensinken des lauernd aufgerichteten Oberkörpers. Pause. Schließlich fand Granichstetten ganz langsam die Spur einer neuen Möglichkeit: „Über solltest du plötzlich verrückt geworden sein, Joachim?“

„Nuch nicht.“

„Dann bin ich's!“ schrie der Ratlose betart wütend und unermittelt, daß der Pilsolo aus seinem Nachmittagsnickchen aufsprang und mit dem Kopf gegen den Pfeiler stieß, an dem er lehnte. Er rieb sich erschrocken die schmerzende Stelle und schwänzte heran: „W'sebl'n?“

„Vorläufig noch nichts, mein Sobu; schlaf weiter.“ winkte Schlehov ab und jitierte dem

Freunde mit sanftem Pathos: „Stör nicht den Schlummer des Kindes, heilig ist seine Ruh!“ Außerdem, mein Lieber, ist es ungeschickt, eine so betrübende Eventualität, wie du sie eben geäußert hast, gleich in alle Welt zu trompeten. Beurteilt man sich richtig, dann kommen die Leute früh genug selbst dahinter; ist man aber nur ein Hypochonder des Intellekts — und für einen solchen halte ich dich nach älteren Beobachtungen — so wird ein Irrtum schnell verbreitet, aber nicht so leicht dementiert.“

„Mach keinen Schmus, sondern rede endlich!“

„Es kommt schon. Laß mich nur noch vorausschicken, daß du die feineren Zusammenhänge der Lebensereignungen nie recht erkannt hast, Günther. Wenn der Barometer fällt, so schließt du allerdings mit ziemlicher Sicherheit auf eine Temperaturveränderung; wenn dich ein Hund beißt, so beurteilst du seine Gemütsstimmung sehr richtig als eine unfreundliche, und wenn jemand Schnitlauch isst, wird es dir begreiflich erscheinen, daß er eine Zeilang danach aus dem Munde riecht. Wenn aber ein Offizier unter Anwendung aller nur möglichen Kniffe und Pfiffe es durchsetzt, vom 2. Garderegiment zu Fuß in ein märkisches Nest verfest zu werden, das eigentlich nur aus Courtoisie im Kursbuch verzeichnet ist —“

„So macht er entweder Sarakiri oder er ist verrückt — oder aber er ist mit seinem Geld zu Ende, was ich mir jedoch bei deinem sündhaften Vermögen nicht vorstellen kann.“

„Das sind die größeren Zusammenhänge und Möglichkeiten. Kauffst du dir gar keine intimeren vorstellen?“

„Nein.“

„Te — te — te —“ Baron von Schlehov schüttelte den Kopf. Dann stärkte er sich aus seinem Glase und fragte, wie man ein begriffstübiges Kind fragt: „Sag mal, Günther, ist dir in der letzten Zeit in deiner Garnison nichts aufgefallen? So eine gewisse Veränderung zu ihrem Vorteil?“

„Veränderung — allerdings. Der Chateau Lafitte im Kasino ist wegen der gesegneten Blau-beerente des vergangenen Jahres um zwei Groschen die Flasche billiger geworden; Fran Hauptmann Valentin hat ein Baby bekommen, und Stadtrat Ebenhoch läßt seinen Fann frisch anstreichen. Sie sind noch dabei.“

„Und weiter ist dir nichts aufgefallen? Du hast nicht bemerkt, daß sie nicht einigen Wochen alles viel schöner geworden ist? Daß die Sonne hier so herrlich scheint wie nirgend wo anders in der Welt — selbst wenn es regnet? Daß über jedem Winkel und über allen Gassen ein wunderbarer Hauch von Poesie liegt, der das Herz auch des traurigsten Bötters ergreifen und aus seiner Stumpfheit aufrütteln muß?“

„Allmächtiger!“ hauchte Leutnant von Granichstetten entzweit in sich hinein. Dann nahm sein Antlitz den Ausdruck schmerzhaftesten Mißempfindens an; solches vibrierte auch in dem weichen Tremolo seiner Stimme, als er sagte: „Joachim, mein lieber alter Junge, das ist ja furchtbar traurig. Deine armen Eltern! Was hat denn der Stabsarzt gesagt, als du fortgingst?“

Schlehow ließ diese Frage, wie auch die Hand, die vorsichtig nach seinem Pulse angelte, unbeachtet. Er schaute verzückt durch das offene Veranda-Fenster auf den Markt, wo ein paar versprengte Hühner pickten; um den hölzernen, von vier verstaubten Binden flankierten Brunnen spielten Kinder; das kleinste hatte man aus dem Wagen genommen und auf ein rothkariertes Bettstück gesetzt; es krächte und jappelte einem Offiziersbürschen entgegen, der ihn denn auch im Vorübergehen den Zeigefinger unter das Kinn bohrte und du-du-u machte.

„Welch eine reizende Büchse!“ schwärmte der Baron, indem er die sorgenvolle Hand des Freundes unter geschickter Ausnutzung der brennenden Zigarre endlich beseitigte. „Und drüben ist eine Konditorei, nicht wahr?“

„Eigentlich ist es nur ein Bäcker. Aber Sonn-abends werden auch Kuchen gebaden — auf Vorrat; die Woche über werden sie nur frisch abgestaubt. Das Rauchzimmer ist vor der Tür, hinter dem Gheuparavant.“

„Da also wird sie häufig sitzen,“ nickte Schlehow vor sich hin, indem er mit der strahlenden Begeisterung eines Messkapitlers, der zum ersten Male die Kaaba erschaut, nach dem Fensterchen hinüber-spähte, an dem ein Plakat sogar „Geiztorenes“ anzeigte. „Du mußt nämlich wissen, sie ist leidenschaftlich gern Kuchen! Und nicht zu knapp. Durchschnittlich zwei Mohrenköpfe und ein Kaiser. Dabei macht sich das beileibe nicht gefällig. Im Gegenteil, es ist entzündend, mit anzusehen, wie die weißen Mausezähnen das alles so wegnabern. Na überhaupt, man muß blind oder ein Barbar sein, um nicht alles reizend an ihr zu finden: das wundervolle, aschblonde Haar, die lustigen graublauen Augen —“

— die beiden Grübchen oberhalb der Mundwinkel, die tief aufgesetzte Nase u. s. w. Am reizendsten aber finde ich die Unerschrockenheit, mit der du mich wegen der kleinen Majorstöchter auf die Folter spannst. Da sagt man doch einfach: ich bin verliebt, und damit sind dann sämtliche Dumm-

heiten, die ein ausgewachsener Mensch aushecken kann, auf die einfachste und natürlichste Weise erklärt — zum Donnerwetter nochmal!“

„Sei nicht so laut, Günther. Der Keilnerkabe ist schon wieder aufgewacht. Sage mir mit der Ruhe und Besonnenheit, die dich zugeiten auszeichnet: weshalb ist mein Garnisonwechsel eine Dummheit? Ganz abgesehen davon, daß unser Planet mir nur in Hermine Rombeds Nähe erträglich bewohnbar erscheint — das Städtchen ist doch sehr hübsch und gemüthlich; dabei hat es nahezu zwanzigtausend Einwohner, wie ich gehört habe.“

„Die sind auch danach,“ knurrte Leutnant von Granichstetten bisfig. „Das ist aber nicht das Schlimmste. Kennst du unsern Major von Rombed?“

„Noch nicht. Er soll ein forscher Herr sein.“ „Kannst du deinen Leuten aus dem Klammzug heraus einen langlamen Bauchaufschwung nach Zählen vormachen?“

„Ich hab's noch nicht probiert.“

„Kannst du — der Fragothen wurde immer dräuernd — nach einer sechsstündigen Felddienstübung im Regen mit nassen Kleidern herumlaufen, bis du durch die eigne Körperwärme wieder trocken geworden bist?“

„Das kommt auch auf einen Versuch an.“

„Du mußt das können, mein Lieber. Du mußt! Wenn du das nicht kannst oder dir sonst das Leiseste zuschulden kommen läßt, was irgendetwas nach Schlappheit ausfließt, bist du erschossen. Der Mann hat den Schneidigkeitssimmel in der 2-ten Potenz. Und der Herr von der Garde nimmt er sich ganz besonders an. Sie sind ihm zu patent, zu glatt — deinen weißen Hemdtragen wird er dir schon abgehöhnen! Nun aber die Hauptfrage: kennst du den General von Rombed? Den Divisionär von der Zweiten?“

„Darun al Raschid! Selbstverständlich habe ich von dem schon gehört. Er erscheint überall wie der Deuwel aus Gummirädern. Aber mit dem hab' ich doch in der ersten Division nichts zu tun.“

„Nichts zu tun?“ heulte Granichstetten in den Zisteltönen höhnischer Belustigung auf. „Siehst du, das kommt davon, wenn man sich vorher nicht erkundigt bei einem alten Freunde.“

Darun al Raschid ist der Vater des Majors, der Großvater deiner Liebe, der Schreck der Garnison! Der Familiensinn dieses Menschen ist unser Verhängnis. Alle Woche mindestens einmal schwirt er an, meist Sonnabends, wo er dann über Sonntag bleibt. An diesen Tagen ist alles, was blanke Knöpfe trägt, in Sorge und Unruhe. Der Mann sieht alles, und was er nicht sehen soll, sieht er doppelt. Er geht extra abends spazieren, um den Leuten aufzulauern, die etwa nach Zapfenstreich kommen und deren scheue Eile auf den Mangel einer Urlaubs-larte schließen läßt. Natürlich straft er nicht selbst. Dazu hat er kein Recht. Aber seinem Schicksal entgeht niemand. Die Straßengehe nahm dertat überhand, daß das Regiment schon aufmerksam und von hinten herum höheren Orts vorfellig geworden ist. Jetzt kommt er meist in Zivil, und der Effekt ist noch schlimmer. Man erkennt den Garnisonsschreck immer erst, wenn es zu spät ist. Kein Mensch ist mehr vor ihm sicher. Joachimle,

ich sage dir, bei deinem goldenen Leichtsinne bist du in vier Wochen geliefert:

Wärst du geblieben doch auf deiner Heiden.
Kann häßt du nichts gewußt von all den Lei-eiden!"

Schlesow reichte dem Freunde die Hand über den Tisch und sagte lachend: Deine wohlmeinende Absicht ist besser als dein Gesang, mein Teurer. Jedenfalls danke ich dir von Herzen. In zwei Punkten aber hegt deine sorgende Seele irrige Voraussetzungen: ich wäre gekommen, auch wenn ich alles gewußt hätte. Daß mir hier nicht eitel Rosen blühen würden, habe ich Hermine von Nombek angemerkt, als ich ihr mein Vorhaben in Berlin mittheilte. Sie hat die Nachricht mit einem jubelnd glückseligen und einem nassen Auge aufgenommen und ziemlich verärgert betont, daß Papa gegen Gardeleutnants eine gewisse, ihr vollständig unerklärliche Abneigung habe. Ich bin also nach der Richtung einigermaßen vorbereitet. Zum andern irrst du dich hinsichtlich meines Leichtsinns. Das war einmal. Ich fürchte euren Garnisonchreck nicht, weil ich gar nicht die Absicht habe, mir was zuschulden kommen zu lassen. Mir ist nicht nach Scherz und Spiel, mein Lieber, sondern wirklich ernst und feierlich zu Mut, denn in diesem kleinen Neste soll sich mein Lebensglück entscheiden."

Diese bedeutungsvolle Perspektive hinderte den Baron von Schlesow aber nicht, beim Ueberschreiten des Marktplatzes dem munteren kleinen Balg auch feinerseits den Zeigefinger unter's Kinn zu bohren und du-du-du zu sagen. —

Schon die erste Vorstellung beim Major ließ keinen Zweifel, daß die Warnungen Granichstettens und das nasse Auge der Geliebten ihre volle Berechtigung hatten. Major von Nombek machte aus seinem Herzen nicht einmal diejenige Mördergrube, die auch ganz gemüthlose Vorgesetzte einem Jüngling aus der Fremde gegenüber sonst zu beobachten pflegen. Er äußerte unumwunden sein Urteil über die „Herren von der Garde“, die mit unvorschriftsmäßig hohem Uniformtragen und starken Präensionsnoten in die Provinz abgeschoben werden. Und der arme Schlesow sah sich nicht einmal in der Lage, darauf hinzuweisen, daß er nicht gegangen worden, sondern selbst gegangen war. Das hätte den Bataillonschef, der ohnehin ein laises Mißtrauen nach der bewussten Seite hin erkennen ließ — wenigstens schien es dem Leutnant so —, erst recht süchtig und dann wohl noch widerborstiger gemacht. Deshalb schludte der Baron tapfer hinter, was er reinigend belam. Auch härtete ihn die Hoffnung ab, daß er nun endlich die Geliebte wiedersehen würde, nach der er sich in den zwei Tagen seines Pierseins die Augen vergeblich ausgeschaut.

Aber er schlug die Karten bereits zum zweiten Male zum Abschied zusammen, und der Major machte immer noch keine Anstalten, ihn der Familie zu präsentieren. Im Gegentheil, er verabschiedete ihn mit einem fauer zusammenlaufenden Lächeln: „Adieu, Herr Leutnant; ich hoffe, Sie werden sich erholen. Was ich dazu tun kann, um Sie sehr bald mit den doch etwas veränderten Ansprüchen des Dienstes vertraut zu machen, wird geschehen. Apropos, meinen Damen kann ich Sie im Augen-

blick leider nicht vorstellen. Sie sind ausgegangen. Ein andermal. Uebrigens haben Sie meine Tochter ja wohl schon kennen gelernt?"

„Zu Befehl, Herr Major, ich hatte die Ehre.“
„Ihr Fräulein Schwester ist eine Pensionsfreundin meiner Tochter?"

„Sehr wohl, Herr Major. Die Damen begegneten sich zuweilen in einer bekannten Familie und erneuerten ihre Freundschaft.“

„Ja, ja, es ist merkwürdig, wie man sich manchmal so wiedertrifft. Ganz merkwürdig. Und nun sind Sie gar noch hierher verschlagen. Was ich übrigens noch sagen wollte — ganz recht, ich habe schon mit Ihrem Herrn Kompagniechef gesprochen. Morgen ist eine größere Familienfeier bei Herrn Hauptmann Valentin — Kindtaufe —, zu der das ganze Offizierkorps geladen ist. Sie werden an Stelle des Herrn Leutnants von Schlegel, der ein Vetter der Familie ist, Bataillons-du jour und Ronde übernehmen.“

„Zu Befehl!"

„Ich will Ihnen Gelegenheit geben, gleich von vornherein Umzicht und jenen Schneid zu betätigen, den ich bei meinen Herren Offizieren ganz besonders schätze. Ich danke Ihnen, Herr Leutnant. Adieu. Auf Wiedersehen.“

Baron von Schlesow dankte auch — nämlich seinem Schöpfer, daß er ihm ein so reiches Maß von Selbstbeherrschung verliehen und ihn verhindert hatte, gleich vor den Augen des Majors einen Calawall des Jorns und der Enttäufung aufzuführen. Er hatte Hermine von Nombek nicht nur nicht gesehen, sondern auch die Aussicht verloren, ihr auf dem Feste zu begegnen. Das war denn doch zu viel auf den ersten Hieb.

Aber Leutnant von Schlesow gehörte zu den glücklichen Naturen, die auf eine Enttäufung stets eine frische Hoffnung zu setzen wissen. Er war nicht leicht klein zu kriegen. Außerdem mußte er am nächsten Tage die Ohren mächtig steif halten. Der Du jour-Dienst in einer noch wildfremden Garnison war eine harte Aufgabe. Wenn er sich nicht genau informierte und nicht sehr umsichtig vorging, dann konnte er noch viel früher in die Wurst kommen, als Freund Granichstetten ihm prophezeit hatte. —

Es war ein dunkler, regnerischer Frühmorgenabend, als Leutnant von Schlesow die Feldbinde umlegte und den nun nicht mehr mit dem Gardestern geschmückten Helm auf's Haupt drückte, um bald nach dem Zapfenstreich die ausgedehnte Ronde anzutreten.

So klein das Nest war, gab es doch eine ganze Menge zu beachten, teils aus Notwendigkeit, teils aus lieber Gewohnheit. Ein alter Pulverturm vor der Stadt enthielt zwar schon seit Jahrzehnten kein Pulver mehr, sondern einige Deringstößen und Biedlingkisten, die sein Pächter dort aufbewahrte, aber er hatte immer noch einen Posten. Während Schlesow mit seinen zwei Leuten dahinmarschierte, mußte er an den berühmten Wachtposten der Kaiserin Katharina denken, die neben ein am Wege blühendes Weichen einen Garbisten gestellt hatte, damit es nicht zretreten werde. An der nämlichen Stelle wurde dann noch zweihundert Jahre geschildert, ohne daß ein Mensch wußte,

weshalb. Solche Weisheiten blühen auch heute noch. — Der Offizier hatte schon einige Posten revidiert und bog in die Vorstadt ein, um die Gefängniswache — neben der Hauptwache die verantwortlichsste — zu besuchen.

Auf diesem Wege wurde ihm das Herz ein wenig schwer. In der Vorstadt wohnte nämlich Hauptmann Valentin. Schlegow begegnete verschiedenen Kameraden, die erst später zum Feste zogen; darunter auch Granichstetten, der ihm tiefbewegt die Hand drückte und fragte: „Wie geht es dir, mein Herzchen? Nun merkst du erst, daß die Sonne hier so herrlich scheint wie nirgend wo anders in der Welt — selbst wenn es dunkel ist und regnet, nicht wahr? Daß über allen Gassen ein wunderbarer Hauch von Poesie liegt —“

Er vollendete nicht, denn trotz der Dunkelheit bemerkte er eine verdächtige Armbewegung des Freundes, der er sich zu entziehen wünschte. Aber er fügte in der Eile doch noch hinzu: „Und paß auf den Garnisonschreck auf! Er ist zwar mit eingeladen und somit sich wohl schon in der Liebe unsrer Waffengefährten, aber man kann nie wissen, wie der Kalms piept.“

Der Baron knurrte einen zweifelhaften Segenswunsch und setzte sich in Sturmschritt, teils weil ihn eine lebhaftere Gemütsbewegung dazu trieb, teils auch, weil er seine zwei Mann einholen mußte. Kurz vor dem Gefängnis erreichte er sie.

„Dalt — werst du da?“

„Rombe!“

Nachdem der Offizier sich dem Posten zu erkennen gegeben und sowohl das Herausrufen wie auch das Präsentieren abgeviunt, betrat er das dicht an der Straße belegene Wachtlokal, um sich Meldung erstatten zu lassen und das Postenbuch einzusehen. Während er damit beschäftigt war, hörte er durch die geöffneten Fenster von der Straße her, daß jemand mit dem Posten ein Gespräch anknüpfte. Ein Gespräch, das Leutnant von Schlegow mit Ohren und Augen aufhören machte.

Aber so nehmen Sie doch, lieber Mann, trinken Sie nachher ein Glas Bier dafür,“ sagte eine knarrende Stimme.

„Das darf ich nicht.“

„Und wer verbietet Ihnen das?“

„Meine Instruktion als Posten vorm Gewehr.“

„So. Aber eine Zigarre dürfen Sie doch jedenfalls nehmen — hier sind zwei Zigarren!“

„Ich darf nicht.“

„Es sieht doch niemand!“

„Ist egal.“

„Sie sind eigentlich ein rechter Schafskopf, daß Sie sich ein paar gute Zigarren entgehen lassen. Was würden Sie übrigens als Posten vorm Gewehr tun, wenn Sie jemand wirklich einen Schafskopf schilt?“

In diesem Augenblick trat Leutnant von Schlegow mit seinem eherniten Dienstgeschitz vor die Tür und wandte sich zunächst an den Posten:

„Der Mann hat Ihnen Geld angeboten?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

„Und Zigarren?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

„Dann hat er sie durch das Schimpfwort Schafskopf beleidigt...“

Da der Posten nicht gleich antwortete, sondern seinen Blick wie versetzt von dem Roubé-Offizier auf den Zivilisten richtete, hauchte ihn der Leutnant grimmig an: „Antwort, zum Donnerwetter! Beleidigt? Ja oder nein!“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

Schlegow trat an den hämisch lauernnden alten Herrn heran und berührte seine Schulter mit der Hand. „Sie sind mein Arrestant! Wie heißen Sie?“

„Ich bin der General von Rombe.“

„Das kann jeder sagen... Wachthabender!“

„Herr Leutnant!“

„Dieser Herr wird sofort, unter Bedeckung von zwei Mann und einem Gefreiten als Transportführer, zur Hauptwache geschafft!“ Dann wandte er sich an den Zivilisten, dessen Haltung nun doch eine gewisse Unsicherheit ausdrückte: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die Transporteure bei dem leiftesten Fluchtversuch von der Waffe Gebrauch machen. Wonnach sich zu richten. Antreten!“

„Aber, Herr Leutnant“, stotterte der Alte, „ich bin der General von Rombe. Man kennt mich hier allgemein.“

„Wachthabender, kennen Sie den Herrn? — Posten, Sie? — Und einer von euch andern?“

Ein dreifaches, ordentlich mit Berve hervor- gestohenes „Nein!“ erschallte.

„Sie sehen also, man kennt Sie nicht. Im übrigen ist es auch mehr als unwahrscheinlich, daß ein hoher Offizier einen Posten zu strafbaren Handlungen zu verleiten sucht und ihn außerdem beleidigt.“

„Aber ich wollte den Mann doch nur prüfen, das ist doch klar! Uebrigens bin ich sofort zu rekonozieren durch meine Enkelin, die Tochter Ihres Herrn Majors von Rombe, die nur ein paar Schritte vorausgegangen ist. Wir sind auf dem Wege zu einer Festlichkeit. Da kommt sie schon zurück — Hermine!“

„Wo bleibst du denn, Großpapa?“ fragte das junge Mädchen besendend, indem sie näher trat. Gleich darauf juckte sie zusammen, und ihr Gesichtchen überflog eine glühende Röte.

„Sage dem Herrn Leutnant, wer ich bin, mein Kind. Er will mich hier festhalten.“

„Aber um Gottes willen, das ist doch Großpapa!“ hauchte die Kleine entsetzt.

Leutnant von Schlegow schlug die Hacken zusammen und salutierte. Obwohl ihm das Herz bis in den Hals schlug, behielt er Ernst und Ruhe.

„Mein gnädiges Fräulein,“ sagte er verbindlich, „ich bedauere unendlich, auf Ihre Aussage allein diesen Herrn nicht freisetzen zu können. Sie lassen sich möglicherweise nur von Ihrem guten Herzen leiten. Ich bin im Dienst und muß streng pflichtgemäß verfahren. Also vorwärts, zur Hauptwache!“

„Achim!“ schrie die Kleine nun auf und hing sich zitternd an den Arm des Offiziers, „mach uns nicht unglücklich! Er ist es wirklich!“

„Es tut mir leid, meine Gnädigste,“ erwiderte Schlegow stotternd, aber mit etwas enthümiertem Stimme. „Zu kann es nicht glauben, daß ein Offizier, und noch dazu ein solcher in Zivil, einen Posten vorm Gewehr derart provoziert! Nur wenn ein Offizier der Garnison mir Ihre Angabe bestätigt, dürfte ich von der Festnahme absehen.“

Darauf beharrte er unerfütterlich. Und während der zwanzig Minuten, die es dauerte, bis der Major, von seiner Tochter gerufen, herbeistürzte, saß der General von Rombed, Divisionär der Zweiten, in der Wachtstube. Und die Mannschaft machte dabei ein Gesicht, als wenn ein jeder von ihr einen Taler geschenkt bekommen hätte — und zwar einen erlaubten.

Nachdem der Hästling rekonvalesziert war, trat Reutnant von Schlegow in strammer Haltung vor ihn hin: „Bedaure das Mißverständnis auf das lebhafteste, Excellenz. Aber Excellenz wissen selbst, daß ich nicht anders konnte!“

Der General schmolte ihn von der Seite an und brummte etwas Unverständliches in den Bart.

Dann wandte er sich an seinen Sohn, dessen Gesichtszüge sich merkwürdig aufgehellt hatten, nachdem er die ganze Sachlage erfahren.

„Die Mine hat übrigens Achim‘ und du‘ zu ihm gesagt, und wenn ich nicht irre, hat sie ihn sogar umarmelt.“

„Darüber wollen wir morgen reden,“ sagte der Major, indem er dicht an Schlegow herantrat; „kann nicht sagen, daß mir das übel gefallen hätte. Schneid! Bitte, besuchen Sie mich morgen noch einmal und richten Sie sich zu Tisch ein.“ . . .

Der Garnisonschreck ist nicht wiedergekommen, nicht einmal zur Hochzeit von Mine Rombed mit Joachim von Schlegow.



Quer durch die Montblanc-Gruppe

Von

Maud Wundt

Welch eignes Gefühl, als wir nach langem, arbeitsreichem Jahre zum ersten Male wieder inmitten des Hochgebirges auf den Höhen des Géant-Gletschers standen! Eis ringsum und himmelstarrende Felsen, umflossen von der großen Einsamkeit, deren gewaltige Sprache das Gemüt bedrückt und erhebt, die Gedanken sammelt, sie zurück in die Vergangenheit und vorwärts in die Zukunft lenkt.

Ein beinahe märchenhafter Wechsel war in den letzten zwei Tagen an unserm Auge vorübergezogen, während der Eisenbahnfahrt durch die Schweiz, an dem brausenden Rheinfall vorbei mit seinen schäumenden Wassern, den grünen Wiesen und Wäldern, den mächtigen Bergen, idyllischen Sennhütten und belebten Städten, nach den herrlichen Gestaden des Genfer Sees mit seinen weiten, blauen Fluten, seinen Dampfmaschinen, seiner stolzen Stadt mit ihren belebten Kais und Prachtbauten. Dann eine Wagenfahrt auf bevölkelter Mailcoach von St. Gervais nach Chamoniß durch das enge Arve-Tal, in das der König der Alpen, der stolze Montblanc, seine eisigen Ströme so tief hinabsendet. Eindrücke auf Eindrücke stürmten hier auf uns ein und erregten die Bewunderung der Insassen unsers Wagens in den vielsprachigsten Ausdrücken. Schließlich das bunte Völkergewirr in dem belebten Chamoniß, eine kurze Nachtruhe bei dem trefflichen Herrn Arnolt, dessen Hotel Mer de Glace jedermann empfahlen sei, und dann adieu du schöne Welt hier unten!

Bald waren die Wälder und Matten, die den Fuß des eisigen Riesen umgeben, hinter uns. Wir passierten Montanvert, das klassische Berghotel der Montblancgruppe, und betraten den Gletscher, der sich als ein breiter Strom zwischen den ungeheuren Felswänden hindurchzwängt. Ein langer Marsch folgte, inmitten der herrlich großartigen Umgebung, bis an den Fuß des zerklüfteten Gletschersturzes, der in mehrstündigem Kampfe mit der Eisaxt bezwungen werden mußte, und wir halten jetzt die erste, wohlverdiente Rast.

Welcher Blick dort hinaus! Zu unsern Linken senkt sich das zu Eis erstarrte, sturmgepeitschte Gletschermeer steil hinunter zu dem ruhigen Strome, der sich als Mer de Glace noch 9 Kilometer weit bis in grüne Talregionen erstreckt. Ueber ihm erblicken wir die doppelt gesadete Aiguille du Tru, den mächtigen Rücken der Aiguille Verte, die ihre Umgebung stolz dominiert, davor die Aiguille du Moine und zur Rechten den Höhenrücken der Droites, der die Verbindung mit dem Hauptgebirgslamme bildet. Er umschließt ein breites, hochgelegenes Becken, in dem wir unmittelbar über dem Gletschersturze den „Jardin“ erblicken, einen vielbesuchten Gletschergarten, dessen zahlreiche Blumen einen so seltsamen Kontrast zu der eisigen Umgebung bilden.

Im Südosten schweift das Auge über die Höhe des Gletschersturzes hinweg zu dem Hauptgebirgslamme, aus dem sich die stolze Aiguille du Géant,

einer der interessantesten Alpengipfel, und zur Linken der Mont Mallet erheben.

Wahrlich, das alles sind Objekte genug, um den Bergsteiger zu reizen. Gehören doch die Nigouilles von Chamonix zu den schwierigsten Kletterbergen der Alpen, denen in mancher Hinsicht auch die Dolomiten nachstehen. Denn während die Kalkfelsen Südtirols sich aus grünen Matten und Fjuren erheben und bis zu ihrem Fuße meist einen leichten

ihnen hold, und nach einer anstrengenden halben Stunde stehen auch sie hier oben.

Das Glück! Weinahe nirgends braucht es der Bergsteiger so sehr, wie bei dem Durchschreiten eines solchen Gletschersturzes. Regellos liegen die Eisblöcke, die oft den Umfang eines großen Hauses haben, übereinander, regellos durchhiebene Spalten und Risse den Boden nach allen Richtungen, da und dort droht herabstürzendes Eis, und oft herrscht

Nigouille du Zru

Nigouille Verte

Des Treilles

Dorbin



Auf der Höhe des Gletschersturzes

Zugang gewähren, so sind die Nigouilles des Montblanc, wie wir gesehen, von Gletschern umflossen und erfordern neben großen Kletterkünsten auch eine gute Eistechnik.

Aber hallo, was ist das! Dort unten ertönen Stimmen: eine zweite Partie kommt durch die Eistrümmer herauf. Sie ist vor einem breiten Schrunde angekommen, der ihren Weg quer versperrt. „Rechts, rechts!“ rufen wir hinunter, aber die Leute schütteln die Köpfe beim Anblick dieser steilen Eiswand. Sie wenden sich nach links, und wir können verfolgen, welch harte Arbeit sie haben. Aber das Glück ist

unsicherheit über den einzuschlagenden Weg. Freilich ein gewisser Instinkt, der durch Übung und genaue Kenntnis der Gletscherphänomene wesentlich unterstützt wird, hilft viel, um die Gefahren zu vermindern, die dem Ungeübten auf Schritt und Tritt drohen.

Wir haben lange genug gerastet, um unsern Weg mit neuen Kräften fortsetzen zu können. Er ist jetzt einfach, denn es handelt sich nur um eine Trainingstour: die Ueberschreitung des Col du Géant, den wir in einer Entfernung von vier Kilometern über einem ausgedehnten Firnbecken erblicken. Lange



Schubert 1864

Figurle du Gfent von der Höhe des Orlschthuzee



Blick auf den oberen Gletscher (nach Südwesten)

Zeit war dieser Paß der einzige über die Montblanc-Kette, die, gewissermaßen das Rückgrat der Alpen bildend, auf einer Entfernung von 30 Kilometern Luftlinie sich nirgends unter 3351 Meter senkt; die Höhe dieses Passes überragt die der Zugspitze, des höchsten deutschen Berges, noch um 387 Meter. Die erste beglaubigte Ueberschreitung des Passes wurde im Jahre 1786 von einem Engländer namens Hill gemacht, doch wird auch schon von früheren, nicht kontrollierbaren Uebergängen gesprochen, die dann infolge des Wachsens der Gletscher unmöglich geworden seien. Dazu gehört auch die Legende eines gewissen Nibel, eines Genfer Läufer- und Terschenträgers, der durch seine ungläubliche Geschwindigkeit Aufsehen erregte. Er soll im Jahre 1740 die Strecke von Genf nach Turin in 36 Stunden gemacht und dabei den Paß überschritten haben, wie er z. B. auch die Strecke von Genf nach Frankfurt in kürzerer Zeit als die Post zurücklegte. Seinen Namen erhielt der Paß von Saussure, der 1788 sieben Tage auf seiner Höhe zu physikalischen Beobachtungen verbrachte, die er auf dem Gipfel des Montblanc im Jahre zuvor nicht hatte beendigen können.

Wie schon erwähnt, führte uns unser Marsch durch ein weites Firnbecken, das, nach Südwesten sich öffnend, einen prächtigen Ausblick auf die Aiguilles des Montblanc du Tacul bot, während der hinter dem Col de la Tour Ronde besüblliche

Montblanc allerdings durch Wolken verdeckt war. Wie viel neue und interessante Arbeit sich hier dem Kletterer noch bietet!

Allenthalben wird in Bergsteigerkreisen darüber geklagt, daß es in den Alpen nichts Neues mehr zu tun gebe. Aber während in den Dolomiten schon die kleinsten Faden und Gipfel ihren Namen und Bezwinger haben, starren im Montblanc-Gebiet noch Tuzende prächtiger Felsen unerstiegen in die Lüfte. Freilich auch hier ist das Bessere des Guten, oder vielmehr das Große des Kleinen Feind: die Anziehungskraft der Hauptberge der Gruppe ist eine viel zu starke, als daß die Aufmerksamkeit auf diese weniger bedeutenden Größen gelenkt würde.

Doch nun hinauf zum Pässe! Der Weg, der uns genau nach Süden in einen Seitentessel führt, wird allmählich mühsam und monoton. Schnee, nichts als Schnee, der, von der Sonne erweicht, immer steiler ansteigt. Doch solche Mühsal ist Bergsteigerlos. Wer wähnt, ohne sie die Schönheiten der Alpen kennen zu lernen, der wird stets enttäuscht sein, und der Lohn, der uns bei dem Vetreten der Paßhöhe erwartete, war um so größer. Lag doch dort oben mit einem Schlage ein Bild vor uns, das an Pracht alles weit hinter sich ließ, was auch die kühnste Phantasie sich erdenken konnte. Unendlich tief zu unsern Füßen ein schmales Tal, das, zu beiden Seiten von grünen Vorbergen umgeben, sich mit seinem silberklaren Bache weit hinaus

Wichtigste Ziele im Winter

Wichtigste Städte im Winter

Wichtigste Sehenswürdigkeiten im Winter

Wichtigste Skigebiete im Winter

Wichtigste Hotels im Winter



Der Montblanc, vom Col du Grand aus gesehen

in das Land zieht, in die blane Ferne der italienischen Tiefebene, die von den unaglichen Kiesen des Hochgebirges eingerahmt ist. Dazu der stolze König dieses Gebirges, der gewaltige Montblanc mit seinem ungeheuren Südbahalle, seinen blendenden Gletschern und drohenden Felsen in nächster Nähe unmittelbar vor uns! Tustige Ferne und erhabene Größe, herrliche Farbenpracht und eisige Einfamkeit unmittelbar nebeneinander auf einem Bilde vereinigt. Man muß das Gesehen haben, um es zu begreifen. Die Ueberraschung dieses Blickes ist eine der Hauptschönheiten des Passes. Sie macht es wünschenswert, ihn von Chamonix nach Courmayeur und nicht in umgekehrter Richtung zu überschreiten, wo das Auge in langem Anstiege allmählich an ihn gewöhnt wird.

So gerne nun auch der Bergsteiger die Mühsal auf sich nimmt, die sein schöner Sport notwendigerweise mit sich bringt, so wäre es doch verkehrt, wollte er der Bequemlichkeit da, wo sie sich bietet, absichtlich aus dem Wege gehen. Dies war auch unser Gedanke, als wir nach kurzer Rast auf der Passhöhe zu der nur wenige hundert Schritte entfernten italienischen Klubbütte hinuntertiegen, die, bewirtschafte und mit guten Betten versehen, allen nur wünschenswerten Komfort bot. Dort, nach einer gründlichen Restauration des Körpers, die auch Geist und Seele wieder eindrucksfähiger machte, saßen wir den ganzen Nachmittag und Abend unter dem Fenster, oder vielmehr, als richtige Bergsteiger auf ihm, in der Betrachtung des einzigen Panoramas verfunken. Das Hauptinteresse nahm dabei naturgemäß der nahe gelegene Montblanc in Anspruch, von dem auch hier noch kurz die Rede sein soll.

Der Name Montblanc ist späteren Datums als der von verschiedenen seiner Nachbarberge. Die Aiguilles du Tri, du Charnoz und mehrere andre waren schon bekannt und benannt, ehe man von dem großen, weißen Berg sprach, dessen Name zum ersten Male 1742 auf der Karte eines Genfer Geographen namens Martel erschien.

Die Struktur des Berges läßt sich auf unserm Bilde, das Norden zur Rechten, Süden zur Linken zeigt, nur teilweise erkennen. Vor allem springt ein hochgelegener Grat in die Augen, der sich von der „Calotte“, der schneebedeckten Kruppe des eigentlichen Gipfels, in geringem Falle nach Süden bis zu dem Montblanc de Courmayeur erstreckt und hier abrupt in die Tiefe fällt. Dieser Grat bildet einen Seitenläufer des Hauptgebirgsammes, der sich von Nordwesten zu dem Gipfel erhebt und nach Nordosten zu dem Col de la Brenva abfällt. Man kann also die Grundform des Berges mit einem Y vergleichen, von dem wir auf unserm Bilde den Grundstrich (Montblanc — Montblanc de Courmayeur) und den rechten Arm (Montblanc — Col de la Brenva) erblicken. Hieraus schon ergibt sich, daß die Form des Berges im Norden eine wesentliche andre ist als auf der für uns sichtbaren Südseite. Während er dort verhältnismäßig flach zu dem rund 4000 Meter hoch gelegenen „Grand Plateau“ abfällt, das zu beiden Seiten von dem Hauptgebirgsamme eingeschlossen wird, zeigt er im Süden einen überaus großartigen Steilabsturz bis in das rund 1600 Meter hohe Val Veni

hinab. Dieses letztere ist von mehreren Gletschern durchsetzt, aus denen sich das widerstandsfähige Urgebirgsstein in phantastisch geformten Rämmen erhebt. Einen derselben, den prächtigen Péteretlamm, sehen wir in seiner ganzen grandiosen Zerküstung vor uns liegen. In steilem Abfalle senkt er sich von dem Montblanc de Courmayeur zu dem hochgelegenen Joch des Col de Péteret herab, schwingt sich zu der herrlich geformten Aiguille Blanche empor, der jenseits der kurzen, phantastischen Erhebung der Tames Anglaises die Aiguille Noire vorgelagert ist.

Der zweite Ramm, der sich von dem Montblanc de Courmayeur nach Südwesten erstreckt, derjenige des Mont Brouillard, ist nur in seinem oberen Teile auf unserm Bilde sichtbar, während der untere von dem Péteretlamm verdeckt wird. Bemerkenswert ist ein dritter, in Richtung auf unsern Standpunkt zu gelegener Grat, der jedoch nicht von dem eigentlichen Montblanc ausgeht: der Ramm des Mont de la Brenva. Er zeigt in seinem unteren Teile eine frappante Ähnlichkeit mit der Aiguille Noire und den Tames Anglaises, wie sich ja die Natur unter gleichen Verhältnissen bekanntlich oft wiederholt.

Bei der Besteigungsgeschichte des Montblanc ist zunächst die merkwürdige Tatsache zu erwähnen, daß dieser höchste Berg der Alpen auch der zuerst erstiegene ist. Nur ganz wenige Berge, wie Pilatus, Stochhorn, Titlis, sind vor 1786, in welchem Jahre der Montblanc bezwungen wurde, erklommen worden. Interessant ist auch, daß sich diese Erscheinung in den Ostalpen wiederholt hat, deren höchste Gipfel, Ortler (1804) und Großglockner (1800), ebenfalls die zuerst bestiegenen sind. Es ist eben vor allem die Größe, die den Menschen im Hochgebirge anzieht. Auch noch in anderer Beziehung zeigt sich eine Gleichheit in der Besteigungsgeschichte dieser drei Hauptgipfel der Alpen. Nicht von den Landes-eingewohnten ging der Gebante aus, sie zu bezwingen. Dazu fehlte die Unternehmungslust vollständig. Bei allen war die Seele des Unternehmens vielmehr eine hochgestellte, beziehungsweise begüterte Persönlichkeit (Montblanc: de Saussure, Ortler: Erzherzog Johann, Großglockner: Fürstbischof Salm), die aus wissenschaftlichen Gründen zu der Besteigung anforderte und die Kosten trug, während die Tat selbst von Landesbewohnern ausgeführt wurde.

So hatte Saussure schon 1760 eine Wohnung für jeden angelegt, der einen brauchbaren Weg auf den Gipfel des Montblanc finden würde, aber erst 1786 gelang die Besteigung einem Chamoniarden, Jacques Balmat, der die kühne Tat vollbrachte, zuerst allein bis nahe unter den Gipfel zu steigen. Dann nahm er den Dr. Pacard aus Chamonix als ersten Touristen mit sich, während Saussure erst in dem folgenden Jahre die Besteigung ausführte. Der erste wirkliche Bergsteiger in den Alpen war also ein „Alleingänger“ und kann von den Modernisten für ihre Sache reklamirt werden, auf die im übrigen der Spruch Rabbi Ben Abibas „alles schon dazugewesen“ seine Anwendung findet.

Die Route, die, abgesehen von einigen unbedeutenden Variationen, noch heute die gebräuchlichste ist, führte naturgemäß auf der leichteren Nordseite durch das Grand Plateau zu dem Gipfel.

Sie charakterisiert sich als eine mühsame und laugwierige Schneewanderung, die bei gutem Wetter und günstigen Schneeverhältnissen keinerlei besondere Schwierigkeiten bietet. Sie wird außerordentlich häufig gemacht. So sind allein in dem Journal des Führerbureaus zu Chamonix bis zum Jahre 1895 rund 1500 Besteigungen eingetragen, eine Zahl, zu der neben den inzwischen erfolgten Touren auch die von Courmajeur ausgeführten, sowie die nicht verzeichneten zu rechnen sind, so daß man mindestens 2500 Besteigungen annehmen kann. Der höchste Berg Europas ist also zweifellos auch der am meisten bestiegene.

Auf der Südseite führen sechs Routen auf den Gipfel, von denen zwei, und zwar die weitaus schwierigsten, zum Teil auf unserm Bilde sichtbar sind. Die eine erhdgt auf dem Col de la Brenva und führt an überaus steiler, lawinengefährlicher Eismwand, die wir in ihrem obersten Teile erkennen können, in die Höhe. Die andre geht von dem jenseits des Pétérétkammes gelegenen Fresnay-Gletscher nach dem Col de Pétéret und von hier

über den lustigen Grat zu dem Montblanc de Courmajeur. Beides sind Expeditionen, die die Grenzen des Möglichen hart streifen, sie wurden aber noch durch eine Unternehmung Paul Gähfeldts übertrossen, der 1893 auf der uns zugewendeten Seite die Aiguille Blanche erstieg und von hier über den Col de Pétéret den Gipfel erreichte, was vier Tage in Anspruch nahm. Zum ersten Male wurde dabei in den Felsen der Aiguille Blanche, dann halbwegs zwischen Col de Pétéret und Montblanc de Courmajeur in einer Höhe von 4250 Metern bivalliert, während die dritte Nacht in einer Hütte in der Nähe des Col de la Brenva zugebracht wurde. Es war ein Unternehmen, das seinesgleichen in den Alpen wohl nicht mehr hat.

Die Damen Anglaises wurden im Jahre 1901 von dem Herzog der Abruzzen, dem bekannten Nordpolfahrer und begeisterten Alpinisten, bezwungen, während die Aiguille Noire de Pétéret, die auf der uns abgewendeten Seite bestiegen wird, 1877 ihren ersten Erststeiger, Lord Wentworth, sand.



Das Dorf Chamonix am Fuße des Montblanc

Die Ansiedlungen in Westpreußen und Posen

(Mit photographischen Abbildungen von H. Zeufcher in Posen nach amtlichen Aufnahmen)

Der Präsident der preussischen Ansiedlungskommission für die Provinzen Westpreußen und Posen, Dr. v. Wittenburg, ist am 1. April d. J. aus seinem Amte geschieden, das er seit Begründung dieser Behörde im Jahre 1886 mit bedeutendem Erfolge verwaltete. Ein Nachfolger ward noch



Altes Wirtshaus auf Vorwerk Pieruczyk

nicht ernannt. Eine Zeitlang hieß es, die Kommission, deren Arbeitsfeld im Laufe von 17 Jahren riesenhaft gewachsen, solle geteilt werden, doch scheint dieser Gedanke inzwischen aufgegeben zu sein. Einen Begriff von der Arbeitsleistung der Kommission gibt die Tatsache, daß z. B. im Jahre 1902 in 12 bezw. 13 Verwaltungsjahren und 4 bezw. 5 technischen Jahren mit 9 bezw. 10 Registriaturen 116 504 Geschäftsnummern bearbeitet wurden. Das sehr interessante Kapitel der deutschen Ansiedlung in den Ostmarken des Reiches steht zurzeit wieder einmal auf der Tagesordnung der öffentlichen Diskussion, und so dürfte ein Artikel über diesen Gegenstand, begleitet von Bildern nach Originalaufnahmen der kgl. Ansiedlungskommission, die uns freundlichst zur Verfügung gestellt wurden, den Lesern willkommen sein.

Deutsche Ansiedlungen in ehemaligen Teilen von Polen haben schon in früheren Jahrhunderten stattgefunden. Namentlich wanderten hier Protestanten ein, die um ihres Glaubens willen in ihrer Heimat bedrängt wurden. Die polnischen Grundbesitzer nahmen die arbeitsamen Deutschen gern auf, so daß sich aus vielen polnischen Dörfern allmählich Städte mit deutschem Recht entwickelten. Daraus erklärt sich zum Beispiel die noch heute übergroße Zahl von kleinen Städten in der Provinz Posen. Besonders bemerkenswert ist eine zu Anfang des 18. Jahrhunderts erfolgte Einwanderung von süddeutschen Ackerbauern in die Umgegend von Posen. Eine vor 20 Jahren erschienene Monographie: „Die Hamburger bei Posen“ von Dr. W. Vör stellt die Geschichte dieser Einwanderung atemmäßig dar.

Danach hatten Krieg und Pest die Rämmereidörfer der Stadt Posen — darunter die heutigen Stadtteile Wilba und Jersig — gänzlich verwüstet. Um ihre sehr gesunkenen Einkünfte zu erhöhen, beschloß die damalige „Hauptstadt von Großpolen“, ihre Dörfer mit Deutschen zu besiedeln, die aber im Gegensatz zu den früheren Einwanderern katholisch sein sollten. Der öffentliche Aufruf gelangte auch in das Fürstbistum Bamberg, und von dort trafen im Jahre 1719 30 Familien mit zusammen 120 Köpfen in der Stadt Posen ein, die in den Dörfern Lubau und Dembsen angesiedelt wurden. Sie brachten ihre eigenartige Landestracht mit. Die Männer trugen Hölle mit langen Schößen und viel Falten, einen Mantel mit großem Kragen und einen hohen Hut; die Frauen grellfarbige, unter dem Nieder ungeheuer breite und steife Hölle, weiße Schürzen und ein eigentümlich gebundenes buntes Kopftuch, an dessen Stelle bei festlichen Gelegenheiten ein zylindrischer Aufbau mit blühenden Goldsüßlern trat. Während ist es in der erwähnten Schrift zu lesen, daß die Einwanderer die weite Reise von Bamberg nach dem Norden zu Fuß zurücklegten und dabei ihre Kinder auf Karren vor sich her schoben. Die Berufung von Deutschen motivierte die Stadt damit, daß diese in rationeller Landwirtschaft erprobter seien als die Polen. Im Jahre 1745 ließen sich in dem Dorfe Jersig zwei Familien aus Schwaben nieder, die die Namen Kolbert und Gayle führten und wegen der Kriegswirren in ihrer Heimat ausgewandert waren. Die Besiedlung des Dorfes Wilba mit Deutschen fand mutmaßlich in den Jahren 1745 und 1749 statt, und 1752 und 1753 kam noch ein Zug von Bambergern aus den Ämtern Braunach, Lichtenfels, Hallstadt u. s. w. Die Ansiedler waren Zinsbauern, Erbpächter, die Geld- und Naturalabgaben zu leisten, auch sog. Hofdienste zu verrichten hatten. Gemäß



Neues Wirtshaus in Golenzewo



Parochus in Tarnowo (rechts die Kirche)

der süddeutschen Art bauten sie ihre Gehöfte im Bireck; das Wohnhaus steht allein. Die Ansiedler blieben unter Polen gute Deutsche bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts. Dann begann die Polonisierung durch Kirche und Schule, und heute erinnert nur noch die schon erwähnte originale Frauentracht daran, daß diese Einwohner einst Deutsche waren.

Die neuen Ansiedlungen in Westpreußen und Polen gehen bekanntlich von der preussischen Staatsregierung aus und haben den Zweck, das deutsche Element dieser Landesteile gegenüber dem polnischen zu stärken. Die Regierung erwirbt durch die Ansiedlungskommission größere und kleinere Güter oder Bauernwirtschaften und löst die großwirtschaftlichen Betriebe allmählich in kleine Einzelbetriebe auf, die unter sehr günstigen Bedingungen an Ansiedler verpachtet werden. Nach dem Verwaltungsbericht über das Jahr 1902 hat die Ansiedlungskommission seit ihrem Bestehen, also seit 1886, 307 Güter und 117 Bauernwirtschaften im Gesamtumfang von 186500 Hektar erworben und dafür 133009516 Mark gezahlt. Die Gesamtausgaben des Ansiedlungsfonds seit 1886 belaufen sich auf 202000000 Mark, denen eine Einnahme von 43000000 Mark gegenübersteht, so daß sich eine Nettoausgabe von 159000000 Mark ergibt. Der größere Teil der erworbenen Territorien liegt in der Provinz Posen. Die Vorbesitzer waren annähernd zu gleichen Teilen Deutsche und Polen; nach einem Ueberschlag sind dabei etwa 15 Polen mehr als Deutsche. Die Ansiedlungskommission erbaut die erforderlichen öffentlichen Gebäude, aber auch Gehöfte für Ansiedler. Baut der sich ansiedelnde Pächter selbst, so geschieht dies nach einem amtlich genehmigten Plan unter behördlicher Aufsicht. Seit 1886 sind in den beiden Ansiedlungsprovinzen 22 Kirchen, 16 Bethäuser, 20 Pfarreien, 153 Schulen und 146 Gemeinde-

gebäude mit einem Aufwande von $4\frac{1}{2}$ Millionen Mark neu geschaffen worden. Bis jetzt sind 6010 Familien, d. h. 40- bis 42000 Seelen, in Westpreußen und Posen angesiedelt worden. Sie kamen aus sämtlichen Provinzen des preussischen Staates: die meisten — 1064 — aus der Provinz Posen selbst, die wenigsten — 26 — aus Schleswig-Holstein. Andern Staaten des Deutschen Reiches gehören 809 Ansiedler an, darunter Württemberger, Badener u. s. w. Der weitaus größte Teil der Kolonisten bekennt sich zum Protestantismus; nur etwa 300 sind Katholiken.

Bei der Anlage der neuen Niederlassungen werden natürlich die Wünsche der Ansiedler in Bezug auf die Bauart möglichst berücksichtigt. Es gibt verschiedene Stile in Bezug auf Bauernhäuser und Gehöfte. Da findet

man die schon erwähnte süddeutsche Art, wonach die Gebäude getrennt stehen, aber auch Gesamthäuser, in denen Wohnung, Stallung und Scheune vereinigt sind. Die Gehöfte liegen zum Teil einzeln, teils zu Dorfstraßen geordnet — alle massiv und schmuck hergestellt, wie aus unsern Abbildungen ersichtlich ist.

Auf ein paar Ansiedlungen sei im folgenden hingewiesen. Die Kolonie Kornthal im Kreise Znau, die als Gut Mstajewo hieß, erscheint besonders dadurch bemerkenswert, daß ihre sämtlichen 29 Stellen — eine davon ist zurzeit frei — ausschließlich mit Württembergern besetzt wurden. Die Besingung Mstajewo gelangte im Jahre 1886 durch Subhastation für 230000 Mark aus polnischer Hand an die Ansiedlungskommission. Die Besiedlung begann 1889 und endete 1892. Das Terrain umfaßt 405 Hektar, die Bewohner sind evangelisch, die Tagelöhner hier, wie fast im ganzen Ansiedlungsgebiet, ausgenommen. Einstweilen sehen sich die deutschen Kolonisten fast überall auf polnische Arbeiter angewiesen, weshalb die Ansiedlungskommission auf Gewinnung deutscher Arbeiterfamilien



Ansiedlungsgeschäft von Württembergern in Kornthal

von außerhalb bedacht ist. Zurzeit sind im ganzen Gebiet 300 solcher Familien mit 1800 Köpfen beschäftigt. Vielfach hört man die Meinung äußern, daß die deutschen Katholiken am besten in großen eignen Parochien mit deutschen Geistlichen angesiedelt würden, um so dem Einfluß der polnischen Priester, von denen sie jetzt pastoriert werden, ganz entzogen zu sein. Die Kornthaler sind teils in der Gegend von Ludwigsburg und Brachenheim, teils im Neckartal heimisch und halten fest an den Sitten und Gewohnheiten ihrer Heimat, also auch an dem schwäbischen Idiom. Alle produzieren Apfel- und Beereneinweine, ja sogar „Neckarwein“ wird von einigen hervorgebracht. Diese Ansiedler beziehen die Reben aus dem Neckartal und haben regelrechte Weinplantagen längs der Chaussee angelegt. Nun verzieht vielleicht mancher Leser den Mund, als schmeckt er den berühmten Spezialwein der Provinz Posen, der in der Gegend von Bomst und Unruhstadt wächst und den Namen „Lacrimae Petri“ führt, dieweil man, so man ihn getrunken, hinausgeht und bitterlich weint; doch der Posener Neckarwein ist damit nicht vergleichbar. Die Traube wird, trotz der nördlicheren Gegend, völlig reif, und Kenner versichern, daß dieser Wein dem im Neckartal gewachsenen durchaus nicht nachsteht. Die Weinbauern erzielen recht gute Resultate: im Durchschnitt 600 bis 800, auch wohl 1000 Liter und haben weniger Frostschaden als im Neckartal. Am meisten spricht wohl für die Qualität dieses Weines, daß er größtenteils in das Neckartal exportiert wird und von dort weiter in die Welt geht. Der „Most“ von Kornthal hat sich dort schon als Kulturelement bewährt; auch die polnischen Arbeiter trinken ihn gern und zwar an Stelle des sonst von ihnen in großen Quantitäten genossenen Branntweins. In Kornthal gibt es vermögendere Bauern, die bereits heiratsfähige Töchter haben, ja es heißt, daß das weibliche Element dort stärker vertreten sei als das männliche. Da bieten sich für neue junge Ansiedler angenehme Ansichten auf Bräute, deren Väter ihnen neue Ansiedlerhöfe kaufen können.

Wesentlich größer ist die im Kreise Posen-West gelegene Ansiedlung Tarnowo, die von 1897 bis 1899 errichtet wurde. Sie umfaßt 1163 Hektar, von denen 1127 Hektar einst einem Deutschen, 41 Hektar einem Polen gehörten. Gesamtankaufspreis 931 000 Mark. Der ehemalige Gutsbezirk wird mit der Landgemeinde gleichen Namens vereinigt. Die Ansiedlung hat 62 Stellen, die mit evangelischen Kolonisten aus verschiedenen Gegenden besetzt sind. Hier finden wir, wie in anderen größeren Niederlassungen, schon die Zusammenschließung der Ansiedler zu einer Brennerei, einer Molkerei- und einer Treischmashingenoossenschaft. Ein Bild der Brennereianlage ist hier beigegeben. Von den fis-

kalischen Neubauten dürfte die Kirche mit dem hohen stumpfen Turm besonderes Interesse erregen. Das daneben stehende palaisartige Gebäude ist, wie nicht ohne weiteres zu erraten, das Pfarrhaus. Seine vornehme Erscheinung erklärt sich daraus, daß es früher das Wohnhaus der Gutsbesitzer war; für den neuen Zweck wurde es umgebaut.

Tarnowo liegt etwa drei Meilen von Posen entfernt und hat zurzeit noch keinen Eisenbahnanschluß; man gelangt dahin auf einer vortrefflichen Chaussee. Auf dieser rollte denn auch unser Wägelchen an einem Frühlingstage dahin. Man konnte die Gegend bequem „studieren“: weite Flächen, hier und da Wasser, auf den Feldern noch große Getreidemieten vom vorigen Jahr, das eine ergiebige Ernte brachte. Wir kamen durch mehrere Dorfschaften und hielten in der einen, etwa auf der



Ansiedlungsgehöft in Golenczewo

Mitte des Weges, an, um das Köhlein ein wenig verschnauften zu lassen. Da ein starker Wind über die Ebene segte, begaben wir uns in das an der Straße stehende Wirtshaus. Einen Raum wie diese Gaststube würde man in Süddeutschland wohl vergeblich suchen. Ein längliches Biered von mäßigem Umfang. Ein paar Fenster nach der Straßenseite. An der Wand gegenüber ein Block zum Fleischhaden, daneben ein Schenktisch, dahinter eine Art Repositorium mit Flaschen, sogen. Kolonialwaren, Gläsern. Der Eintrittstür gegenüber an der kurzen Breitseite eine Mangel oder Rolle zum Glätten der frischen Wäsche. Den Fenstern entlang ein schmaler Tisch mit entsprechenden Bänken. Dieser Raum dient also den verschiedensten Zwecken und wird sogar an Sonntagen als Ballsaal verwendet. Dem letzteren Umstand hatten wir es zu danken, daß wir weder Bier noch — ein seltener Fall im Posenschen — ein Gläschen Branntwein bekommen. „Gestern Mufik gewesen, alles ausgefissa“, erklärte uns die umfangreiche polnische Wirtin, die uns auch mitteilte, daß sie das vom Gutsbesitzer gepachtete Wirtshaus demnächst verlasse,



Copyright 1909 by Bruns, Gilman & Co., Dealers, 1, 3, 5, 7, 9 and 11, New York

Canproba
Nach dem Gemälde von G. Vasarri



da es zu wenig einbringe. Weiter nach Tarnowo! Da tauchen schon links einzelne Gehöfte der Ansiedlung auf. Sie stehen gesondert auf freiem Felde, Gesamthäuser und Einzelbauten, durchaus stattlich, solide. Das Dorf selbst hat einen großen Marktplatz, flankiert von einem nach städtischer und einem nach dörflicher Art erbauten Gasthause. Aus dem letzteren ertönte Musik. Wir traten in einen dem oben beschriebenen durchaus ähnlichen Wirtzraum. Auf einem Tische saß ein Mann und strich die Geige. Daneben blies ein anderer die Klarinette. Nach dieser Musik, die „Stein“ erweichen, Menschen rasend machen kann“, tanzten in dichtem Tabaksqualm 6 oder 8 Männer, teils zu zweien, teils allein, in diesem Falle wie chinesische Pagodenmännlein die Hände nach oben gerichtet. Auf unsre Frage nach dem Grunde der Festlichkeit erhielten wir den Bescheid: „Plauer Montag der Ansiedlungsarbeiter“. Wir ließen uns in der benachbarten „guten Stube“, einem früheren Fleischladen, nieder und sahen durch eine Oeffnung in der Wand dem Männertanze zu. Nach einer Weile erschien ein Mann, den charakteristisch schlappen Rundhut in der Hand, und rebete uns polnisch an. Der Wirt verdolmetschte die Rede dahin, die Tänzer hätten die fremden Herrschaften um Schnaps, der auf ihre Gesundheit getrunken werden solle. Da es sich nicht empfiehlt, eine solche Bitte abzuschlagen, wurde sie durch Vergabe eines Liters „Korn“ erfüllt. Polnische Hochrufe auf die „milden Geber“ erklangen, und als diese nach einer Weile beim Fortgehen den Tanzsaal wieder passierten, bildeten die Arbeiter Spalier, und das zweistimmige Orchester verübte einen Tusch. Mittlerweile war es Abend geworden. Wir begaben uns nun in das andre Gasthaus und trafen dort im Herrenstübel mehrere Ansiedler, die hier nach deutscher Männerart den Abendstopp tranken: rüstige, intelligente Leute, deren Fertigkeit sich aus ihrer Sprechweise erkennen ließ. Da die Gehöfte zerstreut liegen, haben einzelne Besizer einen ziemlich weiten Weg bis zum abendlichen Sammelpunkte. Sie leben in Eintracht mit ihren Arbeitern, für die neuerdings drei Mietshäuser neu erbaut worden sind, und haben sich anscheinend auf fremder Erde recht heimisch gemacht.

Von sachkundiger Seite hatte man uns gesagt, daß auch der Besuch einer noch im Werden begriffenen Ansiedlung zu empfehlen sei und als solche das Rittergut Golenczewo im Kreise Posen-West bezeichnet, das einen Umfang von 628 Hektar hat und 1901 im Wege der Substation für 575 000 Mark von der Ansiedlungskommission erworben wurde. Der Vorbesitzer war Pole. Die Ansiedlung ist auf 40 Gehöfte bemessen, von denen ein Teil seit dem vorigen Jahre bereits fertig gestellt ist. Die Bauten werden sämtlich vom Fiskus ausgeführt und zwar in altdeutschem Stil, und das gibt der Sache ihr originelles Gepräge. Das Gut wird bis zur Besiedlung des neuen Dorfes fiskalisch verwaltet; dann werden seine Baulichkeiten: das nicht sehr schöne Herrenhaus und ein paar Insthäuser, vom Erdboden verschwinden

Golenczewo ist von Posen aus unter Benutzung zweier Eisenbahnlirien zu erreichen. Wir wählten die Richtung Posen-Stargard und stiegen auf der Station Rokietnice aus. Davor liegt das gleichfalls von der Ansiedlungskommission erworbene Gut Rietz, das einst dem neuerdings so vielgenannten Major a. D. Endell gehörte. Von Rokietnice aus muß man, falls man nicht einen Wagen zur Verfügung hat, etwa 7 Kilometer wandern. Das tatn wir und hatten es, trotz des stellenweise beschwerlichen Weges, nicht zu bereuen. Das Gelände ist durchschnitten. Der Pfad leitet zu leichter Tiefe, steigt dann empor, senkt sich abermals, bis man auf der letzten Höhe die neuen Ansiedlungsbauten vor sich sieht. Der Anblick ist malerisch in des Wortes wirklicher Bedeutung: eine Reihe verschiedengestaltiger Gebäude in hellen Farben; die Wände weiß, Türen und Fensterrahmen, auch Holzsäulen bei Unterfahrten und Zäune grün, die Dächer rot oder schiefergrau. Die und da tritt das Balkenwerk zutage, ebenfalls farbig. Den selbständigen Bauernhof umgibt eine weiße Mauer. Als das vornehmste Gebäude erscheint das Schul- und Gemeindehaus, das ein Schulzimmer für 80 Kinder, eine Lehrerwohnung und einen Gemeindefaal unter einer Art Kuppel enthält. Gegenüber, auf der andern Seite, steht das stattliche Wirtshaus. Der Eintritt erfolgt durch eine Veranda (links auf dem Bilde). Der Krugwirt, ein früherer Gutsinspektor, stammt aus Baden, ein freundlich entgegenkommender Mann mit dem noch unverfälschten Bldom seiner Heimat. Jedes Haus in Golenczewo, das übrigens eine Eisenbahnhaltestelle hat, besitzt Wasserleitung — bei Dörfern im Osten eine Seltenheit. Das Wasser wird durch einen Windmotor aus einer Tiefe von nur 10 Metern auf ein Reservoir gehoben und von dort durch Röhren in die Grundstücke geleitet; es ist von vortrefflicher Beschaffenheit und wird auch eine noch anzulegende öffentliche Bades- und Waschanstalt versorgen. Damit es an nichts fehle, erhält das künftige Dorf auch ein aligemeines Backhaus.

Erinnert der freundliche Leser sich aus seiner Jugendzeit der Spielschachteln mit Häusern unter dem Weihnachtsbaum? So schmid und zierlich sind die Bauten von Golenczewo. Damit vergleiche man den polnischen Baustil, wie er z. B. auf dem oben abgebildeten alten Insthaus des Vorwerks Pieruczyn zum Ausdruck kommt, und man wird den großen Kulturfortschritt nicht verkennen, der von germanischer Arbeit auf ursprünglich slavischem Boden bewirkt wird.

Oskar Elsner



Ansiedlungsgehöft in Tarnowo

Eroberungen im Sonnensystem

Man ist gewohnt, unser Planetensystem als etwas seit uralten Zeiten in sich Abgeschlossenes und Vollendetes zu betrachten und den heutigen Zustand anzusehen als das endgültige Ergebnis von Vorgängen, die viele Millionen Jahre zurückdatieren und im wesentlichen auch noch Millionen Jahre hindurch andauern werden. Bezüglich der großen Planeten, zu denen unsere Erde gehört, ist dies auch richtig; doch kann nicht in Abrede gestellt werden, daß unter den kleinen Planeten, die überaus zahlreich und in vielfach durcheinander geschlungenen Bahnen um die Sonne kreifen, im Laufe sehr langer Zeiträume Zusammenstöße erfolgen mögen, durch die einzelne dieser Planeten zertrümmert werden. Indessen sind dies keine Eroberungen innerhalb des Planetensystems, d. h. es wird dadurch dem System unserer Sonne nichts aus dem Weltraum zugeführt. Vorgänge der letzteren Art finden aber tatsächlich statt, und zwar in der Form wirklicher Gefangenahme von Kometen durch Planeten.

Der erste, der auf die Vermutung kam, daß solche Vorgänge sich in der That abspielen, und daß hauptsächlich der Planet Jupiter dabei tätig sei, war der große Forscher d'Alembert um die Mitte des 18. Jahrhunderts, später wurde diese Idee von dem nicht minder berühmten Mathematiker Laplace aufgegriffen und ihre Wichtigkeit an einem Beispiel erwiesen. Im Jahre 1770 erschien nämlich ein Komet, der nach der Rechnung Lexells in $5\frac{1}{2}$ Jahren um die Sonne laufen mußte, dennoch aber war er weder vorher gesehen worden, noch erschien er 1776 wieder. Das Befremdliche dieses Verhaltens erklärte sich aber durch weitere Untersuchungen, aus denen sich ergab, daß der Komet im Jahre 1767 sehr nahe bei dem Planeten Jupiter vorbeigezogen sei, und daß er erst damals durch die Anziehung dieses großen Planeten in die Bahn geworfen worden war, die er 1770 beschrieb. Ohne diese Anziehung wäre der Komet, der aus dem fernen Weltraum kam, in großem Abstand um die Sonne gelaufen und hätte sich auf Nimmerwiederkehr alsbald in den Weltraum zurückbegeben. Durch die Wirkung des Jupiter aber wurde die neue Bahn des Kometen nach einigen Jahren wiederum verändert. Der letztere kam 1779 dem Jupiter abermals nahe, jetzt aber war seine Stellung zu dem Planeten eine solche, daß die umgekehrte Wirkung eintreten mußte: der Komet wurde aus der neuen Bahn heraus und in eine andre geworfen, in der er der Erde zunächst nicht mehr sichtbar werden konnte.

Ein ähnlicher und noch interessanterer Fall kam 1889 zur Kenntniss der Astronomen. Damals erschien ein Komet, der von einer Anzahl ganz kleiner Kometen begleitet war, eine Erscheinung, die man bis dahin noch niemals wahrgenommen hatte. Noch mehr wuchs aber das Erstaunen der Himmelsbeobachter, als die Berechnung ergab, daß dieser Komet im Jahre 1886 durch den Jupiter in seine gegenwärtige Bahn geworfen worden war, daß er sich vorher aber in einer weit größeren elliptischen Bahn um die Sonne bewegte und damals 27 Jahre zu einem Umlaufe bedurfte. Als man nun mit

dieser Umlaufzeit weiter zurückrechnete, fand sich, daß der Komet im Jahre 1779 ebenfalls dem Jupiter sehr nahe gekommen war und sich zugleich nahe dem Ort befunden hatte, wo um dieselbe Zeit der Lexellsche Komet aus seiner Bahn geworfen worden war. Die Vermutung liegt daher nahe, daß beide Kometen identisch sind, doch bleibt die Sache noch etwas zweifelhaft. Was die Nebenkometen des Hauptgestirns anbelangt, so konnte für einen von ihnen durch Rechnung nachgemessen werden, daß er sich im Mai 1886 von dem letzteren abgetrennt hatte, also zu der Zeit, als Jupiter seine gewaltige Einwirkung auf die Bahn des Kometen ausübte. Aber noch mehr. Um die nämliche Zeit befand sich der Hauptkomet so nahe bei dem Planeten Jupiter, daß er sich dessen Oberfläche bis auf 28000 Meilen näherte, ja mit einem oder mehreren Monden des Jupiter zusammengestoßen ist. Damals hat auch wahrscheinlich die Abtrennung der kleinen Kometen stattgefunden. Im Jahre 1896 lehrte der Hauptkomet, der Rechnung entsprechend, zurück, von seinen kleinen Begleitern aber war jede Spur verloren.

Wie in diesem Fall, so hat der mächtige Planet Jupiter in einer ganzen Reihe anderer Fälle Kometen, die sich ihm zufällig näherten, in neue, engere Bahnen geworfen und für das Sonnensystem erobert, andre Kometen wahrscheinlich in zwei oder selbst mehrere Körper aufgelöst.

Der mächtigste Planet nach Jupiter ist Saturn, und auf diesen folgend Uranus. Einer von diesen oder beide vereinigt haben vor alten Zeiten den im Jahre 1866 sichtbar gewordenen Kometen von drei- und dreißigjähriger Umlaufzeit in diese Bahn gebracht, außerdem existiert noch etwa ein halbes Duzend anderer Kometen, die vom Saturn erobert worden sind. Die Zeiten, wann dieses geschehen ist, lassen sich nur in einzelnen Fällen genauer angeben, allein manche dieser periodischen Kometen müssen doch schon seit Jahrtausenden Mitglieder unsers Sonnensystems sein.

Da ist es nun eine merkwürdige und zunächst noch nicht zu erklärende Tatsache, daß von diesen Kometen mindestens zwei im Verlaufe von etwa 30 Jahren, während deren sie beobachtet wurden, völlig verschwunden sind. Dieses Verschwinden beruht aber nicht etwa darauf, daß diese Kometen etwa abnorme Bahnen eingeschlagen hätten, sondern ist lediglich dem Umstand zuzuschreiben, daß sie sich aufgelöst haben. Warum letzteres aber, nach vieltausendjährigem Bestand der Kometen, plötzlich in drei Jahrzehnten erfolgte, ist zurzeit unbegreiflich. Jedensfalls ist es eine überaus merkwürdige Tatsache, daß durch die Anziehung der Planeten fremde Kometen gezwungen werden, in verhältnismäßig engen Bahnen unsere Sonne zu umkreisen, und daß diese Kometen in manchen (vielleicht in allen) Fällen damit dem Untergange geweiht sind, indem sie sich, und zwar ebenfalls infolge der Anziehung der Planeten, auflösen. Aus dieser Auflösung aber resultieren die Sternschnuppen, die beim Durchgehen unserer Atmosphäre anleuchten, vereinzelt noch auch als Meteor Massen auf den Boden herabstürzen.



Chasseurs d'Afrique.

Tuareg, französische Spahis und Chasseurs d'Afrique

von

Canera

(Mit fünf Abbildungen nach Zeichnungen von Ernst Zimmer)

Der fast unmittelbar auf den Besuch des Präsidenden Loubet in Algier und Tunis gefolgte Ueberfall des Gouverneurs von Algerien, Jonnart, in der Oase Figig und das dadurch veranlaßte kriegerische Einschreiten haben die Aufmerksamkeit neuerdings auf die Besitzverhältnisse und das Vorgehen der Franzosen in der Wüste Sahara gelenkt. Figig liegt im östlichsten Teil der marokkanischen Sahara, an der Grenze der algerischen Provinz Oran. Die Unterwerfung der Oase und ihrer Bewohner ist rasch und ziemlich mühelos erfolgt; viel wichtiger für die Franzosen ist aber die Zentral-Sahara, durch die ja die vielbesprochene Saharabahn gelegt werden soll — das Land der kriegerischen Tuareg, von denen nachstehend die Rede ist.

Schon in den Jahren 1852 bis 1854 waren die Franzosen aus der Oase Biskra südwärts bis Tugurt, sowie in das Wadi Luf vorgebrungen und hatten dadurch ihre Herrschaft weit in die Sahara hinein ausgebehnt. Nach langen Kämpfen (1852 bis 1858) erlagen auch die Völker der großen Oase Laghuat, und die mächtigen Stämme der Beni (Söhne) Mzab und der Uled Sidi Scheich unterwarfen sich der französischen Herrschaft. Nur der von der Pilgerfahrt nach Mekka zurückgekehrte Sultan Mohammed ben Abd-Allah von Wargla im Süden von Laghuat und Tugurt widersetzte sich, bis er mit Hilfe seiner eignen Landsleute,

die damit den Franzosen ihre Treue beweisen wollten, geschlagen und Wargla zur französischen Stadt erklärt wurde. Jetzt begannen die Unruhen erst recht. Ununterbrochen empörten sich einzelne Berber- oder Araberstämme, plünderten und raubten bei den mit den Franzosen verbündeten Stämmen und zogen sich stets schnell in die endlosen Sandstrecken der Sahara zurück, sobald eine stärkere Macht der Franzosen oder ihrer Verbündeten erschien. Dies zwang die französische Regierung, noch weiter südwärts in die Sahara vorzudringen, und General Galliffet, der tapferere Angreifer bei Jell, nördlich von Sedan, der spätere Kriegsminister, erhielt 1873 den Befehl, 462 Kilometer südöstlich von Laghuat in El Golea die französische Tricolore aufzuspflanzen.

Am 30. Dezember 1873 verließ die Expedition Biskra, am 24. Januar 1874 nahm sie El Golea ein. Damit war in der Sahara ein großer Schritt vorwärts gemacht worden, um von Norden her gegen Timbuktu vorzudringen, das lang erstrebte Ziel der Franzosen, das sie auch von Süden, nämlich von Senegambien und vom Sudan aus, zu erreichen suchten. Nun aber kamen sie mit den gefährlichsten Saharabewohnern in Fühlung, den Berberstämmen der Tuareg, und zwar mit den Hogar oder Abaggar. Scheinbar endlos dehnt sich im Süden von El Golea die Wüste aus, jene Hunderte und Tausende

von Quadratkilometern große Fläche leichten Sandes, den der Wind zu Wolken aufstreift und oft weit hin über Länder und Meere, sogar bis nach Europa trägt. Nur selten sieht, wie ein Schiff im Ozean, eine Dase als bunzelgrüner Strich in dem hellgelben Sandmeer. Im allgemeinen sind diese Däsen klein. Ihr Wachstum hängt von der Masse Wassers ab, das an einzelnen Stellen von dem unter der Sandoberfläche verbreiteten Flußnetz an das Tageslicht kommt, den oben liegenden lehmhaltigen Sand entsalzt und dadurch in vorzüglichen Humus verwandelt. Die meisten Däsen des Tuat sind mit Palmenwäldungen von zwei, drei, bis zehn- und zwölftausend Bäumen bedeckt. So hat die größte in Tuat, nämlich Ain Salah, elf- bis zwölftausend Palmen.

Zu neuen Schußwaffen kann er sich nicht entschließen, weil er die dazu gehörigen Patronen nicht herzustellen versteht und daher für den Munitionsersatz ganz von Europa abhängig sein würde. Die Tuareg selbst nennen sich *Ismaïschah*. Sie haben sich nur wenig mit andern Stämmen, z. B. arabischen, oder mit Negern vermischt, besitzen ihre eigene, aus dem Altlibyschen stammende Sprache und Schrift, das *Tamaschel* oder *Tamaschirht*, und bewahrten sich trotz der fanatischen Anhänglichkeit an den Islam doch manche, wahrscheinlich von ihren gütlichen oder garamantischen Vorfahren stammende Einrichtung. So sind ihre Frauen in freierer Stellung wie bei ihren arabischen Mitbewohnern, und zwar in dem Maße, daß Frauen sogar bei dem Erbe der Herrschaft in Frage kommen. Obwohl sie in



Tuareg-Lager

In dieser Däsengruppe und in den andern südlich und östlich gelegenen Däsen wohnen nun die ureingeseffenen Berberstämme der Tuareg und zwischen ihnen auch einzelne eingewanderte Arabertribus, die den Tuareg den Islam gebracht und sie zu fanatischen Mohammedanern gemacht, anderseits aber auch viele ihrer Gebräuche und Sitten angenommen haben. Auch Sudanneger, meist Nachkommen früherer Sklaven und ebenfalls sehr fanatische Moslim, finden sich unter ihnen. Die Tuareg sind große, stattliche, gut gebaute, bräunlich gefärbte Menschen mit langem Haar, die sich äußerlich durch die Tracht des Litham oder Tessilgemist von allen andern Saharabewohnern unterscheiden. Dies ist ein nur die Augen frei lassendes Gesichtstuch meist von schwarzer oder doch dunkler Farbe. Der Targi (Tuareg ist die Mehrzahl) führt noch mit Vorliebe die Lange und nur in Ausnahmefällen die Makala, eine lange Steinschloßflinte.

den Däsen sehtast sind, wo sie Palmen, Gerste, Weizen, Baumwolle, Genna, Senna, Bishna, Opium und Tabak pflanzen, sind ihre Lieblingsbeschäftigungen doch Händel mit ihren Bruderstämmen und Raubzüge, die sie auf viele Hunderte von Kilometern ausdehnen. Nebenbei treiben sie Viehzucht und haben es zustande gebracht, eine ganz vorzügliche, in den Leistungen von keiner andern Gattung erreichte Kamelart zu ziehen, die Mehariis. Als Reitkamel verhält sich dieses schlauke, hochbeinige Tier zum gewöhnlichen Karawanenkamel wie ein englisches Vollblutpferd zu einem gemeinen Acker-gaul. Auf seinem Mehari legt der Targi leicht täglich 140 bis 150 Kilometer zurück, und zwar drei bis vier Tage nacheinander. Wenn sein Tier dann 30 bis 40 Stunden gerastet hat, kann es die gleiche Leistung wiederholen. Eine solche für die Sahara riesige Beweglichkeit, gegen die auch die Leistungen der besten Pferde verschwinden, gab und

UNIVERSITY



Spahis - Schmecken

gibt den Tuareg einen ungewöhnlichen Grad von Sicherheit. Sie entgehen dadurch allen Verfolgungen, und da sie außerdem treulos und sehr mordgierig sind, so ist es zu verstehen, daß alle Saharalarawanen in steter Angst vor den Tuareg leben.

Neuerdings aber haben die Franzosen ein Verfahren eingeführt, das den Tuareg die Lust, auf französischem Gebiet zu plündern, doch etwas benommen hat, obwohl sie sich gerade in jüngster Zeit, unterstützt durch die Wirren in Marokko, wieder unternehmungslustiger zeigen als früher. Die französische Regierung läßt nämlich die Tuareg in ihren Wohnsitzen und Schlupfwinkeln aufsuchen und diese einnehmen, und außerdem folgt jedem Plünderungszug der Wüstenräuber sofort eine Strafexpedition, die sie doch hier und da noch erreicht, wenn sie durch die Weg-



Tuareg im Gefecht

bringung ihres Raubes an schnellen Bewegungen gebindert sind.

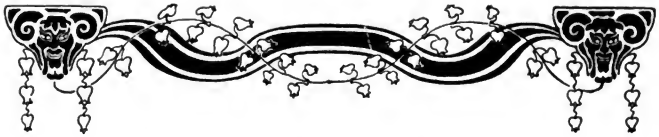
Der schwerste Schlag ist ihnen aber durch die Wegnahme ihrer bedeutendsten Stadt, Timbuktu, zugefügt worden. Dort hatten sie 1863 nach hartem Kampf die aus Senegambien stammenden Fulbe vertrieben und in der alten, von jenen gegründeten Stadt ihre Herrschaft unter dem Scheich Ahmed el-Bathai aufgerichtet. Dessen Nachfolger Sidi Mohammed verteidigte zwar Timbuktu gegen die Fulbe, hielt aber die mit den Franzosen eingegangenen Verträge nicht, und nun rückten diese vom Senegal aus vor. Am 10. Januar 1894 wurde die Stadt von den Franzosen besetzt und dadurch das bisher noch feindliche Gebiet der französischen Herrschaft unterworfen. Vollständige Ruhe herrschte zwar noch immer nicht, es wurden sogar noch verschiedene französische Expeditionen niedergemeldet. Die Hauptkraft der Tuareg aber ist doch seitdem gebrochen.

Im Norden der Sahara sind es vor allen andern Truppen Frankreichs die Spahis und die Chasseurs d'Afrique, die den Tuareg und allen andern räuberischen Stämmen, seien es Berber oder Araber, erfolgreich entgegentreten. An Spahis gibt es in Algerien drei Regimenter zu je sechs Schwadronen und in Tunis eines zu fünf Schwadronen. Es sind ausgewählte eingeborene Afrikaner, meist arabischer, teilweise aber auch berberischer Abkunft, die den Soldatenstand als Lebensberuf betrachten, meist ältere erfahrene Leute, die, wenigstens äußerlich, einen ausgezeichneten Eindruck machen. Ihre Uniform besteht aus einem den Kriegsbedürfnissen angepaßten arabischen Nationalkostüm mit rotem Turban und wallendem roten Burnus. Sie reiten ausgezeichnet, in der Wüste vertraute Berberhengste, sind Mohammedaner, werden aber von französischen Offizieren kommandiert. Ihre Art zu reiten und das Sattelzeug ihrer Pferde sind arabisch, und ihre Übungen haben in erster Linie auch den Dienst in der Wüste im Auge.

Wenn auch diese Spahis, ebenso wie die eingeborene irreguläre Reiterei der Franzosen, die sogenannten Gums, im Jahre 1870 in den Kämpfen an der Loire nur Mißerfolge zu verzeichnen hatten, weil sie auf Deutsche stießen, so sind sie im Ziban und in der Sahara doch von unleugbarem Wert. Dort kennen sie Land und Leute und wissen ihre Kampfweise der der Tuareg und Araber anzupassen, und dies ist ja ihre Aufgabe. Freilich, wenn man die französischen Offiziere fragt, ob sie lieber vor der Front eines Regiments Spahis oder vor Chasseurs d'Afrique gegen den Feind in der Sahara antreten möchten, so gibt es wohl kaum einen, der nicht die Chasseurs vorziehen würde. Diese sind eine leichte, den Bedürfnissen des Dienstes in Afrika angepasste Reiterei, die nur aus Franzosen besteht. Es gibt sechs Regimenter zu je fünf Schwadronen, die sämtlich in Algerien stehen. Sie tragen die sehr kleidsame Uniform der französischen Jäger zu Pferd mit einem besonderen Abzeichen. Gerade bei ihnen dienen freiwillig viele Pariser und andre Großstädter, und es herrscht im allgemeinen in ihren Reihen ein sehr guter Geist. Veritten sind sie ausgezeichnet mit Berberhengsten, die teilweise in dem vorzüglichen Gestüt von Bledah gezüchtet sind. Gerade diese zuverlässigen Truppen werden mit Vorliebe zu den Expeditionen in der Sahara herangezogen, und ihnen verdanken die Franzosen den größten Teil ihrer in den letzten Jahren sehr bedeutenden Erfolge in Zentralafrika. Sie sind die ernstesten Gegner der Tuareg, und man kann annehmen, daß sie mit der Zeit die ererbte Wildheit dieser noch an 300 000 Seelen zählenden Berberstämme ganz brechen, in der Sahara Ruhe und Frieden schaffen und die gewaltigen Gebiete für einen sicheren und ruhigen Handelsverkehr geeignet machen werden. Noch sicherer jedoch ist der Untergang der räuberischen Tuareg, sobald die Franzosen ihr großes, schon begonnenes und bis in die Dase Bisra ausgeführtes Friedenswerk vollendet haben werden: die Transsaharabahn nach Timbuktu und Senegambien.



Targi mit einem Mehari



Wie ich sitzen blieb

Novelle

von

Jenny Kis-Neumann

„Armes Kind,“ sagte Bo: a; Zorn ersüdete seine Stimme, so daß sie von ihrer gewohnten, klangreichen Baritonlage in die tiefsten Bassregionen sank. „Armes Kind,“ hauchte Mama leise, ganz leise, wie ein von plötzlichem Heiserkeit befallenes Echo. „Armes Kind,“ knirschte auch Bruder Otto und krallte die Finger zusammen, als sei er entschlossen, jemand auf der Stelle zu erwürgen.

Dieser Jemand war mein Ex-Bräutigam Fritz Berger, Sohn des Herrn Kommerzienrates Robert Berger, und seiner Gemahlin, geborenen von Rudenau.

Noch keine acht Tage sind es her, da hatte mir Papa freudestrahlend die Kunde gebracht, daß ich ein ganz phänomenales Glück mache — „pyramidal“, verbesserte damals Otto, und Mama schief diese Ansicht voll zu teilen. Da sie abwechselnd vor Freude schlachte und vor Wüthung lachte.

Vormittags war der Herr Kommerzienrat, feierlich in Schwarz, bei Papa gewesen und hatte diskret angefragt, ob sein einziger Sohn und Erbe Fritz, falls er um meine Hand anhalten würde, jener Aufnahme sicher wäre, die zu erwarten er berechtigt sei. Papa hatte Herrn Berger junior den gebührenden Empfang zugesagt, dann fand eine längere Konferenz zwischen Papa und Mama statt, endlich wurde auch ich gerufen, und man teilte mir die überwältigende Neuigkeit mit, daß Fritz Berger und ich ein Paar würden.

Mama und Papa gratulierten mir mit berechtigtem Elternstolz, und ließen, gleich den Perlen eines kostbaren Halsbandes, unaufhörlich die mannigfaltigen Vorzüge dieser Verbindung an mir vorbeirölen: der Schwiegervater Kommerzienrat, angesehen, ungemein reich, die Schwiegermutter so elegant, vornehm, Präsidentin von neun Wohlthätigkeitsvereinen, noch mit einem Fuße in der Aristokratie stehend, der sie entstammen; Fritz Berger, ein so wohlherzogener, hübscher junger Mann, intelligent, selbst ein zukünftiger Kommerzienrat. Bei dieser Perspektive übermannte die Nüchternung Mama vollends, und mit der entzückten Ansprache „Frau Kommerzienrätin Berger“ schloß sie mich aufs neue in die mütterlichen Arme.

Zum maßlosen Erstausen meiner Eltern legte ich eine, wie es schien, unzeitgemäße Neugierde an den Tag: „Warum will mich denn Fritz Berger plötzlich heiraten? Er kennt mich ja kaum.“

Mama war entrüstet, als ob ich einen alten teuren Freund verleugnet hätte. „Wie, Fritz?“ — Mama nannte ihn bereits vertraulich bei seinem Taufnamen — „sollte dich kaum kennen? Hast ihr nicht vor vier Jahren miteinander Taufstunde gehabt?“

„Gewiß, Mama, aber er hat damals nicht dreimal mit mir getanzt, und vor einigen Wochen, auf dem Jungen Mädchen-Ball bei Rudenau, hat er mich zu keinem einzigen Tanze engagiert.“

Mama zuckte mitleidig die Achseln. „Natürlich, er wollte nicht mit dir tanzen, um dich unauffällig beobachten zu können.“ —

Punkt halb ein Uhr erschien Fritz Berger in einem mittelgrauen Gehrock, dessen Schnitt Ottos höchstes Entzücken erregte. Kurze Zeit darauf wurde ich in den Salon gerufen und, inklusive Fritz, von Papa und Mama feierlichst gesegnet. Fritz ließ diese Zeremonie phlegmatisch über sich ergehen, ich guckte ihn verstoßen von der Seite an: er war ebensovornig beglückt, nun mein Bräutigam zu sein, wie ich in meiner neuen Situation als Fritz Bergers Verlobte und Kommerzienrätin in spe eine Quelle besonderer Bönne erblicken konnte. Verliebt war er nicht in mich, das stand fest — wenn ich nur gewußt hätte, warum er mich heiraten wollte?

Drei Stunden nachdem uns Fritz verlassen hatte, brachte sein Diener Jean einen monumentalen Korb, dem, von Tüll duftig verhüllt, schneidige Azaleen entflohen; am nächsten Tage kam ein mächtiger weißer Fliederbusch, dann wieder ein Strauß bleicher Rosen und Nelken, zur steigenden Befriedigung Mamas, die diese endlose Melodie der Symphonie in Weiß geradezu in Ekstase versetzte, und auch zur sichtlichsten Freude unseres Stubenmädchens Anna, die den stereotypen Befehl, dem Jean ein Glas Wein zu kredenzen, mit einer Raschheit ausführte, deren sich unsre sonstigen Wünsche und Befehle weniger rühmen konnten.

Im allgemeinen konstatierte ich, daß der Zustand als Braut, wenn er auch nicht im entferntesten jener Seligkeit glich, die Romanschriftsteller zu schildern pflegen, doch seine Anehmlichkeiten mit sich brachte. Mein Garberoberschrank wurde durch einige reizende Toiletten bereichert, und Mama, die sonst bei der Wahl meiner äußeren Hülsen ahnungslos vor der kommenden Rechnungen gedachte, ging jetzt mit einem Leichtsinne vor, der selbst mich

zu Warnungen veranlaßte. Aber Mama lächelte überlegen: „Du mußt dich in deine neue Situation hineinfinden, als Kommerzienrätin wirst du noch ganz andre Toiletten tragen.“ —

Ich stand eben vor dem Spiegel und probierte ein weißes Kleid, auf das es Silberfitter gerechnet und das mir als Uebergangsstadium schon recht vorgeschritten dachte, da kamen Papa, Mama und Otto in mein Zimmer geflüchteten mit Armesündermienen, die beinahe etwas Komisches hatten, und teilten mir nach endlosen Vorbereitungen die zweite überraschende Kunde mit: Friß Berger sei plötzlich nach Italien gereist und werde mich nicht zur Kommerzienrätin machen! Und wieder fragte ich neugierig: „Warum will er mich denn auf einmal nicht mehr heiraten?“

Kautlose Stille. Dann sagte Mama mit jenem verlegenen Tonfalle, mit dem sie in früheren Jahren auf meine Frage, woher die kleinen Kinder kommen, zu antworten pflegte: „Das kann man dir noch nicht sagen, warte, bis du —“ Mama brach plötzlich ab, beinahe hätte sie zerstreut die stereotype Endphrase dazu gesagt: „Warte, bis du verheiratet bist,“ allein die paßte heute nun gar nicht, und Mama schwieg.

Papa, Mama, Otto verschwanden nacheinander, in gleichem Maße verlegen und niedergeschmettert, aus meiner Knechte und überließen mich meinen philosophischen Betrachtungen.

Mir erging es wie einem Individuum, das von einer beträchtlichen Höhe herabgestürzt ist. Mein erster Gedanke war ein egoistischer: ich befaßte mich ringsum, die Diagnose fiel beruhigend aus; nein, weh tat mir nichts, auch nicht jene Stelle, die das für Leben und Lieben so wichtige Organ, das „Herz“, beherbergt.

So konnte ich den Fall ruhig überdenken, wie wenn er mich gar nicht näher beträfe, und mein ganzes Empfinden spitzte sich zu der einen Frage zu: „Warum?“

Papa, Mama, Otto würden mir diese nicht beantworten, das stand fest, wahrscheinlich paßte des Rätsels Lösung nicht für mich. Naiv aber waren sie doch, wenn sie glaubten, daß ich, Susel Arnau, achtzehn Jahre alt und vermutlich nicht dümmere als andre, Herrn Friß Berger gestatten würde, sich mit mir zu verloben, ohne daß ich jemals erfahren, warum er diesen Schritt getan, und acht Tage darauf den Bund zu lösen, wieder ohne mir zu melden, was ihn zu diesem diametral entgegengesetzten Schritte veranlaßt. Nein, meine Familie kannte mich wirklich nicht, trotzdem unsre sehr intimen Beziehungen nun schon über tausend Wochen bestanden.

Ich klingelte. Anna erschien, sie hatte rotgeweinte Augen, sie wußte also bereits! Anna war ein recht gutmütiges Mädchen, aber so eingebildet ward ich nicht, zu glauben, daß die geflossenen Tränen meinem Mißgeschick gepolten. Anna musterte mich verstoßlen, sichtlich erstaunt, mich so gefaßt zu finden.

Sie berichtete wortreich, daß die gnädige Frau in ihrem Zimmer eingeschlossen sei, Migräne habe und schon drei Antipyrinpulver genommen, daß Herr Otto eine Wase zerschlagen habe und der gnädige Herr ausgeritten sei.

Ich ging direkt auf das Ziel los: „Jean wird keine Blumen mehr bringen.“

Anna brach in kraupfhaftes Schluchzen aus, — mein System bewährte sich. Ich beruhigte Anna, so gut ich konnte, und meinte voll Teilnahme: „Sie können ja den Jean auch weiter sehen, nicht wahr?“

„Gewiß, gnädiges Fräulein, allein wenn er so täglich herkam, war's doch viel netter.“

Ohne mich auf diese kleinen Gefühlsnuancen zu fehren, entwickelte ich meinen Schlachtplan. Ich zog meine Börse, entnahm ihr einige Goldstücke und überreichte sie Anna: „Sie müssen den Jean für morgen zu einem Menzevoux bestellen, womöglich noch im Laufe des Tages, geben sie ihm dann fünfzig Mark und fragen Sie ihn, warum Herr Friß Berger . . .“

Ich suchte einen Moment nach den richtigen Worten, doch Anna half mir aus: „Warum der junge Herr das gnädige Fräulein hat sitzen lassen?“

Da war es heraus, es klang nicht sehr schmeichelhaft für mich, aber es war plastisch deutlich, und mutig erwiderte ich: „Ja, Jean soll Ihnen ganz im Vertrauen erzählen, warum mich der junge Herr hat sitzen lassen!“

Anna ließ die Goldstücke in ihre Tasche gleiten — ich gab ihr noch einen Bogen recht stimmungsvollen Briefpapiers und eine Freimarke.

Der nächste Tag verging viel rascher, als ich erwartet hatte. Ich muß gestehen, daß es meine Familie an zarten Aufmerksamkeiten nicht fehlen ließ, um meine herbe Lage als verlassene Ariadne erträglich zu gestalten. Bei Tisch defilierten einige meiner Lieblingspreisen, und ich tat ihnen alle Ehre an, was Mama zu dem Ausrufe veranlaßte: „Das gute Kind zwingt sich zu essen, um uns nicht zu unruhigen.“

Otto brachte mir einen Saß Bonbons, vermutlich wollte er nicht durch eine Blumenspende wehmütige Erinnerungen in mir wecken, und Papa hatte Billette zu einer Matinee unter meine Serviette gelegt. Man gab ein französisches Lustspiel, das, wie ich schauernd bemerkte, nicht so ganz für mich paßte, aber in seinem Dergensdrange, mich zu erheitern, hatte der gute Papa vergesen, sich vorher zu erkundigen, wie viele Anbeter die Heldin im Verlaufe der drei Akte beglücken werde.

Vor dem Nachteffen machten wir noch rasch einen Besuch bei Mamas bester Freundin, die ihren Joursix hatte, vermutlich nur, um ihr und den versammelten, darob sichtlich enttäuschten Damen zu zeigen, daß wir noch nicht völlig geknickt seien. Zum Souper gab es Nachteln, auf römische Art in Weinblättern gebraten, und Mandarinieneis (für mich der Gipfelpunkt kulinarischer Genüsse), dann bat ich um die Erlaubnis, mich zurückzuziehen zu dürfen.

Mama küßte mich mit einem neuen Ausbruche der Nührung, nannte mich ein wackeres Kind, das seinen gebeugten Eltern nicht ein Schauspiel seines Kummers bieten wolle; Otto lud mich ein, mit ihm am nächsten Tage eine Motorfahrt zu machen, und Papa studierte wieder die Theaterzettel, anscheinend fest entschlossen, etwas recht Lustiges zu finden. Die nächste Zukunft eröffnete sich mir also unter ganz freundlichen Auspizien.

Ich schlüpfte in mein Zimmer. Dort fand ich Anna, die, wie sie mir verriet, schon seit einer Stunde meinen Hut hütete, der bei dieser Operation seine ursprüngliche Form zum größten Teile eingebüßt, allein Anna mußte etwas schaffen, um bei einem etwaigen Erscheinen Mamas ihre Anwesenheit in meinen Gemächern zu rechtfertigen.

Annas vergnügte Miene verriet, daß sie Jean gesehen habe und ohne Trennung fürs Leben von ihm geschieden sei. Gespannt fragte ich: „Haben Sie etwas erfahren?“

„Alles!“ sagte Anna.

Ich konnte einen Ausbruch der Freude kaum unterdrücken: endlich, endlich sollte ich wissen, warum mich Fritz Berger hatte sitzen lassen!

Behaglich versenkte ich mich in meinen Lieblingsfauteuil, und Anna begann: „Jean läßt dem gnädigen Fräulein für das viele Geld schönstens danken, und er hat mir dringend ausgetragene, dem gnädigen Fräulein zu sagen, daß es für ihn ein harter Schlag war, als er hörte, daß er nicht mehr in dieses ehrenwerte Haus kommen dürfe. Bevor er mir aber erzählen konnte, warum der junge Herr das gnädige Fräulein sitzen gelassen, mußte er mir erst erklären, wie es gekommen, daß sich sein junger Herr mit unserm Fräulein verlobt.“

„Also das wußte er auch — ich war entzückt.“

„Jean sagte mir, daß die ganze Geschichte eigentlich nicht für die Ohren des gnädigen Fräuleins passe, daß er sich unter andern Umständen niemals erlaubt hätte, sie dem Fräulein wissen zu lassen, da aber Fräulein dabei doch so eine Hauptrolle gespielt, würden Sie das Unterrette.“ — Anna suchte eine Weile nach diesem Worte — „seines Vorgesens“ entschuldigen.“

Ich erklärte Anna, daß ich nach dem französischen Lustspiele ziemlich gemappnet sei, daß also Jeans Gewissen ruhig sein könne, dann lauschte ich mit atemloser Spannung der Offenbarung, die mir werden sollte.

Anna holte tief Atem und begann: „Also, der junge Herr hat seit vier Jahren eine Bekanntschaft mit einer Dame vom Ballet. Es ist eine Wienerin, sie heißt Marie Huber, wird aber nur die ‚dicke Mizi‘ genannt.“

Ich war sprachlos: so interessant hatte ich mir die Sache nicht vorgestellt.

„Diese Mizi brauchte ziemlich viel Geld, der Herr Kommerzienrat sah das Verhältnis höchst ungern, und besonders die Frau Kommerzienrätin war meist außer sich, und gnädiges Fräulein können sich vorstellen, was die Frau Kommerzienrätin treibt, wenn sie außer sich ist.“

„Und ob!“ sagte ich, wider Willen von Annas Schwung hingerissen.

„Da der junge Herr nicht von der Mizi lassen wollte, beschloß man, ein altes bewährtes Mittel anzumenden; man sperrete die Geldquelle, in der Hoffnung, daß diese Maßregel beim Ballet wirken werde. Dann sagte der Herr Kommerzienrat dem jungen Herrn eines Tages — Jean hat's gehört, er pukte im Nebenzimmer die Spiegel —: ‚Fritz, du verstimfst moralisch und physisch, wir wollen dich wieder erheben; heirate ein junges Mädchen aus unserm Kreise, dann mache ich dich zum Compagnon und gebe dir außerdem eine größere Summe, damit du

deine Schulden bezahlen und dein Verhältnis als Ehrenmann lösen kannst. Willst du nicht, so bekommst du die Farbe meines Geldes, solange ich lebe, nicht mehr zu sehen.‘ Der junge Herr wehrte sich lange, aber da er schließlich nicht mehr viel Kredit hatte und die Mizi unglücklicherweise auch nicht da war, um ihn aufzumuntern (sie war nämlich zur Hochzeit ihrer Schwester nach Wien gefahren, die einen Tischlermeister geheiratet hat), gab der junge Herr mit Ach und Schach nach und hat sich in dieser trostlosen Stimmung mit dem gnädigen Fräulein verlobt.“

Kapitel I war in Ordnung, ich wußte nun, wie es gekommen, daß Fritz mein Bräutigam geworden, ich war eine Art Gegengift gewesen, daß ihm Herr und Frau Kommerzienrat verschrieben. Wenn ich jetzt noch erfuhr, warum mich Fritz verlassen, blieb mir nichts mehr zu wünschen übrig.

„Der junge Herr“, fuhr Anna fort, „schrieb dann Fräulein Mizi einen Abschiedsbrief, daß er mit Rücksicht auf den Namen Berger heiraten und eine Familie gründen müsse, und sandte ihr den von seinem Herrn Papa unterschriebenen Scheck. Vorgestern nun kam die Kammerfrau von Fräulein Mizi, auch eine Wienerin, aber schon alt, atemlos zum jungen Herrn gelaufen, denn die Sache hatte eine böse Wendung genommen. Beim Empfang des Briefes war Fräulein Mizi direkt von der Hochzeit weg in einen Wagen gesprungen, hatte noch mit Mühe und Not den Gilgus erreicht und war in der reinsten Verzweiflung hier angekommen. Dann hat sie von zweiundzwanzig Hündchöschchen die Köpfe abgeschabt und sie der Reihe nach geschlucht.“

Ich sprang auf und faßte Annas Schultern: „Wirklich, vergiftet hat sie sich?“ In meinem ganzen Leben hatte ich noch keine so wunderbar spannende Geschichte gehört — was gehört? Erlebt hatte ich sie, ich war ja bei dem Drama auch beteiligt.

Plötzlich erfaßte mich wilde Angst: „Sie ist doch nicht gestorben?“

„Nein,“ antwortete Anna voll Gelentruhe, „der junge Herr brachte gleich drei Professoren mit, die Fräulein Mizi wand sich in Krämpfen, als er kam, sie rief immer: ‚Nimm dein Geld zurück!‘ Die Doktoren meinten, sie rede im Fieber, denn bei Befinnung sage eine Ballerine so etwas nicht, — man gab ihr starke Gegennittel, und so wurde es bald besser.“

„Gott sei Dank,“ flüsterte ich, „die arme Mizi!“ Entsetzt schauderte ich zusammen: die Köpfe von zweiundzwanzig Hündchöschchen, wie mußte die den Fritz lieben! Mich hatte er doch auch verlassen, aber die Idee, Hündchöschchen zu essen, wäre mir nie gekommen. Arme, arme Mizi!

„Und dann?“ fragte ich leise.

„Dann,“ berichtete Anna, „schwor der junge Herr, sie niemals zu verlassen. Gestern früh ist er mit ihr nach Italien gereist und hat dem Herrn Kommerzienrat geschrieben, daß er das gnädige Fräulein nicht heiraten werde, weil er seine geliebte Mizi nicht verlassen könne. Der Herr Kommerzienrat tobt, die Frau Kommerzienrat hatte einige Nervenanfalle, der Herr Medizinalrat war schon fünfmal dort, aber tun können sie doch nichts, denn



Der Wiener Graben gegen den Stephansplatz
Nach einer Zeichnung von Erwin Bendl (Text S. 95)

der junge Herr ist bereits als Compagnon eingetragener worden, gleich nach seiner Verlobung mit dem gnädigen Fräulein. Jetzt hat er im Geschäft die gleichen Rechte wie sein Papa, und da wird es dem Fräulein Mihi in Zukunft auch nicht schlecht gehen."

Ich starnte lange vor mich hin, wie erdrückt von der Last der auf mich einströmenden Erfahrungen. Köstlich packte mich wieder ein bekanntes Gefühl: die Neugierde, und ich fragte hastig: „Ist die Fräulein Mihi schön?"

Anna schien diese Worte erwartet zu haben: „Jean sagt, was Erziehung und Benehmen betrifft, könne sie sich natürlich nicht mit dem gnädigen Fräulein vergleichen, aber sie sei, was man einen lieben Kerl nennt. Ganz jung ist sie nicht mehr, etwas älter als der junge Herr, vielleicht achtundzwanzig, aber prachtvoll gewachsen, üppig, blond, lebhaft, voll Lebenslust."

Woll Lebenslust, und sie wollte doch für ihn sterben!

„Da gnädiges Fräulein so splendid mit Jean waren, suchte er auch gefällig zu sein, und weil er dachte, Fräulein würden neugierig sein, die Mihi zu sehen, und bei der modernen Erziehung doch keine Gelegenheit hätten, den Ballettdamen näher zu kommen, so schickt er dem gnädigen Fräulein ein Bild der dicken Mihi."

Anna hob den Vorhang auf und überreichte mir ein großes, viereckiges Paket, das sie dort vor indiskreten Blicken verborgen hatte. Ich zögerte, es zu erfassen, wirklich und wahrhaftig, ich zögerte, allerdings nur eine Viertelstunde, dann fragte ich: „Wie kommt Jean zu dem Porträt?"

„Er hat es im Zimmer des jungen Herrn genommen."

„Wird man das nicht bemerken?"

Anna lächelte: „Jean hat mir die Junggesellenwohnung des Herrn Friß gezeigt, sie ist im Hintertratte; dort befinden sich vielleicht zweihundert Bilder von Mihi, in allen erdenschlichen Stellungen, da bemerkt man eines mehr oder weniger nicht."

Anna machte einen Knicks, ihre Mission war zu Ende. Sie nahm mein englisches Kostüm in der löblichen Absicht, es im Korridor zu büxten, ich hielt sie zurück: „Anna, ich danke Ihnen, und ich lasse auch dem Jean herzlich danken, Sie haben beide viel für mich getan. Ich hoffe, Ihre Liebesgeschichte wird gut ausgehen, dann liebste ich das Brautkleid. Damit Sie aber, wenn Sie mit Jean wieder einmal „zufällig“ zusammentreffen, ihm recht gut gefallen, behalten Sie das Kleid, das Sie eben mitnehmen."

Anna strahlte glücklich und verschwand mit meiner äußeren Hülle. Ich konnte leicht freigeig sein, mein Ex-Brautstand hatte mir zwei reizende neue Kostüme gebracht, die, aus soliden, echt englischen Geweben geschnitten, seine ephemerere Dauer lange überleben werden. Dann drehte ich alle Flammen meines kleinen elektrischen Lüsters auf, löste energisch das Band und stärkerte kampfbereit: „Jetzt zu uns zweien, Fräulein Marie Huber!"

Ich stellte das Bild vor meinen Toilettepiegel und setzte mich gerade davor, dann verglich ich Punkt für Punkt: „Gerechter, unparteiischer Brutus, ich mir bei!"

Ein lachendes Gesicht sah mir entgegen: „Donnerwetter, die ist schön!" Otto rief das zuweilen, wenn wir im Tiergarten einer hübschen Frau begegneten, hier hätte er es mit seiner bewunderndsten Intonation angebracht. Arme Esel, der Gesamteindruck war für sie, da zog ich den kürzeren.

Nun ins Detail übergehend, verglich ich mein Porträt, das der Toilettepiegel sorgenwillig wiedergab, mit dem ihren. Wieder eine Niederlage — meine Schultern sahen ganz armselig neben diesem prachtvollen weißen Nacken aus, — aber Vittoria! — das Kinn war eigentlich recht vulgär. Auch der Mund war groß, aber er ließ zwei Reichen herrlicher Zähne hervorblitzen. Jetzt zur Nase! Die war dick, — über mein Gesicht huschte ein Lächeln des Triumphs —, puncto Nase war ich bei weitem überlegen, mein Profil präsentirte sich fein geschnitten, das offenbart mir täglich mein dreitheiliger Spiegel, ihr Profil war nicht klassisch: „Sie werden gut tun, Fräulein Huber, sich bei Ihrer Nase immer nur en face zu zeigen." Die Augen strahlten groß und schön, aber auch ich habe schöne Augen, ich kann sie nur noch nicht so recht benutzen. Die Stirn vermochte ich nicht zu beurteilen, wirre Lockchen fielen darüber. „Freiheit sind Sie reizend, Fräulein, morgen werde ich versuchen, ob mich diese Coiffüre kleidet, und wenn ja — so adoptiere ich sie!"

Langsam starnte ich auf das Bild: „Fräulein Mihi, Sie haben mir doch meinen Bräutigam genommen, und ich hätte das Recht, Ihnen die Augen anzukrätzen, allein ich kann keinen Groll empfinden. Wirklich, ich bin Ihnen nicht böse, gar nicht böse."

Wie von einem Traum befangen löschte ich die Lichter, dann schlüpfte ich ins Bett — schlafen konnte ich nicht, beim besten Willen nicht. Mit offenen Augen lag ich da und schaute und schaute. Die Wände schienen zurückzutreten, immer weiter wurde es um mich herum, wie ein Garten breitete es sich aus. Dieser Garten hob an zu blühen, gleich Fliederduft umgab es mich, gleich losendern Weichenatem.

Und mein Garten war nicht tot, Vogelsang durchschwirrte ihn, Verchentriller, Nachtigallenschlag; die Zukunft, meine Zukunft intonierte leise ein wunderbares Lied. Und alles überlang ganz deutlich eine Männerstimme; sie schien mir fremd und doch so vertraut, als wäre sie mir allein bestimmt, als müßte ich sie immer wieder hören. Friß Bergers Stimme war es nicht — die Stimme lockte: „Ich liebe dich!" und das hatte Friß nie zu mir gesagt, aber jetzt wußte ich es ganz genau, daß ich diese Stimme wieder hören würde, vielleicht bald, vielleicht später, was tat's — ich war ja meiner Sache sicher!

Der Mondschein fiel hell auf Fräulein Mihis Bild, neidlos gestand ich's ein, sie war schön, sehr schön sogar, viel schöner als ich.

Ich legte mich in meinem Bette auf und warf dem Porträt eine Knßhand zu: „Liebes Fräulein Mihi, ich danke Ihnen! Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen, und ich werde es Ihnen nie vergessen. Ich will die Ereignisse der Balletwelt jetzt genau verfolgen, und beim ersten Anlasse, der sich in Ihrer Künstlerlaufbahn bietet, sende ich Ihnen anonym einen Kranz, wie ihn in solchen

Dimensionen selbst die Prima-Ballerina noch niemals empfangen. Gute Nacht, Fräulein Misi, und seien Sie glücklich mit Fritz Berger, dies wünsche ich Ihnen aus tiefstem Herzensgrunde! ...

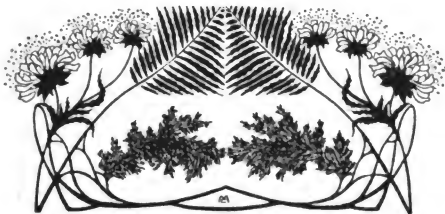
Mamas Seidenschlafrock raufchte durch den Korridor — fast unhörbar pochte sie an meine Türe: „Schläfst du, Sufel?“

„Nein, Mama.“

„Armes Kind,“ seufzte Mama, sie zögerte einen Moment, dann verlor sich das Raufchen.

„Armes Kind,“ — was sie nur wollen? Schon morgen werde ich ihnen den Standpunkt klar machen!

„Armes Kind“ — Herrgott, achtzehn Jahre war ich alt, und die Welt lag vor mir. Ich dehnte und streckte mich, mir schien es, als würde ich größer, wie drückende Fesseln fiel es nach und nach von mir. Dann hob es wieder an zu singen, zu klingen, innen und außen jauchzte es, ich faltete die Hände und hielt ganz still, dann lachte ich vor mich hin, in drohlig-seliger Erkenntnis: wahrhaftig, in meinem ganzen Leben war ich noch nicht so übermenschlich glücklich gewesen wie seit gestern — seit ich sitzen geblieben war.



Der Wiener Graben gegen den Stephansplatz

(Su dem Bilde Seite 91)

Der Platz im Mittelpunkte Wiens, dessen großstädtisches Getriebe unsre Abbildung vorführt, bildet den Uebergang vom Graben zum Stephansplatz und heißt „Stoß im Eisen“. Er hat seinen Namen von dem uralten Wahrzeichen der Kaiserstadt, dem an dem monumentalen rechtsseitigen Eckhause auf einem Steinsodol aufgestellten Baumstrunk, der ganz mit eisernen Nägeln beschlagen ist. Ein Sagenkranz hat sich um die Entstehung dieses „Stoßes im Eisen“ gewunden; nach der neuesten Forschung ist es die Wurzel eines mächtigen Lärchenbaumes, und seine Nägelbefleidung rührt von einem alten Handwerksbrauche her. Während sich zur Rechten dieses Platzes der Eingang in die Singerstraße zeigt, öffnet sich links ein Blick auf den in seiner ganzen Höhe sichtbaren Stephanssturm. Man erblickt schon vom Graben aus den mächtigen gotischen Turm mit seinen hohen Spitzbogenfenstern und zierlichen Giebeln vom Sodol bis zur Kreuzblume und dem glänzenden goldenen Kaiseradler an der Spitze. Bis vor einigen Jahren mußte man den Stephansplatz selbst betreten, um Dom und Turm betrachten zu können, wobei die große Nähe die Wirkung sehr beeinträchtigte. Als das den Ausblick hindernde alte Gebäude niedergefallen

wurde, um einem Neubau Platz zu machen, zeigte sich den Wienern zum erstenmal dieser überraschende Blick auf den altherwürdigen Stephanssturm, und es wurde der Wunsch rege, dieses prächtige Stadtbild für alle Zeiten zu erhalten. Einer Anzahl lokalpatriotisch gesinnter Männer verdankt Wien seine „Tomfreiheit“. Den Neubau ganz zu verhindern, war leider nicht mehr möglich, und man mußte sich darauf beschränken, eine möglichst große Grundfläche zu erwerben und frei zu erhalten, um den Ausblick auf den Turm zu retten. So entstand der schmale Bau mit abgerundeter Erde, der sich an das den Mittelpunkt unsers Bildes bildende Haus „Zum goldenen Becher“ anschließt. Im Flur des neuen Hauses erinnern zwei Gedenktafeln an diese patriotische Tat Wiener Bürger und die Förderung, die Kaiser Franz Josef dem Werke angedeihen ließ. Denn erst durch die vom Monarchen erteilte Bewilligung, daß der Stadterweiterungsfonds die durch die öffentliche Sammlung nicht gedeckten Mittel zum Ankauf des Platzes ergänze, wurde die Freilegung des Stephansdomees ermöglicht. Es ward auch die kleinste Spende angenommen, denn jedermann sollte sein Eckerstein beitragen können.

Ludwig Richter

Zu seinem hundertjährigen Geburtstage, 28. September 1903

Wem riefte der Name Ludwig Richter nicht die schönsten Erinnerungen wach, Erinnerungen an die sonnige Jugendzeit, an die Zeit der ersten Märchenbücher und an die Zeit des ersten Erwachens der jugendlichen Psyche zum eignen Sinnen und Träumen? Richter war einer derjenigen deutschen Künstler, die aus der Tiefe des Gemüts heraus schafften und sich daher mit ihren Werken mehr an das Gemüt als an die Phantasie wandten. Er unterschied sich dadurch namentlich von Moriz von Schwindt, mit dem er sonst viel Gemeinsames hatte, und mit dem er namentlich den Zug teilte, daß er dem Kreise der deutschen Romantiker angehörte, aber der von diesem Kreise vertretenen Richtung nur so weit folgte, als sie mit Weidung alles Krankhaften und Ueberspannten dem Gefunden und Lebenskräftigen zustrebte. Die Welt, in der Richter sein natürliches Verständnis fand und finden mußte, war die des Kinder- und Volks-gemüts. Er war einer der vorzüglichsten, zugleich aber auch einer der nationalsten Künstler, die unser Vaterland hervor-gebracht hat, und leiber spiegelt sich in seinen Lebensschicksalen vieles von dem, was derartigen Künstlern beschieden zu sein pflegt. Kann von seinen Erdentagen auch nicht ganz das gelten, was die Grabchrift von dem ihm fast gleichaltrigen und geistesverwandten, lebenswürdigen deutschen Tonmeister Albert Forsting meldet, daß sein Leben „Kampf mit Not und Leid“ gewesen sei, so trifft doch vieles davon zu; die Sonne des Glücks leuchtete ihm nur so weit, als er in der Bescheidenheit und der frommen Einsicht seines ruhigen, zufriedenen Gemüts einen beständigen Sonnenschein in sich trug: hätte ein Wachtspruch Kaiser Wilhelms I. es nicht anders gefügt, so würde nach einem in unermüdlicher Arbeit verbrachten Leben das Ende seiner Tage nicht vor Nahrungssorgen geschützt gewesen sein.

Ludwig, oder wie er mit seinem vollen Vornamen hieß, Ludwig Adrian Richter, war am 28. September 1803 in Dresden als Sohn des als Professor an der dortigen Akademie wirkenden Zeichners und Kupferstechers Karl August Richter

geboren. Als etwas Selbstverständliches schien der väterliche Beruf auch ihm vorbeschieden zu sein, und schon früh übte er sich in einer Kunstfertigkeit, die vielfach noch in den Banden einer veralteten Tradition und, was schlimmer, des Handwerksmäßigen lag. Er half seinem Vater bei der gewerbsmäßig betriebenen Herstellung von Kalender-



Ludwig Richter

radierungen und ähnlichen Arbeiten, durch die der ältere Richter sich das zu erwerben genötigt war, was ihm die färglich zubemessene Befoldung nur zum Teil gewährte. Das Beengende und Unzulängliche dieser Verhältnisse der „künstlerischen Hausindustrie“ ist von Ludwig in seiner Selbstbiographie in rührender Weise und nicht ohne den Anflug des ihm eignen lebenswürdigen Humors geschildert worden. Der aufgemerkte Knabe strebte über die Beschränkung seiner ersten Umgebung hinaus und wäre am liebsten Maler geworden, und es schien, als solle sein Ideal verwirklicht werden. Zweimal wenigstens lächelte ihm das Glück; der durch seine ersten selbständigen Arbeiten auf ihn aufmerksam gewordene russische Fürst Narischkin

nahm ihn als Zeichner auf einer siebenmonatlichen Reise durch Frankreich mit, und später gewährte ihm ein Gönner, der Verleger Christoph Arnold, die Mittel zu einem dreijährigen Aufenthalt in Italien (1824—1826). In Italien und namentlich in Rom, wo er sich der Gruppe der Raqaerener anschloß, bildete Richter sich zu einem tüchtigen Landschaftler aus, und dennoch lag die künstlerische Bedeutsamkeit, die ihm beschieden war, auf einem andern Gebiete, auf dem des Zeichners und Illustrators, auf dem er nicht nur einer der Größten und Bedeutsamsten, sondern ein wirklich Großer gemorden ist.

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland erhielt Richter eine Anstellung an der Zeichenschule zu Meissen, an der er zehn Jahre lang wirkte, um alsdann als Professor der Landschaftsmalerei an die Dresdener Akademie berufen zu werden, der er bis acht Jahre vor seinem am 19. Juni 1886 erfolgten Tode angehört hat. Während seines Meißener Aufenthaltes versuchte er sich, der Not und nicht

dem eignen Triebe gehorchend, mit seinen Zeichnungen zum „Landprediger von Walefeld“ zum erstenmal als Buchillustrator, und in gleicher Eigenschaft wirkte er an den Marbachschen „Deutschen Volksbüchern“ mit. Diese Arbeiten, sowie die Vorzeichnungen zu dem Buchschmuck von Musäus' „Volksmärchen“ begründeten seinen Ruf und bewiesen sehr bald, daß das Schicksal ihn auf die rechte Bahn gelenkt hatte. Hier aufzuzählen, was Richter als Zeichner und Illustrator alles geleistet, ist kaum möglich. Es sei nur daran erinnert, daß er innerhalb eines Zeitraumes von etwa zwanzig Jahren die Vorzeichnungen zu mehr als 2000 Holzschnitten geliefert hat und daß ihm ein ganz wesentlicher Anteil an dem Herbeiführen eines neuen Blüthealters für den deutschen Holzschnitt gebührt. Von seinen Hauptwerken seien angeführt die Sammlungen „Erbauliches und Beschauliches“, „Das Vaterunser“, „Der Sonntag“, „Gib uns unser tägliches Brot“, „Fürs Haus“, „Neuer Strauß fürs Haus“, „Goethe-Album“, die Illustrationen zu der „Spinnstube“ und sonstigen Hornschen Schriften, zu Nietsch's „Volkstaler“, Jeremias Gotthelf's Schriften, Becksteins Märchenbuch, Groths „Quidborn“ u. s. w. Als Meister des deutschen Holzschnitts, die hauptsächlich ihm ihre Bedeutung verdanken, seien Hugo Birtner und dessen Schüler August Gaber genannt.

Was der Stift des unermüdblichen Künstlers geschaffen, bewegt sich fast ganz und gar auf dem Gebiete unsers einheimischen Volkslebens. Er stellt uns dieses Leben in seiner ganzen Enge und Beschränktheit dar, aber auch mit dem ganzen Hauber der Poesie, die darüber ausgebreitet liegt. Er führt uns in die Kinder- und Wohnstube des deutschen Bürgerhauses, an die Arbeitsstätte des Handwerkers, er zeigt uns das kindliche Spiel, wie wir alle es einst getrieben, er zeigt uns den Ernst des Lebens und führt uns den Kampf vor, wie wir alle ihn gekämpft haben oder wie wir ihn noch kämpfen, aber er bannet auf sein Blatt auch den Sonnenschein, wie er sich verklärend auf das Alltagsleben mit seinen Mühen und Sorgen legt, er führt uns hinaus aus der engen Behausung, nicht nur in die traumliche, rebenumspannende Vorkaube und das sonnige Gärtchen, sondern auch weit in Flur und Feld, in den Wald und auf die Höhe mit dem Ausblick auf das in düstiger Ferne sich verlierende Landschaftsbild. Neben dem Leide des Alltagslebens läßt er dessen Freude erscheinen, das Stillehen Poesie, das jedem beschiedene ist, der sich mit der Ursprünglichkeit die Reinheit des Empfindens zu wahren weiß. Was uns eng und beengend erscheint, war für den Künstler die

Grundlage schlichter Natürlichkeit, aus der im Leben wie in der Kunst alles Große und Herrliche erwachsen muß.

Leo Tolstoj hat einmal von einem berühmten russischen Maler erzählt, der ein von einem seiner Schüler gemaltes Bild fortrigete habe. Er habe nur hie und da den Pinsel leicht angefaßt, und trotzdem sei die Folge die gewesen, daß der Schüler ausgerufen habe: „Sie haben nur zwei bis drei Striche gemacht, und dennoch finde ich mein Bild vollständig verändert!“ Worauf der Maler entgegnet habe: „Die Kunst fängt da erst an, wo kaum wahrnehmbare Striche große Wirkungen hervorbringen.“ Ludwig Richter gehörte in hervorragender Weise zu den Meistern, die mit wenigen Strichen den Charakter und den Wert eines Kunstwerks zu bestimmen wissen. Freilich war es ihm wie nicht leicht einem andern gegeben, sich mit der ganzen Frische eines ursprünglichen Gemüths in die ihn umgebende Natur zu versenken und sich von ihr so durchbringen zu lassen, daß er fähig wurde, mit wenigen Andeutungen uns ihr ganzes Bild vor die Seele treten zu lassen. Die wenigen Andeutungen enthalten bei ihm die Grundzüge ihres Wesens, d. h. das, wodurch sie vor allem auf uns einwirkt. Als er in den fünfziger Jahren einmal in dem anmutigen Loßwitz zur Sommerfrische eingelehrt war, schrieb er in sein Tagebuch: „O Gott, wie herrlich ist hier von meinem Plätzchen auf dem Berge die ganze Gegend. So himmlisch schön, so sinnlich schön. Der blaue tiefe Himmel, die weite grüne Welt, die helle Mailandschaft mit tausend Stimmen lebt.“ Was sein Verstand der Verständigen sieht, das hatte sich hier einem im besten Sinne kindlichen Gemüthe enthüllt, die unlösliche Einheit des sinnlich Schönen mit dem himmlisch Schönen.

Um das Charakterbild des Künstlers zu einem vollständigen zu machen, braucht nur noch angeführt zu werden, was der bescheidene Meister in den letzten Lebensjahren einmal von sich selbst sagte: „Kann meine Kunst nun auch nicht unter die Viten und Rosen auf den Gipfel des Paradies, so blühte sie doch auf demselben Pfade, an den Wegen und Pöngen, an den Hecken und Wiesen, und die Wanderer freuten sich darüber, wenn sie am Wege ausrubten, die Kindlein machten sich Sträuße und Kränze davon, und der einsame Naturfreund erquidete sich an ihrer lichten Farbe und ihrem Duft, welcher wie ein Gebet zum Himmel stieg. So hat es denn Gott gefügt, und mir ist auf vorher nicht gekannten und nicht gesuchten Wegen mehr geworden, als meine kühnsten Wünsche sich geträumt haben: Soli deo gloria.“

Ludwig Holthof



Schulneubauten in Stuttgart

Die rege Bautätigkeit, die augenblicklich in Stuttgart herrscht, erstreckt sich auf fast alle Gebiete des Bauprofesses und hat neben einer Reihe hervorragender Privatbauten auch verschiedene öffentliche Gebäude imposanten Charakters entstehen lassen. Unter diesen zeichnen sich namentlich zwei Schulgebäude aus, die mit dem Beginn des neuen Schuljahres ihrer Bestimmung übergeben wurden: das neue Haus für das Königin Katharina-Stift und das neue Eberhard Ludwigs-Gymnasium.

Die beiden Unterrichtsanstalten, um die es sich dabei handelt, zählen zu den hervorragendsten und angesehensten der württembergischen Residenz- und Landeshauptstadt und stehen in enger Beziehung zu der Geschichte des Schul- und Bildungsprofesses im Königreich Württemberg.

Das Katharina-Stift verankert seine Gründung der Königin Katharina Paulowna und wurde im Jahre 1818 als ein mit Internat verbundenes Institut zur höheren Ausbildung von Mädchen ins Leben gerufen, das ursprünglich fast nur von Offiziers- und Beamtenöchtern sowie von Töchtern ablicher Familien — vielfach auch aus dem Auslande — besucht wurde. Am 1. April 1903 gelangte es mit dem ihm in seinen Einrichtungen ähnlichen, jedoch aus weit späterer Zeit stammenden Königin Olga-Stifte in den Besitz der Stadt und nahm unter Aushebung des Internats im wesentlichen den Charakter einer städtischen höheren Mädchenschule an. Nach dem schon geraume Zeit vor dem tatsächlichen Uebergange zwischen staatlicher, kronstädtischer und städtischer Behörde abgeschlossenen Vertrage war durch die Stadt auf gemeinsame Kosten der genannten drei Vermögensverwaltungen ein neues Schulhaus zu erstellen, das namentlich vollendet und am 11. September seiner Bestimmung übergeben worden ist. Die Baustelle ist zwischen der königlichen Münze und dem oberen Teile der königlichen Anlagen an einer von der Neckarstraße nach den Anlagen führenden kurzen, neuhergestellten Verbindungsstraße so günstig wie möglich gewählt. Idyllische Ruhe umgibt das Haus, und aus der Mehrzahl der Schulzimmer eröffnet sich der Blick unmittelbar auf freundliches Wiesengrün und hochragende Baumgruppen. Das Gebäude erhebt sich dreistöckig auf hohem, der abfallenden Straße angepaßten Untergeröschosse. Die beiden Hauptschaufseiten sind aus dem bei Stuttgarter Bauten üblichen graugrünen Werkstein hergestellt, die Nebenseiten aus einem diesem in der Färbung ähnelnden Kunststein. Die Bauformen folgen in freier Behandlung dem den Uebergang aus der Spätgotik in die Frührenaissance vermittelnden Baustil, wie er vielfach in der Architektur alter deutscher Reichstädte hervortritt. Die hohen, von einem aus Kupfer getriebenen Dachreiter überragten Ziegeldächer stimmen farblich mit ihrem Braunrot zu dem Werkstein und dem Baum- und Wiesengrün der Umgebung sehr glücklich zusammen. Das von dem städtischen Baumeister nach den Plänen und unter Leitung von Stadtbaurat Mayer ausgeführte Schul-

gebäude enthält neben den erforderlichen Verwaltungsräumen 28 Schulzimmer für je 36 bis 42 Schülerinnen, einen Zeichenaal, einen Saal zum Unterricht in der Naturgeschichte, Chemie und Physik, je einen Saal zum Unterricht im Singen und Tanzen, sowie eine ornamental ziemlich reich ausgestattete Turnhalle, die zugleich als Festaal verwandt werden kann. Heizungs-, Lüftungs- und Beleuchtungsanlagen sind nach den bewährtesten modernen Systemen hergestellt. Als besondere Einrichtung, die wohl noch bei keiner deutschen Schule anzutreffen sein dürfte, ist die einer großen Spielhalle hervorzuhelien, eines pré au covert, wie die Franzosen sie nennen. Sie schließt sich in gleicher Höhe dem an sie anstoßenden offenen Spielplatz und Garten an, mit dem sie durch vier große Tore verbunden ist.

Das Eberhard Ludwigs-Gymnasium ist die älteste Gelehrtenschule des Landes und wurde unter Herzog Friedrich Karl, dem Administrator und Vormund des minderjährigen Eberhard Ludwig, im Jahre 1686 zu einem sogenannten Gymnasium illustre ausgebildet. Die Anstalt hat sich bis zum heutigen Tage in ihrem alten, aus dem 17. Jahrhundert stammenden, an der dormaligen Kronprinzenstraße gelegenen Heim erhalten, das sich trotz eines um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vorgenommenen Umbaues schon längst als für seine Zwecke nicht mehr genügend erwies. Um so praktischer, schöner und bequemer ist das mit seinem Hauptflügel und dem dreiteiligen Hauptportal sich der Holzgartenstraße zulehrende neue Gebäude. In glücklicher Weise fügte es sich, daß mit dem neuen Gymnasium die neue staatliche Turnhalle auf dem teils in staatlichem, teils in städtischem Besitz befindlichen Gelände des alten Holzgartens verbunden werden konnte, und zwar so, daß sich für beide Anstalten ein gemeinsamer geräumiger Turn- und Erholungshof herstellen ließ. Das dreistöckige Gymnasialgebäude, ein Zweiflügelbau, dessen beide Flügel zwischen Garnisonkirchenplatz und Poppenlaufriedhof unter spitzem Winkel aneinanderstoßen, enthält wie das alte 22 Klassenzimmer für je 36 bis 40 Schüler, einen Zeichenaal, einen Lehrsaal für Physik und Chemie, einen solchen für Naturgeschichte, zwei Bibliothekräume mit Lesezimmer, ein Musikzimmer, einen Festaal, ein chemisches Laboratorium mit Akkumulatoren- und Dunkelraum und dazu in hinreichender Anzahl Diensträume für Rektor und Lehrpersonal. Heizungs- und Beleuchtungsanlagen sind ebenfalls nach bewährtesten modernen Systemen eingerichtet, erstere als Niederdruckdampfheizung mit elektrischer Lüftung, letztere teils mit elektrischem, teils mit Anerschem Gasglühlicht. Die künstlerische Durchbildung des nach Plänen und unter Leitung von Baurat Gebhardt ausgeführten Bauwerks strebt im Außern sowohl wie im Innern nach einer durch die Natur der Aufgabe gebotenen einfachen und erstens Formgebung im Geiste der frei behandelten italienischen Hochrenaissance und beschränkt den bildnerischen Schmuck auf einige wenige hervor-
ragende Punkte. f. 3.



Zur neuen Königin-Rathena-Bau: Ansicht von der nach den Anlagen führenden Straße aus
Zur neuen überbau Schulg-Gymnasium, Hauptausseite

Schulneubauten in Stuttgart

Literatur

Tollor Karl Krell, der Befehrer der von seinem Vater gegründeten mehrerbetretenen Zeitschrift „Deutsche Mode“, fühlt sich trotz seines Reichthums und seiner in jeder Beziehung glänzenden Verhältnisse unbefriedigt und unbehaglich. Er möchte in irgend einer Sache etwas Großes leisten, irgend eine Tat begeben, das heißt, Musik, Wägen, Nerven, den ganzen Menschen anspannen. In dieser Stimmung faßt er den Entschluß, eine Meile um die Welt zu machen, und zwar — soweit das möglich ist — auf dem Fieberei; er will von Zeit zu Zeit seinen Watt-Vertrieb fällen, die Tüthen und Gebrauche der verschiedenen Länder schildern. Als dies bekannt wird, sendet das Konturgenunternehmen „Berliner Mode“ feinerichtig alsbald eine Tame zu gleichem Zweck und ebenfalls auf dem Strohloos aus, indem sie ihren Eifer verheißt, daß diese nicht nur interessanterer Schilderungen liefern, sondern auch die gewaltige Meile schneller durchfahren werde. Die Konturgen und Genanten des Tollors in diesem von ihm ganz und gar nicht beabsichtigten Wettstreit ist Fraulein Lucy Eppermann, die so waader den schweren Kampf ums Tafeln für sich und ihre beiden kleinen Schwestern führt, und für die Krell schon längst ein tieferes Interesse gefaßt hat. Wie es nun zugete, daß für diese beiden Wettstreiter auf dem Strohloos ihre Meile zu einer Fahrt nach dem Glück wird, das erhaltet und Wilhelm Wener-Förster in der ihm eignen fesselnden und anziehenden Weise in seinem Nachfolgerroman „Die Fahrt um die Erde“, der soeben in neuer illustrierter Ausgabe bei der Teutischen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen ist. Mit den Sportbildern wechseln darin prächtige landschaftliche Schilderungen ab; die psychologische Entwicklung, die sich in dem Toller und der schlanken und taftwilligen Lucy, wie in dem zweiten Paar, Richard und Woland Schirmmeister, gezeichnet, erfüllt den Leser mit lebhaftem Interesse, und die Charakteristik nicht nur der Hauptpersonen, sondern auch aller Nebenfiguren, so vor allem des alten biedereren Lüneburger Schneidermeisters Adolf Schirmmeister, zeigt den Verfasser wiederum als einen Meister der Erzählungskunst. Die hübschen Bilder, die den eleganten Band schmücken, hat Adolf Wald geliefert, der auch Wener-Försters in gleichem Verlage erschienenen „Karl Heinrich“ — demnach das Uebrig zu seinem Schauspiel „Mit-Heidelberg“ — illustrierte. Allen Verehrern des allerbsten Erzählers dürfte diese neue Ausgabe der „Fahrt um die Erde“ willkommen sein, die ihm literarisch auch viele neue Freunde gewinnen wird. — Wir benutzen diesen Anlaß, um unsern Eifer davon Mitteilung zu machen, daß von Wener-Försters im gleichen Verlage erschienenen Roman „Elena S.“ soeben bereits das 8. Tausend ausgegeben wurde. Dieser fesselnde Roman hat, wie zu erwarten war, besonders auch in Sportkreisen lebhaften Anklang und Beifall gefunden, was auch die Neuberungen der sportlichen Fachpresse darüber zu erkennen geben.

— Seitdem Alara Wiebig das Eifel-Duchland als eine fruchtbarere Romangegend entdeckt hat, ist für sie Nachahmer gefolgt, welche wie unersäuflich. Zu den berufenen gehört unbedingt Emma Flett, die in ihrem Buche „Auf vulkanischer Erde“ ein sehr adäquates Talent für realistische Darstellung behundet (Berlin, Fontane & Comp.). In der Darstellung bester Dinge ist sie freilich sehr vorwogen, und dazu mangelt ihr auch der poetische Schwung, der die Erzählungen der Eifel-Entdeckerin auszeichnet. Aber mit hübenem Griff packt doch die Verfasserin die Menschen und die Verhältnisse an und weiß dem dauernden Kleinleben, so alljährlich es auf den ersten Blick erscheint, fesselnde Seiten abzugewinnen. Im Grunde sind es freilich die allbekanntesten Geschichten: Liebe und Untreue, Eiferhuch und Lebenshuch, die bis zu Totschlag und Mord führen können. Tergleichen ist oft genug gezeichnet und geschieht immer wieder, und es kommt nur darauf an, wie ein Autor, der auf diesen „veralteten“ Stoff zurückgreift, ihn einzufleiden und auszugestalten versteht. Der Verfasserin ist es nun gelungen, dem Leser für ihre Helden, so schwere Schuld sie auf sich geladen, aufreizendes Mitleid zu erwecken. Der knorrige Mattias, der seinen Nebenbuhler erschlug, ist ein weit besserer Charakter als sein Opfer, und die arme Bente, die jenem die Treue gebrochen, muß schwere Buße erleiden. So fängt der Roman ohne Verlochung, aber doch mit dem Einbruch voller Lebenswahrheit aus.

— Seit dem Verstummen der drei großen Dichter Mickiewicz, Slowacki und Krasiński ist auch im polnischen Schrifttum der

Einfluß der Poeße (Karl und Epif) zurückgetreten; wie bei andern Völkern gleichfalls, sind es Romane und Novellen, die die schöne Literatur Polens beherrschen. Von den älteren Autoren ganz abgesehen, ist ihre moderne Novellistik so reich an hervorragenden Talenten, daß auch das Ausland sich dieser, von ihnen Kenntnis zu nehmen; eine Reihe der wertvollsten Erstleistungen liegt auch bereits in guten deutschen Uebersetzungen vor. Von den zeitgenössischen polnischen Autoren hat sich Heinrich Sienkiewicz zuerst durch seine historischen Romane bekannt gemacht; es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, seine im Zeitalter Veros spielende Erzählung „Quo vadis“ (von der eine Uebersetzung in besonders eigenartiger Ausstattung bei der Teutischen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschien) habe ihm eine Weltberühmtheit erworben. Nicht minder bedeutend aber ist Sienkiewicz im psychologischen Roman, wie dies sein in Tagebuchform geschriebener Roman „Eine Tagma“ darthut, von dem eine musterhafte Uebersetzung gleichfalls bei der Teutischen Verlags-Anstalt in Stuttgart herausgegeben ist. Um dies hochbedeutende Werk nun auch mehreren Kreisen bekannt zu machen, hat man sich entschlossen, es von ihm jetzt eine neue billige Ausgabe (geb. M. 2.50, geb. M. 3.50) veranstalten zu lassen, auf die wir unsre Leser aufmerksam machen wollen. „Eine Tagma“ zwingt den Leser von der ersten bis zur letzten Seite in seinen Mann und führt in der Selbstüberwindung der äußeren und inneren Erlebnisse des Erzählers zugleich die tiefsten philosophischen und religiösen Probleme, die die moderne Menschheit bewegen. Der Held des Romans, Leon Wodkowski, detennt im Eingange: „Ta ich nun funfunddreißig Jahre alt geworden bin, ohne mit sagen zu können, jemals etwas für mein Dermaland getan zu haben — die Wohlthat abgerechnet, hataterich das Unglück gehabt, fast ganz im Stillen zu leben —, weil ich ferner dieses Bekenntnis mit einem gewissen Gefühl der Bitterkeit ablegte trotz des Dumose, mit dem ich anwelen die Thatlage auffasse, und trotz des Egoismus, der mein ganzes Wesen durchdringt, habe ich mich entschlossen, meine Erlebnisse aufzuschreiben.“ Die Irrungen dieses Verzens, die für ihn vorhängnisvoll werden, und die geistigen Stämpfe, die Wodkowski durchmacht, verleiht Sienkiewicz in einer Weise zu schildern, die ihn den hervorragendsten Meistern des psychologischen Romans an die Seite stellt.

— Mit der Herausgabe einer Geschichte der modernen Kunst in Einzelbänden, die bis auf 14 Bände berechnet hat vor kurzem der Verlag von C. F. Schwann in Leipzig begonnen. In den Einführungsworten des Verlegers heißt es, daß diese Geschichte „weniger Meinungen als Thatfachen, weniger Geistesblitze als klare Belehrung spenden soll“, und diese Verheißung ist um so erfreulicher, als gerade die Kunstgeschichte in neuester Zeit zum Tummelplatz feuilletonistischer Schaumschlägerei gemacht worden ist, die ihre Wöhen bisweilen sogar mit professoraler Würde betreibt. Im ersten Band behandelt Karl Eugen Schmidt die französische Malerei des 19. Jahrhunderts in ihrer überschicklichen Entwicklung der führenden Meister wie der verschiedenen Richtungsgruppen unter Würdigung des geschichtlichen Zusammenhangs. Seine treffenden Charakteristiken, die durchweg von besonnenem Urteil zeugen, werden durch 138 Abbildungen unterhüht, in denen nicht bloß die bekanntesten Meisterwerke der französischen Malerei von 1800 bis 1900, sondern auch manche weniger bekannte oder in Vergessenheit geratene Werte vorgeführt werden, deren Bedeutung erst die retrospektive Uebersicht auf der Weltausstellung von 1900 in das richtige Licht gerückt hat. — Der zweite und dritte Band ist der österreichischen Kunst von 1800 bis 1900 gewidmet, die in Ludwig Doves ein Geschichtsschreiber von umfassender Sachkenntnis gefunden hat. Eine warme Vereinerung spricht aus diesem ungemein anregend geschriebenen Buche, von dem man sagen kann, daß sein Verfasser Vergangenes und Gegenwärtiges mit gleicher Liebe umfaßt und daß er sich, wenn er auch als Tageskritiker mit beiden Füssen im Lager der Modernen steht, ein offenes Herz für die guten Alten bewahrt hat. 250 Abbildungen gewahren einen schönen Uebersicht über den reichen Schatz, den die Oesterreicher unserm Kunstbesitz zugeführt haben. — Das Wägen und Wägen Wägen mähen der letzten fünfzig Jahre, die es von der nur schlichten bairischen Weidens zur herrlichen Kunst- und Großstadt erhoben, liegt dem Roman „Die Frauen“ von Emma Merk zu Grunde (Tresden, Carl Neisner). In dem Beispiel zweier bürgerlicher Familien wird der merkwürdige Wandel vor Augen

gedrückt, und zwar sind die drei Frauen Mutter, Tochter und Enkelin. Während wir die erste, eine echte Vertreterin des vorwärtigen Wandens noch ganz belangen sehen im Sinne einer engherigen und laienhaften Weltanschauung, erstreut sich ihre Tochter schon eines weiten Blickes, und mit Hilfe des Mannes, den einst die irreguläre Mutter sich entzundet hatte, gelangt es ihr, sich allen verbotenen Familientraditionen zum Trotz die Freiheit zu erringen. Wohl wahr ist erstes Liebesleid nur kurze Zeit — ihr Gatte fällt auf Frankreichs blutgranitem Boden —, aber in der Erziehung ihres frisch herangerühenden Töchterchens findet sie Trost, und später erblüht ihr, die in der Jugend so wenig Liebe genossen, noch ein neues, süßes Glück. In sinnlicher Verflucht widerriecht sich dem zunächst ihre Tochter, eine begabte Künstlerin, bis auch sie die bewingende Gewalt der Liebe spürt und nun selbst die Vereinigung der beiden „Alten“ herbeiführt. Das eigene Glück erstarrt sich die Enkelin nicht ohne Schmerzen, manche herbe Enttäuschung wird ihr zuteil, aber sie ist ein tapferes Mädchen von klarem Blick und festem Willen, und schließlich gelangt es ihr sogar, den Groll der alten, verbitterten Großmutter zu überwinden. Als Schutzgeist wacht über Tochter und Enkelin jener Frau, die er einst zu lieben glaubt, der wadere Onkel Friedel, ein Mann, der mit klugen Blick den Geist der neuen Zeit begriffen hat und mit jugendlicher Begeisterung für ihn eintritt. So haben wir nun die Romanen in einem vor uns eigentlich sind aber sogar vier, aber an der richtigen Verbindung läßt es die Verfasserin trotz des etwas sprunghaften Ganges der Ereignisse nicht fehlen. Mit lebhafter Teilnahme folgt man der Familiengeschichte und hat besonders Begehagen an den Schilderungen aus dem alten München, dem die übrige Welt noch als ein kaum verblühtes Barbarenland erschien.

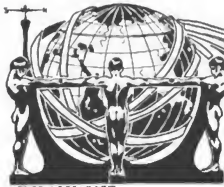
— Ueber Membrandis künstlerischen Entwicklungsgang auf Grund seiner im Berliner Museum vorhandenen Silber vorredet sich Wilhelm im Vorwort in der fürsich erscheinenden 18. Lieferung der prächtigen Publikation über die Gemälden der des königlichen Museums in Berlin, die von der Generalverwaltung der königlichen Museen herausgegeben wird (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung). Wie oft wir auch diesen feinsten und gränzlößlichen Kenner Membrandischen Geistes über die Kunst seines Lieblingsmeisters reden gehört haben, so will es uns doch scheinen, als hätte er niemals wärmer und hinreichender geschrieben als in dieser prägnanten Charakteristik, die zur Würdigung des Berliner Weibes an Werken Membrandis hindereit. Auf diese staunliche Weise mit besonderem Stolze zu blicken, hat Wode gerade Ursache, da die Hälfte davon durch seine unbläßige Nachahmung der Museen geführt worden ist. Vier Abbildungen nach Bildern Membrandis (Ter Waldwehler, Simon bedroht seinen Schwiegervater, der Orvis mit einem Stoch in der Hand und Joseph, mit dem Engel ringend) schmücken den Text, und unter den acht Einzelblättern, die der Lieferung beigegeben sind, befindet sich eine Habierung von fastlich intimen Keiz nach Membrandis Frau des Tobias aus der „Jezze“, die Karl Köpping mit gewohnter Meisterhaft ausgeführt hat. Ein herzogendes Meisterwerk der Habernadel ist auch Wilhelm Ungers Habierung nach einer holländischen Wohnstube von Pieter de Coode. Eine dritte Habierung von Wilhelm Kober gibt Jurbarans Gemälde „Thomas von Aquino beim hl. Bonaventura“ wieder. In drei von der Reichdruckerei vortrefflich ausgeführten Holzschnitten sind das arbeitslose Koncert von Luca Signorelli, die Anbetung der Könige von Hans von Kulmbach und die Bildnisgruppe des Kölner Bankiers Jakob mit seiner Familie von Charles Lebrun reproduziert worden.

— Während der mexicanischen Konflikt entbrannt war, brachen auch in Mittelamerika Wirren aus, um angeblich eine centralamerikanische Union ins Leben zu rufen. Im politischen Sinne versteht man unter Zentralamerika die Gebiete zwischen Mexiko im Norden und Nordwesten und Panama im Südosten: die fünf Republiken Guatemala, Honduras, Salvador, Nicaragua und Costarica, mit Einschluß von British-Honduras und der Mosquitoreferation. Während eines Zeitraumes von beinahe zwölf Jahren hat Dr. Karl Sapper, früher Privatdozent für Erd- und Völkerverkunde an der Universität Leipzig, jetzt Professor an der Tübinger Hochschule, diese an Naturfakten so reichen Länder bereist und erforscht. Er hat seine Erlebnisse und Beobachtungen in einem bei A. Neumann & Sohn in Braunschweig erschienenen Werke niedergelegt, das den Titel führt: „Mittelamerikanische Reisen und Studien aus den Jahren 1898 bis 1900“, mit einem Titelbilde, 60 Woodbildungen und 4 Karten. Da Professor Sapper, der in-

zwischen abermals in Zentralamerika gereist hat, um die dortigen Ertragsgebiete zu bereisen, ungemün ansehend zu schätzen versteht, so verdient sein Buch nicht nur den Fachgelehrten, sondern den sich für Mittelamerika interessierenden Kaufleuten und Industriellen, sondern auch allen Freunden der Länder- und Völkerverkunde überhaupt warm empfohlen zu werden. Im ersten Teil entwirft er ein Bild des mittelamerikanischen Pflanzenlebens und schildert seine eigentlichen Ackerfrüchte; der zweite enthält zunächst ein allgemeines Naturgemälde des südlichen Mittelamerika und eine Darstellung seiner Produktion, während die folgenden Kapitel den jetzt wohl durch den von Union beschlossenen Ausbau des Panamanalkanals aussehlos gewordenen mittelamerikanischen Kanal, Mittelamerikas Handel und den deutschen Anteil daran, sowie die Wänerverhältnisse, den Kaffeewald und die Kaufkultur und Indiakultur behandeln.

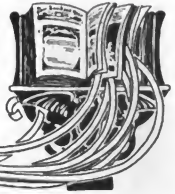
— „Um neuen Teil der „Allgemeinen Naturkunde“, die das Bibliographische Institut in Leipzig herausgibt, behandelt Dr. W. Wilhelm Meyer, der frühere Leiter der Urania in Berlin, die „Naturkräfte“. Der Verfasser hat es verstanden, eine erstaunliche Fülle von Wissen in diesem stattlichen Bande, der mit 474 Abbildungen im Text und 20 Tafeln in Holzschnitt, Kupfer und Farbdruck versehen ist, dem Leser in geschmackvoller Form zu bieten. Es ist gelungen, die gesamten physikalischen und chemischen Erscheinungen in einem „Weißbild“ entstehen, an dem der Leser der genetische Zusammenhang der ganzen Materie logisch und überzeugend vor Augen geführt wird. In gewohnter Weise weis er das Interesse des Lesers selbst bei der Behandlung der schwerer in geläufige Formen zu drängenden Stoffe regge zu halten und durch populäre Ausdrücke, die aber die Grenzen der Realität nicht überschreiten, die Phantasie des Lesers anzuregen. Nach einer dem Charakter des Stoffes entsprechenden Einzelbehandlung der getrennten physikalischen und chemischen Gebiete faßt er im letzten Teil des Werkes, der Stufenfolge der Naturvorgänge, die gesammelten Fäden zusammen und vermischt sie in einem festem Bande, das die ganze Welt vom Atom bis zu den unermeßlich weiten Ozeanen des Himmels umspannt. Es ist ein großer Genuß, nach der anregenden Lektüre schließlich das ganze Weltgebäude als Universum vor den Augen aus dem kleinsten Partikeln entstehen zu sehen.

— Wie sehr unfer ganz mit Unrecht vielfach als einseitig materiell hingestellte Zeit gerade religiöse Stoffe liebt und bevorzugt, dafür liefert die enorme Verbreitung zahlreicher biblischer Werke, die solche behandeln, einen unwiderleglichen Beweis. Einen geradezu beispiellosen Erfolg hat zumal ein der Weltliteratur angehörendes Werk gehabt, um dessen Einführung und Eingliederung bei der deutschen Leserschaft die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart durch die Herausgabe einer tabellenlosen Uebersetzung in verschiedenen Ausgaben ein großes Verdienst erworben hat. Wir meinen den berühmten, in der Zeit Christi spielenden Roman „Ben Sur“ des nordamerikanischen Staatsmannes und Generals Lewis Wallace, mit Genehmigung des Verfassers erst nach dem Englischen bearbeitet von W. Hammer. Der Autor hat sieben Jahre lang alle Zeit, die ihm von seinen politischen Pflichten übrig blieb, diesem herzogenden Werke gewidmet, das dem Lesers durch die Lebendigkeit und Anschaulichkeit seiner Schilderungen so lebhaft in jene länger vergangene Zeit und in die morgenländische Umwelt versetzt, daß er sich der Gegenwart förmlich entzieht fühlt und mit steigender Spannung den farbenreichen Szenen folgt. Wallace schrieb das Buch, bevor er den Schauspiel der darin erzählten Ereignisse befaßt hatte, und wie gemessen hat, genau die Vorlieben gewesen waren, die er gemacht hatte, erhellt wohl zur Genüge daraus, daß er bei seinem späteren Besuche in Palästina seinen Anblick fand, auch nur eine Zeile zu ändern. Dummerweise hat diese Erscheinung, die mit der Geburt des Erlösers in Bethlehem einreißt und einige Jahre nach dem Trauma auf Golgatha seinen Abschluß findet, bereits entzündet und erbaht; um aber den Kreis ihrer Lesers noch mehr zu erweitern, hat die Verlags-Anstalt fordern eine neue wohlfeile Volksausgabe davon herausgegeben, die in einem eleganten Geschenkbuch 3 Bände, in einem einfachen Band 2 Bände und gefaltet nur 1,75 Mark kostet. Es darf als ein verdienstvolles Unternehmen bezeichnet werden, derartige begiedene und durch ihre Lektüre erheben wirkende Werke zu billigen Preisen überhaupt zugänglich zu machen, und jedenfalls wird „Ben Sur“ (von dem übrigens im gleichen Verlage auch eine prächtig illustrierte Ausgabe vom Preise von 12,50 Mark herausgegeben ist) dadurch viele Tausende neuer Leser und Besunderer gewinnen.



FITZ-HEGENBART.

AUS ALLER WELT



Die neue evangelische Christuskirche in Mainz

Kürzlich ist in Mainz ein zweites evangelisches Gotteshaus, die neue Christuskirche, feierlich eingeweiht worden. Sie erhebt sich auf einem 3842 Quadratmeter großen Gelände der Kaiserstraße und ist nach den Plänen des am 11. März 1897 verstorbenen Mainzer Stadtbaumeisters, Saurat Kreyffig, unter Leitung des Architekten Franz Frederikson aus Mainz ausgeführt worden. Am 25. September 1898 erfolgte die Grundsteinlegung, 1901 waren die mit Streunen betronten Stiebel errichtet und der mächtige Turm bis zu der Höhe gebracht, wo das Viereck in ein Zwölfeck übergeht, und im Frühjahr 1902 waren alle Gewölbe und Freitreppen fertig, so daß man die Aufstellung des Eisengetripes

der Kuppel und der eisernen Träger für die Laternen in Angriff nehmen konnte. Die hochtragende Kirche, die ein Vorgarten ziert, liegt nach allen Seiten frei; sie zeigt den Stil der italienischen Hochrenaissance,

als Material diente elsfäßiger Sandstein. Die turmartig aufgebaute Kuppel erreicht eine Höhe von 90,15 Metern. Die Kirche faßt im ganzen 1700 Personen und zählt somit zu den größten in Teutschland. Die von einem Privatmann gestiftete Orgel, die 30000 Mark gekostet hat, befindet sich über dem Haupteingang. An bildhauerischem Schmuck zeigt die innere Fläche der Hauptkuppel in vier Reliefs: die Speisung Hungerner, die Befreiung von der Pest, die Krankepflege und die Tröstung Gefangener. Die den Raum farbenfreudig belebenden Glasmalereien stellen dar: das Verlöbniß Maria und Josephs, die Himmel-

fahrt Christi, die Bergpredigt, die Taufe Jesu im Jordan, die Via dolorosa, Maria, Paulus, Luther, Calvin u. a. m. Vereine und Privatpersonen stifteten die Abendmahlsgefäße, das silberne Taufgerät, die Altar-Bruchbibel, silberne Leuchter, Bronzelandelaber u. s. w. Die Glocken, die in 90 Metern Höhe über dem Straßenniveau hängen, besitzen ein Gesamtgewicht von 4900 Kilogramm. Eine offene Säulenhalle führt von der Kirche zu den Neubauten mit den Wohnungen der Geistlichen, Sitzungs- und Konfirmandensalen, Liedererziehung u. s. w. Die Gesamtkosten des mächtigen Baues beliefen sich auf etwa 1300000 Mark, der von der Stadt Mainz geschenkte Platz hat einen ungefähren Schätzungswert von 600000 Mark. Das impotante und weithin sichtbare Gotteshaus ist ein Zeichen kräftigen Emporblühens der gegenwärtig etwa 30000 Mitglieder umfassenden protestantischen Gemeinde von Mainz.

Das Prinzregenten-Denkmal in Würzburg

Würzburg, die unterfränkische Kreis Hauptstadt, hat zu dauerndem Gedächtnis an die am 12. März 1821 dahier erfolgte Geburt des Prinzregenten Luipold von Bayern die sem ein eigenartiges Denkmal errichtet. Umgeben von einem ein halbkreis bildenden Säulenbau, steht auf einem Steinsockel die in Bronze gegossene Figur des Fürsten, der in großer Generalsuniform, seitlich rechts den Hermelinmantel erhaltend, mit der Linken den Säbel haltend, erscheint. Luipold, Prinzregent von Bayern, lautet die Inschrift. Eine weitere, auf dem Mittelsteiler des Säulenbaues gleichfalls in vergoldeten Buchstaben eingemeißelte Inschrift besagt: Dem edelstem Sohne der Stadt



Die neue evangelische Christuskirche in Mainz. Erbauft nach Plänen von Saurat Kreyffig

Würzburg zum 80. Geburtstag in Liebe und Treue gewidmet 1901." Tatarer erhebt sich auf einem Postamente, von zwei Füllhörnern und einem goldenen „L.“ geschmückt, die 2,72 Meter hohe eberne Gestalt der Würzburgia. In halb kniender Stellung schlägt sie um das zu ihren Füßen in der Wiege ruhende Königskind Euitpold den schirmenden Mantel, mit der rechten Hand ihm die künftige Herrscherkrone segnend. In gleicher Höhe mit diesem Bildwerk erheben sich auf dem Kupferdache des Baues zwei Gruppen großer feinerer Kriegstrophäen. Ueber den beiden abschließenden, das bayerische und das Würzburger Wappen tragenden Giebeln sind jene angebracht. Ein Fries, in seinen Feldern links die in Stein gearbeiteten Embleme von Elektrizität, Eisenbahn, Licht, Dampf, Meteorologie, Wissenschaft, Handwerk, Kunst und Musik, rechts diejenigen von Schifffahrt, Obstbau, Landwirtschaft, Gartenkunst, Kriegswissenschaft, Goldschmiedekunst, Fischerei, Jagd und Industrie tragend, bekrönt die Säulengiebel. Der mittlere Pfeiler weist, von Palme und Lorbeer umschlossen, das Emblem des Weinbaues, der Spezialität Würzburgs, auf. Das Prinzregenten-Tentmal, inmitten der gärtnerischen Anlagen des Glacis am Bahnhofspolze stehend, ist die Schöpfung des königl. Kademie Direktors Reichsrats Ferdinand von Miller in München, die Architektur hierauf das Werk des Konserualors am königl. Nationalmuseum Angermair.

Albert Erdmann v. Levetzow †

Auf seinem Gute Gossow bei Königsberg in der Neumark verstarb in der Nacht zum 12. August der frühere Reichstagspräsident, Wirkl. Geheimrat von Levetzow. Albert Erdmann v. Levetzow war am 12. September 1828 geboren, studierte Jura und Cameralia in Berlin, Heidelberg und Halle, trat

1849 in den preussischen Aufzugsdienst, wurde 1855 Major und 1857 als Stabsarzt in das Kriegsministerium berufen. Im Jahre 1860 trat er aus dem Staatsdienst aus, um sein väterliches Gut Gossow zu übernehmen. Ten Stellung des Jahres 1866 machte er als Führer einer Kavallerie-Schwadron mit. Im Jahr darauf wurde er Kommandant des Kreis-Königsberg in der Neumark; er war dann von 1876 bis 1896 Landesdirektor der Provinz Brandenburg und wurde 1892 zum Wirkl. Geheimrat ernannt. Mitglied des Reichstags war er von 1867 bis 1871, von 1877 bis 1884 und dann wieder ununterbrochen von 1887 bis 1890, und zwar für den Wahlkreis Königsberg i. N., erster Präsident des Reichstags von 1881 bis 1884 und von 1888 bis 1890. Das Amt des Präsidenten hat er stets mit Unparteilichkeit, Geschäftsfertigkeit und entgegenkommender Liebesswürdigkeit geführt; drohenden Bestimmungen mußte

Wirt G. Schreyer, Göttingen
Albert Erdmann von Levetzow †



Das Prinzregenten-Denkmal in Würzburg. Von Ferdinand von Miller

er oft durch ein glücklich gewähltes Scherzwort zu be-
gegneten. Das Präsidium Leo-
wehows fand am 23. März 1896
ein jähes Ende: nachdem die
Reichstagsmehrheit den Vor-
schlag seines Präsidenten, den
Fürsten Bismarck zu seinem
achtzigsten Geburtstag zu be-
glückwünschen, abgelehnt hatte,
erklärte Leoehow, daß er das
Präsidium niederlege; auch der
zweite Vizepräsident, der na-
tionalliberale Dr. Bürlin, legte
sein Amt nieder. v. Leoehow
gehörte dem Reichstag bis zum
Schluß der letzten Legislatur-
periode an; zunehmende Krank-
lichkeit verbinde ihn jedoch
immer mehr am Auftreten in
der Öffentlichkeit. Für den
neuen Reichstag hat er nicht
wieder kandidiert. Seit dem
Februar 1890 war er Mitglied
des preussischen Herrenhauses
auf Lebenszeit; außerdem war er Mitglied des preussischen
Staatsrats (seit 1884), des brandenburgischen Provinzialland-
tags und des heimischen Kreistages.

Herbstmanöver der deutschen Kriegsmarine

Bei den alljährlichen großen Herbstmanövern der deutschen
Kriegsmarine soll unter Zugrundelegung der verschiedensten

Verhältnisse ihre Schlagfertigkeit erprobt und ihre militärische
Kraft gemessen werden. Die Linienschiffe „Wittelsbach“,
„Jägerin“, „Wettin“, „Kaiser Friedrich III.“, „Kaiser Wil-
helm II.“, „Kaiser Wilhelm der Große“, „Kaiser Karl der
Große“ und „Kaiser Barbarossa“ repräsentieren die Haupt-
kraft der heimischen Seemacht. Das erste Bild zeigt die
Linienschiffe in Gefechtsformation. In doppelter Staffellinie



Die Linienschiffe des 1. Geschwaders in Gefechtsformation



Durchbruch der Torpedobootdivision durch das 1. Geschwader vor Helgoland

dampfen die gleichartigen Panzer, die als Unterscheidungsmerkmal nur Ringe verschiedener Zahl um beide Schiote tragen, voraus. Tie im Vorlopp hochgezogenen kleinen schwarzen Ralle zeigen an, daß die Schiffe mit „ganzer Fahrt“ dampfen. Auf dem äußersten rechten Hügel, im Wilde also links, fährt das Flaggschiff des Geschwaders, „Kaiser Friedrich III.“ Von hier aus werden die Uebungen geleitet. Flaggen Signale übermitteln den Schiffskommandanten die Befehle des Admirals. Durch sie werden die Fahrgehwindigkeit, der Abstand der Schiffe und die Formationsart bestimmt. Es bedarf der größten Ebnacht und Geistesgegenwart, sowie der vollständigen Verechnung über die gewaltigen Maschinenanlagen der mächtigen Panzer von 13000 Tonnen Wasser-Verdrängung, um die Schiffe zu leiten, um bereit zu sein, in jeder Minute einen andern Kurs einzuschlagen, um sicher ein- und auszuweichen und ohne jeden Zeitverlust jede Fahrveränderung sofort auszuführen. Während des geschäftsmäßigen Wartens halten die Torpedoboote sich im Schutze der Linienschiffe, also an der dem Feinde abgewendeten Seite. Das weite Bild zeigt einen Durchbruch der Torpedoboote. Das Geschwader hat seine Wartformation verändert. Tie Schiffe dampfen jetzt in Kiellinie, d. h. in langer Kette hintereinander. Jetzt ist den Torpedobooten die Aufgabe gestellt worden, durch die Kiellinie auf die andre Seite zu gelangen. Das Manöver ist außerordentlich schwierig, zumal bei bewegter See. Mit Unerbittlichkeit und Prägnanz allein ist es nicht getan, denn die Schiffe sind in steter Bewegung, und ein Zusammenstoß würde den Torpedobooten den sicheren Untergang bringen. Ta heißt es schon, in einem Augenblicke mit kaltem Blute die Fahrgehwindigkeit der Linienschiffe und der eignen Boote zu bemessen, den Punkt des Durchbruchs in Gedanken festzulegen und dann mit forcierter Fahrt, gegen Wind und Wellen ankünnend, die Durchfahrt zu wagen. Auf den kleinen schwarzen S und G (Schichau und Germania)-Booten, die in dem einen Augenblicke von den Wellen gehoben werden und in dem andern von Wellen und schäumendem Gischt fast begraben scheinen, da werden im schweren Tienst lächtige, kühne und ihrer Verantwortung bewusste Schiffskommandanten und Flottenführer erproben. Wer die Gewalt über sein Boot verliert, ist für den Flottendienst nicht geeignet. Es gilt das Neuerliche zu leiten, und wehe, wenn inmitten des Durchbruchs die Maschine aussetzt oder das Ruder unklar wird! — Der Durchbruch ist gelungen, das Manöver beendet, die Torpedoboote haben sich zu vereinigen. Nicht etwa, daß sie jetzt Halt machen und langsam einander näher kommen. Nein; die Fahrt ist zwar verringert worden, aber mächtig gegen die See anlämpfend, kämpfen die Fahrzeuge in den aufgeregten Wellen. Tie starken Bugwellen und das schaumgefrönte Kielwasser zeigen auf dem dritten Bilde das Arbeiten der Maschinen. Es gilt aufzupassen, daß die Boote nicht kollidieren, der Schaden wäre nicht minder groß, die im Turme der Boote stehenden Kommandanten wissen die Kräfte und Manövrierfähigkeiten ihrer Fahrzeuge richtig einzuschätzen, und in kurzer Zeit ist die Flottille versammelt, um sich dem Geschwader wieder anzuschließen. E.

Professor Hans Gude †

Ein Alter von fast 80 Jahren hat der am 17 August in Berlin verstorbene Professor Hans Gude erreicht, mit dem ein Altmeister der Landschaftsmalerei dahingefahren ist. Er war am 13. März 1827 zu Ueckelmann geboren, wo er auch seine erste Ausbildung auf der dortigen Kunst- und Gelehrten Schule



Sammelein der Torpedoboote nach gelungenem Durchbruch



Hans Gude & Endner, Berlin
Professor Hans Gude †

erhielt. 1841 trat er in die Schule Schirmer's in Tüßel-dorf, wo Andreas Achen-bach bald gro-ßen Einfluß auf ihn gewann. War Norwegen durch den ältes-ten Breiler und Andreas Achen-bach auch schon früher der deut-schen Kunst erschlossen wor-den, so war doch Ende einer der ersten skandina-vischen Maler, die die Schönheit ihres Landes mit heimatlichen Augen sahen und verkündeten. Nachdem er vorübergehend seine Heimat wieder aufge-sucht, nahm er dort, um den Unruhen des Jahres 1848 aus dem Wege zu gehen, längeren Aufenthalt, aus welcher Zeit auch seine Vorliebe, das Meer in Verbindung mit dem Strande zu malen, datiert. Am Jahre 1850 kehrte er nach Tüßeldorf zurück, folgte im Jahre 1854, als Schirmer nach Karlsruhe überiedelte, diesem im Lehramt und erscheint zum zweiten Male als Nachfolger Schirmer's nach dessen Tod in Karlsruhe, wo er an der Kunstschule mit

großen Erfolgen tätig war, ohne daß seine eigne Produktion dadurch ins Stocken geriet. Am Herbst 1860 trat Gude an die Spitze eines Meisterateliers für Landschaftsmalerei an der Berliner Akademie. Der Höhepunkt seines Wirkens fiel in die siebziger Jahre; die bedeutendsten Galerien erwarben da-mals seine Werke, und ihm wurden alle Auszeichnungen zu-teil, die einem Künstler zufallen können. Sein gediegenes Können zeigte sich sowohl in gewissenhaften Zeichnungen als auch im feingestimmten Kolorit und in der sich stets gleichbleiben-den Ehrlichkeit der Auffassung. Der greise Meister war in seinem Atelier in der Königin Augusta-Strasse noch immer tätig, bis ihn kürzlich ein Schlaganfall traf.

Die neue Stadthalle in Heidelberg

Tie in jeder Beziehung glänzend verlaufene Hundertjahr-feier der Erneuerung der Universität Heidelberg wurde am Nachmittage des 6. August durch die in Anwesenheit des Groß-herzogs und der Großherzogin von Baden sowie des erbgroßherzoglichen Paares vollzogene Einweihung der neuen Stadthalle eingeleitet. Ter im Stil der deutschen Renaissance gehaltene monumentale Prachbau erhebt sich als ein rechtes Wahrzeichen Heidelbergs in annäherlicher Lage am Marktplatz auf derselben Stelle, wo beim Fest des fünf-hundertjährigen Jubiläums der Universitätsgründung im Jahre 1808 eine provisorische Halle die Feiern den vereinte. Schon damals war von dem bürgerlichen Jubiläumsausfluß jenes Festes der Gedanke erwogen worden, ob es nicht möglich sei, eine bleibende Festhalle zu errichten; allein erst nach Ueberwindung zahlreicher und großer Schwierigkeiten konnte endlich im Jahre 1901 mit dem Bau der neuen Stadthalle begonnen werden. Ter an seinen vier Fronten mit figürlichen Bildbauerarbeiten (Masken, Porträts, Wästen u. s. w.) reich geschmückte Bau ist nach den Plänen der Heidelberger Architekten Denckenhof und Ebert in dem kurzen Zeitraum von nicht ganz zwei Jahren fertiggestellt worden. Er überdeckt eine Fläche von 2410 Quadratmetern; die Gesamtkosten, einschließlich der inneren Einrichtung, des Inventars, einer großen Konzertorgel u. s. w., betragen 1025000 Mark. Als Baumaterial wurde dunkelroter Mainpfandstein in Verbindung mit hell gestrichtem Buntland-



Die neue Stadthalle in Heidelberg. Nach den Plänen von Denckenhof und Ebert



Das Denkmal Kaiser Maximilians I. in Cormons
bei Görz
Von Edmund Hofmann von Aspernburg

gibt der ganzen Front eine stolze Krönung. Die Säle und Räume im Innern sind praktisch eingeteilt und verschönernd mit künstlerischem Schmuck ausgestattet. An den 15 Meter hohen Hauptaal, der 3000 Personen faßt, schließen sich noch 10 Nebensäle, darunter ein mit großer Pracht ausgestatteter Kammermusik- und Vortragssaal und ein vornehm gehaltenes Ballsaal, an, die alle mit dem Hauptaal zu einem Festraum großer Art vereinigt werden können. Die einzelnen Räume sind mit Wästen, darunter einer von H. Lombardi, Stuttgart geschaffenen Kollokaltbild des Großherzogs Friedrich von Baden in weichem Marmor, und Bildern verschiedener Meister geschmückt. Der Bau ist mit seinem Verhältnis der landschaftlichen Umgebung und dem Schlosse angepaßt; er wirkt gediegen und vornehm und bildet einen hervorragenden Schmuck Alt-Heidelberg's.

Die neue Pauluskirche in Halle a. S.

Zu den aus vergangenen Jahrhunderten stammenden Gotteshäusern der Universitäts- und Salinenstadt Halle a. S., unter denen die viertürmige gotische Marienkirche, die Ulrichskirche die Moritzkirche und der Tom hervorstechen, hat sich jetzt ein neues gefügt: die Pauluskirche deren feierliche Einweihung am 6. September in Anwesenheit der Kaiserin Auguste Viktoria vollzogen wurde. Der mächtige Bau, ein herrliches Denkmal moderner Kirchenbaukunst, erhebt sich

heim gemäht. In die Halle nach allen Seiten freigeht, so ergab sich für die Architekten und leitende schwierige und leitende Aufgabe einer vielfachen Fassadengehaltung, die in glücklicher Weise von ihnen gelöst worden ist. Am imposantesten wirkt die Vorderfassade auf der Westseite; zwei Seitentürme und zwei Treppenhäuser sind hier und der mächtig erhabte und vortrefflich durchgeführte Mittelbau. Auf sechs schlanke Stein Säulen ruht ein herrlicher Altar, links und rechts führen breite Treppen ins Erdgeschloß zum großen Saal. Ein architektonisch interessanter Wiebel

auf dem Hofenberge und grüßt freundlich von der Höhe herab zu der fast ausschließlich evangelischen Stadt, deren Entwicklung zur Großstadt seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts begonnen und inzwischen erfreuliche Fortschritte gemacht hat. Die neue Kirche ist nach Entwürfen des Regierungsbaumeisters Max-Halle ausgeführt worden; ihre Baukosten beliefen sich in runder Summe auf 325 000 Mark.

Das Denkmal Kaiser Maximilians I. in Cormons

In dem unfern der italienischen Grenze gelegenen Landstädtchen Cormons der österreichischen Bezirkshauptmannschaft Gradisca (gehörte Grafschaft Görz und Gradisca) wurde ein Denkmal des Kaisers Maximilian I. feierlich enthüllt. Görz gehört nebst der ehemaligen Reichsgrafenschaft Gradisca als Kronland zu dem österreichischen Teile der österreichisch-ungarischen Monarchie und bildet mit der Markgrafschaft Istrien und der Stadt Triest und deren Gebiet das sogen. österreichisch-illirische Küstenland. Als der letzte Spröß des besonders im 13. Jahrhundert reichen und mächtigen Kärntner Grafengeschlechts, das seit 1202 die ganze Grafschaft Görz zu einem hatte, Graf Leonhard, im Jahre 1500 kinderlos starb, nahm Kaiser Maximilian I. (1493-1550) infolge von Erbvertrag das Land in Besitz. Anlässlich der Jubelfeier der vierhundertjährigen Reichsausgehörigkeit der Grafschaft Görz im Jahre 1900 war auf Anregung des seit her verstorbenen Bürgermeisters von Cormons, Michael Freyherrn von Castell, der Beschluß gefaßt worden, dem ersten Landesfürsten aus dem Hause Habsburg, Kaiser Maximilian I., ein Denkmal in der Stadt Cormons zu errichten, die bereits drei Jahre vor der übrigen Grafschaft unter das habsburgische Joch gekommen war. Der Gedanke fand in dem Sohn und Nachfolger des verstorbenen Bürgermeisters, Georg Freyherrn



Die neue Pauluskirche in Halle a. S. Nach den Plänen von Bourat Moh

von Locatelli, eifrige Weiterförderung, die erforderlichen Mittel wurden durch freiwillige Beiträge aus dem ganzen Kronlande zusammengebracht, und so konnte nun an dem oben erwähnten Tage das ehrene Standbild des vielbelangenen „letzten Hitters“ mit feierlichem Gepränge und im Beisein einer vieltausendköpfigen Menge enthüllt werden. Auf der Piazza Tumano von Cormons erhebt sich das 2,06 Meter hohe, auf einem marmornen Sockel von 2,83 Metern Höhe stehende Standbild, das durchaus wohlgeklungene Werk des Wiener Bildhauers Edmund Hofmann Gler von Alpernburg, das in der Alfred Krupp'schen (ehemals kaiserlichen) Kunstgalerie zu Wien gegossen worden ist. Kaiser Max ist in dem Alter dargestellt, in dem er zur Zeit der Westbergreifung sich befand; für die Durchbildung des Antlitzes und der Gestalt hat der Künstler ein gleichzeitiges Bild von Albrecht Lürer in der Albertina benutzt, das für das ähnliche Porträt des Kaisers gilt. Die in beängstigender Ungenauigkeit dargestellte Gestalt Maximilians bringt keinen tieferen Sinn und die von den Zeitgenossen gerühmte Romantizität wie nicht minder seine romantische und ritterliche Veranlagung trefflich zum Ausdruck.

Oberst Adolf Schiel †

In Reichenhall starb am 8. August der ehemalige Burenoberst und Führer der deutschen Freiwilligen im Transvaal-



Oberst Adolf Schiel †, Kommandeur der deutschen Freiwilligen im Burenkrieg

Staats wegen nach Preußen geschickt. Nach dem Jamboufischen Einfall entwarf Schiel den Plan zum Fort Johannesburg, dessen Bau er persönlich geleitet hat. Als dann der unheilvolle Krieg mit England ausbrach, wurde Schiel an die Spitze des

beere Adolf Schiel, dessen Name durch die südafrikanischen Kriegsergebnisse in ganz Deutschland populär geworden ist. Schiel war am 10. Dezember 1856 in Frankfurt a. M. geboren und hat somit nur ein Alter von 44 Jahren erreicht, sein Leben ist aber überreich an Abenteuern und Strapazen gewesen. Er hatte kaum die zwanzig überschritten, da quittierte er den preussischen Dienst als Dolmetschleutnant und wanderte nach Südafrika aus, wo er nach mancherlei Abenteuern schließlich eine hervorragende Stellung erlangte. Erst Knecht bei einem deutschen Kolonisten, dann herumziehender Pächler, wurde er später bei dem Julufönig Tintinulu erster Induna, d. h. Ratgeber und Minister. Die Regierung von Pretoria wurde auf den mit Land und Leuten so vertrauten Mann aufmerksam und ernannte ihn zum Eingeborenenkommissar in Nordtransvaal, wo Schiel sich dann einen eignen Verb gründete, die Farm Hobbak erbaute, sich in den Kämpfen zwischen den Buren und den Boers hervortat und zum Adjutanten Piet Jouberts avancierte. Dann wurde er nach Pretoria gerufen und zum Chef aller Gesandnisse Transvaals und zum Artilleriekapitän ernannt, auch zu seiner artilleristischen Ausbildung von



Phot. Art. Reproduction Co., London

Motor-phantom von 12 Pferdekräften in den Straßen Londons



Das Selenrestaurant der Station Eigerwand



Station Eigerwand (2867 Meter)

deutschen Freireich gestellt. Gleich in dem ersten größeren Gefecht bei Glandablogie an der Grenze von Natal hatte er mit seinen tapferen Leuten den Hauptangriff des Feindes abzuhalten. Er wurde an den Wunden schwer verwundet und geriet in Gefangenschaft. Die Rückkehr nach Südafrika wurde ihm von den Engländern nach Beendigung des Krieges nicht gestattet. Die unfröhliche Muße auf St. Helena benutzte er zur Niederschrift seiner Memoiren, die unter dem Titel „23 Jahre Sturm und Sonnenchein in Südafrika“ erschienen sind. Durch den Friedensschluß von Vereeniging aus seiner zweijährigen Gefangenschaft auf St. Helena befreit, kehrte Oberst Schiel im vorigen Sommer in seine alte Heimat zurück und hielt in vielen Städten Zeitungsblätter Vorträge über seine Erlebnisse in Südafrika und in der englischen Gefangenschaft. Seine erkrankte Gesundheit zwang ihn jedoch bald, sich Ruhe zu gönnen. Mit Beginn dieses Sommers wollte er in Weidenbühl, Schiel mußte sich dort Ende Juli in ein Krankenhaus aufnehmen lassen, und jezt ist er von seinen mit Helmenut ertragenen Leiden durch den Tod erlöst worden.

Restaurant Eigerwand an der Jungfraubahn
 Vor kurzem ist ein neues Teilstück der Jungfraubahn dem Verkehr übergeben worden. Die neue Station Eigerwand liegt mit 2007 Metern Seeshöhe dort schon 500 Meter über dem Ausgangspunkt der Bahn auf der Scheidegg. Die Anlage der Station, die ganz aus dem Felsen gefräst werden mußte, ist an sich schon sehr interessant, erhält ihre Bedeutung aber erst durch die prächtige Aussicht, die sie eröffnet. Nicht nur das malerische Eigerndal, sondern das ganze Mittelgebirge, der Jura und der Schwarzwald liegen zu Füßen des Beschauers. Ein aus dem Felsen gearbeitetes Restaurant sorgt hier auch für die materiellen Bedürfnisse der Besucher. Während man sich hier des Ergrünnens freut, arbeiten im hinteren Thale weiter oben Tugendbe fleißiger Hände, den Schienenweg durch das Eigerndal empor zu treiben zur Gletscherwelt. Die Station Eigerwand auf der Südseite des Eiger eröffnet das gewaltige Felsenmeer dem Besuche der weniener Bergwanderer. In etwa zwei Jahren hofft man auch diese Grotte dem Verkehr übergeben zu können.

♣ für müßige Stunden ♣

Kreis-Zickzackrätsel



Welchen Text ergeben die Buchstaben der obigen Figur, mit Hilfe der Zickzacklinie richtig verbunden? D. V.

Silberrätsel

1. 2.

Lächel du den Anfangslaut verschwinden.
 Wird sich ein Frauennamen finden,
 In hohen Kreisen gern gelesen,
 Und aus ihm kann ein See entstehen.

2. 3.

Singenen hier muß sich die Spitze
 Ein a erobern erst zum Eise.
 Damit nun wieder sich enthüllt
 Ein reizvoll süßes Noddchenbild,
 Mit dem durch unsre Seele ziehn
 Welche Liebesmelodien.

1. 2. 3.

Die Wendungen laß jezt beiseit.
 So ist die Lösung bald bereit,
 Sie eine ferne Stätte nennt,
 Sie wenig'se schön und jeder kennt,
 Und traurigvoll in seinem Innern
 Ihr wahrst ein Schmerzgrenz Erinnerung. M. S. G.

Glitarrätsel

Den ganzen Tag stieg ich bergauf und nieder
 Und nahm mir kaum einmal die Zeit zu ruhn;
 Nun steck' ich auf das Lager meine Glieder.

D.

Fällrätsel

Ein Fluß durch sumpfiges Tiefland fließt
 Und breit in die Nordsee sich ergießt.
 Dort, wo er mündet, durch Menschenhand
 Ein fetter, trefflicher Dafen enthand.

In Wäldern, auf Bergen traf einst an
 Man öfters wohl einen frommen Mann.
 Ter dort in Ruhe und Einsamkeit
 Weltlicher Anbacht sich geweiht.

Wenn ein solcher Mann, doch ohne Fink,
 Sich kürzt' in jenen nördlichen Fink —
 Kann nennt das neuentstandene Wort
 Ein trauriges Stagetlieb sofort. B. M. S.

Anagramm

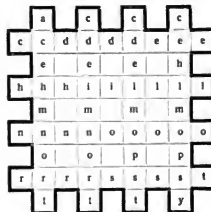
Mein Wort verrät den Fuß zugleich,
 In dem es schön gelegen,
 Und warme Luellen spenden reich
 Ihm Gold, den Kranken Segen.
 Verriethst du den Doppelfern,
 Behaltend neu die Zeichen,
 So liegt die Zeit dir wohl noch fern,
 Den Titel zu erreichen.

War oft geschick't im Leben nie,
 Tod die, so ihn getragen,
 Weilt ein jeder, kennt er sie
 Auch nur vom Hörenlagen. M. S. G.

Worträtsel

Ein Maß, gebraucht im Deutschen Reiche,
 Ein Mann, bekannt durch schlaue Streiche,
 Ein großer See in der Neuen Welt;
 Aber die drei Worte zusammenstellt —
 Fern nennt das neu entstandene Wort
 Eine fürchtbar wirkende Waffe sofort. B. M. S.

Gitterrätsel



Die Buchstaben sind so umzufüllen, daß die wogerechten Reihen nennen: 1. ein Fremdwort für Ochsenner; 2. Fremdwort für Weibchen; 3. einen Indianerstamm in Nordamerika; 4. ein Längemaß.
 Die senkrechten Reihen bezeichnen: 1. Fremdwort für Sturmtanz; 2. einen Bildbauer der alten Weichen; 3. einen Indianerstamm; 4. ein Längemaß. B. V.

Schach (Bearbeitet von G. Schalopp)

Wir erlauben die geübten Abonnenten, in Buchdrucken, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe I

Von Dr. F. Binder in Wilmars (Neu)

Schwarz



Weiß

Aufgabe II

Von Jaidor Gross in Karlsruhe (Neu)

Schwarz



Weiß

Aufgabe III

Von R. G. Shook in Hresburg (Oberschlesien) (Neu)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. legt mit dem dritten Zug matt. Weiß zieht an u. legt mit dem zweiten Zug matt. Weiß zieht an u. legt mit dem dritten Zug matt

Partie Nr. 1

Zurnierpartie, gespielt zu Monte Carlo am 18. März 1903.

Damenbauer gegen Königsbauer

Weiß: Dr. S. Taralch · Nürnberg · Schwarz: J. Wlefeb · Leipzig

- | | | | |
|------------|-------------|-------------|-------------|
| 1. e2—e4 | 16. c3—c4 | 31. f6—f5 | 46. g2—g3 |
| 2. e4×d5 | 17. g3—g3 | 32. d5—e5 | 47. d4—d4 |
| 3. b1—c3 | 18. d4—d1? | 33. e5—e5! | 48. d1—d1 |
| 4. d2—d4 | 19. e4—e5! | 34. Lg8—f6 | 49. e4—e5! |
| 5. Lf1—d3 | 20. Ld3×f4 | 35. Lb5—f3 | 50. Ld3—f4 |
| 6. Sg1—e2 | 21. e3—c3? | 36. Kg1—g3 | 51. Kg1—g3 |
| 7. Lc1—f4 | 22. Lf4—e5 | 37. b2—b2 | 52. b2—b2 |
| 8. Lf4—d2 | 23. d3—g6 | 38. Lg8×f6 | 53. Dd1—e2! |
| 9. b1—c3? | 24. Lg6×f5 | 39. Lb5—f3 | 54. Df4×h4! |
| 10. 0—0 | 25. Lb5—f3 | 40. Kf6—f7 | 55. Df4×h4! |
| 11. Dd1—b1 | 26. Kg1—g3 | 41. Lg6—c3? | 56. Df4×h4! |
| 12. Ld3×e3 | 27. b2—b2 | 42. f5—f4 | 57. Df4×h4! |
| 13. f2—f4 | 28. Dd1—e2! | 43. Df6—f6 | 58. Df4×h4! |
| 14. Ld3—d3 | 29. Dd1—e2! | 44. Ta8—h8 | 59. Df4×h4! |
| 15. Dd1—e1 | 30. Dd3×f4 | 45. Sg7—f6 | 60. Df4×h4! |

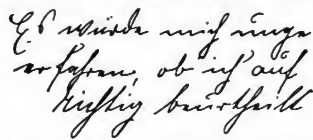
1) Ziel verfehlt dem Nachziehenden von vornherein ein schätzbare Spiel und ist einem starken Gegner gegenüber nicht anzuraten.

- 2) Der Topfbauer verhärt das Zentrum und ist deshalb kein Waidweil für Weiß.
- 3) Auch dieser Mittelfeld ist nicht sehr zu empfehlen. Allerdings liegt bei Ld3—e2 10. 7-23 ab der Ld1 nicht gut.
- 4) Nicht b7—b6 wegen 13. a7—a4 b5×a4 14. Dd1—b7 Ta7—b8 15. Dd7×e6 a4—a3 (oder f8—b6 16. Dc6×a4?) 16. Tf1—b1 Td8—b1? 17. Ta1—b1 a3—a2 18. Td1—a1 K.
- 5) Ein vorzeitiger Angriff, der sich aber bald als ungelohnt erweist. Schwarz löst nach dem Königsflügel rodelieren und alsdann mit b7—b6 auf den Lamentflügel vorzugehen suchen. Die Ziele waren dann wohl ausgeglichen geblieben.
- 6) Hier oder spätestens im nächsten Zuge mußte Schwarz sich mit b7—b6 gegen die Verdrängung seines Laufers sichern.
- 7) Mit diesem Zuge nimmt Weiß den Gegenangriff an und kommt nun Schach auf Schach in Vorteil.
- 8) Nicht etwa sofort 21. Lf4—e5 wegen f7—f6 22. Lc5×f6 Lc7×f6 23. Tf3—f6 Ld7—d4? 24. Td6—f2 (liegt droht 25. Ld3—g4?) Dd4×e3 mit geringem Spiel für Schwarz.
- 9) Schach hat seine betriebliche Fortsetzung mehr.
- 10) Entscheidend! Nimmt Schwarz die Dame, so geht die 30. Lf4×e3 und Weiß zieht mit einer Figur im Vorteil.
- 11) Zogegen ist nichts mehr zu machen. Auf f5×h6 folgt wiederum einfach 32. Lf2×e3.

Handschriften-Beurteilung

Gür Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Befügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten

Nra u. B. Die etwas schwere Schrift, in Verbindung mit der gegen das Ende stets sinkenden Einreihung (in der abgedruckten Schriftprobe nicht recht sichtbar), läßt darauf schließen, daß Sie die Neigung haben, alles ernst zu nehmen. Zeichenschrift und besondere Gewandtheit, alles nicht in Ihrer Art. Kurven



am Rufe der Mühseligkeiten kommen häufig vor, und die d-Schleife ist gefaltet mit dem nachstehenden Buchstaben verbunden. Die Lage der Buchstaben ist etwas weiträumig, im ganzen aber wenig liegend, und somit ergibt die Kombination von dem Schließen, zwar Vorhandensein von Gemüt und reichem Empfinden, auch Anpassungsfähigkeit, aber langsame d-Ö-Schwärmen und Anschließen. Die unteren Schreibern der Langbuchstaben sind oft nach rechts abgehoben, Hebe: Ich, richtig, Gebertpauleme Züge und die und ba kleine Eigennamenbüchsen am Gedächtnis eines Wortes (erfabren) deuten demnach auf Energie und Eigenninn, jedoch sind

beide nicht gar ernst zu nehmen (siehe Kurven), abwärts gebende Einreihung), und man kann einsehen auf Sie gestonnen, wenn man Sie richtig zu nehmen weiß. Die Größe und Lage der Buchstaben, sowohl im Innern eines Wortes als auch zwischen der ganzen Wörter, ist ungleich; ein Beweis von Unregelmäßigkeit, wodurch Stimmung und Laune; Kampf zwischen Kopf und Herz. Sie empfinden härter und tiefer, als Sie es manchmal hören haben wollen (1-Punkte und u-Zeichen sind ziemlich genau gesetzt). Oft unterbrechen Sie sich mitten im Wort, um die 1-Punkte anzubringen. Sie sind alle im ganzen oberflächlich, genau und punktilos, manchmal wollen Sie auch nachträglich sich nachbessern (siehe erneuter Rintag zur Schreife in f und b, 'erfabren' und 'ich').

A. Kubie in Hamburg. Der Schreiber ist intelligent und gebildet, hat Vorantaste und einen demgemäßen Geist, einen mehr gebildeten als erteilenden Willen. Er ist nicht Konzentrationsfähig. Auch man ihn von der richtigen Seite zu nehmen, so kann man leicht Einfluß auf ihn gewinnen; denn er hat ein weiches Gemüt und ein dingebeutes Herz und gibt sich gern spannungslos seinen Wünschen hin. Er ist impulsiv, trägt zu wenig ab und eilt gern mit seinen Gedanken der Gegenpart voraus. Nicht ernsthaft und begeistert er sich. Auch Nebenachtliches läßt er nicht unbeachtet. Er ist feinfühlig, aber ein wenig geneigt, an der Oberfläche zu bleiben.

E. Meyer, Ragax (Schweiz)

Briefmappe

Frau Ida G. in Leipzig. Das selbige Weichwerden der Salzgärten ruht genoblich davon her, daß Vögel das Innere verlassen. In die Gärten aber darf ererblich besser schmecken, so beugt man ihnen Hebeln durch vor, indem man auf je 6 Hilo (10 Pfund) oder 5 Liter ein Vacheln Zallat a 10 Pfennig binzählt. Man kann reines Salzwasser verwenden (60 Gramm auf 1 Liter) oder auch den vierten Teil Gäh hinzugeben. Unter keinen Umständen löse man den Gäh oder das Wasser mit dem Salzwasser, sondern gebe es stets nach dem Kochen hinzu, sonst verliert es seine Kraft. Zur Vermeidung empfiehlt sich Dr. Cetter's Sallant, das in den Geschäften zu finden ist, die Dr. Cetter's Waadpater führen. Nur auch mit dem Namen Dr. Cetter, Bielefeld.

Frau D. in Zwickau. Die „Trepten-Stramarie“ bei Berlin hat eine hübsche Aufhängepolster herausgegeben, die den Kauf des neuen Kommeten 1903 sehr gut veranschaulicht. Sie gibt in schwarzem Tusch auf blauem Grund sowohl die Bahn des Kommeten wie die Stellung der von ihm durchstrichenen Sternbilder und der Sonnenbahn wieder. Mit Hilfe dieser Karte, die von Direktor Stenbock für die illustrierte Halbmonatschrift „Das Weltall“ entworfen und gestaltet ist, kann jedermann den jetzt beunruhigt und ungewohnten Auge wahrnehmbaren Kommeten bis zu seinem Verschwinden in den Sonnenstrahlen verfolgen, was nun so interessant ist, da gerade dieser Kommet sich außerordentlich schnell vorwärts bewegt.

Johann G. in St. Wolfgang. Nicht ganz für uns geeignet: verbindliches Takt.

Hilbertine v. D., Schloß v. bei W. Wir empfehlen Ihnen das bei G. Dener & Söhne, Berlin W., Galanterie, erschienene neue Goethe-Bildnis, das sich vorzüglich als Wandbild eignet. Das schöne Kunstblatt ist eine vorzüglich ausgeführte Reproduktion nach dem Meisterwerk von Professor G. Keller-Syden, das den Kopf des großen Dichters in wunderbarer lebensvoller Ausstattung gibt. Die Vorkaufspreise kostet in Holo A. 2.—, größere Ausgabe ohne Schrift auf Vitenpapier A. 10.—.

Hr. G. in Hannover. Sie meinen offenbar den Herzog von Güntere, den angeblich sein grauhaariger Bruder, Richard III., in einem Jagd-Waldstück ertränken ließ. Auch in „Euphorias“ „König Richard III.“ (Akt I, Scene IV) wird darauf angepielt; trotzdem klingt die Geschichte ziemlich unglaublich. Um sie wahr-

scheinlicher zu machen, hat man zu der Erklärung gegriffen, der Herzog sei im Zower ertränkt und dann in einem Jagd, worin früher Waldstatter gewesen, in die Tümele geworfen worden. Nach Heß jedoch nur, daß er heimlich im Zower untergebracht wurde und daß er bei Beziehen den Waldstatter sehr geliebt hat. Zorau in 1700 fene Ankerode entlassen.

Frau Anna W. in Augsburg. Anlässlich des Ablebens des Papstes Leo XIII. hat die bekannte Stuttgarter Metallwarenfabrik von W. H. Meyer & Fr. Wittke eine vorzüglich ausgeführte Silbermedaille hergestellt. Die Prägung der Vorderseite zeigt das von einem Palmenzweig umgebene Bildnis des Papstes mit Inschrift, die Rückseite das päpstliche Wappen mit Inschriften, sowie das Gedächtnis- und Sterbedatum.

H. v. C. in E. bei W. Die älteste bisher festgestellte deutsche Siegelinschrift ist auf einer Urkunde des Babenberger Herzogs Leopold VI., damals Herzog von Steiermark, vom Jahre 1197 zu finden. Dem Beispiel des Landesfürsten folgten bald zahlreiche österreichische und heimische Grafen und Zientenmannen. Nach 1250 führte auch das Reichsholztuch deutsche Siegel.

Karl W. in Wien. Wir müssen mit diesem Takt ablehnen, da wir überdieslich verleben sind.

H. G. in Mail bei Köln. Wir machen Sie darauf aufmerksam, daß die Gellert-Isidor-A.-G. vorm. W. Zahmeyer & S. Frankfurt a. M. neuerdings ein System zur Regulierung von Drehstrommotoren ausgearbeitet hat, das sich auch für die Anwendung bei Ventilatoren eignet und ohne komplizierte Schaltung mit einfacher Bauweise und Economy eine Geschwindigkeitsveränderung der Drehstrommotoren gestattet, wie man sie bei Gleichstrommotoren gewohnt ist.

Hr. R. in Mannheim. Die 1901 eröffnete Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zu Frankfurt a. M. verleiht für Vorlesungsleistungen für das Wintersemester 1902/03, das am 21. Oktober d. J. mit der Feier des Doktoratsmehls beginnt. Es gliedert sich nach folgenden Abteilungen: Volkswirtschaftslehre, Rechtswissenschaften und Konularpraxis, Versicherungs-, Wirtschaftswissenschaft und Statistik, Handelswissenschaften (kaufmännliches Rechnen, Buchführung, Korrespondenz, Handelsgeographie u. s. w.), Geschichte, Literatur und Kunstgeschichte, neuere Sprachen und Technik und andre Hilfswissenschaften.



Kaiser-Borax

Zum täglichen Gebrauch im Waschwasser.

Der chemisch reine Kaiser-Borax ist das natürlichste, mildeste und gesündeste Verschönerungsmittel für die Haut, er macht das Wasser weich, heilt rauhe und unreine Haut und macht sie zart und weiss. Bewährtes antiseptisches Mittel zur Mund- und Zahnpflege und zum hygienischen Gebrauch. Vorsicht beim Einkauf! Nur echt in roten Cartons zu 10, 20 und 50 Pfg. mit ausführlicher Anweisung. Niemand löst! Spezialität der Firma HEINRICH MACK in Elm a. D.

TOLA SEIFE

Spezial-Seife zur Hautpflege
TOLA PARFUM

G. B. in 2. Mit Interesse gelesen, doch entbehren die Gedichte noch zu sehr der Eigenart, als daß wir sie dringen könnten.
 J. M. v. in 2. Weiersburg. Daß dies ironisch gemeint ist, hängt doch wohl unweigerlich durch; in andern Fällen würden die betreffenden Beiträge in auch nicht an dieser Stelle erscheinen.
 Franz W. in 4. Was in Stieremart. Wir teilen vollständig Ihre Anschauungen; bescheiden Gruß!

Cito W. in 2. Eredien. Die feierliche Umwehung des neuen, im Renaissancestil gehaltenen Schulgebäudes der Szentimre-Schule Jászvad hat am 7. Juli stattgefunden. Die Anhalt hat sich in den letzten Jahren ihres Bestehens unter der Leitung der Direktoren Straboff und Dummel bereits einen hohen Ruf im In- und Auslande erworben, so daß es nicht wundernehmen darf,

wenn sie durch den jetzt errichteten Prachtbau auch noch durch ihre Leistungsfähigkeit dokumentiert, die sie im Innern längst besaß. Ihre Lage inmitten des fadischigen Industriebezirks gewährt ihr vor andern gleichartigen Anstalten den Vorzug, in enger Fühlung mit den technischen Unternehmungen stets auf dem Wege des Fortschritts die neuesten Erfindungen der Technik theoretisch und praktisch zu erwerben und Ihre Schüler so zu entlasten, daß sie, mit dem Meisten vertraut, mit dem Gefühl der Stolzheit ihren Beruf entgegengehen.

Eine bejagte Mutter. Ihre Frage kann nur ein tüchtiger Fachmann nach persönlicher Unternehmungserfahrung beantworten; luden Sie also unter allen Umständen das Kind einem solchen vorzuziehen.

Neuere Erscheinungen

der

Deutschen Verlags-Anstalt,
Stuttgart.

Leonid Andrejew, Im Nebel und andere Novellen. Aus dem Russischen überf. von G. I. Samojewitsch und W. G. Georg. Geb. 2. Eleg. geb. M. 3.—

J. M. Eça de Queiroz, Stadt und Gebirg. Roman aus dem Portugiesischen überf. von Luise G. Geb. 2. Eleg. geb. M. 3.—

Antonio Fogazzaro, Die Kleinwelt unsrer Väter. Roman. Aus dem Italienischen überf. von W. Gagliardi. Geb. 2. Eleg. geb. M. 3.50

Anna Hartenstein, Die Freundin. Roman. Geb. 2. Eleg. geb. M. 3.—

Ferd. von Hornstein, Novellen. Geb. 2. Eleg. geb. M. 4.—

J. R. zur Megede, Crianon und andre Novellen. Geb. 2. Eleg. geb. M. 3.—

W. Meyer-Förster, Lena S. Roman. Geb. 2. Eleg. geb. M. 4.—

W. Meyer-Förster, Die Fahrt um die Erde. Neue illust. Ausgabe. Geb. 2. Eleg. geb. M. 3.—

Gregor Samarow, Die Saxonen. Roman. Illust. Ausgabe. Geb. 2. Eleg. geb. M. 4.50

August Sperl, Herzkrank. Eine heitere Radegeschichte. Mit Illustrationen von D. Meyer-Wagner. Geb. 2. Eleg. geb. M. 4.—

Emile Zola, Wahrheit. Roman. Aus dem Französischen überf. von Leopold Rosenzweig. 2 Bände. Geb. 2. Eleg. geb. M. 8.—

Zurück die Buchhandlungen zu beziehen.

Haemogallol

ein von hervorragenden medizin. Autoritäten warm empfohlenes, für

Bleichsüchtige u. Blutarme

geradezu unentbehrliches blutbildendes Kräftigungsmittel.

Haemogallol wird nicht nur bei Bleichsucht und Blutarmut, sondern auch bei Schwächezuständen aller Art, Skrophulose, Rheumatismus, Neurasthenie etc. mit großem Nutzen verwendet.

Haemogallol wird selbst vom zartesten und kranksten Organismus mit Appetit genommen, leicht assimiliert, gut vertragen und eignet sich auch deshalb vortrefflich als Nahrungsmittel für Kinder.

Haemogallol greift nicht, wie andere Eisenpräparate, die Zähne an, sondern ist frei von jeglichen unangenehmen Nebenwirkungen und wird deshalb von jungen Mädchen mit Vorliebe genommen.

Haemogallol ist in Pulver-, Tabletten- und Pastillenform in allen Apotheken zu haben. Eine Schachtel Haemogalloltabletten zum Preise von M. 2.40.

E. Merck, chemische Fabrik, Darmstadt.

Zweignäuser in London, Moskau und New-York.

Wissen ist Macht.

„Wissen ist Macht, aber Wissen kann man sich ohne ein gutes Gedächtnis nicht aneignen. Wie viele Menschen giebt es, die zur einen oder andern Zeit ihres Lebens, beinahe alles um ein gutes Gedächtnis in ihrer Hilfeleistung geben würden! Welche eitlen Bedauern und endlose Klagen müssen wir nicht täglich hören; und sollen die sich gerechter Weise immer gegen ein angeborenes schiefes Gedächtnis richten? Nur selten tadelt der unglückselige Mensch sich selbst, wenn er sieht, wie andere, weniger begabte Menschen als er, ihn in dem Rennen um die hohen Posten auf der Welt weit überdrehen, nur weil sie das besitzen, was er nicht hat, — ein zutes Gedächtnis. Gedächtnis, ein gutes, verlässiges Gedächtnis ist die Grundbedingung zum Erfolg in diesen konkurrenzvollen Zeiten. Und doch, wie kläglich wird diese Fähigkeit vernachlässigt. Dieser unglückliche Zustand ist zweifellos die Folge einer fast allgemein verbreiteten Ansicht, dass das Gedächtnis eine Gabe der Natur sei, eine bestimmte Quantität, welche sich durch persönliche Anstrengung nicht vermehren lässt. Und doch ist gerade das Gegenteil der Fall; ebenso gut könnte jemand, dem ein musikalisches Gehör angeboren ist, erklären, dass er keinerlei Schulung bedürfe, um ein hervorragender Musiker zu werden. In der That gibt es keine Vererbung des Gehirns, welche sich leichter schulen und entwickeln lässt als das Gedächtnis, wenn die richtige Methode angewandt wird. Das Gedächtnis und seine Entwicklung hat die Aufmerksamkeit einiger der größten Psychologen der Welt auf sich gezogen. Aber wie so oft war es der einfachsten und natürlichsten Methode, der **Poehlmannschen Gedächtnislehre**, vorbehalten, die besten Resultate zu erzielen. Die Lehre ist auf der ganzen Welt bekannt.“
 Auszug aus W. T. Steed's 4 Spalten langer Abhandlung über Poehlmann's Gedächtnislehre in der „Review of Reviews“, London, 10. III. 02. Prospekt über Poehlmann's Gedächtnislehre mit zahlreichen Zeugnissen und Rezensionen gratis von
L. Poehlmann, Mozartstr. 9, München, C. 105.



Technicum Altenburg (S.-A.)

Höhere und mittlere technische Lehranstalt für Maschinenbau und Elektrotechnik.

Lehrwerkstätte.

Programm kostenfrei durch die Direktion.

Regierungs-Kommissar.

Major R. in Raffel. Der Name Bajonett kommt von der Sicht Kanone in Frankreich, der, wie auch Ätze, ansetzt, weil es dort um die Mitte des 17. Jahrhunderts erfunden wurde. Es war zuerst ein 30 Zentimeter langes zweischneidiges Messer, das mittels eines hölzernen Stieles in den Lauf gelockt wurde. Später erlegte man diesen Stiel durch eine den Lauf umspannende Zule und machte die Klinge breit- oder oviertförmig.

W. G. in R. Als Geschenk für eine Frau oder ein junges Ehepaar empfiehlt sich das Buch „Schachzigeuner“ von W. Ziegler's (Leipzig). Ernst Sonnenhof, geb. 4. 1. — Aus der Bibel und den Werken älterer wie neuerer Dichter hat der Autor Betrachtungen, Gedichte und Sentenzen gesammelt, die sich auf die Brautzeit und den jungen Ehestand beziehen. Für die Zagebuchaufzeichnungen ist breiter Raum gelassen.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart
Nachdruck auf dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt

Sommer- u. Winterkuren.
510 m **BAD** u. d. H.
Rudolfshöhe
bei Alpirsbach Schwarzwald.
Streng wissenschaftlich geleitete Kuranstalt I. Ranges.
Modern eingerichtet mit allen neuesten Heilfaktoren. Zentralheiz. u. elektr. Beleucht. Prospekt u. frei durch die Direktion.

Musikinstrumente
für Orchester, Schule u. Haus
Neu ersehene Preisliste frei.

Joh. Meiner, Zimmermann, Leipzig.
Geschäftsh.: St. Petersburg, Moskau, London.

Sehr billige Unterhaltungsliteratur.
Beste Roman- Ausgaben durch jede Buchhandlung oder direkt von der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart.

 Glasfen-Nachtlichte, bewährt seit 1808, geruchlos, nicht feuergefährlich. Beste Beleuchtung f. Schlaf-, Krank-, u. Kind-Zimmer. 12 höchste Awa.

I Stotterer!
ersch. schnell u. sichers. vollk. natürl. Sprache in der Ausspr. von Prof. Rud. Demhardt, Eisenach i. Th. Einz. Anst. Deutschl. i. herrl. Lage. Diemehr. staatl. ausgez. wiederholt d. S. M. Kais. Wilhelm II. Prosp. grat. Honor. n. Heil.

Ball-Seiden
reizende Neuheiten in weiß, schwarz und farbig in allen Preislagen. Versandt in jedem Maß porto- und zollfrei. Muster frei Angabe des Gewünschtesten franko. Preisporto nach der Schwiz 20 Pf.
Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Co, Zürich G 38
Kgl. Hoflieferanten (Schweiz)

Bleyle's Knaben-Anzüge
sind die gefundeste und bequemste Kleidung der Gegenwart.
Nur aus besten, reinwoollenen Kammgarn angefertigt, verzierten sie in sich alle Eigenschaften, die an einen labellen Knabenanzug gestellt werden können: sie sind kratzlos, unübertröffen dauerhaft, bleiben vornehm, haben keinen Eig und bieten für jede Jahreszeit bei jeder Witterung die angenehmste und vortheilhafteste Kleidung. Sie haben für 2-16 Jahre. Ausführende illustrierte Preislisten gratis und franko.
Aug. Friedr. Sauer, Stuttgart P. 47.
Glühendes Spezialgeschäft für Bleyle's vorzügliche Oberbekleidung.

„Wie sollen wir schlafen?“
Brochüre für Nervöse, Schlaflose u. Gesunde, die normal schlafen wollen
versandt grat. u. franko
H. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik
BERLIN, Markgrafenstr. 20. MÜNCHEN, Blumenstr. 40.
Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

ODONTA unübertröffenes MUNDWASSER
F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE
ZU HABEN IN BESSEREN PARFÜMERIE-DROGEN- u. FRISUR-GESCHÄFTEN

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Von dem **Die Erde in Einzeldarstellungen** erscheint gegenwärtig die II. Abteilung:
Die Tiere der Erde.
Eine volkstümliche Uebersicht über die Naturgeschichte der Tiere.
Ueber 1000 Abbildungen und 25 farbige Tafeln
nach dem Leben.
von Prof. Dr. W. Marshall.
In 50 Lieferungen zu 80 Pf.
Alle 8 bis 14 Tage eine Lieferung.
Im Gegenatz zu anderen Werken ähnlichen Inhalts, mit meist nach Zeichnungen hergestellten Abbildungen, bieten die „Tiere der Erde“ nur photographische Aufnahmen nach lebenden Tieren.
Ein illustrierter Prospekt ist kostenlos, die erste reichillustrirte Lieferung zur Ansicht durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.





Weinlese in Meran

Nach einem Bauereck von Ernst Senfeler

Weinlese in Meran

Eine Schilderei aus Tirol

von

Rudolf Greinz

Mit sieben Abbildungen von Ernst Senfker

Der wolkenlos blaue Himmel klarer Herbsttage leuchtet über dem Burggrafenamte, jenem ertlichen Fleck Erde, dessen Perle Meran bildet. Eine Perle in der Fassung steiler Berggipfel, träumerischer Wälder, glitzernder Wasserläufe, alter Burgen, saftig grüner Wiesen, fruchtbarer Acker und weit ausgehnter Nebengeleände. Einer der vorgehobenen Posten des tirolischen Südens. Ein Talasyl für südliche Vegetation und laue Lust. Wäht es ja meistens schon in und um Meran, während die Berge noch bis tief herab mit Schnee bedeckt in eisiger Erstarrung verharren.

Aber nicht mit dem unergleichlich schönen Meraner Frühling haben wir uns zu beschäftigen, sondern mit dem ebenso schönen Meraner Herbst. Viele geben der späten Jahreszeit, dem allmählichen Einschlummern der Natur, sogar den Vorzug vor ihrem Erwachen.

Man merkt diesen langsamen Uebergang in den Winterschlaf im Süden eigentlich gar nicht so recht. Das melancholische Element des Herbstes kommt langsamer nicht so zur Geltung wie im Norden mit seinen dichten Nebeln, dem tage- und wochenlang unverändert bleibenden Himmelsgewölbe, den rauhen Herbststürmen. Unter dem sonnenhellen Luge des südlichen Herbsthimmels gleitet man in den Winter hinüber, ohne daß es einem ordentlich zum Bewußtsein kommt. Man braucht sogar mitunter noch zu Weihnachten, wenn die Sonne frühlingwarm hernieder scheint und der Staub auf den Straßen liegt, eine gewisse Illusion, sich in das winterliche Milieu des Christfestes hineinzubedenken.

Und nun gar in Meran. Die Kunst hat hier mit der Natur einen geradezu raffinierten Bund geschlossen, um uns vom Herbst unbemerkt in den Winter hinüberzutauschen. In den Anlagen des Weltkurortes sind Tausende von immergrünen Gewächsen angepflanzt, die uns das fallende Laub, die immer fahler werdenden Äste der Laubbäume fast vergehen lassen. Neben reichen Nadelholzgruppen auf Weg und Steg die Hecken des Evonymus, der um Fütze und Mauerne rankende Efeu.

Wenn der Blick weiter hinschweifet, dann allerdings erkennt er den Spätherbst gleich an den lahlen Weinbergen. Wo früher das üppigste Nebengrün, da breiten sich jetzt die nackten, grauen, vielfach verwitterten Holzrippen der Gelände aus, das Knochengeriüst des herrlichen Traubenastbes. So weit vorgeückt sind wir jedoch nicht. Unsere Schilderei soll mitten hineinführen in den Meraner Herbst, in all die leuchtende Pracht der Weinberge, in den schweren Fruchtstegen, der unter dem schattigen Grün lauscht. Da tritt auch manches echte Volkstum zutage. Es wird überhaupt wenige Orte

geben, die einen so internationalen Charakter tragen wie Meran, und die trotzdem durch und durch von der alten ursprünglichen Art des Volkes durchsetzt sind, die ringsum neben dem Kurleben pulsiert und für die große Welt der Promenaden eine trauliche Einfriedung bildet.

Der Meraner Weinbau führt seinen Ursprung ebenso auf welschen Import zurück wie ganz Südtirol. Das erhellt nicht nur aus der ganzen Praxis der Lesse und des Kelterns, sondern hauptsächlich aus der nahezu ausnahmslos auf romanischen Stamm zurückgehenden vollstümlichen Terminologie des Weinbaues, auf die wir später noch zu sprechen kommen.

Der maßgebende welsche Einfluß in der Bereitung des Weines beginnt wie für Südtirol so auch für die Meraner Gegend um das Jahr 1630. Bis dahin hatte man noch vielfach an der deutschen Bereitungsart, dem sogenannten Köpfwein, festgehalten. Man sonderte nämlich den reinen Most sofort nach der Presse von den Hesen ab und bewahrte ihn zur Verjähung in Fässern auf. Um das Jahr 1630 trat der gelehrte Tridentiner Arzt Hippolit Guarinoni in einem eignen Werk gegen die Sitte des Köpfweines auf, die er als direkt gesundheitswidrig darstellte. Er empfahl als einzig zuträglich die welsche Bereitung des sogenannten Tresterweines.

Bei dieser Zubereitung werden die zerstoßenen Trauben in Fässern gesammelt und drei bis vier Wochen stehen gelassen. Nach dieser Frist sondern sich die in die Tiefe sinkenden Hesen von dem darüber schwimmenden klaren Wein. Gegen Weihnachten zieht man sodann den geklärten Wein von den Trestern (Hesen) in andre Fässer ab.

Je nach ihrer Anpflanzung unterscheidet man Leitenweine und Bodenweine, die ersteren von den Weingärten auf Abhängen und Anhöhen, die letzteren von den Nebensplanungen in der Talebene stammend. Die Leitenweine gehen unbedingt betreffs ihrer Chronik in ältere Zeit zurück, während man in der Ebene von Meran erst später Wein zu bauen begann.

Interessant ist die oben erwähnte, in das deutsche Volkstum übernommene Weinbauterminologie der welschen Nachbarn, von der einige Proben hier Platz finden mögen. Der Name „Trestern“ z. B. geht unzweifelhaft auf „terrestria“ zurück. Die zerstoßenen Trauben heißen Präsplet (brocato). Die Sehlänge, durch die die Fortpflanzung der Reben geschieht, führen den Namen Maßlen (razzoli = wachsende Sprossen). Die Weinpresse lautet im Volksmund „Torgel“ (torcolare). Puntain (pontane) nennt man das Gerüst, an dem die Trauben auf-



Weinle

gerantk werden, Stellain (stelone) die Latten au dem Gerüst, Manailen (managlia) das dünne Meißig neben den jungen Reben u. s. w.

Die um Meran angepflanzten Reben sind vornehmlich rote Fernaststrauben, weiße Lagreistrauben, rote Ferseilen, rote Heimsche, weiße Gönninger und andre Arten.

Mit dem Beginn der Traubenreife tritt der Weinbüter oder Saltner in Amt und Würden, der in der Meraner Gegend noch ganz sein altes Aussehen bewahrt hat. Wer einen solchen Wilden noch nie gesehen hat, der mag wohl einen leisen Schrecken bekommen, wenn er ihm auf „verbotenen Wege“ plötzlich und unvermuthet aus einer schattigen Laube oder um eine Ecke entgegentreift. Da heißt es dann eben den Geldbeutel öffnen, um den Wilden wieder zahm zu machen.

Die Tracht der Saltner ist wahrhaft wenig Vertrauen erweckend. Ein schneidiger Trughut mit Spielhahnfebern und niederbaumelnden Fuchschwänzen, Brust- und Hürtelgehänge von Eberzähnen, eine grimmige Fellebarde oder sonst ein wehrhafter Spieß. Dazu trägt einer und der andre noch eine vorsintfluthliche Keiterpistole im Gürtel, die namentlich bei Nacht zu Alarmschüssen verwendet wird, durch die sich der Saltner bei Einbruchsgefahr in den Weingärten mit den benachbarten Weinbüttern verständigt.

Der größte Teil der Wege um Meran ist während der Traubenzeit „verboten“. Dieses Interdikt findet seinen sichtbaren Ausdruck durch die „Saltnerpraken“. Wir pilgern harmlos durch Felder und Wiesen und wollen gerade auf einen Seitenweg einbiegen, da starrt uns dräuend das grimmige Wahrzeichen entgegen: an einer Stange ein längliches Brett mit fünf Einschnitten, die primitiv genug die fünf Finger einer Hand darstellen sollen. Darunter ein Bündel dürres Meißig.

Mit ein wenig Kleingeld brauchen wir diesem energischen Wirt: „Hinaus da, unberufener Fremdling!“ just nicht Folge zu leisten. Man kann auf diesen „verbotenen“ Wegen nach Herzenslust herumsteigen. Der Fremde wird von jedem Saltner in seinem Gebiet sogar gern attrapiert; denn da setzt es meistens einen nobeln Tabakkreuzer ab. Es kommt nicht teuer, sich von der Saltnergewalt loszukaufen. Ein Sechserl, heutiges Zwanzighellerstück, wird schon ein freundliches Lächeln auf die trutzigen Züge des Saltners und ein herzliches „Vergelt's Gott!“ auf seine Lippen zaubern. Bei einer weiteren Wanderung kann man in den verschwiebenen Güterbezirken auf diese Weise



Mittogellen im Wingart (Weingarten)

allerdings summa summarum auch ein „Güldele“ anbauen.

Die Saltner werden von den Weinbauern gewöhnlich aus dem Kontingent der jüngeren, vollkommen unbefohlenen Knechte gewählt. Sie erhalten einen bescheidenen Tagelohn nebst Kost und unterstehen betreffs ihrer Wachsamkeit und Verlässlichkeit einer strengen Kontrolle seitens ihrer Dienstgeber. Zu den Weinbergen zerstreut finden sich kleine Saltnerhüttchen, in die sich die Weinbüter bei heißem Wetter, an regnerischen Tagen oder bei Nacht zurückziehen.

Gegen eine Gattung von Traubendieben sind allerdings auch die Saltner so ziemlich ohnmächtig, gegen die Vögel, die genäseligten Amseln, Spahen und sonstigen gesiederten Einbrecher. Da muß auf andre Art und Weise vorgesorgt werden. Wenn wir unsre Blicke die Hänge der Nebgelände hinaufschweifen lassen, sehen wir da und dort in den Sonnenstrahlen zwischen dem Grün grelle weiße Lichter aufblitzen. Es sind kleine spiegelblanke Blechstücke, die in den Weinlauben hängen und den Zweck haben, durch ihren Glanz die Vögel abzuschrecken.

Die eigentliche Weinlese beginnt in Meran gegen den 20. September und dauert bis Mitte Oktober. Das Gangan und Bangen von Monaten hat nun ein Ende gefunden. Das Schicksal der Ernte ist entschieden. Schon im Frühjahr, wenn die Reben die ersten Sprossen ansetzen, gibt es bäuerliche Propheten, die danach die Güte der Lese voraussagen. Viel Sorge und viel Mühe folgt den ganzen Frühling und Sommer hindurch. Das Aufbinden der Reben, das Längen, das Schwefeln der Weingärten, die stete Angst wegen des Wetters. Wohl von wenigen wird der Himmel mit so kritischen Blicken gemustert wie von dem Weinbauern.

Nun ziehen sie alle hinaus in den „Weingart“: Knechte und Dirnen, Bauer und Bäuerin. Selbst das alte „Vaterle“, das im Ausrüstüberl lebt, nimmt noch einmal das krumme, schiefelförmige Messer zur Hand, um ein paar Trauben zu schneiden.

Es gilt noch ganz gewaltig im Schweiß des Angesichts zu arbeiten; denn die Sonne brennt zur Lesezeit oft empfindlich vom Himmel hernieder, drängt sich durch das dicke Weinlaub und schafft selbst im traulichen Dämmer des Weinberges schwülen Funst.

Die Trauben werden in Butten gesammelt, die ein Teil der Knechte und Dirnen auf dem Rücken trägt, während die andern das Schneiden besorgen. Ist die Butte voll, dann wandert ihr Zubehört in einen riesigen Bottich, der auf einem Leiterwagen thronend



Auf verbotenen Wege

auf irgend einem fahrbaren Weg innerhalb der Weinberggebiete harret. Es heißt fleißig „schauzen“ und arbeiten, keine Viertelstunde müßig sein und das schöne Wetter ausnützen. Denn einfallender Regen, der die reifen Trauben noch am Stock trifft, kann den Wert der ganzen Ernte in Frage stellen.

Da gibt es dann keine Zeit, zum Essen nach dem oft beträchtlich entfernten Bauernhof heimzukehren. Die Dirne bringt das Essen in den Weinberg. An einem Arm trägt sie einen großen Henkelkorb. An der andern Hand banmelt ein zierliches „Fanzel“ (Fäßchen) mit „Leys“, einer Art leichten Nachweins, dem *vin piccolo* der Italiener, der ein vorzügliches Mittel ist, den Durst zu löschen, und gleichzeitig eine fette, schwere Mahlzeit leichter verdaulich macht.

Tische und Stühle sind natürlich im Weinberg nicht vorhanden. Jrgend ein Gestell, das dem „Wimmer“ (Weinleser) zur Erreichung der hoch droben in den Lauben baumelnden süßen Früchte dient, muß als Tisch herhalten. Die Schüssel wird darauf plaziert, und alles löffelt in Eintracht aus dem nämlichen Gefäß, ab und zu die Kost durch einen kräftigen Schluck aus dem Spundloch des Fäßchens würzend. Der Luxus von



Los und Moidi (Jofef und Maria)

Gläsern wird natürlich auch als überflüssig betrachtet.

Wenn Magen und Kehle ihr Reputat erhalten haben, dann geht es wieder an ein fröhliches Wimmen. Rebe und Gegenrebe fliegen hin und wider. Es wird gescherzt und gelacht, ab und zu wohl auch einß gesungen, obwohl in deutschen Südtirol die Sangesfreudigkeit lange nicht so groß ist wie in Nordtirol und namentlich im Zillertal und Unterinntal.

Das beschauliche Stilleben, das der Burggräfter vielfach führt, seine mehr ruhige, in sich gelehrte Art erklären es auch, daß eigentlich mit der Weinlese keine besonderen Feste oder hervorsteckenden Gebräuche verbunden sind. Ein fideles „Fanzl“ schließt sich gewöhnlich an die glücklich eingebrachte Ernte. Die Bäuerin kocht prächtige Schmalzknudeln. Die Burschen führen mit dem Saltner, der nun eine entthronte Macht ist, diesen und jenen Pokuspokus auf.

Auf dem Heimweg vom Weinberg, in der traulichen Abenddämmerung, mögen sich auch so manche Herzen zueinander finden. Der Jos und das Moidi sind schon seit vorigem Jahr bei demselben Bauern bedienstet. Sie haben sich immer gern gesehen. Und nun kommt die Geschichte zum Klappen.



Beim „Ruten“ (neuen Wein)

Ein kräftiger Schmah hat die beiden vereint. In Vorwärtsschritten entwerfen sie Zukunftspläne von einem kleinen Hütel mit einem „Weingart“, wo sie miteinander glücklich und zufrieden leben könnten. Der Abendwind rauscht in dem Laub der Reben und weht daraus ein paar gelbe Blätter auf den Weg...

Unter den „Lauben“ in Meran, dem ältesten Teil der ehemaligen tirolischen Hauptstadt, kann man ihnen auf Schritt und Tritt begegnen, den mächtigen Bottichen mit den „Prasglet“. Die zerstoßenen Trauben werden mit Eimern wieder in Butten geschöpft, unter deren Last kräftige Männer ihren Weg nach den zahlreichen Kellern der Wirte und Weinhändler in der Laubengasse nehmen. Die Bottiche, die Kleider und Hemdärmel der Träger — alles trägt eine einfarbige, rötlich-violette Färbung von dem niederinnenenden oder versprühten Reben-saft, die Couleur der beginnenden Herrschaft des Bacchus.

Bald schenken die „Buscheu“ in Meran schon den „Nuien“, wie der neue Wein oder Geurige im Volksmund kurzweg heißt. Es gibt so traulich verdeckte kleine Weinchenken in der Meraner Laubengasse und deren nächster Umgebung, daß der vornehme Kurgast, der sich nur auf den Promenaden zu bewegen pflegt, davon gar keine Ahnung hat. Aber der echte Weinbeißer kennt diese verschwiegenen Asyle, wo man einen guten Tropfen schenkt. Neben diesen kühlen Stübchen, wo man sich in einer gemütlichen Fensterdecke dem beschaulichen Suss ergeben kann, entfaltet sich das mit dem „Nuien“ untrennbar zusammenhängende heitere Leben, hauptsächlich auch in den prächtigen Meraner Weingärten, die oft unmittelbar an die Weinberge anschließen, ja ihre gastlichen Tische teilweise schon unter den Weinlauben stehen haben, so daß dem Besucher oft noch reife Trauben von oben winkend in den schon gekelterten neuen Wein herabgrüßen und sich im vollen Glase spiegeln.

Viele Bauern der Meraner Gegend haben für eine gewisse Spanne Zeit, oft auch für das ganze Jahr die alte Geretschke, ihren eignen Wein anschenken zu dürfen. Da wallfahrten dann Einheimische und Fremde hinaus nach den freundlichen Pöfen mit ihren behaglichen Stuben. Das „Törggelen“ beginnt, ein mit dem Ausblick des neuen Weines verbundener uralter Volksbrauch. Als „Zuabiß“ zu dem Nebenmaß werden nämlich ganze

Schüsseln voll gebratener Kastanien („Röschten“) aufgetragen. Die herrlichen Gaine von Edelkastanien in der Gegend von Meran, hauptsächlich gegen das Schloß Lebenberg hin, liefern dazu die süßen, mehligten Früchte.

Weil ich schon früher einmal etymologisch wurde, kann ich mir gegen Schluß meiner Schilderei eine kleine bohrende Etymologie nicht ersparen. Man sagt, daß vom „Törggelen“ schon so mancher zwar im Oberstübchen erleuchtet, aber auf unsicheren Weinen heimgekommen ist. Sollte der Tiroler Dialektausdruck „torkeln“, der einen schwankenden Gang kennzeichnet, nun gar mit dem „Törggelen“ zusammenhängen? Das wäre ein reizender etymologischer Weg von dem alten lateinischen torquere (drehen, pressen) über torcolare zur Törggel (Wein-pressen). Von da durch das Törggelen zum Torkeln. Der Ring ist übrigens ganz geschlossen. Der torkelnde Heimweg hat gewöhnlich die Tortur eines solennen Kagenjammers zur Folge; und Tortur hängt bekanntlich etymologisch innigst mit torquere zusammen. Nix für unguat!

Weniger bedenklich ist jedenfalls der noch alkoholfreie Genuß des Reben-saftes. Mit der Weinlese beginnt in Meran auch die Traubenkur, die neben der klimatischen und der Terraintur hier besonders beliebt ist. Viele von den Leidenden, die nach diesem Paradiese Südtirols geschickt werden, erhoffen Genesung von dem Genuß dieser weißen oder dunkelblauen Trauben mit den großen, schwellenden und wunderbar süßen Beeren. Die beliebtesten Sorten sind die am Küchelberge, an den Abhängen (Veiten) von Gratsch und Algund und auf den Anhöhen von St. Valentin und Neuberg. Reife Trauben sind schon in der zweiten Hälfte des August zu haben. Der Zeitraum der Weinlese soll sich jedoch am besten zur Kur eignen; zu dieser Zeit vermögen die Verkäufer in der unsern des Kurhauses an der Gisela-Promenade gelegenen Obsthalle kaum alle ihre Kunden zu befriedigen. Die Meraner Trauben sind zum Essen gesuchter als die Trauben des südlicheren Deutschlands, da sie einen höheren Gehalt von reinigenden Säften besitzen.

Und nun nehmen wir Abschied von dem schönen Meran, seinen Weingärten und Saltmern. Möge der Most in den Fässern gären und sich zu einem recht süßigen „Reatel“ oder „Weißweindl“ gestalten!





Nach dem Gemälde von A. v. Bröcker

NOTTURNO

Nun such' ich, müd', ein sterbender Streiter,
Dein Reich des Friedens, Königin Nacht.
Fern tobt der Kampf des Lebens weiter;
Noch hör' ich im Wind das Raufchen der Schlacht.

Vor deinen Augen, den rätselvollen,
Zergeht des Tages Trug und Schein;
In deinem Schoß laß mich verschollen,
Wie ein fallender Stern erlöfchen fein!

Ich aber lege zu deinen Füßen
Die Waffen nieder, die ich trug.
Es ist genug des Herben und Süßen,
Genug der Wunden, die ich schlug.

Oft hat dein Auge mich jäh getroffen
Im Taumel der Freude, bei Wein und Gelang;
Dann wußte ich: eitel ist all mein Hoffen
Und unentrinnbar der Untergang . . .

Still gleitet der Mond durch die Wolkenzüge,
Am Strande raufchen die Birken facht. —
Nun fährst du mich aus Lärm und Lüge
In deinen Frieden, heilige Nacht.

Maidy Koch

Der Schatten

Erzählung

von

Ernst Zahn

(Schluß)

Violantas Verhältnis zum Adelrich ist im Grunde ein seltsames. Sie sind nicht wie Liebeseute; Violanta hat keinen Gedanken daran, daß sie das sind. Sagte ihr einer, sie müßte den Adelrich lieb haben, so zum Freßßen, wie das Jungvolk in dem Stand sonst liebt, sie würde ihm ins Gesicht lachen. Der Adelrich ist steif und unbeholfen und häßlich; es fällt ihr nicht ein, ihm auch nur die Arme um den Hals zu legen. Ihn umgekehrt scheint Scheu zu fassen, wenn er zärtlich werden möchte. Manchmal, wenn sie noch beisammensitzen und ernste Reden führen von dem, was die Zukunft bringen soll, streicht er ihr mit einer zitterigen Handbewegung schmeichelnd über den Arm oder die Hand, aber es ist ein Anfassen, wie man ein zerbrechliches Gefäß betastet, und er wird feuerrot dabei und sucht seine Verlegenheit hinter eisrigem Sprechen zu verbergen. Gut ist er wie selten einer, und seine Mutter hilft ihm in seinem Outsein der Violanta gegenüber. Diese schmätzt eines Tages mit einem herben Wort sich selbst und klagt, daß sie nichts in die Ehe mitzubringen hat. Da erklärt ihr Adelrich, wie wenig zum neuen Hausstand anzuschaffen sei, und die Kennerin tritt hinzu und kramt aus allerlei Kästen und Truben eine Menge Dinge hervor: „Das brauche ich nicht mehr! Und das kannst haben!“ Und nachher sitzen sie beisammen und haben eine kurze fröhliche Stunde, während sie die Dinge durchberaten, die sie am nächsten Markttag noch ins Haus laufen wollen. Als sie mit der Beratung zu Ende sind, meint der Adelrich: „Einmal sehen mußt doch, wie wir wohnen werden,“ und heißt die Violanta mit ihm nach den Schlafstammern steigen. Ueber eine weißgefanbete Treppe steigen sie in das obere Stockwerk des Hauses, vor dessen Größe dem Mädchen etwas wie Ehrfurcht ins Herz fährt. Die Türen, die hier auf den hölzernen Flur gehen, sind alle unbemalt, alt, alle sauber wie alles im Kennerhaus. Adelrich öffnet eine von ihnen. Dahinter liegt eine niedere mächtige Stube. Zwei steife alte Bettstellen stehen darin, mit buntblumigen Bezügen. Buntblumig sind die kurzen Vorhänge an den Fenstern, und

eine Bierborte von gleichem Stoff zieht sich um den Sockel eines grünen Rachelofens, der an der einen Wand steht. „Da schlafen wir,“ sagt Adelrich.

Sie stehen auf der Schwelle, keines tritt hinein, als hielte Scheu sie beide zurück. Mit vorgebeugten Leibern spähen sie hinein.

„Das ist aber schön,“ sagt Violanta mit engem Atem. Sie stehen ganz nahe beieinander, und da faßt es den Adelrich zum erstenmal, daß er den Arm eng um das Mädchen legt. „Gefällt es dir?“ sagt er. Dann küßt er sie auf die Stirn; beide werden blutrot dabei, aber die Violanta lehnt sich an ihn und erträgt es, daß er den Arm nicht löst, während sie von der Stubenschwelle weg und einer andern Tür zugehen. Auch diese öffnet Adelrich, langamer, wie mit einer heimlichen Andacht. „Da wohnt die Mutter,“ erklärt er. Violanta sieht in eine Stube, die nur um wenig kleiner ist als die von vornhin. Auch sie enthält zwei Betten, aber über dem einen hängt ein hinter Glas gesteckter Grabkranz; in dem Bett hat der Rats-her Renner gelegen. An den Fenstern, mit Ausnahme eines einzigen, sind die Läden geschlossen, so herrscht ein dämmeriges Licht in der Stube; das eine jedoch wirft seine Helle breit an eine Wand, an der ein Bild hängt, eine Photographie, in schmucken Rahmen gefaßt: der Marianus Renner als Offizier! Die Violanta hat sich langsam in der Stube umgesehen; als ihre Augen über das Bild gleiten, kann sie es nicht hindern, daß sie zusammenzuckt. Der Adelrich, der den Arm noch immer um sie gelegt hält, muß es merken, wie es ihr einen Ruck gibt. Aber er wähnt, daß sie sich von dem Bild abwende, um ihn nicht wissen zu lassen, was sie gesehen. „Da hängt er — ja — ja — da,“ sagt er still, „die Mutter will ihn nicht wegtun, er ist ihr halt immer noch der liebste.“

Violanta ist wieder ganz ruhig, sie steht geradeauf. „Wenn das Bild anzusehen ihr weh tut,“ sagt sie mit fast harter Stimme, „so nimme du es weg; es ist manchmal gut, wenn man nachhilft, wo eines nicht selber herzlich zugreifen darf.“

Der Adelrich weiß nicht recht, was er darauf antworten soll. „Ja, ja,“ murmelt er, „das könnte ich ja — so — könnte ich.“ Damit wenden sie sich auch schon aus der Stube und andern Kammern zu. Als Violanta eine Viertelstunde später, von Adelrich geleitet, unten aus der Wohnstube tritt, um heimzugehen, ist ihr zum erstenmal, als siele in das wölbige Stiegenhaus, über das sie immer so froh und mit heimlichem Stolz steigt, ein Schatten.

VII

Nun ist es geschehen. Die Nagerin hat eine andre Magd, eine rechte, die die Violanta selber noch in ihre Pflichten eingeführt hat, wie es die Nagerin gern haben will. Die Violanta ist die Frau des Renner-Adelrich. Die von Oberalpen sind schon gewohnt daran; denn nun ist die Hochzeit schon ein paar gute Wochen vorbei. Eine einfache Hochzeit ist es gewesen. Frühmorgens zur Kirche, ein einfaches Mahl daheim in der großen Stube, mit wenigen Gästen und vielem Gefindevolk, und nachher eine Reise ins Zalland, eine ganze drei Tage dauernde Reise bis zu einem Geschäftsfreund des Adelrich, der zu Zürich wohnt. Seitdem ist die Violanta heimlich geworden. Die ersten zwei Tage war sie still, sah da zu und dort zu, ließ die Rennerin gewähren und horchte, was diese ihr zu sagen hatte, dann war es, wie wenn plötzlich zwei kraftvolle Hände sich neu an den Wirbel eines Dreibrads legen. Die Rennerin und der Adelrich sehen einander jetzt nach Wochen drei, viermal des Tages mit staunendem Lächeln an: wie die junge Frau eingreift! Die Ärmel aufgestülpt, in schlichtem Gewand, wie sie es immer getragen hat, geht die Violanta im Hause umher. In der Küche ist sie, im Keller, in den Stuben. Wenn es zu tun gibt, steigt sie dem Adelrich nach in die Alphütten; auf dem Land geht sie den Knechten mit Gabel und Sense voran; wenn es not tut, nimmt sie die Brenne auf den Rücken und holt selber die Milch aus den Ställen, die kein anderer just zu holen Zeit hat. „Lasset mich machen, Mutter, gönnt Euch mehr Ruhe,“ das sind die Worte, die die Rennerin tagtäglich zu hören bekommt, und die Alte weiß selbst nicht, wie eine Last nach der andern ihr von den Schultern und der Jungen auf den Rücken gleitet. Dabei leuchtet der Violanta Gesicht, selbst eine leise Röthe ist in ihren alabasterfarbenen Wangen um diese Zeit; wenn sie den Blicken ihres Mannes und denen seiner Mutter begegnet, lacht sie und wiegt sich im Gehen, und ihre ganze Gestalt schwillt von überschüssiger Kraft; ohne daß sie es sagt, ist ihr von den Lippen zu lesen: viel mehr noch möchte ich schaffen, viel mehr noch kann ich! Die von Oberalpen haben gelernt, den Gut zu ziehen vor des Adelrich Renners Weib,

nicht nur weil sie arbeitet wie zwei, sondern weil sie zu regieren weiß, als wäre sie ihrer Lebtag einem großen Haushalt vorgestanden. Und so gehen die Wochen und die Monate, und kein sichtbarer Schatten ist im Rennerhaus. Auch Violanta sieht keinen. Oder doch! Manchmal huscht etwas durch ihren hellen Tag, so flüchtig, daß sie nachher kaum weiß, es sei dagewesen. Was brauchen sie des Marianus Namen zu nennen! So selten seiner gedacht wird, manchmal erinnert doch ein Wort an ihn. Dann kann die Violanta nicht hindern, daß ihr der Herzschlag stockt und nachher um so stürmischer geht. Aber sie sichts die Erregung nieder, und es gelingt ihr so rasch, daß, wenn es vorbei ist, keine Erinnerung daran sie lange stört.

Eines Tages kommt sie über den Adelrich, wie er in ihrer Schlafstube oben an einem kleinen Tische sitzt und Geld zählt. Es ist sonderbar, daß er das Geschäft da oben abtut, sein Schreibtisch steht sonst unten in einer an die Wohnstube grenzenden Kammer. Sie sieht auch, wie sein Gesicht bei ihrem Eintritt sich rötet; es ist ihm leicht ansumeren, daß er ein Geschäft tut, bei dem er allein sein will. Violanta geht einmal hin, einmal her. „Ist es dir lieber, daß ich gehe?“ sagt sie dann.

„Nein, nein,“ unterbricht er sich hastig mitten im Zählen einer Silberrolle. Nach einer Weile fängt er an, das Geld fest zu verpacken, siegelt und krigelt mit ungelener Hand eine Adresse auf das Paket. Violanta hat indessen angehoben, die Stube aufzuräumen, sieht nicht nach ihm hin und erschrickt daher fast, als er plötzlich hinter ihr steht und ein: „Da, sieh“ sagt. Sie wirft einen Blick auf das Geldpaket, das er ihr hinjtreckt. Es ist an ein Bankhaus gerichtet; sie liest die Adresse.

„Die schicken es an drei verschiedene Orte,“ sagt der Adelrich. Sein Gesicht trägt einen seltsamen Ausdruck, halb von Zorn, halb von Kummer. „Verpacken muß ich es immer heimlich, damit es die Mutter nicht sieht.“

„Es geht den Marianus an?“ fragt Violanta.

Der Adelrich dreht das Paket in der Hand. Es scheint ihn etwas zu würgen. „Ein Drittel ist für ein Mädchen im Bernbiet drüben, dem er das Kind erhalten muß,“ sagt er; „ein Drittel geht noch an den Geldverleiher, der ihn einmal in den Fingern gehabt hat; das letzte Drittel schicken sie ihm hinüber nach Amerika.“

Ein Unbehagen sagt Violanta, sie weiß nicht, wohin sie blicken soll. Sie beißt die Lippen zusammen und steht steif und doch unruhig da. Adelrich fährt fort in Absätzen, zwischen denen zittrige Astenzüge liegen, zu sprechen: „Gerade eine Arbeit ist es, bis das alle Jahre aus dem Land heraus ist. Nachher erst kann man an

sich denken und Gott danken, wenn für einen selber auch noch etwas übrig bleibt."

Er wendet sich mit seinem Paket gegen die Thür, kommt aber noch einmal zurück, als Violanta schon wieder nach dem Lappen gegriffen hat, mit dem sie just fegt.

"Das ist noch nicht das Schlimmste," sagt er, und seine bageren Züge juden wie in einer mühsam zurückgehaltenen Angst, „aber weißt, Frau, an was ich immer denken muß?"

"An was?" fragt Violanta. Sie ist jetzt weiß wie das Sterben, aber sie hat sich gefaßt, steht fersengerade da und sieht ihm fest ins Gesicht.

"Wenn er einmal heimkäme," fährt er leise fort, „und wollte sein Geld haben. Es steckt alles im Land. Wie sollte es einer herausbringen! Das Land gilt nichts in den schlechten Zeiten. Und er ist feiner, mit dem man verständig reden kann. Mit ihm zusammen wirtschasten, das ginge auch nicht. Weiß Gott, was da werden müßte! Der Vater ist ein braver Mann, ein Ehrenmann gewesen; aber da, Gott verzeih mir's, hat er schlecht geforgt. Ich wollte der Mutter nicht verraten, was an uns kommen könnte, wenn der Marianus will. Aber dir, Frau, du bist eine, der ich alles sagen kann."

Er ist ganz nahe an Violanta herangetreten, faßt ihre Hand und drückt sie, immer wieder schließt er die knochigen Finger fest um die ihren. Dann lachen seine braunen Augen sie an: „Vah," tröstet er sich selber, „man muß nicht immer ans Schlimmste denken!"

Violanta steht noch immer unbeweglich. „Du hast selber gesagt, daß er sich wohl hüten wird, heimzukommen," sagt sie mit lauter, fester Stimme. Sie weiß nicht, daß sie das sagen muß, weil sie selber es zu hören verlangt. Adelrich nimmt den Trost auf. „Fast recht," sagt er und wendet sich zum Gehen, „und jetzt will ich's forttragen, das Geld! Aus dem Haus, aus dem Sinn!" Damit schiebt er sich hinaus.

„Jetzt ist er einmal noch drüben in Amerika," ruft Violanta ihm mit einem erzwungenen Lachen nach. „Denk doch, nach Amerika schickst ihm Geld, und das ist weit."

Als sie nachher allein in der Stube ist, hält sie in der Arbeit plötzlich inne und sieht starr vor sich hin ins Leere. Es liegt ihr eine Last auf der Seele, vor dem Atem sitzt ihr's; mühsam und mit einem unterdrückten Aechzen schüttelt sie die Beklemmung ab und tut, was ihr zu tun bleibt.

Diesmal weicht der Schatten nicht so bald wie sonst. Ein paar Tage lang läuft Violanta herum, tut ihre Pflicht, stark und eifrig wie je, trägt aber ein heimliches Zagen in sich, daß einer von dem Marianus reden möchte. Dann aber, wiederum nach Tagen, kommt etwas in ihr Leben, das jede Sorge verjagt. Dem Adelrich, dem Mann,

hat sie in derselben Stube, in der sie von dem Bösen, von dem Marianus, gesprochen haben, das Gute zu sagen, das, daß er ein kleines Korbbett neben die zwei Bettstellen setzen soll. Adelrich wird glührot vor Freude und macht vor Freude ein dummes Gesicht und zittert und sieht sie immer an wie ein Wunder; dann läuft er ihr davon und sucht die Mutter und erzählt der unter Lachen, was er Neues weiß, lacht vorher, lacht nachher, und hat doch ganz nasse Augen dabei.

Nun ist erst recht das Glück im Hause. Die Violanta ist wie losgelöst von aller Alltagsmüß. Sie geht so leicht hin und her als wie ein tanzendes Mädchen, und geht doch segneten Leibes. Sie singt und lacht und arbeitet für vier; und die Monate vergehen darob. Noch am Tag vor der Nacht, in der dem Adelrich sein Mägglein, das Fini, zur Welt kommt, ist die Violanta bei der Arbeit wie jede andre im Haus. Zum Verwundern rasch ist sie auch wieder auf den Weinen nachher. „Das ist halt eine, die noch gesund ist," sagt die Kennerin von ihrer Schwiegertochter zu ein paar Weibern, die den Säugling anstaunen kommen.

„Das ist halt eine," kommt das Echo auch aus dem Mund des Adelrich; seine und seiner Mutter Blicke sind wieder hinter der Violanta her dabei; die helle Lust an ihr leuchtet darin.

Im Korbbett oben liegt das Fini, ein kleines, rundes, gesundes Ding mit zwei großen Augen. Die Augen, als sie im Laufe der Wochen bestimmtere Farbe annehmen, sind weder die folschwarzen der Mutter, noch die dunkelbraunen des Vaters, sondern sind so hell und klar wie ein Bergwasser und sehen aus dunkeln Brauen und Wimpern. Die sorgenlose Zeit fließt weiter. Es ist, als schaute alltäglich durch all die vielen Fenster im Haus die Sonne, schaute herein, auch wenn draußen der Himmel voller Regenwolken hängt oder die ganze Welt von Schneetrieben wirr ist. Das Fini lernt stehen und gehen und reden. Als es zwei Jahre alt ist, muß es das Korbbett oben einem andern kleinen Gast abtreten, dem Adel. Als man erst weiß, was aus dem werden will, liegt ein überall runder, brauner Kraustopf in dem sauberen Bett, mit ein paar Augen groß und braun und klug. Sein Vater, der Adelrich Kenner, geht, was er früher nie getan hat, alle Sonntage nach dem Gottesdienst zu einem Schoppen ins Kreuzgasthaus, nur damit er sich dort sagen lassen kann, was er für ein Glück dabei hat; es tut wunderbar wohl, das von allen Seiten zu hören und zu wissen, daß es noch wahrer als wahr ist. Daneben geht die Arbeit ihren steten Gang, der Adelrich lernt selbst das böse Geld, das alle Jahre einmal fort muß, mit ruhiger Fröhlichkeit verpacken. „Gerne gönnt' ich's ihm," sagt er zu Violanta, die stumm und stüchtig dazu nickt und sich andern zuwendet.

Der Marianus gibt kein Lebenszeichen von sich; die Bant, die sein Geld besorgt, weiß, daß er lebt und wo er ist. Adelrich und sein Weib vergessen ihn das Jahr hindurch hundertmal über der Zufriedenheit, die an ihnen ist. Nur die Kennerin seufzt manchmal schwer, ganz selten entfährt ihr auch ein Wort, wie: „Es ist ein Kreuz, ein eigen Kind in der weiten Welt zu haben und so wenig von ihm zu wissen wie jeder Wildfremde.“

Der Adelrich blickt heiterer mit jedem neuen Jahr, und es sieht aus, als halte er sich aufrechter als früher und fühle sich sicherer. „Es fängt an zu tagen,“ sagt er zu seinem jungen Weibe; damit meint er, daß er schon zweimal kleine Summen zur Sparbank hat schicken können. Violanta streicht über die Häupter ihrer zwei Kinder, hält den Kopf hoch und hat strahlende Augen. Sie ist die Gesundheit selber, und wenn sie so die Hände auf den zwei Kinderköpfen liegen hat, ist eine unbeschreibliche Sicherheit, Ruhe und Kraft an ihr. An den zwei Kindern darf sie sich wohl freuen. Dem Fini, dem Mädchen, legt die Mutter das braune Haar in schlichten Zöpfen um den Kopf, und aus dem sauberen Gesichtlein schauen die bergbachklaren Augen. Der kleine Adel ist mit seinem dunkeln Kraushaar, dem tiefen Blick und der starken hohen Stirn einer zum Malen.

So ist alles gut und schön und recht im Hause. Und nun geht es wieder gegen den Herbst. Das Geld für den Marianus ist fort; der Sommer ist schön und ertragreich gewesen. Des Adelrichs zufriedenes Lachen tönt alle Tage wie ein Glockenzeichen zur Freude durchs Haus. Nun steht der Handel noch vor der Tür, der immer ein schönes Geld ins Haus bringt: das Vieh, das zum Schlachten ausgeschieden wird, soll an den Mann gebracht werden. Eines Tages kommt der Händler aus dem Tal herauf nach Oberalpen gestiegen, mit dem schon der Ratsherr Geschäfte gemacht und mit dem auch Adelrich regen Verkehr hat. Er ist ein breitschultriger, lauter Mensch mit einem roten, gedunsenen Gesichte, Händen wie Hämmer, aber ein ehrlicher Kolterer. Adelrich steigt mit ihm nach den Baden, die an der Osilehne ob Oberalpen liegen, zulezt hat er mit ihm in dem großen Stall zu tun, der an das Kennerhaus selber angebaut ist. Der Handel kommt zu einem guten Ende, und wie es so Sitte ist, nimmt Adelrich den Mann mit sich in die Wohnstube hinaus, wo die Violanta ihm Essen und Trinken vorsetzt. Der Händler ist ein Schwärzer, das Haus ist von seinem Reden und Lachen laut; das Fini und der kleine Adel, die in den Rücken der Mutter hängen, gaffen den Mann mit großen, ängstlichen Augen an. Die Sitte will, daß die Kennerin, die Violanta und der Adelrich ihm Gesellschaft leisten; sie sitzen mit ihm rund um das obere Ende eines der langen Tische, hören ihm zu und tun

ihm beim Trinken ein paar mal Bescheid. Allerlei Neuigkeiten tiicht er auf; er weiß bei jedem Bauern talauf und -ab Bescheid und schwagt wie ein mandelndes Wochenblatt. Er hat eben eine lange Geschichte zum besten gegeben; nun holt er Atem, tut einen tüchtigen Zug von dem schweren Welschwein und steckt einen Bissen in den Mund. Noch laudend und schluckend, stößt er plötzlich ein: „Ja so, beim Eid, das hätte ich fast vergessen,“ heraus. Dann erzählt er: „Euren Bruder habe ich auch gesehen drüben im Bernbiet neulich, Kenner.“

Adelrich schneidet die Rinde an einem Käsestück, das er in Händen hält, weg; er hält die Ellbogen breit auf den Tisch gestemmt; als der andre endet, fährt das Messer am Käse ab und bart am Finger vorbei ins Leere. „Meinen Bruder?“ sagt er unwirsch. „Mein Bruder ist in Amerika, da werdet Ihr wohl einen andern für ihn angesehen haben.“

„Für ihn angesehen?“ lacht der Händler schallend auf. „Mit ihm gesprochen habe ich.“ „So, so,“ sagt der Adelrich. Er steht auf, um den andern der Mutter zuliebe zum Schweigen zu bringen. Aber die Kennerin beugt sich über den Tisch: „Den Marianus habt Ihr gesehen?“ Sie spricht nicht hastig, aber es ist ihr anzu merken, wie ein Verlangen in ihr schreit und sie sich halten muß, um gleichgültig zu scheinen.

Violanta hat sich über die Kinder geneigt, die noch immer sich an sie drängen. Tief hinab beugt sie sich zu des Adel Gesichtlein, flüstert mit dem und tut, als schenkte sie dem Gespräch keine Aufmerksamkeit mehr. Keiner weiß, daß ihr Stirn und Wangen glähen; ihr Gesicht ist so bleich wie sonst.

Adelrich ruft von einem Schranke herüber, wo er sich zu schaffen gemacht, dem Gast ein Wort zu, das er sich mühsam ausgesonnen und das diesen aus seiner Unterhaltung mit der Bäuerin reizt. Er bringt es fertig, daß der Geschwähige auf andre Dinge zu sprechen kommt. Dann findet er einen Vorwand, ihn, der den Zeller von sich geschoben, aus der Stube zu bringen. Die Kennerin geht ihnen nach, als sie zusammen die Stube verlassen. Die Violanta hat sich erhoben, hoch und gesaft wie sonst, sie hat die Kinder dem Fremden die Hand geben heißen und selber zwischen ihnen gestanden, ruhig jenem Ade sagend. Nun fällt die Tür ins Schloß. Sie aber steht noch immer zwischen den zwei Kindern, deren Hände sie hält. In ihrem Gesichte ist kein Blut mehr, ihr Busen steigt und fällt in stoßweisem Atmen, ihre Augen starren mit einem wilden Blick ins Leere.

„Mutter, komm,“ drängt der Adel weinerlich, nach ungeduldiger Kinder Art. Sie hört es nicht.

„Mutter,“ sagt das Fini und blickt ängstlich zu ihr auf. Der Ton des Kindes ist wie das Zirpen eines furchtamen Vogels; es trifft die

Violanta. Wie ein Kuch geht es durch ihren Leib. „Ja,“ sagt sie und schiebt die Kinder von sich, beißt sie spielen und hebt an, den Tisch abzuräumen.

„Was hast auch gehabt, Mutter?“ fragt das Fini, die ein kluges, weiches Ding ist; ihre Augen streifen noch immer alle Augenblicke forschend und ängstlich der Mutter Gesicht.

„Warum?“ fragt Violanta mit einem mühsamen Lächeln.

„So — so — Augen hast gemacht, Mutter!“

Da lacht sie lauter, klappert mit den Gläsern, bricht ein Stück Käse in zwei Krumen und „da, da“ reicht es den Kindern. „Was werde ich andre Augen machen als sonst!“ sagt sie.

VIII

Eine Wolke steht im westlichen Himmel von Oberalpen, eine Wolke in eitel blühendem, scheinendem Blau. Ihre Ränder sind scharf wie der Bug eines weißgestrichenen Schiffes, wo er ins klare Wasser taucht. Das Weiß ist so blendend, daß es zu brennen scheint; gegen ihre Mitte verdunkelt sich die Wolke, ihr Innerstes ist schwarz wie schwerer Qualm. Da und dort schaut ein Oberalpener den Himmel an: „Heute könnte es ein Wetter geben,“ meint er. Auf dem freien Platz vor dem Kreuzwirthshaus stehen zwei, davon murrte einer dem andern wie unter einem Unbehagen zu: „Da oben am Himmel hängt's wie Hagel.“

„Hagel im Herbst,“ lacht der andre, aber auch er windet sich bei den Worten, als trüge er in der Schwüle schweißseuchtdgewordenes Gewand.

Am Abend zerflattert die Wolke in Felsen, die flüchtig mit dem Westwind über die östlichen Berge fahren, aber im Norden tracht es; über den Schöllenen ist der Himmel nachtschwarz, der Widerschein im Thal tobender Wetterschlachten zuckt daran. „Da unten geht es böß zu,“ sagen die von Oberalpen.

Die Violanta hat aus dem Fenster einer Bodenkammer, wo sie am Morgen Wäsche aufgehängt hat, die Wolke bliken sehen; seltsam nah ist sie dagestanden, als sollten im nächsten Augenblick ihre Feuerpieße hervorjucken und durchs Fenster niederfahren. Die Violanta hat die Wolke wie eine Erscheinung angefaßt. Wie auf sie geworfen mit aller Macht ist der Vergleich seither in ihren Gedanken, daß auch in ihrem Leben eine Wolke steht. Aber als die am Himmel ohne Schaben zu tun zerflattert ist, steht die ihrige noch da, nur dunkler und schwerer geworden, wie alles dunkler und schwerer wird, wenn es dem Abend zugeht.

Der Adelrich kommt von der niederen Alpe, wo das Vieh jetzt weidet, heim an dem Abend. Ein paar Tage, seit der Viehhändler dagewesen, ist er brummig gewesen, schlecht aufgelegt.

Heute bringt er seine ganze frohe Laune mit, scherzt und tollt mit den Kindern schon auf der Treppe und trägt eine laute Fröhlichkeit in die stille Stube hinein, wo die Kennerin über einem Nähzeug sitzt. Er legt Gut und Kock ab, die Kinder fahren ihm um die Beine; er neckt sie; sie schreien, einige Augenblicke herrscht ein tolles Treiben in der Stube. Endlich wirft der Bauer sich außer Atem in einen Stuhl am Tische, der schon die einfachen Westecke für die Abendmahlzeit trägt. „Wo ist die Mutter?“ fragt er die Kinder. „Holt die Mutter!“ jagt er sie gleich darauf mit Lachen hinaus. Dann wendet er sich der Kennerin zu; der hat sich die schwarze Haube, die sie trägt, auf dem spärlichen Haar verschoben.

„Gure Haube will Euch fort, Mutter,“ jagt er, noch immer scherzend. Die Alte hat einen sinnenden Blick; schon geraume Zeit hat ihre Nabel gerührt. Gedankenlos schiebt sie die Haube zurecht. Dann ist es einen Augenblick still in der Stube; Adelrich schenkt sich ein Glas Wein ein aus der Flasche, die auf dem Tische steht. „Durst habe ich,“ sagt er gleichsam entschuldigend; er ist kein Weintrinker sonst. Da sieht die Mutter ihn aus ihren trüben Augen an. „Du, Adi,“ sagt sie, „nachfragen sollte man dem Marianus doch einmal.“

Der Adelrich ist mit einem Schlage ernst, er wendet sich seitwärts, legt dann einen Arm auf den Tisch und läßt den Kopf nachdenklich vornüberhängen. „Nachfragen, Mutter?“ sagt er.

„Es könnte ja doch sein,“ fährt die Kennerin stockend fort, „ich meine halt — wenn einer viel studiert, fällt ihm manches ein, — er könnte sich ja gebessert haben, in — in Amerika drüben, und traut sich jetzt nicht heim.“

Adelrich hat ein Wort auf der Zunge: Der Marianus hat viel Zeit gehabt, sich zu bessern, er hat es nie getan! Aber er bringt es nicht über sich, von dem Bruder schlecht zu reden.

„Ja, ja,“ gibt er zu, „nachfragen kann man ihm einmal.“ Seine Antwort klingt vielleicht nicht ganz so bereitwillig, wie die Kennerin erwartet. Aber sie kann nicht weiter sprechen; das Trampeln schwerer Schuhe tönt unten im Hausflur. Eine Magd tritt mit einer Schüssel dampfer Suppe ein und stellt sie auf den Tisch; dann kommen, eins ums andre, die Knechte und Mägde hereingestampft. Jedes sagt einen kurzen Gruß, geht an den Tisch, rückt geräuschvoll einen Stuhl und läßt sich nieder. So bilden die Reihen zu beiden Seiten des Tisches, der Adelrich wendet sich um, und die Kennerin setzt sich ihm gegenüber. Seit er verheiratet ist, hat er den Platz zu Häupten des Tisches inne, noch aber sitzt er heute dort, wo sonst Violanta neben den Kindern ihren Sitz hat. Nun sagt er mit plötzlichem Einfall: „Heute muß einmal die Frau den Präfixidenten machen.“ Seine gute Laune will zurück-

kommen, halb aber sind seine Worte ernst gemeint; denn er tut sich nie genug damit, sein Weib auf alle Art hoch zu halten. In dem Augenblick tritt die Violanta ein, sie geht in schlichtem, dunklem Kleid wie immer; wer genau hinsähe, möchte sie bleicher finden denn sonst, und um ihren Mund ist ein Zug herber, fast verbissener Festigkeit.

„Guten Abend,“ sagt sie, als sie, die Kinder an der Hand, sich dem Tische nähert.

„Guten Abend,“ antwortet ihr der Gruß des Gesindes. Es ist keine einzige leise oder zögernde Stimme dabei, vielmehr ist es, als springe ein Gruß dem andern rasch und begierig voraus; Violanta kann alle Tage merken, wie sie im Hause die Erste geworden ist. Sie tritt an Adeltich heran, dem sie mit einem „Guten Abend, du,“ die Hand auf die Schulter legt. „Nun,“ sagt sie dann, während die Kinder auf ihre Stühle klettern, erwartend, daß der Bauer ihr den Platz überlasse. Der nimmt ihr die Arme mit beiden festen Fäusten und drückt sie auf den Stuhl am oberen Tischende. „Präsidentin sollst jetzt einmal sein,“ sagt er mit Lachen. Sie sperrt sich ein wenig; ein leises Glimmen kommt in ihre Wangen, aber ihre Augen blißen froh; dann setzt sie sich mit einem „Nun denn“, zurecht, lacht den fröhlichen Gesichtern zu, die von unten her sich nach ihr wenden, legt dann die Hände zusammen und spricht das Tischgebet laut, mit klingender Stimme. Alsdann beginnt die Mahlzeit. Der kleine Adel und das Jini lichern und können sich nicht erholen vor Staunen, daß die Mutter so erhört ist. Der Bauer aber meint ganz ernsthaft: „Zimmer solltest da oben sitzen, Frau.“

„Die erste in der Arbeit, die erste am Tisch,“ spricht die Kernerin herein; sie ist keine, die Worte macht. Auch diese Rede klingt ruhig, fast nüchtern, aber Violanta kann kein besseres Zeugnis haben für das, was sie gilt und geworden ist. Sie sitzt frei und lächelnd da; fast will ihr wieder leicht werden, wie in den ersten frohen Zeiten. „Euch selber rühmt Ihr, Mutter,“ sagt sie, „bei Euch bin ich in die Schule gegangen.“

So liegt über dem Beginn der Mahlzeit für alle eine wunderbare Behaglichkeit und Zufriedenheit. Die Löffel klappern, es wird nicht mehr gesprochen. Da geht drüben die Tür auf. Die fleißigen Eifer haben keine Schritte auf Treppe und Flur gehört. Mit einem Schlage stockt bei dem jähren Türaufgehen das Geräusch der Löffel. Ein Lachen kommt von der Tür her, ein eigentümlich widerlicher, klangloser Ton, fast wie das gehässige, heisere Klaffen eines Bundes.

„Du?“ sagt die Kernerin. Die alte Frau ist weiß wie ein Linnen; sie ist aufgestanden, aber sie tut keinen Schritt näher zu dem, dem sie im ersten Augenblick hat entgegenfahren wollen.

Adeltich dreht sich um. Noch einmal tönt das seltsame Lachen, dann kommt der, der eingetreten ist, herüber an den Tisch. Er ist derselbe, der er immer gewesen ist, ein großer Mensch mit rassistigen Gliedern. Die Hose, die er trägt, reicht kaum an die Schuße, weil die schwellenden Muskeln der Waden und Oberschenkel sie nicht frei fallen lassen. Die Hose ist schief, verlottert. Verlottert ist der Rock, auf den Schultern und über den Rücken hinab ist der ehemals dunkle hell gebrannt von der Sonne, verfärbt vom Regen. Ein schmutziger und zerrißener Hemdtragen schaut daraus hervor; der sehnige Hals und das Kinn sind noch immer schwarz von Bartstoppeln, aber der Schnurbart ist gemachsen, ist stark und hohlschwarz. Die hellen Augen glimmen aus tiefen Höhlen, aus einem Gesicht, dessen Wetterfarbe nicht zu bleichen ist, aus dem nur das böse Leben Stücke gemeißelt hat, so daß überall die Knochen herausstehen, grob, knorrig.

„Da bin ich,“ sagt der Marianus. Mit dem einen Bein langt er rückwärts nach einem hinter ihm stehenden Stuhl und zieht ihn, mit dem Fuß einhatend, heran. Zwischen Adeltich und dem Platz der Violanta läßt er sich am Tische nieder, ohne Fragen, klobig, als wäre er alle Tage zum Essen gekommen.

„Ich habe Hunger,“ sagt er, „gibt es noch etwas für mich?“

Die Violanta ist aufgestanden. Sie nimmt die leere Schüssel vom Tisch, geht in die Küche hinaus und bringt sie zurück mit Suppe für den Marianus. Fest setzt sie sie vor ihn hin auf den Tisch. Sie ist seltsam anzusehen, die Violanta. Ihre Kraft ist so groß, daß kein Nerv an ihr zittert, nun das an sie kommt, was wie eine Schlange langsam züngelnd an sie herangekrochen ist und dessen Giftbiß jeden Augenblick ihr ins Leben gehen kann. Nur ihre Nasenflügel öffnen sich weit, wie bei einem erschreckten Pferde. Als sie mit der schweren Schüssel über dem Kopf des Marianus steht, zuckt es ihr in den Armen. Sie fühlt es in sich, daß sie sich nicht vor ihm fürchtet; einen Augenblick zuckt es in ihr auf, die Schüssel niederzustößen auf seinen Schädel, gleich einem zertrümmernden Hammer, darum tracht es ganz, als sie sie statt dessen vor ihn auf den Tisch setzt. Marianus blickt auf und lacht wieder, dann macht er sich hungrig über die Suppe; die Violanta setzt sich auf ihren Platz neben ihn, weil sie das muß; während des Essens dreht er sich manchmal ihr zu, dann lichert er jedesmal in den Keller hinein, und jedesmal bäumt sich in der Violanta etwas auf, als müßte sie auffahren und ihn anschreien: „Aus meinem Hause, Teufel, du!“ Das Gesinde hat es mit den Käse- und Brotbissen eilig, die den Rest ihrer Mahlzeit bilden. Jedes weiß,



Unterbrochenes Jagdtrennen. Nach einer Zeichnung von W. De War

daß die oben am Tische allein bleiben müssen; so stampft eines nach dem andern willig hinaus. Die Kennerin richtet indessen manchmal eine Frage an den Marianus. „Woher kommt? Bist weit gegangen?“ und dergleichen. Wenn sie spricht, läßt er das häßliche Klirren, er sieht sie auch nicht an, verdrossen, mürrisch steht er ihr Rede; es sieht aus, als habe er Scheu vor ihr.

Als die Knechte und Mägde hinaus sind, erhebt sich auch die Violanta. Sie ruft die Kinder, die verschüchtern den fremden Menschen anstarren. „Wünscht der Großmutter gute Nacht,“ sagt sie; da trippeln die zwei Kleinen zu dem verkümmerten Weibe hinüber, das sich über sie neigt und sie an sich drückt.

„Sie weint,“ sagt das kleine Fini, als es sich von ihr abwendet, „warum weint sie?“ Niemand gibt Bescheid; die Kennerin hat freilich das Wasser in den trüben Augen stehen. Dann will das Mädchen dem Marianus, vor dem sich der kleine Adel fürchtet, die Rechte hinrecken, aber Violanta fährt mit ihrer starken Hand dazwischen, faßt das Kind und zieht es mit dem andern hinaus.

„Nacht, Dadi!“ ruft unter der Thür der Adel und streckt dem Vater die Hand hin.

„Der Vater kommt zu euch,“ sagt Violanta laut; der Adelrich ist vernarrt in die Kinder, es ist kein Tag, daß er nicht vor dem Einschlafen an ihr Bett tritt.

Die Kleinen folgen willig der Mutter, die mit ihnen nach der großen Schlafstube hinausstiegt. Sie plaudern und lachen; die Mutter gibt spärlichen Bescheid. Während sie die Kinder entkleidet, hört sie die Kennerin schmerzlichen Schrittes heraufkommen; die geht an der Thür vorüber, langsam, müde, nebanan tritt sie in ihre Schlafkammer. Der Violanta hämmern die Schläfen, ihre Gedanken jagen einander! Unten in der Stube sitzen die Brüder beieinander, was werden sie reden? Was wird der erzählen, der — der Lump? Sie weiß gar nicht, wie sie die Kinder zu Bett bringt, die jetzt in einer gemeinsamen großen Bettstatt, darinnen sie fast ertrinken, an der einen Wand liegen. Sie fährt auf, als die braunen, schönen Augen des Adel und die hellen der Fini an ihrem Gesichte hängen; aufs Beten warten die zwei. Da kniet sie nieder, faltet die Hände, und der Bub und das Mädchen legen die ungeschickten kleinen Finger zusammen. Die kleine Fini spricht das Gebet, schlicht:

„Vater unser, der du bist in den Himmeln!“

Violanta beißt die Zähne zusammen, es ist ihr, als müßte sie schreien. Mit den Blicken verschlingt sie die zwei Kindergesichter in den rotgeblumten Kisseln. Das Herz klopf ihm zur Herzspringen. Ihr gehören die da, ihr! Herrgott! Und nehmen werden sie sie wollen!

Da kommen Schritte die Treppe herauf, schwere. Der Adelrich muß es sein. Wird er — was will er —, wird er es wissen, daß, was der — der Lump erzählen kann?

„Gut Nacht,“ sagt Violanta, beugt sich nieder und küßt die Kinder kurz, wild. Dann richtet sie sich auf, dreht sich der Thür zu; ihre Fäuste ballen sich. Es soll einer kommen! Wie eine Löwin bäumt sie sich auf vom Bett. Ihr gehören die zwei, ihr!

Dann geht die Thür, und der Adelrich kommt herein, ruhig, ein wenig bleich, ein wenig bekümmert, aber mit einem Ausdruck von Liebe im Gesicht, wie immer, wenn er um die Zeit zu Frau und Kindern eintritt. Die Violanta läßt die Arme sinken, es löst sich etwas in ihr; sie sieht ihn an, den Adelrich; arglos ist er wie immer. Scheinbar ruhig langt sie nach Kinderkleidern, die noch herumliegen, und fängt an, aufzuräumen. Adelrich tritt ans Bett und beugt sich zu den Kindern nieder; er spaßt mit ihnen, der Adel sichert, das Fini stößt einen kleinen Schrei aus.

„Et,“ macht die Mutter.

Da sagt der Adelrich ein lautes „Schlafst jetzt!“ und tritt vom Bett weg. Er tritt hinter die Violanta.

„Er ist fort,“ flüstert er.

„Fort?“ fragt sie, sich jäh nach ihm umwendend. Unwillkürlich geht sie neben ihm bis zum Fenster, an das er tritt.

„Das ganze Geld, das der Händler dagelassen hat, hat's gekostet,“ sagt er darauf. Beide sehen zum Fenster hinaus, sehen aber nicht, was draußen ist. Der Himmel ist noch hell, von einem letzten blässen Widerschein der versunkenen Sonne übergossen. Aber in der Gasse unten dunkelt es schon. Ihre beiden Gesichter sind beschattet; so kann keines recht gemahren, wie düster das andre blickt.

„Sein Erbe hat er heraus verlangt,“ flüstert Adelrich wieder, „ich habe es immer gedacht und gesagt, es wird dazu kommen. Für diesmal ist er zufrieden gestellt, aber schwer Geld hat's gekostet.“

Die Violanta schweigt. Einen Augenblick stehen sie Schulter an Schulter, in Gedanken versunken hinausblickend.

„Das ganze Geld muß ich wieder holen auf der Bank,“ sagt dann Adelrich. Dabei streift seine Hand unwillkürlich bei einer Bewegung, die er macht, die der Violanta; die Verührung jagt ein seltsames Empfinden durch beide. Die Hände verschlingen sich, die Finger pressen sich zusammen, ganz aufrecht stehen sie nebeneinander, der hagere eckige Bauer und das stattliche Weib, sprechen nicht, starren nur voll Sinnens hinaus an den fernern Himmel hin, wo es dunkler und dunkler wird. Dabei wird der Druck ihrer Hände

faßt schmerzhaft, so fest umklammern sie sich, und sie brauchen nichts zu sagen; sie verstehen sich sonst: wir zwei halten zusammen!

„Der Mutter muß ich es jetzt sagen,“ unterbricht Adelrich ein langes Schweigen. Ihre Finger lösen sich, und er geht, so faßt es sich auf schwerem Schuhwerk geht, aus der Stube.

„Mutter,“ hört ihn Violanta in der Nebenstube rufen. „Kommt herunter, Mutter.“ Dann geht eine Tür, und sie kann hören, wie die beiden über die Treppe hinuntersteigen. Es ist ganz still um sie jetzt, der leise Atem der zwei Kinder, die schon eingeschlafen sind, klingt in die Stube, die immer dunkler wird, sonst rührt sich nichts. Das Dämmerlicht und das leise Atmen kann schläfrig machen; Müdigkeit, freilich nicht Schlaf, fällt auch der Violanta in die Glieder. Sie läßt sich am Fenster in einen Stuhl nieder. Dann verfaßt sie in Sinnen. Es ist kein ruhiges Ueberdenken, die Gedanken jagen und haften. Sie, in der seit manchem Jahr alles klar und groß und ruhig gewesen ist, hat eine Unrast in sich, die selbst in den starken Körper ein Zittern bringt. Er wird wiederkommen, der Marianus! Der Adelrich hat es selber durchblicken lassen in seinen Worten. „Jetzt wankt alles das, was du dir aufgebaut hast, Violanta! Du hättest es nicht wagen sollen, hereinzukommen in das Haus! Stark hast du gemeint, bist du, und wirst Herr werden über alles, was aus der alten Zeit wieder kommen könnte. Hast in dir selber den Wurm vergessen, der an deiner Kraft frißt, daß du jetzt zitterst! Das Gewissen hast vergessen, Violanta!“

Sie starrt aus dem Fenster. Im Falboden ist es Nacht, Schatten steigen auf; aus der Tiefe scheinen sie zu kommen, dorthier, wo die Schölenenschlucht ist und es talzu geht. So steigt der Schatten in deinem Leben auf, Violanta! Aus dem Pfuhl der Untschihütte bist auf den Berg der Gutheit gestiegen, und jetzt langt's herauf mit Armen, die sich näher und näher recken, und will dich wieder in den Pfuhl zurückziehen.

Nein, bei Gott nicht! Das junge Weib fährt mit einem Ruck aus ihrer zusammengesunkenen Stellung auf, ihre Finger krallen sich zusammen, auch über die Stirn geht ein blitzähnliches, wildes Zucken. Das weiß sie: zurück geht sie nicht! Also sich wehren, sich wehren!

Wenn sie es dem Adelrich sagte! Der Gedanke ist ihr manchem gekommen. Aber — zu spät ist es zum Weichten! Damals hätte sie es sagen sollen, als er sie zum Weibe verlangt hat. Und hat es nicht können.

Aufrecht und brav ist er, der Adelrich! Nicht mehr ansehen könnte er sie! Eine, die sich beschmutzt hat! Freilich, genommen hat er sie, trotzdem er gewußt hat, woher sie kam. Aber: „Nicht, wo du her bist, was du bist, frag' ich,“

hat er einmal gesagt. „Und du bist eine, vor der ich fröhlich den Hut ziehen darf!“ Und jetzt soll sie ihm sagen, daß sie das nicht ist? Kein Gedanke daran! Es geht nicht mehr um ihr Glück allein, um die Kinder geht's, um ihn, um's ganze Haus! Schweigen muß sie darum! Wehren muß sie sich, wehren bis aufs Blut, daß nichts auskommt!

Wieder beißt sie die Zähne zusammen, wieder bäumt sie sich wie zum Kampfe auf. Da geht die Tür abermals faßt und sorglich zurück. Adelrich streckt den Kopf herein. „Wo bleibst auch?“ fragt er halblaut, um die Kinder nicht zu stören.

„Ich habe nachdenken müssen,“ sagt die Violanta und steht auf. Er tritt völlig ein; kaum unterscheidet sie in der Dunkelheit seine linkische, hagere Gestalt; aber sie fühlt sich sicher, weil es dunkel ist.

„Komm jetzt,“ sagt er, an sie herantretend. Er schiebt sie mit liebevollem Stoß der Tür zu. Aber ehe sie diese erreicht, tritt er neben sie. Er legt den Arm um ihre Hüften, faßt unberührt lehnt sie sich an ihn. So treten sie auf die Schwelle.

„Du —“ sagt da Violanta plötzlich atemlos und hält ihn zurück. Es ist ihr wie angeworfen: Jetzt mußt du es ihm sagen! Aber dann würgt es sie; die Kehle ist ihr verchnürt, der Herzschlag geht ihr so wild, daß sie zu ersticken meint.

„Was ist?“ fragt Adelrich ahnungslos.

Da faßt sie sich und geht weiter, so daß er folgen muß.

„Eingefallen ist es mir,“ flüstert sie im Hinuntersteigen. „Er wird wiederkommen, der Marianus.“

Er kommt nicht auf den Gedanken, daß sie etwas andres auf der Zunge gehabt haben könnte. „Er wird wiederkommen, sicher,“ sagt auch er. Sie seufzen beide tief aus dem Innersten herauf. Dann treten sie unten in die Stube.

IX

Ein Schatten ist im Leben der Violanta, bald so groß, daß keine Sonne daneben mehr Raum hat. Die blüht nur manchmal darein, wenn sie die Kinder anschaut, wenn sie in die Gesichter der Kennerin und des Adelrich blickt, aus denen ihr die Liebe entgegenleuchtet, oder wenn sie das Wesen der Knechte und Mägde beachtet, die vor ihr wie vor etwas Höherem sich ducken. Vielleicht ist es der gewaltige Aufwand an Kraft, dessen sie bedarf, um äußerlich ruhig zu scheinen, der sie noch über das hinaushebt, was sie früher war; eine stille Größe ist an ihr. Aber die Kennerin stößt den Adelrich an: „Was ist mit deiner Frau? Die überstarrt sich, die überfordert sich für uns alle. Siehst, wie sie hohle

Augen hat, und weiß ist sie wie die frischgeweißte Wand im Hausgang!"

"Ja, ja," nickt der Adelrich und geht zur Violanta: „Langsam, langsam, Frau, du mußt nicht zu viel wollen, jetzt hast wieder eine Magd weniger und alles nimmst auf dich!"

"Laß mich, laß mich," antwortet sie mit sonderbar gepreßter Stimme, reckt die Arme und richtet sich selber auf: „Schaffen muß ich, sonst kann ich nicht leben!"

Damit läßt sie ihn stehen. Er aber sieht ihr nach; sein Blick ist heiß. Wenn ich dich nicht hätte, fährt es ihm durch den Sinn, was du für eine bist, du! So demütig und fest hängt er an ihr.

Heute ist ein Brief gekommen vom Marianus. Er sei das Herumstreichen satt! Geld will er haben, oder heim will er kommen! Den Winter über läuft er nicht auf den Straßen herum!

Der Brief macht nach dem Mittagbrot die Kunde vom Adelrich zur Kennerin, von der zur Violanta. Die Kennerin stöhnt. „Laß ihn kommen," sagt sie zum Sohne, der den Kopf auf der Brust hat und auf den Boden starrt, wie einer, der keinen Rat mehr weiß. Violanta steht auf, rasch, der Boden ächzt, so fest geht sie über die Dielen. Aus einem Wandschrank nimmt sie eine Schachtel, in der Geld klingelt. „Da," sagt sie, „das ist erspart vom Haushalt, schick ihm das."

„Für wie lange wird's gehen," sagt der Adelrich und wiegt den Kopf hin und her, wie das seine Art ist, wenn er Bedenken hat.

„Wenn es nur ein paar Wochen sind!" tönt die Stimme der Violanta wieder, diesmal laut und hart, so daß die Kennerin fast vorwurfsvoll aufblickt. Adelrich aber nimmt das Geld, zählt es, bedenkt sich nicht mehr, steht auf und trägt es zur Post. So ist wieder eine Frist erkaufte. Violanta weiß wie alle, daß es nur eine Frist ist.

Ihre Unruhe will sie krank machen. Wenn eine Tür geht, fährt sie zusammen: er könnte kommen! Wenn ein Brief kommt, steht ihr das Herz still: von ihm kann er sein! Die Qual würgt sie. Einmal, ein einziges Mal kommt sie eine Schwachheit an, eine grenzenlose Sehnsucht, einem zu beichten. Die Nagerin fällt ihr ein, die fromme, die wackere. An demselben Abend läuft sie zu ihr hinüber. Aber schon die Luft in der Gasse bläht ihr die Müdigkeit aus den Gliedern. Auf der Treppe befinnt sie sich, ob sie nicht lieber umkehre; fast mechanisch steigt sie bis zur Tür, hinter der sie die Nagerin sitzen weiß, ist dabei so tief in zwiefältige Gedanken versunken, daß sie die Klinken ohne anzuklopfen ausbrückt und plötzlich vor dem schmächtigen, in seinen Lehnstuhl am Fenster geduckten Weibe steht. Sie erschrickt. „Jesus, jetzt bin ich Euch da so hereingelaufen," stammelt sie.

„Sag doch nichts," beschwichtigt die andre eifrig, „es ist ja so recht, daß du wieder einmal kommst. Setz dich doch!" Ihr kleines Gesicht ist von einer stillen Freude durchleuchtet. Auch sie mag dich lieben, muß sich die Violanta unwillkürlich sagen. Der Einladung, zu sitzen, gibt sie nicht Folge. Unruhig, als suche sie schon wieder nach einer Gelegenheit, fortzukommen, blickt sie nach der Tür zurück. „Ich — ich muß gleich wieder gehen," sagt sie. „Ich habe Euch nur grüßen wollen."

„Wie geht's?" plaudert die Nagerin, „aber nicht fragen muß man dich! Wer so mitten im Glück sitzt wie du! Zwei Staatskinder hast."

„Ja," sagt die Violanta; in ihrem Blick leuchtet es auf wie ein aufflackerndes und zusammensinkendes Licht.

„Und der Adelrich geht herum, als hätte er die Welt geerbt, seit er dich hat," scherzt die Nagerin weiter. Violanta lächelt mühsam. „Wie geht es Euch, Frau, und was machen sie zu Auerhalden?" fragt sie dann, damit sie etwas sagt. Sie hört nur halb hin, was die Alte antwortet; ohne recht zu wissen, was sie tut, spielt sie am Tisch, an dem sie steht, mit allerlei Blumen und Kräuterwerk, von dem die ganze Platte bedeckt ist.

„Gelt, da siehst's schön aus," sagt da die Nagerin, auf die Pflanzen deutend, „die hat mir der Lori-Sepp gebracht, der Vergfährer; er bringt mir noch immer, wenn ich so brauche." Sie steht auf, humpelt an den Tisch dabei und fängt an, in den Kräutern zu stöbern. Die Violanta weiß von früher, daß es der Nagerin Steckensperd ist, allerlei heilsame Pflanzen zu trodnen, zu Tee, zu Salben, zu Pflastern, die sie selber bereitet und mit denen sie das ganze Dorf doktert.

„Schöne Sachen hat er mir gebracht diesmal," spricht die Alte eifrig weiter, „keiner weiß so gut Bescheid wie der Lori-Sepp. Kennst das noch?" unterbricht sie sich selber und zieht unter dem Grünzeug einen weißen Wurzelknollen hervor. Aus dem Knollen sind grüne Blätter gewachsen und eine einzige tiefblaue, fleischige Blume.

Die Violanta betrachtet sie; ihr Blick wird plötzlich scharf; eine seltsame Spannung tritt in ihr Gesicht, als sei ihr ein Gedanke gekommen. „Ja, ja," sagt sie, „gütig."

„Wer sollte das glauben," plaudert die Alte, in den Anblick der Pflanze versunken. „Oben so schönen Blust und unten den Tod."

„Wieviel Tropfen sagt Ihr, daß es braucht?" fragt die Violanta plötzlich, sie stemmt zwei Finger der starken Hand auf den Tisch und neigt sich ein wenig vor, ist ganz ruhig dabei und ganz weiß; in den Augen ist etwas, als müßte sie mit dem Blick der Nagerin die Antwort von den Lippen saugen.



Herbstmorgen

Nach dem Gemälde von Ebr. Kröner



„Ein Tropfen,“ erklärt die Alte in schulmeisterlichem Ton, „ein Tropfen heilt Magen-schmerzen; es dürfen schon schlimme sein, bis das nicht mehr hilft. Wer sechs Tropfen nimmt statt einem, hat die letzten Schmerzen gehabt.“

„Ja, ja,“ fährt Violanta scheinbar ganz gleichgültig weiter, „und am Gurschen oben wachsen sie.“

Das letzte ist keine Frage mehr; die Nagerin nickt dazu; da nimmt die andre die Hand vom Tisch und streicht langsam damit über Stirn und Haar; es ist wie ein ungesagtes „So“ der Zufriedenheit. Ein paar gleichgültige Worte gehen darauf zwischen ihnen hin und her; dann blickt die Violanta aus dem Fenster, und als erinnere sie etwas daran, daß sie heim müsse, sagt sie ein jähes und hastiges: „Jesus, jetzt ist es aber hoch Zeit, daß ich gehe.“ reißt der Nagerin die Hand und schreitet der Türe zu. Die Alte humpelt ihr nach. Ihre Hand tätschelt den Arm der andern; es liegt eine seltsame Färtlichkeit in der Bewegung; wiederum muß die Violanta fühlen, wie auch diese Frau sonderbar an ihr hängt. Als sie über die Schwelle tritt, zieht etwas ihr wie mit Gewalt den Blick zurück in die Stube. „Ade,“ sagt sie zur Nagerin und wehrt ab: „Bleibt doch,“ als diese ihr noch immer folgt; ihre Blicke gehen indessen über die Alte hinweg und streifen noch einmal den weißen Wurzelknollen, aus dem die blaue Blume wächst.

Als sie nachher allein über die Treppe hinabsteigt, wird ihr Schritt langsam; sie selber ist ganz ruhig. Warum sie zur Nagerin gekommen ist, hat sie vergessen. Sechs Tropfen, sinnt sie, das muß man wissen, sechs Tropfen! Die Entdeckung beschäftigt sie so völlig, daß selbst das, was sie beim Nachhausekommen erwartet, sie nicht aus ihrer Ruhe bringt.

Der Adelrich tritt aus der Haustür, als sie eben in diese einbiegen will. Er geht vornübergebeugt; es ist ihm anzusehen, daß er eine Last trägt. Mit den braunen Augen blickt er sein Weib unsicher an; es wird ihm allerweil schwer, wenn er ihr etwas in den Weg wälzen muß, was nicht glatt ist. „Er ist oben,“ sagt er.

„Der Marianus?“

„Jetzt will er da bleiben!“

„So soll er,“ sagt sie in verbissenem Ton. Dann gehen sie aneinander vorüber.

Als Violanta die Treppe hinaufsteigt, tritt der Marianus just aus der Wohnstube. Er tut völlig daheim wie das letzte Mal, hat sich auch nicht verändert seitdem, wenn er nicht noch verkommener ausseht; etwas wie Hunger scheint ihm aus den frechen Augen.

„Da bin ich wieder,“ sagt er zur Violanta, streckt ihr die Hand hin, vertraulich, aber ohne jenes hämische und höhnische Wesen, das er ihr das erste Mal gezeigt hat. Fast scheint es, als

liege ihm daran, Freundschaft im Haus zu machen. Violanta nimmt seine Hand, fest, wie sie jede zum Gruß drückt. Der soll nicht glauben, daß sie ihn fürchtet! Als sie nachher allein ist, kommt doch wie eine heiße Welle das Angstgefühl über sie, das ihr das Leben vergällt: du bist wie an seine Kette gehängt, tansgen kann er dich machen, wenn er will!

Der Marianus bezieht eine Kammer auf dem Boden der Knechte und Mägde. Damit beginnt das Zusammenhausen. Keines fängt es mit Freuden an, so kann keine Freude daraus kommen. Der Adelrich macht einen Versuch, einen Frieden zustande zu bringen. „Neben Abend wollen wir uns besprechen, welche Arbeit jedem am folgenden Tag zusallen soll,“ sagt er zum Bruder, der halb verdrossen, halb gleichgültig beistimmt. Aber als es an ein Arbeitseinteilen geht, paßt dem Marianus das nicht und jenes nicht; dem Adelrich geht die Geduld aus; er beginnt, die Arbeit wieder allein zu tun, so bleibt der andre überzählig beiseite stehen, kann zugreifen, wo er will. Aber es liegt ihm nicht viel am Zugreifen. Er schlendert herum, spät steht er auf; beim Essen ist er meist, bei der Arbeit selten; manchmal weiß den ganzen Tag keins im Haus, wo er sich herumtreibt.

Es ist schwül im Kennerthaus. Die Kennerin geht mit verbissenen Lippen herum; ihr weicht der Marianus aus; es ist, als ob er die Dual nicht sehen könnte, die in ihren Zügen offen liegt. Der Violanta steht er dafür alle Augenblicke im Wege. Er hat ein neues Wesen ihr gegenüber. Sie fühlt, daß seine Augen ihr nachgehen; sie halen sich an ihrem Leibe fest, heimlich, mit einem wüsten Hunger; wo er sie allein trifft, stößt er sie im Vorübergehen an, vertraulich und frech. Die Violanta weiß, daß sie mit ihm ins klare kommen muß; sie wartet nur eine Gelegenheit ab.

Als er acht Tage im Hause ist, hängt sie auf dem großen Estrich des Hauses Wäsche auf; der Adelrich ist nicht daheim, die Kennerin sitzt in der Wohnstube und spinn. Der Marianus muß sie, die Violanta, haben hinaufsteigen sehen. Kaum daß sie die ersten Wäschestücke über das Seil schlägt, kommt er mit schleichenen Schritten über die Treppe heraufgestiegen. Sie hat ihn kommen hören; einen Augenblick lang schlägt ihr das Herz wild, dann nimmt sie sich zusammen. „Jetzt,“ fährt es ihr durch den Kopf. Sie wählt mit den nackten starken Armen in den nassen Wäschestücken, wartend, daß er hereinkomme. Der Estrich ist lang, vom Balkengesüße des Daches überragt, durch schmale Fenster im Ziegeldach fällt das trübe Licht des Herbstnebeltages herein; eines ist offen, dort weht eine eiskalte Luft hernieder, und wie Rauch schlagen ganze Nebelfetzen herein, losgerissen aus den Schwaden, die über das Dach hin streichen.

„Schaffst?“ sagt der Marianus mit halblauter Stimme, als er, die Hände in den Hosentaschen, herantritt. Er trägt nur Hemd und Hose und ist barfuß. Stallmist bringt er mit; er mag in den Ställen gearbeitet haben. Am Halse steht ihm das Hemd offen, seine Hemdärme sind zurückgestreift, am Arm spielen die harten Muskeln; die Augen in den tiefen, schwarzüberbrauten Höhlen glänzen festsam.

Die Violanta hat ein Wäschestück in der Hand; sie steht anfrecht da und ist größer als er. „Was willst?“ fragt sie. „Mach's kurz,“ sagt ihr Blick.

Er tritt ganz nahe an sie heran und will ihr die Hand auf den Arm legen. Da wirft sie das Wäschestück in den Korb zurück, ihre Hände ballen sich, und sie tut einen Schritt rückwärts. Ihre Augen flackern, und die Nästern blähen sich. „Du,“ sagt sie drohend und doch leise, „sagen will ich dir es jetzt einmal, rühr mich nicht immer an, nicht herumzerren laß ich mich von dir, verstanden!“

„Hoho,“ sagt der Marianus laut und höhnisch. Violanta ist plötzlich unheimlich ruhig. „Es muß jetzt einmal ausgemacht werden, zwischen uns beiden,“ sagt sie.

„Was?“ fragt er. „Da ist nicht viel auszumachen.“

„Es ist jetzt einmal so, daß ich deines Bruders Frau bin! Wir haben zwei Kinder! Was einmal gewesen ist — zwischen dir und mir — das — du wirst an die Kinder denken und an — an den Adelrich —, sie dürfen nichts wissen!“ Als sie das sagt, ist ihr Gesicht so blutleer, daß einer glauben könnte, sie müßte im gleichen Augenblick ohnmächtig auf die Dielen schlagen; aber sie hält sich. Jedes Wort würgt sie hervor, reißt es sich gleichsam selbst heraus, und Zeichen ihres Lebens gehen mit.

Marianus zieht den einen Mundwinkel nach unten und zuckt die Schultern. „Das kann ich jetzt halten, wie ich will,“ sagt er.

Die Violanta überläßt es kalt; einen Augenblick schweigt sie, dann hebt sie wieder an, ruhig, verbißnen: „Das kannst, ja, das ist schon wahr; aber in dem Augenblick, wo du redest, Bub, gibst's ein Unglück!“

Ihr Ton ist furchtbar in seinem verhaltenen Grimm. Mariannus blickt unwillkürlich auf und in ihr totenhaftes Gesicht. Er versucht auch jetzt zu lachen, aber es gelingt ihm nicht ganz. Da tritt er dichter an sie. „Du,“ sagt er und stößt sie an, „wir können es ja wieder halten wie früher.“

Sie reißt die Augen weit auf; sie glaubt nicht recht an seine ganze Erbärmlichkeit.

„Sei doch zahm, Schatz, wie früher,“ flüstert er vertraulich.

Sie schüttelt sich vor Ekel. „Laß mich,“ sagt sie mit heiserer Stimme. „Wach bin ich ge-

worden von damals, hörst, ganz wach! Ich weiß, was ich gewesen bin, aber wach bin ich geworden davon, und — und — aus meinem Leben will ich den Fleck hinaustun, und — und“ — allmählich ist ihre Stimme lauter, ihre Art heißer, stürmischer geworden. „Du,“ stößt sie noch heraus, „du, das sag' ich dir noch einmal, wenn du redest, gibst's ein Unglück!“ Dann läßt sie ihre Wäsche stehen und geht von ihm, einen Bogen macht sie um ihn herum, als fürchte sie, sich in seiner Nähe zu beschmutzen, und verschwindet auf der Treppe.

„Boß Donner,“ murmelt er hinter ihr her, halb erstaunt, halb zornig, aber in seinen Augen glüht die heimliche Gier, während er ihre hohe Gestalt in der Estrichthür verschwinden sieht.

Nach diesem Zusammentreffen ist es wie vorher, gewonnen hat die Violanta nicht viel. Der Marianus redet nicht, aber die Furcht, daß er rede, sitzt ihr nach wie vor wie ein Schwert im Herzen.

Der Herbst will sich in den Winter versieren. Noch in den letzten Tagen, ehe die Schneehüllen den fahlen Bergen über die schweren Glieder fallen, weiß Violanta eine Ausrede zu finden, um allein am Gurschen oben zu tun zu haben. Sie kommt bald zurück; keines weiß, daß sie im Kleid verborgen weiße Wurzeln trägt. Einige Tage später steht in einem Schaf ihrer Schlafkammer, an verborgener Stelle, wo niemand sucht, ein Fläschchen mit farblosen Tropfen. Seit es dort steht, hat die Violanta manchmal ein sonderbares Ruhegefühl. Es ist ihr zumut wie einem, der, von Feinden ringsum belagert, eine geheime Tür in die Falle leht: so, hier ist ein Ausweg, wenn alles fehlt! Und doch hat sie keine Pläne. Vor allem liegt ihr der Gedanke unendlich fern, sich selber zur Flucht aus dem Leben zu helfen. Sie ist viel zu stark dazu! Jemand wie nur hat sie das seltsame Gefühl, daß von jenem Fläschchen ihr ein Schicksal kommen soll.

Der Winter naht indessen; die Bergdruff trägt den Eispanzer; auf den Wegen knirscht der Schnee; aus dem Pöchtal geht die letzte Wärme, nur die Schwüle im Knechtshaus weicht nicht. Zwei Mägde haben naheinander das Haus verlassen: kein erhaberes Mädchen will mit dem Mariannus unter einem Dache bleiben. Adelrich, der um des lieben Friedens willen sonst, wenn's not tut, sich selber lastet, fährt auf, schlägt auf den Tisch und schreit den Bruder an: „Geh, geh, so weit die Welt ist, dich kannst zu Grund richten, aber uns sollst nicht auch noch mitziehen! Geh, oder bei Gott, ich — ich schlag' dich hinaus!“

„Verluch's,“ murrte der andre, an ihm hinauf-lauernd; er fürchtet sich nicht. „Gib mir mein Geld,“ sagt er dann, „so geh' ich schon!“

„Gib mir mein Geld.“ An den Worten zersplittert dem Adelrich seine Macht, zerschellt alles,

was die im Kennerhaus über den Marianus vermögen. Der treibt indessen sein Wesen weiter. Wie soll er die Wintertage totschlagen, wenn er schon im Sommer zu viel Mühe gefunden hat! Jetzt hockt er in den Schenken. Wenn er heim kommt, schwanken ihm Füße und Verstand. Schanden macht er, die der Adelrich besahlt, weil — weil der andre Recht auf Geld hat. Die Kennerin nimmt sich zusammen, schafft sich eine Gelegenheit, mit dem Marianus allein zu sein, bittelt, daß er sich bessere, bittelt, beschwört, zürnt; nur flennen kann sie nicht; ihre Augen sind ausgeweint. Marianus duckt sich wieder in ihrer Nähe wie ein zähnefletschender Köter. Er läßt den Regen ihrer Worte über sich hin gehen und schüttelt sich nachher; zu Herzen ist ihm keines groß gegangen. Er vermag sich selber nicht mehr aus dem Sumpf zu reißen, in den er geraten ist. Nach dem Gespräch mit der Mutter ist er ein noch schlimmerer Wirtshaushocker. Und wenn er betrunken ist, läuft er hinter der Violanta her wie der Jäger hinter dem Wild; sie hat Mühe, ihn sich vom Leibe zu halten, hat noch größere Mühe, zu verhüten, daß der Adelrich und seine Mutter ahnen, wie weit jener sich vergißt.

Eines Sonntagabends, als die Kinder schon schlafen, auch die Kennerin eben mit müden Schritten nach ihrer Kammer gestiegen ist, kommt der Marianus aus dem Wirtshaus heim und in die Stube gegangen, wo Adelrich und Violanta, die gemeiname Sorge besprechend, beieinander sitzen. Er ist seiner Füße und seiner Stimme nicht mehr ganz mächtig; aber er kann aus ihren Gesichtern lesen, daß sie gerade über ihn gesprochen. Ein tückisches Licht springt in seine Augen. Die Violanta steht auf. „Ja,“ sagt sie, als wäre sie längst im Begriffe gewesen zu gehen, „es ist Zeit, sich zu legen. Komm, Adel.“

„Hm,“ hustet der Marianus mit offenem Hohn. Der Adelrich reckt sich zu seiner hageren Höhe; er sieht den Bruder nicht an. Als läge ihm daran, aus seiner Nähe fortzukommen, damit er den in ihm kochenden Grimm beschwichtige, nähert er sich der Tür.

„Hm,“ hustet Marianus. Er zwinkert mit den Augen, als die Violanta ihn fest ansieht. „Soll ich es ihm erzählen?“ lallt er dann plötzlich und schlägt ein Lachen auf. Violanta ist starr wie ein Block, und ihre Augen glimmen. Eine mächtige Kraft schwellt ihr die Glieder, ein unbändiger Zorn stürmt in ihr auf. Sie umkrampft die Lehne eines Stuhls und weiß, wenn der Marianus noch ein Wort sagt, wird sie den schweren Sessel zum Schlag erheben. Sie dürstet danach, den Erbärmlichen zu erschlagen. Der Adelrich hat sich nicht umgewendet; er achtet der Worte des andern nicht. Zur Tür geht er. „Komm,“ sagt er zur Violanta und geht ihr voran, hinaus. Da wendet sich auch die Frau

und folgt ihm, zögernd, noch immer gewärtig, daß das Unheil komme, daß seit Wochen und Wochen droht.

„Hm,“ hustet der Marianus hinter ihr her.

X

Am folgenden Morgen, als der Adelrich sich früh von seinem Bett erhebt und sich ankleidet, sagt er nach einer Weile schwülen Schweigens, wie es jetzt oft zwischen die drei im Kennerhaus fällt, deren Herzen doch aneinander hängen: „Du, Frau!“

Die Violanta wendet sich ihm zu. „Ja?“ fragt sie.

Er seufzt, sieht sie an, unbeholfen und scheu. Endlich sagt er, der sonst so wenig grübelt und immer seinen geraden Weg geht: „Ueber die Geschichte vom Kain habe ich heute nacht nachdenken müssen, und — und es sann dazu kommen, es kann Zeiten geben, daß einer den Kain versteht, daß einer selber den Bruder erschlagen könnte!“

Die Worte fallen zerhackt, langsam von seinem Munde. Er sieht ganz gelb aus im Gesicht dabei.

„Nein, du,“ sagt die Violanta schauernd, „solches muß nicht denken.“

„Er brauchte nur dir oder den Kindern etwas antun zu wollen,“ zuckt er aus neuem Brüten auf. Dann kleidet er sich fertig an und geht hinaus; ein zitternder Seufzer ringt sich von ihm, so schwer hat er noch nie sein Tagwerk angefangen.

Weil sie wissen muß, was der Marianus tun wird, geht Violanta dem Adelrich nach. Aber der Marianus weiß nichts mehr von den im Rauch herausgestoßenen Worten oder tut, als wüßte er nichts mehr. So hat sie abermals Frist. Aber gewarnt ist sie. Von da an ist sie wie der Tiger im Ansprung; wenn der Marianus redet, gibt es ein Unglück!

Der Winter vergeht. Die Schneehüllen lösen sich von den Bergglicthern. In der Sonne und unter dem tiefblauen Himmel liegen die riesigen Leiber bloß und ihre Häupter im Greifenscheitel des ewigen Schnees ragen und strahlen.

Statt zu reden, geht der Marianus hinter der Violanta her, eifriger denn zuvor; die Mägde im Haus und die Mädchen im Dorf läßt er laufen; nur für sie hat er noch Augen. Sie aber weiß, daß es nicht lange mehr dauern kann, so werden dem Adelrich auch ohne Reden die Augen ausgehen. Sie zermartert sich den Kopf nach einem Ausweg und findet nur einen: Der Marianus muß aus dem Leben derer, die im Kennerhaus wohnen, hinaus! Vorher kommt ihr der Gedanke, daß sie gehen könnte, und die Tropfen in ihrem Fläschchen fallen ihr ein. Aber was nützt es, wenn sie geht! Der andre bleibt doch zurück, der Schatten im Haus, vor dem alle

Sonne gewichen ist! Und der Gedanke kommt wieder und wird zur Ueberzeugung: der Marianus muß fort!

Als dieser Gedanke die Seele des jungen Weibes gefangen nimmt, spannen sich die Sehnen ihres Leibes wie unter einer letzten, großen Anstrengung. Adelrich meint einmal scherzend zu ihr, daß sie noch gewachsen sei; er kann nicht wissen, woher die starre Aufrechttheit ihres schönen Körpers rührt. Noch im Scherzen aber überfällt ihn die Sorge neu, die seit langem auf ihm ist, die, daß sein Weib ihm krank werden will. Das Gesicht der Violanta ist hager geworden, ein Zug, der wie ein Schmerzperleisen ist, liegt um ihren Mund, ihre schwarzen Augen haben einen fiebrigen Glanz. „Was hast auch?“ fragt Adelrich; „immer schmäler wirst, immer elender.“

Die Violanta sieht ihn an. Ihre Zähne schlagen aufeinander wie in plötzlichem Frost. „Ich weiß nicht,“ sagt sie, „es ist so etwas in den Nerven, wofür man nicht viel helfen kann, es ist auch nichts Gefährliches. Wenn ich einmal ins Tal komme, will ich zu einem Doktor gehen.“ „Ja, ja,“ sagt der Adelrich. Dann spricht er davon, daß sie die nächste Woche miteinander ins Tal zum Doktor fahren wollen, ist voller Besorgtheit und doch wieder voller Zuversicht, daß der Doktor helfen wird. Die Violanta drückt ihm die Hand und sagt „Ja“ zu allem.

Am diesem Abend bei Tisch reden sie von den nahen Alpenfahrten. „Nach der Hütte am Gurtschen muß ich sehen, nächster Tage will ich hinauf,“ sagt Adelrich. Dann scheint ihm einzufallen, daß die Violanta im vergangenen Jahre oft nach den Hütten gestiegen ist; ein plötzlicher Plan springt ihm auf. „Ober willst du gehen?“ fragt er sein Weib. „Bist schon lange nicht mehr aus dem Hause gewesen. Es möchte dir gut tun, so eine Vergahrt. Bis am Abend längstens bist wieder zurück.“

„Ach — geh du,“ sagt Violanta. Dann fällt ihr ein, daß der Adelrich gerade jetzt zu Hause nötig ist, wo ein Knecht fehlt, und als sie sich den Gang nach dem Gurtschen ausmalt, kommt ihr selbst eine Art Verlangen nach dem Berg, nach der Stille und Reinheit und Ruhe, die dort sind; sie meint zu fühlen, daß es ihr wohlthun wird, einen Tag lang aus der schwülen Luft des Hauses hinauszugehen. Sie befinnt sich. „Am Ende hätte ich doch Freunde zu gehen,“ sagt sie dann.

Darauf reden sie eine Weile hin und her; der Marianus hockt daneben und staunt scheinbar ins Leere zwischen sie hinein. Der kleine Abel, als er hört, daß die Mutter fort will, fängt zu weinen an, schlägt die Aermlein um sie und gräbt den braunen Vockenlopf in ihren Schoß; er ist ihr wie angeschmiedet, der Bub, aber er gibt sich zufrieden und lacht aus tränennassen

großen Buckern, als der Vater ihm verspricht, daß er ihn auf dem Wagen mitnimmt, wenn er Gras einholt. Zuletzt wird es bestimmt, daß die Violanta nach der Gurtschenhütte geht.

Sie ist nicht früh bereit an dem Tage, an dem sie den Gang tun will. Zuerst noch liegt ihr irgend eine Arbeit im Weg, ehe sie fortkommt; sie ist einmal so, daß sie alles schön glatt haben will, wenn sie aus dem Hause geht. „Es kann keiner wissen, ob er wieder kommt,“ pflegt sie zu sagen. Zuletzt steht sie in ihrem schlichten braunen Kleid, das weiße Kopftuch in den Nacken zurückgestrichen, einen Stoch in Händen und den Hütten Schlüssel in der Tasche, wegfertig da. Die Sonne steht hoch; es wird ein heißer Weg werden. Der Himmel ist blau, einzelne weiße Wolken quellen hinter den Bergen auf wie Rauchsäulen, mit Gewalt aus mächtigem Schlot gestossen und im Blau plötzlich zur Unbeweglichkeit erstarrt.

„So, ade,“ sagt die Violanta zur Kennerin oben in der Stube.

„Komm auch wieder heim,“ grüßt die Alte, „und ja du,“ fügt sie hinzu, „nimm dich in acht am wilden Stuh' oben; es ist kein Spaß, bei Gott, der Weg dort.“ Violanta blickt mit einem schlächtigen Lächeln zurück. „Es ist ein Weg wie ein andrer.“

Auch der Adelrich lächelt, indem er ihr die Hand zum Gruß hintritt. Er sieht mit einer Art andächtigen Stolzes ihre noch immer starke, stattliche Gestalt an: „Um dich ist mir nicht angst,“ fährt es ihm durch den Kopf.

„Ade,“ sagt Violanta.

„Ade,“ grüßt er zurück. Ihre Hände verschlingen sich mit dem starken, treuen Druck, den ihre Liebe verlangt. Dann geht sie hinaus. Unten auf der Schwelle der Haustür hockt der kleine Abel in der Sonne, mit nackten braunen Füßen und Beinen, nur Höslein an und ein Hemd. Sein Gesicht ist rund und gesund, seine großen, verträumten Braunaugen sehen sinnend auf die Straße hinaus. Auf seinem welligen braunen Haare liegt die Sonne. Er steht auf, als die Mutter hinter ihn tritt. „Ich mißkommen,“ sagt er und nestelt die dicke kleine Hand in ihre Linke. Dann kommt das Fini hinter dem Hause hervorgezungen.

„Mutter — Mutter — ütter, gehst jetzt?“

Das Kind ist barfuß wie der Bub. Die gelösten Böpfe fliegen, die schönen klaren Augen strahlen.

„Kommt! Bis hinter's Dorf könnt ihr mit,“ sagt Violanta. Den Abel an der Hand, das Fini am Rocke, schreitet sie durch's Dorf. „Tag!“ geht da und dort ihr Gruß über die Gasse; wer an den Hütten steht und wer ihr begegnet, grüßt froh und eilig und schaut ihr nach, wenn sie vorüber ist: sie ist ein so prächtiges Weib, und wer die Kinder ansieht, dem wird das Herz froh.

Hinterm Dorf heißt die Violanta die Kinder heimgehen. Zum Fini neigt sie sich nieder. „Trag ihm gut Sorg', dem Bub, durchs Dorf,“ mahnt sie und streichelt ihr den glatten Scheitel. Den Adel hebt sie auf, daß er jauchzt vor Lachen, küßt ihn fest und stellt ihn nieder. „So — geht jetzt!“

Das Fini nimmt den Buben bei der Hand. Dann trotten sie davon. Die Violanta bleibt stehen und sieht ihnen nach, wie sie in die Dorf-gasse einbiegen. Wie in einem dunkeln Höhlen-gang verschwinden die zwei kleinen Menschen zwischen den zwei Hüttenreihen; die Violanta hat ein Gefühl, als verschwänden sie ihr dort für immer. Es drängt sie, ihnen nachzulaufen, aber sie reißt sich los und geht mit großen, festen Schritten durch die Matten dem Hang zu, an dem hinan der Weg nach der Gurschenalp führt. Der Weg hat eine Bedeutung in ihrem Leben, den Adelrich hat sie da zuerst getroffen, versprochen hat sie sich mit ihm dort; es ist ihr, als müßte er ihr auch heute begegnen. Sie hat ein Heimweh nach ihm im Herzen, es tut ihr leid, ihn heute zu Hause zu wissen, zu wissen, daß er nicht vom Berge herab und ihr entgegen kommen kann. Es ist ihr nach und nach so ins Herz hinein gewachsen, daß sie den Adelrich gern hat, still, fest. So mit hundert Fasern, daß es kein Lösreifen geben kann, ist sie mit ihm verwachsen.

Als sie über die Mattenebene hinaus ist, wird ihr Schritt steter, emfiger. Die Luft ist heiß, die Sonne brennt ihr auf den Rücken, und sie muß das Kopftuch über den Scheitel legen, aber sie atmet doch frei und leicht, die Stille tut ihr wohl; zuweilen, wenn sie die nackten Arme hebt, streift ihr ein Luftzug die Haut, so daß die Muskeln sich kräftiger spannen. Jetzt stehen die Gurschenalptannen über ihr. Ihr Fuß tritt auf dürre Nadeln, ein wunderbarer Harzduft weht auf sie nieder. Die Lärchen stehen zwischen den dunkeln Tannen im ersten Grün, sie leuchten wie grüne, ruhige, lange Flammen aus der Nacht der übrigen Stämme. Violanta meint sich nicht getäuscht zu haben: der Tag in der Gottes-freiheit, wo der Marianus nicht ist, der seinen Schatten alle Stund' in ihren Weg wirft, muß ihr wohl tun; stärker wird sie am Abend zurückgehen.

Nun ist der Wald bald umschritten, schon leuchtet die Schneefspitze des Gurschen über seine breite grüne Brust herab, und dahinter gleißt und blendet und stirrt das fleckenlos silberige Weiß des St. Annagletschers. Violanta tritt auf Alpgras, der Weg führt über den Wald hin nach der Rückseite des Berges, er windet sich aus der Sonne fort an die schattige steile Seite. Als die letzten Spigen der Waldflamme ihr zu Füßen stehen, tönt ihr ein „Se du!“ im Rücken.

Eine Stimme in der Bergstille! Die Violanta ist unwillkürlich zusammengesuckt. „Ich komme auch mit, wenn's erlaubt ist,“ tönt es wieder, leuchend, denn der es sagt, kommt gerade über den steilen Alpgrund aus dem Walde herauf-gestiegen. „Tag,“ sagt der Marianus, als er auf den schmalen Weg tritt. Er ist in Hose und Weste, hat schwere Schuhe an den Füßen, auf dem schwarzen Haar den runden Filzhut. Den Rock hat er an einem Veil über die Schulter gehängt.

Die Violanta steht wie angewurzelt mitten am Wege und sieht ihn mit großen, erschreckten Augen an; ihre Knie zittern. Dann packt sie der Jörn. „Wohin mit?“ fragt sie. „Da oben wirft wohl kein Holz mehr schlagen wollen.“ „Das“ — er schüttelt lässig das Veil — „habe ich nur so mitgenommen, falls mich einer sieht! Ich will dir keine Ungelegenheiten machen, daß die Leute reden könnten, wir seien allein in der Hütte gewesen, wir zwei.“

Einen Augenblick lang kämpft die Violanta, die Gedanken stürmen in ihrem Gehirn.

„Es hat mich kein Mensch gesehen,“ fährt der Marianus flüsternd fort, „kein Mensch in ganz Oberalpen weiß, wo aus ich heute bin.“

Die Violanta starrt ihn noch immer an, und noch immer arbeitet es hinter ihrer glatten Stirn. Der Marianus scheint zu glauben, daß sie darauf sinne, ihm zu entfliehen. Sein Gesicht ist plötzlich von einer Flamme Blutes überloht. Etwas wie Wut bedt in seiner Stimme. „Weißt, jetzt — entweder — oder, entweder lässest mich mitkommen, oder heute abend erzähle ich etwas daheim.“

Ihr Blick weicht nicht von seinem Gesicht, es scheint ein eigentümliches Licht darin, so daß er nicht weiß, ob sie ihn sieht oder ins Leere starrt. Ihre Lippen werden schmal; unmerklich härtet sich jede Linie ihres Gesichtes, aber er achtet dessen nicht. Plötzlich sagt sie: „So komm!“ Es klingt kaum verständlich; vielleicht läßt die innerliche Erregung die Worte nicht gedeihen. Außerlich ist sie ganz ruhig, dreht sich um und hebt an, wieder bergan zu steigen. Marianus lacht. „So,“ sagt er, breites Wohlbehagen im Ton, „man muß nur ungestört reden können miteinander.“

Eine Weile schreiten sie hintereinander her; er kann nicht Ruhe geben, jetzt packt er ihren Arm, jetzt, wenn der Weg ihm Raum läßt, legt er den seinen um ihre Hüfte, einmal überfällt er sie jäh und preßt den Mund auf ihre Wange. Sie steht nicht still; schweigend, mit verbissenen Lippen steigt sie weiter, kein Muskel zuckt in ihrem bleichen Gesicht, an der Nasenwurzel fist eine kleine Falte. Weil sie sich nicht wehrt, glaubt er sie willfährig, meint er, daß sie ein-sieht, wie sie in seinen Händen ist. Das Blut stürzt in ihm; er vermag nicht klar zu denken.

Jetzt weht eine Kühle sie beide an, der Weg

hat sie um den Berg herumgeführt, immer steiler fällt die Halde zu ihrer Linken ab, zwischen dem Gurschen und dem Nachbarberg ist hier ein tiefes, enges Thal gerissen. In seiner Tiefe ist weder Weg noch Steg, nur ein Wildbach braust im steinig'n Bett, kommt aus einer Schlucht hervorgebrochen und stürzt verdeckt, wie in Fesseln tobend, in andre Engen hinein, der Bündner Bergseite zu.

„Jetzt sind wir bald oben, Schatz!“ sagt der Marianus, seine Stimme beb't, er lugt der Violanta von hinten über die Achsel, sein heißer Atem streift wieder ihre Wange.

Der Weg wird schmal. Zu ihrer Linken ist keine Halde mehr, nur starrer, wie eine Turmmauer abfallender Fels; plötzlich wird unten eine weiße, zischende Linie sichtbar, der Wildbach, die Violanta geht weiter, über die Stelle hinaus, es ist kaum zu sehen, daß ihr Blick in die Tiefe gegangen ist. Auf einmal sagt sie ein Wort. „Jetzt!“ Es ist kurz, heftig, ein Laut wie ein Schuß, der jäh sich entlädt. Sie dreht sich um, ihr Stock fällt wegans, und beide frei gewordenen Hände schlägt sie dem Marianus, der ihr auf der Ferse ist, vor die Brust. Ein Stoß beider Fäuste! „Jetzt,“ sagt sie noch einmal, diesmal leucht ihre Stimme, weil sie alle Kraft zu dem zusammennimmt, was sie tut. Der Marianus will etwas sagen, will rufen, aber er hat nicht Zeit, er taumelt schon, stürzt; stumm, die Züge verzerrt, fährt er dem Stock der Violanta nach in die Tiefe.

Violanta geht weiter, sie schludt, der Atem kommt ihr unsicher, in kurzen Stößen erst zurück, aber sie hält nicht an, sicher und fast ruhig steigt sie weiter. Dann tut sich wieder grüner Alpgrund vor ihr auf, Sonnenlicht quillt ihr entgegen, der Blick kann ausfliegen ins Himmelsblau, in den heiter strahlenden Tag; sie ist auf der Höhe. Dort liegt auch die Hütte, die Gurschenhütte: graubraune Bretter, rohes Mauerwerk der Unterbau, Fenster und Türe verammelt. Ein paar Schritte davor bleibt die Violanta stehen, hoch, fest und gerabeauf, hat das helle Sonnenlicht auf Kopf und Schulter liegen, und die Höhenluft, die am nahen Schnee sich gefühlt hat, weht ihr das Haar von der Stirn zurück. Sie sieht mit klaren Blicken um sich, und mit just so klaren Blicken sieht sie in ihr eignes Leben hinein und rednet.

Jetzt! — Was wie ein Blitz ihr in die Seele geschlagen hat, daß sie es hat tun müssen, was gesehen ist, — gleichviel was das war! Ist es ein Herrgottsgeheiß gewesen oder ein wildes, jähes Verlangen ihrer eignen sündigen Seele, gleichviel — es ist gesehen! Was da unten im Bach unterm „wilden Stuß“ liegt, von dem weiß kein Menich, das sucht kein Mensch, das findet keiner! Die Wildwasser zermalmen und zer-

mahlen; was sie forttragen, kennt keiner. Und jetzt könnte sie auch da hinab... Nein, das kann sie nicht, eben nicht. Mit ihr muß alles seinen richtigen Gang nehmen, seinen natürlichen Gang. Dazu braucht es Kraft, Kraft, Herrgott, Kraft. Die will sie haben! Die Violanta Zureich — vor sich selber ist sie nicht mehr das Weib des Kenner-Adelrich, nicht mehr die Mutter ihrer zwei Kinder, des Adelbub und des Fini — nicht mehr ihre Mutter, — die Violanta Zureich ist sie, die aus dem Sumpf gekommen ist und hat zurück sollen in den Sumpf, aber nicht hat wollen — nicht hat wollen!

Sie geht ruhig nach der Hütte, öffnet, schlägt die Laden auf, tut alle Arbeit, die nötig ist, um die Hütte wohnlich zu machen für die Zeit, da der Senn und die Knechte heraufkommen wollen. Stundenlang hat sie zu tun. Dann nimmt sie aus der Tasche das Mittagbrot, das sie mitgenommen hat; essen kann sie das nicht, aber verschwinden muß es; sie trägt es aus der Hütte gegen den Schnee hinauf und streut die Stücke ins Alpgras: die Geier und Fische mögen sich legen! Dann geht sie zurück, langsam schliefst sie die Hütte ab, schaut sich da um und dort um und macht sich auf den Heimweg. Noch einmal zögert sie vor dem Abstieg, als müßte sie für sich noch einmal herfragen, was sie sich eingelehrt hat. Es ist ganz klar. Krank hat sie all die Tage schon ausgesehen! Manches eines stirbt plötzlich hinweg, weiß niemand, was ihm gefehlt hat! Wah — und sie lächelt — wer wollte es zu Oberalpen herausfinden, wenn sie, die Violanta, plötzlich stirbt. Die alte Babeseppe, die Sebamme, die das ganze Talvolk doktert? Am Herzen hat es ihr gefehlt, wird sie sagen; von allen Leuten sagt sie, daß es ihnen am Herzen fehle!

Violanta beginnt den Abstieg. Und als sie geht, gehen ihr die Gedanken voraus. Sie läuft ihnen nach, unbewußt, froh; denn die Gedanken sind auch froh. Sie läuft wie blind vorüber am „wilden Stuß“, als ob dort nichts geschehen wäre, den frohen Gedanken nach, die schon im Kennerhaus sind: da ist der Adelrich, der große, eckige, seelengute Mensch, dem das Leben so teuer geworden ist. Wie wird er jaghaft staunen, wenn der Schatten nicht mehr ins Haus kommt, erst es nicht glauben, daß er fortbleibt, und dann immer mehr aufleben, wenn er doch nicht wiederkommt! Und die Kennerin? Die wird wieder die Angst überfallen, die Angst um das Unglückskind, das der Mutter immer das liebste ist, und die Angst wird stiller werden, wenn die Zeit geht. Gestorben muß er sein, wird die Kennerin eines Tages von dem Marianus sagen. Und das Leid um den gestorbenen Leib wird nicht mehr so groß sein, wie das um die verdorbene Seele gewesen ist! Ruhig wird sie werden, die Kennerin, ruhig und froh, und

aufleben in dem, was ihr nachkommt im Hause, in den zwei Kindern. Und diese, der Adel und das Jini! Die werden wachsen und gedeihen! Eine Großmutter haben sie, die um sie sorgt, und einen Vater, wie man so leicht keinen zweiten findet. Denen kann es nicht fehlen! — Und sie, die Violanta? In ein paar Jahren wird keines mehr wissen, daß sie dagewesen ist, hinter ihr wird sich das Leben der andern glätten wie der See hinter einem Schiff, das ihn durchschneidet. Gut wird alles sein, mein Gott, ganz recht und gut!

Sie steigt unablässig bergab, nicht eilig, ganz verloren in Gedanken. Als sie an die Gurschenwaldtannen kommt, setzt sie sich einen Augenblick auf einen Stein. Sie hat das Kopftuch wieder im Nacken, ihr schwarzes Haar glänzt, ein sanfter Strahl der westwärts wandernden Sonne leuchtet herüber, es geht dem Abend zu. Die Violanta legt die Hände in den Schoß. Wöglich fällt ihr Blick auf diese zwei starken Hände. Sie zuckt zusammen! Es klebt kein Blut daran. Nein, nein, aber eigentümliche Schatten liegen doch darüber, die wie Blut sind. Halt! Mit den Händen darf sie keinen mehr anrühren, den Adelrich nicht, wenn er ihr die Hand zum Gruße bietet, die — Kinder nicht. Die Kinder bringt sie sonst immer zu Bett, heute muß sie warten, hier muß sie warten, bis es zu spät ist, bis die Großmutter sie schlafen gelegt hat.

An den Waldtannen bleibt Violanta sitzen bis an die Nacht. Die Hütten von Oberalpen verschwimmen zu verworrenen Schatten, Schatten sind die Berge ringsum; schreckhaft große Schatten stehen die dunkeln Stämme ihr zur Seite.

Jetzt schlafen die Kindlein!

Die Violanta schaudert und steht auf. Es ist kalt geworden, auch ihr ist so kalt, daß sie, wie in Frösteln zitternd, unsicheren Ganges hinabsteigt in die Matten. Eine lange Gestalt kommt ihr des Wegs entgegen.

„Bist es?“ ruft der Adelrich von weitem. „Wo bist auch gewesen so lange?“ Da rüttelt sie sich auf, immer mit dem Frostgefühl im Innern, und geht ihm mit festem Schritt entgegen. Als sie zusammentreffen, hält sie nicht an. Sie übersteht seine Hand — er mag meinen, daß es in der Dunkelheit geschehen — und drängt vorwärts. „Komm heim,“ sagt sie, und die Hände schlagen ihr hörbar zusammen, „es ist mir nicht so recht.“

Da geht er schweigend, ängstlich von der Seite nach ihr schauend, neben ihr.

„Komm nur,“ ermuntert sie, sieht ihn aber nicht an, blickt nur geradeaus. Ihr Schritt ist eilig. „Ich lege mich gleich, wenn wir heimkommen,“ sagt sie.

„Ja, ja,“ stimmt er ihr bei. „Dast es auch schon so gehabt, gelt?“ jagt er nun und fährt

zu fragen fort, ob ihr nicht dann und wann schon so zumute gewesen sei, sagt das, um sich selber zu beruhigen.

„Ja, ja,“ gibt die Violanta zurück; dazwischen hinein tut sie ein paar hastige, kurze Fragen. „Sind die Kinder gesund? Ist die Mutter noch auf? Ist — ist der Marianus daheim?“

Sie fiebert, denkt der Adelrich. Hastiger schreiten sie weiter.

Der Himmel ist wolkig, aber die Luft still, manchmal zwischen schwarzen Wolfenbergen steht in einem Fächchen blauen Himmels ein schöner weißer Stern.

Als Adelrich und Violanta an die Tür des Kennerhauses kommen, zittert die Frau so heftig, daß sie sich an Türpfosten halten muß. „Sag — sag der Mutter, daß ich mich gleich lege,“ flüstert sie, und steigt schneller die Treppe hinauf; an der Bohnstube will sie vorübergehen, als die Kennerin schon in der Tür steht. Die Violanta lächelt sie an: ein gräßlich verzerrtes Lächeln, wie unter fürchterlichen Schmerzen erzwungen. „Grüß Gott! Ich bin spät, gelt?“ spricht sie eilig. „Ich bin halt — es ist mir nicht so recht. Ich gehe jetzt nur gerade hinauf, mich legen.“ So redend, weiß sie an beiden, am Mann und an der Mutter, vorüberzukommen, nickt ihnen zu: „Ade! Morgen bin ich wieder zuweg,“ und steigt die Treppe hinauf.

„Die Wabeppa will ich rufen,“ sagt der Adelrich.

„Keine Rede,“ ruft die Violanta noch mit fester Stimme von oben. „Geh in die Stube! Morgen früh bin ich zuweg.“

Adelrich und die Mutter lassen sich beruhigen. „Jetzt warte ich nicht länger, morgen fahr' ich mit ihr zum Doktor,“ sagt aber der Adelrich, als sie beide in die Stube treten.

Die Violanta ist in schweigender Hast in die Kammer gegangen, herein durch die Tür, geradewegs ohne Umschauen, zum Schrank, wo im Winkel ein Fläschchen steht. Sie zögert und zuckt nicht, mit ganz sicherer Hand greift sie hinein. Sie nimmt das Fläschchen, hebt es an die Lippen, trinkt. Alles hat sie vorher bedacht; sie weiß klar, was zu tun bleibt. Hinüber geht sie jetzt an den Tisch, wo die Waschgeschirre stehen; dort wäscht sie die kleine Flasche, stellt sie leer in den Schrank zurück, auf ein Brett, wo offen allerlei Arzneizug steht, mitten hinein zwischen andre Flaschen und Salben. So, jetzt soll einer raten, was darin gewesen! Nun wendet sie sich. Bis jetzt hat alles Eile gehabt, nun hat sie Zeit!

Ihr Blick fällt auf die Kinder. Sie schlafen. Da liegt das Jini, friedlich, da der Adel, die dicken Patschhändchen unter dem runden, schönen Kopf. Die Violanta tut einen Schritt gegen sie; ihr Oberleib neigt sich vor, eine wilde Gier

kommt sie an, sich über die zwei schlummernden Menschlein zu werfen. Schreien will sie: mein seid ihr, mein! Und doch drängt sie etwas von ihnen zurück, wie ein Eisengitter, an das sie die Brüste preßt und das ihr den Zuneig wehrt; sie ächzt!

Da mahnt sie ein fürchterlicher Schmerz an das, was kommen will. Sie beißt die Zähne zusammen, verkrampft die Hände, dann taumelt sie nach ihrem Bett und legt sich in den Kleidern darauf.

Der Adelrich kommt nach einer Weile über die Treppe heraufgegangen. Sie kennt seine Schritte. Er müht sich, den Tritt der schweren Schuhe zu dämpfen. Sacht öffnet er die Tür: „Schläfst du schon, Frau?“

Sie hebt sich ein wenig im Bette an, ihre Züge sind ruhig, eine seltsame Klarheit liegt auf ihrer Stirn, auf die das rote Licht einer Kerze leuchtet, die sie angezündet hat. Sie hat Schmerzen, grimmige, rasende, aber so groß ist ihre Kraft und ihr Wille so mächtig, daß sie mit keinem Zuden verrät, was ihr ist.

„Ist dir jetzt besser?“ fragt der Adelrich, hereintretend.

„Es kommt schon besser,“ sagt Violanta. Er steht ganz nahe bei ihr, hündärmelig, lang und hager, mit feinem erschrockenem, gutmütigen Gesicht. „Morgen fahren wir zum Doktor,“ sagt er. Die Violanta nickt. Und da faßt es sie plötzlich, etwas, was sie noch nicht bedacht hat: Wenn sie jetzt stirbt, so denkt alles gut von ihr, das ganze Dorf wird gut von ihr reden, die Nagerin, die Mutter, der Adelrich, rühmen werden sie, nichts als rühmen! Und hintergangen hat sie doch alle! Die Sünde, das, was zwischen dem Marianus und ihr gewesen vor Jahren, das muß sie beichten! Damit keiner sie rühme! „Adel,“ fährt sie auf, „du, — hör.“

Er neigt sich herab. „Was ist? Kann ich dir etwas tun?“

Sie stemmt beide Fäuste auf den Betttrand und neigt sich näher zu ihm: „Du!“

Ein Sturm von Schmerzen schüttelt sie.

„In der Hutschühne —“

Sie röchelt.

„Ich, und —“

Ein Name will auf ihre Lippen kommen, aber er ist nicht mehr verständlich, jäh schlägt der Oberleib hintenüber, zweimal bäumt sich der Leib im Krampfe auf. „Jesus, Jesus,“ stöhnt der Adelrich und hält sie. „Frau, Frau!“ stammelt der Unbeholfene, vorwurfsvoll, in bitterer Angst. Da durchläuft ein Zittern ihre Gestalt; nun liegt sie ganz still.

„Jesus Maria — jetzt — jetzt —“ stottert der

Adelrich und läuft aus der Stube in den Flur.

„Mutter!“ schreit er hinab.

In ihren Betten erwachen die Kinder.

In der Keuerin ihrer Kammer liegt die Violanta aufgebahrt, auf einem hohen, mit Blumen und künstlichem Kranzwerk bedeckten Bett. Eine Menge Kerzen umstehen die tote Frau; es ist eine fürnehme Leiche. Ganz Oberalpen drängt sich an diesem Tage in die Stube. Jeder will die noch sehen, die so plötzlich verstorben ist. „Jesus, wie schön,“ stammeln ein paar halbgewachsene Mädchen, die in das wachsbleihe Gesicht der Toten starren.

„Die Kraft selber, hab' ich gemeint, ist sie,“ flüstert ein Weib in einer Ecke.

In einer andern redet die Babeseppe, die Hebamme, eine dicke, behäbige, gemüthliche Frau: „Am Herzen hat es ihr gefehlt, ich habe es gleich gesehen! Da ist es eben plötzlich mit einem zu Ende.“

Das Flüstern hört den ganzen Tag nicht auf: „Was das für eine gewesen ist! Was für eine Arbeitstame, eine Aufrechte! Herrgott, eine solche kommt gar nicht mehr!“

Gegen Mittag geht auch die Kunde um, daß der Marianus nicht im Hause sei, nach dem schon der eine und andre gespäht hat. „Schon gestern ist er fort gewesen,“ heißt es dann. „Am Ende ist er wieder auswärt,“ vermutet einer. Groß fragt ihn keiner nach.

Am Abend steht der Adelrich allein am Bette seines Weibes, ganz zermalmt von Kummer, der lange Mensch, zitternd, die Züge von verhaltenem Weinen zuckend. „Was das für eine gewesen ist!“

Sie kann es nicht hindern, daß sie sie rühnen, die Violanta!

Sie rühnen sie lange, lange: so eine geht keine mehr durch die Gassen von Oberalpen! Aber es kommt so, wie sie gewünscht hat. Es wird stille und sonnig im Keuerhaus. Die Kinder wachsen auf; die wissen, wie man eine Gestorbene vergißt, und helfen den andern es lernen. Und der Marianus ist fort! Die von Oberalpen wundern sich, wo er sich herumtreibt; der Adelrich forscht nach und bekommt keine Nachricht, die Keuerin seufzt manchmal und denkt an den Verschollenen. Und heimlich atmen sie alle auf, daß er immer nicht kommt, immer nicht. Und jetzt rühnen sie wieder die Violanta. Die Keuerin sieht die Kinder an. „Zimmermehr gleicht das Jini der Mutter,“ sagt sie.

„Es soll nur werden wie die,“ sagt der Adelrich und blickt einen Augenblick trübe ins Leere. Es ist noch immer Staunen und Andacht in ihm, wenn er seines Weibes gedenkt.

Und er weiß nicht einmal, wie groß sie gewesen ist!

Tennis

Von

Alfred Ehrmann

(Mit Abbildungen von Eduard Cucuel)

Langsam aber sicher hat sich das von England zu uns herüber gelommene Lawn-Tennis-Spiel das Feld bei uns erobert. Es ist noch nicht gar zu lange her, daß ernsthafte Menschen das Lawn-Tennis oder Tennis kurzweg nur als

ergibt, und daß es eine so ungeahnte Ausbreitung erlangt hat, sich einer stets wachsenden Beliebtheit erfreut, ist gewiß der beste Beweis dafür, daß das Tennis au sich als Spiel doch seine großen Reize haben muß.

So ist es auch. Es gibt wohl kaum ein Spiel — oder behalten wir einmal den Ausdruck Sport bei — einen Sport, der so viele Feinheiten hat, so viele Variationen bietet, mit so viel „Finessen“ ausgestattet wird wie gerade das Tennis. Aber mehr als das. Tennispieler müssen eine ganze Menge von Eigenschaften besitzen oder sich aneignen, die den guten Spieler bedingen, und die — das eben ist es, was dem Tennis seine außerordentliche, weit über ein Spiel hinausgehende Bedeutung verschafft — nicht nur für das Spiel, sondern für das ganze Leben des Spielers von Bedeutung sind. Das ist auch von einsichtigen Fachmännern, Pädagogen, Ärzten und Volkswirtschaftlern längst erkannt. Soweit sie nicht auf völlig einseitigem, veraltetem Standpunkt stehen, sondern die harmonische Ausbildung aller Kräfte, auch der des Körpers, als das Ideal der Menschenbildung betrachten, sind sie sämtlich begeisterte Fürsprecher des Tennis geworden.

Und das ist bezeichnend. Unser deutsches Volk ist das Volk der Gelehrten, unser Land das Land der besten Schulbildung, der stärksten geistigen Arbeitsleistung. Es darf nicht verkannt werden,



Ein Rückendball

eine Modespielderei betrachteten und verurteilten, die, weil sie vom Auslande kam, von den „auslandberührenden“ Deutschen mit Enthusiasmus aufgenommen wurde, und vielleicht nach kurzer Zeit, wie jede Mode, sang- und klanglos wieder zu andern abgetanen Moden ins Grab der Vergessenheit sinkt.

Man konnte es nicht begreifen, daß das „Hin- und Herschleudern der Bälle“ irgendwelchen Reiz haben könne, und fürsorgliche Väter und sorgliche Mütter wehrten ihren Kindern ernstlich die Teilnahme an dieser „unnützen Zeitverschwendung“ und fanden, daß die beim Tennis verlorene Zeit viel nützlicher anzuwenden sei.

Das ist heute anders geworden. Das Tennis ist heute dem Tennispieler selbst allerdings in erster Linie noch das Spiel, oder besser gesagt der heißgeliebte Sport, dem er sich mit Leib und Seele



Im höchsten Alter

daß hierin auch eine hohe Gefahr für den gesundheitlichen Status der geistig arbeitenden Bevölkerungsklasse liegt. Und vor etwa zwanzig Jahren war die einseitig geistige Ausbildung bereits zu einer wirklichen Volksgefahr geworden. Unsere jungen Gymnasialisten, die zukünftigen Beamten, Ärzte, Lehrer unsers Volkes waren schmal aufgeschossene, engbrüstige, bebrüllte junge Menschen, die über ihren Büchern vergaßen, daß sie auch einen Körper hatten, und daß es kaum ein wahreres Wort gibt, als daß nur im gesunden Körper ein gesunder Geist wohnen könne. Und unsere Töchter, die zukünftigen Mütter kommender Generationen, die, angefesselt an Schulbank und Handarbeitsunterricht, ihre schönsten Jahre vergaßen, waren bleichsüchtige, schwächliche Geschöpfe, zu jeder körperlichen Anstrengung unfähig, vor allem aber unfähig dazu, ihren Gatten fröhliche, tapfere Gefährtinnen, ihren Kindern gesunde Mütter zu sein.

Daß sie keine Liebetreibung. Statistische Nachweise haben den erschreckend hohen Prozentfuß militäruntauglicher Jünglinge, bleichsüchtiger Mädchen zu jener Zeit festgelegt.

Tann kam als Erlöser und Befreier der Sport. Sport jeder Art. Ruder- und Radsport zunächst, dann das Tennis. Was Ruder- und Radsport für unser Volk gewesen sind und noch heute sind, steht auf einem andern Blatt, und es ist gewißlich ein Ruhmesblatt des Sports. Das Tennis ist insofern der ideale Sport für die Jugend der besseren Stände, als es zugleich eine völlige Reform sowohl in den Vergnügungen als auch in dem Zuschnitt der Geselligkeit unserer Jugend herbeigeführt hat, die für jeden tiefer Werdenden und unbefangenen Urteilenden mit innigster Freude begrüßt werden kann. Zunächst ist es für unsere jungen Männer heutzutage kein Ruhm mehr, ein eifriger Wirtshausbesucher, auch nicht mehr ein Cigaret oder ein besonders eifriger „Courmacher“ zu sein. Es ist nicht mehr „die“, in schlaffer Haltung durchs Leben zu schleichen, den müden, blasierten Genüßling zu markieren. Heute suchen unsere jungen Männer wieder ihr Ideal darin, ihren Körper in eifrigem Sport zu trainieren, mit straffen Sehnen und starken Muskeln stundenlang den Anstrengungen des Spiels standzuhalten, das bei dem einigermaßen guten Spieler hohe Anforderungen an Kraft und Geschicklichkeit stellt. Und unsere jungen Mädchen, die sonst viele Meter Häkelspitzen oder feine, augenverderbende Stickereien fertigten und deren Mütter es als das höchste Ideal betrachteten, wenn die Töchter schon zur Aussteuer ganze Kästen voll unnützen und für wenige Mark zu tausenden Krimskräms fertigestellt hatten, sahen jetzt womöglich hoch zu Rad, den Schläger an der Seite, zum Tennisplatz und holen sich klare Augen, rote Wangen, gesunden Appetit, Kraft und Frische beim Tennis.

Das Tennis hat auch die früheren Geselligkeitsformen völlig umgewandelt. Während sich unsere jungen Männer und Mädchen früher nur im Zwange konventioneller Geselligkeit, unter der Lebnut einer Mutter- und Tantenchar in heißen Ballsälen in hyperleganter Toilette im Tanze drehten, jedes freiere Wort, jede laute Fröhlichkeit verpönt war, und auch die sommerlichen Ver-

gnügungen stets unter dem Zwange der besonderen „Vergnügensveranstaltungen“ alle Unbefangenheit verloren, vereinigt das Tennispiel die junge Welt in geradegu idealer Freiheit. Das Moment des „Firtis“ tritt dabei sehr zurück gegen die Betätigung des sportlichen Könnens, und die Unbefangenheit im Verkehr der beiden Geschlechter wird dadurch eine bedeutend größere. Ja, man kann sagen, daß bei uns in Deutschland überhaupt erst der Sport diese Unbefangenheit hervorgebracht hat, eine ganz andre Art des Verkehrs der jungen Menschen untereinander, eine Art, die fröhlich bei gar mancher Mutter der guten alten Schule, die eine stete Aufsichtung ihrer Tochter als unerlässlich zur Aufrechterhaltung des guten Tons und geistlichen Anstandes betrachtet, bedenkliches Kopfschütteln hervorruft oder doch „gerufen“ hat. Es wird und muß indessen das Ideal der Erziehung unserer Töchter werden — wie es eigentlich selbstverständlich ist —, daß sie auch ohne mütterliche Ueberwachung im unbefangenen fröhlichen Zusammensein mit jungen Männern Maß und Sitte bewahren.

Ein solches Zusammensein, frei von dem Zwange der gesellschaftlichen Schablone, fördert übrigens ganz anders das Kennenlernen auch von der rein menschlichen Seite aus, und Tennispieler, die einen Sommer lang zusammen gespielt haben, kennen ihre Eigenschaften, Fehler und Schwächen ganz anders als junge Leute, die eine Saison zusammen durchtanzt haben. Das ist jedenfalls auch im Hinblick auf eine etwaige Heirat ganz besonders wünschenswert und wird die Zahl der modernen „unbefriedigten“ Ehen gewißlich vermindern helfen. Für unsere Töchter speziell kommt noch ein weiteres, außerordentlich wichtiges gesundheitliches Moment hinzu, es ist dies die zum Tennis unbedingt notwendige Kleidung oder vielmehr das Fehlen jenes Bekleidungsstückes, das von den Ärzten ebenso bekämpft, wie gerade von unsern jungen Mädchen bevorzugt wird, oder vielmehr wurde — des Korsetts.

Eine Tennispielerin im Korsett ist unmöglich, jedenfalls wird sie niemals etwas leisten können. Und so hat denn das Tennis erreicht, was alle Predigten der Ärzte, was dickleibige Bücher voll abschreckender Beispiele über die gesundheits- und lebensschädlichen Wirkungen des „Warterpanzers“ nicht erreichen konnten — unsere Jugend hat das Korsett abgelegt, und die suchtbare „schlanke Taille“, die früher das Ideal unserer Töchter war, ist wenigstens teilweise verschwunden und hat der „Sportfigur“ Platz gemacht, der allerdings schlanten, aber ganz anders schlanken Erscheinung der sporttreibenden Dame, die mit völlig natürlicher Taillentiefe nur durch die allgemeine geschmeidige Biegsamkeit zeigt, daß der Sport ihren Körper völlig „trainiert“ hat.

Allein diese Errungenschaft wäre es schon wert, daß jede denkende Mutter auf das Erziehungsprogramm ihrer Tochter den Tennisport in die erste Reihe setze. Und wenn selbst die für das Tennis verwendeten Stunden irgend einem der ebenso beliebten wie nutzlosen „Kurse“ entzogen würden, die zur Bildung unserer Töchter als so überaus notwendig erklärt werden, und die doch im Grunde immer Stüchwerk bleiben und zur wirklichen Geistesbildung kaum etwas beitragen, gewöhnlich aber nicht viel mehr sind als ein mit



Herren - Doppelpiel



Custball

wissenschaftlicher Etikette verfehenes Totschlagen der Zeit, — es wäre dennoch ein großer Gewinn! Denn es kann gar nicht genug betont und den Eltern immer wieder ans Herz gelegt werden, daß in unsrer Zeit der Nerven, der Decadence, jedes Mehr an körperlicher Gesundheit und Kraft ein unendlicher Gewinn für ihr Kind ist.

Das mögen auch die Väter bedenken, die in völlig verkehrtem Eifer mit Argusaugen darüber wachen, daß ihre Söhne nur ja dem Lernen, dem Studium, der Vorbereitung zum Beruf keine Stunde, keine Minute entziehen, die jeden Sport als Zeitvergeudung und Müßiggang betrachten. Sehr oft hört man von Vätern mit Ueberzeugung den Ausspruch, daß es vor allem in unsrer Zeit, die an die geistige Ausbildung der Söhne die höchsten Anforderungen stelle, darauf ankomme, daß die jungen Leute nur ja „keine Zeit verlieren“. Wenn man das hört, so möchte man glauben, der Zweck und das höchste Ziel des Lebens bestehe darin, auf der Stufenleiter des erwähnten Berufes möglichst hoch zu klettern, wenn irgend möglich mit Zurücklassung und Ueberflügeln aller andern.

Und ist das wirklich der Zweck, das erstrebenswerteste Ziel des Lebens? Man sollte es fast glauben, wenn man die Scharen junger Leute sieht, für die der Ausdruck „Streber“ so bezeichnend ist, und die es in allen Berufsclassen gibt. Ist es wirklich das höchste Ideal, in einseitigen Berufsinteressen aufzugehen, den Sinn für alles andre, was doch eigentlich erst das Leben schmückt, schön und lebenswert macht, zu verlieren; einem Ziel zuzustreben, das nicht in der Erreichung einer bestimmten Lebensstellung besteht, und dies Ziel unter günstigen Bedingungen auch wirklich zu erreichen,

aber zu erreichen als ein stumpfer, abgearbeiteter Mensch, der sich kaum noch des Erreichens zu freuen vermag, mit gebrochener Gesundheit, unfähig zum Genuß dessen, was ihm seine Lebensarbeit erungen hat?

Ist nicht vielmehr maßvoller Lebensgenuß bei fester Gesundheit und schöner Harmonie aller Geistes- und Körperkräfte das Ideal, das jeder Vater für seinen Sohn als das erstrebenswerteste betrachten sollte?

Und muß es nicht der innigste Wunsch jedes Vaters sein, so viel an ihm liegt, seinem Sohne die Wege zu diesem Ziel zu ebnen? Einer der ersten Wege dazu ist die Gesundheit und Kraft des Körpers, der sich dann schon von selber gegen das Uebergewicht des Geistes wehrt. Und durch den Sport wird dies erreicht. Sache der Erziehung muß es sein, das Uebergewicht des Sports zu vermeiden, zu verhindern, daß der Sohn ein Sportfex werde, die Tochter eine Sportmaid, deren Interessen ganz im Sport aufgehen. Auch hier muß, wie in allen Dingen dieser Welt, die goldene Mittelstraße eingehalten werden. Wie sehr auch in unserm Kaiserhause bei der Erziehung untrer Kaiserföhne, die gewiß ein Maß des Lernens bewältigen müssen, das nur von wenigen Söhnen unsrer gebildeten Mittelklasse übertroffen wird, der Sport gepflegt wird, ist bekannt. Der Kronprinz, wie auch die übrigen Prinzen sind eifrige Tennisspieler, und ihr Beispiel wirkt naturgemäß sehr kräftig weiter. Es gibt wohl auch kaum einen Sport, der die allgemeine Durcharbeitung des ganzen Körpers, die ja das Ideal des Sports ist, so gleichmäßig bewirkt, wie das Tennis. In Sprung und Lauf, in Schlag und Rückschlag treten alle Muskeln in Aktion, ohne doch übermäßig angestrengt zu werden. Daß zugleich das Tennis eine ganze Menge besonderer Spieleigenschaften entwickelt, die dann zur Bildung von Charaktereigenschaften das ibrige beitragen, wurde schon erwähnt. Beobachtungsgabe



Ein „Charter“ Ball



Der Unparteiische in Tätigkeit

und Kombinationstalent, schnelle Entschlossenheit, der rasches Handeln folgt, Fügigkeit in feste bestehende Regeln, Unterwerfung des Eigenwillens unter den des Spielerverbandes, das alles sind notwendige Erfordernisse für die Tennisspieler, deren beständige Übung im Spiel schließlich auch die Bildung der allgemeinen Charaktereigentümlichkeiten beeinflusst.

Es erübrigt sich wohl, über das rein Technische des Tennis viel zu sagen. Der Laie sieht ja nur das aufgespannte Netz auf dem Tennisplatz, über das hinweg sich zwei, drei oder vier Spieler „die Bälle zuschleudern“. Der Kenner freilich folgt mit Entzücken und Begeisterung den verschiedenen Phasen des Spiels, er beobachtet genau, wie „scharf“ die Bälle „gegeben“ werden, er weiß schon, wenn der Ball geschlagen wird, wie er zurückkommt, er sieht Fehler und Feinheiten, von denen der Laie selbstverständlich keine Ahnung hat. Und geht nun gar ein Tennisturnier in Szene — weltberühmt und auch dem Laien bekannt sind ja die Turniere im reizenden Bad Homburg, wo die besten Spieler und Spielerinnen der internationalen Gesellschaft ihre Kräfte messen —, dann ist im Zuschauerkreis die Aufregung kaum minder groß als bei den Spielern. Aber auch für den „krassen Laien“ bietet ein solches Tennisturnier ein überaus fesselndes Bild. Im Spielhause selbst die Spieler, der Unparteiische auf seinem hohen Beobachtungsstuhl, Damen und Herren im bequemen Sportanzug. Die blühschnellen Bewegungen, die Kraft und Elastizität vereinigen, sind für jeden Zuschauer immer wieder reizvoll. Die sachverständigen Zuschauer, die den Spielplatz umsäumen, folgen aber mit fieberhaftem Interesse jedem einzelnen „Ball“, und Beifallsgemurmel oder enttäuschtes „Ach“ und „O“ begleiten alle Phasen des Spiels, vom einfachen „Frieb“ bis zum kompliziertesten „Trall“. Unfre Bilder zeigen sehr hübsch einige dieser „Bälle“. Die Sieger im Tennisturnier aber können der allgemeinen Bewunderung ebenso gewiß sein wie die

Sieger von Marathon klassischen Angebens, wenn auch im kleineren Kreise und nicht ganz so stürmisch.

Es wäre indes in hohem Grade wünschenswert, daß ein dem ganzen deutschen Volke eigener Fehler, der sich gerade beim Tennis manchmal unliebsam bemerkbar macht, mit allen Mitteln bekämpft werde: die Sucht, den Ausländer zu kopieren, wie es bei den spieltechnischen Ausdrücken des Tennis noch immer üblich ist. Freilich ist das Tennis aus England zu uns gekommen. Dort aber heißt es Lawn-Tennis, Katenballspiel, während bei uns ja von vornherein diese Bezeichnung nur höchst selten richtig ist, da es fast stets auf hartem Grunde gespielt wird, schon deshalb, weil unser Klima keinen solchen Rasen hervorbringt, wie er zum Lawn-Tennis nötig ist. Wenn aber schon das Tennis ein englisches Spiel ist, warum denn auch gleich englische Spielausdrücke?

Es ist wirklich hoch an der Zeit, daß wir uns von dem Ausländerkultus frei machen, und daß deutsche Spieler auf deutschen Spielplätzen auch deutsche Ausdrücke gebrauchen. Nichts wirkt lächerlicher, als wenn beim Tennis mit Absicht englische Brocken gebraucht werden, noch dazu recht oft in sehr mangelhaftem Englisch. Gerade dem so sehr ansgeprägten englischen Nationalstolz auch der Tennisspieler gegenüber sollte der deutsche Spieler eine Ehre darin setzen, sich seiner Muttersprache zu bedienen, die ebenso präzise Bezeichnungen hat wie die englische. Oder ist vielleicht „Worteil“ nicht noch kürzer und präziser als „advantage“, „Flanken-schlag“ nicht deutlicher als „drive down the side line“ und „Flugball“ so klar wie „volley'd ball“? Auch bei den Tennisturnieren, die ja sehr oft einen Kampf zwischen Engländern und Deutschen zeitigen, müßten die deutschen Spieler fest an ihren deutschen Ausdrücken halten, genau so, wie die Engländer an den ihrigen festhalten und den Deutschen in ihrem eignen Lande keinerlei Konfessionen machen. Also darum: im deutschen Tennisspiel auf deutschem Boden auch das deutsche Wort!



Lawn-Tennisplatz in Homburg v. d. F.

Der Hummel-Trompeter

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Goltzke

Wie der Wolf zum Hund, wie der Auerstier zum zahmen Ochsen, so steht in der schlichten Betrachtung die Hummel zur Biene. Dem Laien sind die beiden ja die einzigen Vertreter des Bienen-geschlechts. Aber die echte Biene ist das Hausstier, sie gehört zu „uns“; schon in ihrer Gestalt hat sie etwas Verebeldes, in ihrem Wesen einen vergeistigten Zug. Die Hummel daneben ist der zottige Bär mit ausdringlich groben Manieren, der Bildung von jenseits des Gartenzauns, des Kulturraums. Von der Biene sind die geheimen Wunder nicht auszuahnen; von der Hummel glaubt man durchweg nicht mehr, als ihre wenig lebenswürdige Person besagt, man nimmt sie hin wie die Fliege, — ohne Geschichte.

Und doch hat auch sie ihren genussam entwickelten Roman. Nur daß es in der Tat der Lebensroman des freien Wildtiers ist, das nie in den Bann des großen Erdenbauers Mensch getreten ist.

Aber als solch unabhängiges Naturkind hat diese Hummel dem Wissenden das tiefste Geheimnis jener Biene eigentlich gerade aufbewahrt. Sie ist heute noch in vielem Sinne die Urform der Biene, das, was die Biene vor Jahrmillionen vielleicht gewesen ist, die Ahsfrau, die, seltsam hereinragend, heute noch der hochgestellten Enkelin begegnet — begegnet auf dem Blütenfelde, das zum Teil ihrer beider Wert ist. Denn durch ihre emsige Arbeit des Ab- und Zustiegens von Blume zu Blume haben beide durch Uebertragung des Blütenstaubes seine Dienste bei den Pflanzen geleistet, sie haben eine Auslese der Blumenarten dabei geübt, sie haben die Pflanzen selber zu Einstellungen, Umwandlungen, Anpassungen gezwungen. Dabei aber sind sie beide schließlich weit getrennte Bahnen ihrer eignen Entwicklung gegangen: die Biene ist zu schwindelüber Höhe gestiegen, bis selbst der weise Erdensohn, der Mensch, aufmerksam auf sie geworden ist und sie seiner Schutzfreundschaft gewürdigt hat; die Hummel aber ist in der alten Tradition geblieben bis heute — der Tradition, die doch einst schon selber einen ganz gewaltigen Gipfel wieder über das tiefer stehende Insekt hinaus bedeutete.

Schon auf der Stufe der Hummel war der große Schritt geschehen vom einsamen Bienen-tier zur Staatsbildung. Wenn der Wintersturm über Feld und Wald segt und Schnee wirft, dann schlummern die Hummeln tief verborgen im Winterschlaf, jede ganz einsam jezt ohne Staat. Einsam auch beginnen sie im erwachenden Frühling ihr Lebenswerk. Einsum baut das Hummelweibchen seine ersten Kinderzellen, in denen das Ei zu süßer

Honigkost gebettet liegt. Aber allmählich dann, wenn aus diesen ersten Zellen die jungen Hummeln auskriechen, während die Mutter noch an den späteren schafft, dann entsteht in raschem Wachstum das Urbild dessen, was wir bei unsern Bienen den „Staat“ zu nennen pflegen. Zudem eine große Masse der jungen Hummelräulein sich sogleich und fast ausschließlich der Pflege ihrer noch jüngeren Nestgenossen zuwendet, entsteht jener eigenartige Stamm von Staatsbürgerinnen, die wir bei den Bienen Arbeiterinnen nennen. Und im Laufe des Sommers erwächst durch das vielföpfige Gewimmel dieses ganzen sonderbaren Haushalts wirklich etwas auch hier schon wie ein Volk, ein Staat. Nur: der Herbst macht alledem doch wieder ein Ende, und in den Winter gehen schließlich nur wieder eine Anzahl einsamer Weibchen, ein Eite-Nest an Stärke und Jugend-sundheit aus dem großen Haushalt, der sonst als verbraucht von der Sommerkampagne dahinsinkt.

Viel Wunderbares im einzelnen ist zu erzählen auch aus diesen enig neu mit dem neuen Jahr ausblühenden Sommerstaaten der wilden Hummeln. Wie ein jäh entseffelter Strom brechen in diesen geselligen Sommergenerationen alle möglichen sozialen Gefühle vor, dem sinnigen Beobachter zu lehrreichster Analogie mit andern gesellschaftlichen Trieben und Lieben auf diesem weiten Erdsplaneten bis ins brennende Leben unsers Menschentages hinauf. Freilich, auch erschwert wird die rechte Schätzung gar leicht durch das Verführerische solcher Analogien am falschen Fleck. Von solcher Verlehrsdeutung, die aber uachter nur zur Aufdeckung eines eigentlich noch viel amüsanteren wirklichen Sachverhalts geführt hat, ist ein wunderbares Exempel die Geschichte vom Hummel-Trompeter.

Es war im Jahre 1685, als ein Insekten-besessener, Goedard, zum erstenmal von einer rätselhaften Gewohnheit im Hummelstaate berichtete. Andere prüften später nach, und als erstes allgemeines Tatsachebild stellte sich ungefähr folgendes fest.

Das Hummelneist, ein im Vergleich zu den schönen echten Bienenwaben noch ziemlich wüster Zell- oder Kolonnenwaben, steckt als Ganzes in einem Erdbloch. Auf das Dach dieses Nestes da unten nun steigt in frühester Morgenstunde regelmäßig ungefähr zwischen halb vier und vier eine recht dicke Hummel vom Stande jener Pflegenewibchen oder Arbeiterinnen. Als bald beginnt sie dort aufs bestigste mit ihren Flügeln zu schlagen und einformig zu summen. Und dieses „Konzert“ mit nachhaltiger Leibesübung dauert eine halbe bis zu einer ganzen Stunde. Da die Beobachter zunächst auf das andauernde Summen aufmerksam wurden, so nannte

man die laute Frühaufsteherin den „Trompeter“. Zu der Tat ist, wenn sie ihren Lärm beginnt, wenigstens in der Regel der ganze sibirige Stod noch still und untätig. Es ist, als schnarre in einem noch völlig ungehörten Schlaftaale plötzlich von der Decke her eine Wechuh los. Einmal in diese Ecke der Betrachtung gedrängt, versuchte man jetzt auch eine erste Erklärung.

Kein Zweifel, wir befinden uns bei genossenschaftlich lebenden Tieren mit starken Sozialempfindungen. Jedermal, wenn dieser Hummelstaat im Laufe seines Sommers sich ordentlich konstituiert hat, treten unter seinen Teilhabern auch ganz regelrechte Arbeitsteilungen ein. Die alte Mutter-Hummel übernimmt diesen Kessort, die pflegenden Hilfsweibchen jenen, sehr ähnlich schon, wie es bei Königin und Arbeiterinnen im Bienenvolk ist. Unter allen Einzelhummlen gelten gegenseitige Hilfeleistungen. Wenn aus der im Kofon verponnenen Puppe die fertige Jung-Hummel aufkriechen soll, so legen sich freie Hummeln oben auf den Kofon und nagen von oben her mit, um dem „Küken“ das innere Zernagen der „Eischale“ zu erleichtern. Bei solchem Sachstand steht also wahrlich nichts im Wege, sich auch den sonderbaren Trompeter als eine Staatsbürgerin zu denken, die in der allgemeinen Arbeitsteilung mit einem Amt betraut sei, einer Leistung zum Nutzen des ganzen Volkes. Fragt sich bloß, was für ein Amt es sein soll. Der Trompeter lärmt bis zu einer Stunde lang früh morgens über dem noch regungslosen Nest. Bis zum Schluss seines Frühkonzertes ist der ganze Stod munter. Sollte er also nicht einfach der wirkliche Wecker sein? Der Hornbläser, der zum Tagewerk ruft? Die fest angestellte wirkliche Wechuh des Stammes? Der Hahn, um auch ein zoologisches Bild beizubringen, der zur richtigen Stunde kräht?

Eine Theorie gilt, solange sie nicht durch eine bessere ersetzt ist, vorausgesetzt, daß ihr nicht zu plausible Allgemein Gründe widerprechen. So auch diese. Wenn man das im Grunde wunderbarste bei diesen Sozialtieren einmal zugibt: nämlich Arbeitsteilung überhaupt, so läßt sich eine Gewaltgrenze des „Unmöglichen“ nicht festsetzen. Möglich war schließlich auch das allerhöchste. Daß ein Tier in Arbeitsteilung ein paar hundert andre weckt, ist wirklich nicht viel wunderbarer als etwa die sichere Tatsache aus dem Bienenvolk, daß in einem verhungerrnden Volke die Königin zuletzt stirbt, weil die Arbeiterinnen bis zuletzt für sie eintreten und ihr das letzte Brot geben.

Es müßte aber nach gewissen gelegentlichen Beobachtungen doch ein Zweifel kommen, ob in diesem Trompeterfalle nicht wirklich ein irriger Deutungsweg eingeschlagen sei. So wurde einmal festgestellt, daß die Hummelkolonie schon völlig munter war, noch ehe der „Wecker“ sein Werk begonnen hatte, und daß trotzdem dann das angebliche Weckwerk einsetzte und seine Zeit durchhielt, als sei nichts verändert. Hatte der Trompeter sich verschlafen und wollte es durch die zweite Unschicklichkeit füttern, daß er in den hellen Arbeitstag doch noch hineinblies? Ausgeschlossen war ja auch das noch nicht ganz, denn es ist nicht zu leugnen, daß solche fest eingepauten Instinkte bei den

Tieren meist wie eine Maschine losarbeiten und vorkommenden Falles auch einmal ins ganz Sinnlose hineinarbeiten können. Es gibt einfach lebende Bienenarten, die ihr Nest in leeren Schneckenhäusern anlegen. Das Schneckenhaus wird dann jedesmal mit großer Sorgfalt in eine kleine Sandhöhle befördert und der Eingang dieser Höhle ebenso sorgsam wieder durch Zuschütten unentfänglich gemacht. Ein Beobachter nahm nun einer solchen Biene im Moment, da sie ihr Schneckenhaus in das Höhlenloch rollen wollte, ihre kostbare Last fort und erwartete, was sie tun würde. Automatisch aber rollte die Kette ihres Instinkts bis zu Ende ab trotz der Sinnlosigkeit weiterer Leistung: sie schloß die Höhle, als sei das Schneckenhaus wirklich darin! Vergessen wir nicht, daß auch wir Menschen noch in gar manchem Falle der Herrschaft solchen automatischen Handelns verfallen; jahrelang wachen wir noch zu bestimmter Stunde morgens aus dem Schlaf auf, auch wenn längst jeder Zweck solchen frühen Aufstehens (etwa eine bestimmte Schulstunde) in Fortfall gekommen ist; jahrelang greift unsre Hand noch in die linke Westentasche nach der Uhr, auch wenn uns längst irgend ein Bewußtseinsfluß veranlaßt hat, sie fieber in der rechten zu tragen.

Hier ist es nun das Verdienst eines trefflichen Zustellforschers aus neuester Zeit, des Herrn von Buttler-Neepen, eine tatsächliche neue, und wie mir scheint, doch wesentlich bessere Erklärung für besagten Hummel-Trompeter aufgestellt zu haben. Er hat sich gefragt, ob nicht der wesentlichere Punkt der musterriiden Handlung das Flügelzwirren anstatt des Musizierens sei? Wenn wir uns aber weiter fragen, was für einen Zweck solches stundenlange energiegeliche Flügelzwirren am Nest haben könnte, so geben uns da unsre viegeliebten Hausbiene alsbald einen sehr guten Anhalt.

Bei diesen Honigbienen besteht vielfältig ein ausgeprochenes Bedürfnis nach Ventilieren nach Lüften im Bau. Man muß sich ja den Bienenvolk als eine regelrechte große Fabrik vorstellen, mit allen Sorten Wohlfahrtsrichtungen und raffinierteren technischen Vorkehrungen einer solchen. Das Ventilieren, das zuerst von dem alten Bienenklassiker Francois Huber geschildert worden ist, hat nun verschiedene praktische Zwecke in dieser Fabrik. Es dämpft die Hitze, es scheidet einen Lohfeind des gefunden Bienenvolks: etwaigen entstandenen üblen Geruch. Endlich aber dient es auch im unmittelbaren Fabrikbetrieb zur Kondensierung des Nektars, indem durch den Luftzug eine tüchtige Menge Feuchtigkeit in kurzer Zeit verflüchtigt und fortgewirbelt wird. Was tun nun die Bienen, um in ihrem dicht verschlossenen Bienenvolk „Wind zu machen“? Sie bewegen emsig sächelnd ihre Flügel, einen kräftigen Luftstrom in der Tat so künstlich erzeugend. Tut es not, so stellen sie sich reihenweise am Flugloch auf und werfen eine der andern die Luft zu. „Entfernt man“, erzählt von Buttler-Neepen, „eine Biene aus der Reihe der Sächler, so merken die Bienen bald, daß der Zwischenraum zu groß geworden ist und die Luftwelle nicht richtig aufgefangen werden kann. Unverzüglich schließen sie sich dann wieder in der richtigen Distanz aneinander.“ Wie nicht anders zu erwarten, geht es aber bei dieser Ventilations-



Letzte Stunde

Nach dem Gemälde von Albert von Soos



gymnastik nicht ohne ein eigenartiges Summen ab, das eben die Flügelbewegung selbst hervorbringt.

Diese sicher gefestigte Tatsachereihe war für unsern neuen Deuter jetzt die Anknüpfstelle auch für seine Theorie des Hummel-Trompeters. Der Trompeter, schloß er, ist ebenfalls nichts andres als eine staatlich angestellte Ventilier-Hummel. Vergessen wir wieder nicht, daß das Hummelnest sich in einem kellerhaft feuchten Erdloche befindet. Ueber Nacht ergibt sich geradezu als Notwendigkeit, daß in dem Neste eine dicke und schlechte Luft entsteht. Einmal dringt die Erdschichtigkeit stärker ein. Dann verdunstet Honig und gibt Niederschläge. Auch die Hummeln selber, die nicht so kleine Keimlichkeitsfanatiker sind wie die Honigbiene, tragen ihr Teil bei. Dafür fehlt aber ihre emsige, unwillkürlich die Luft bewegende Tätigkeit des beständigen Ein- und Ausfliegens wie am Tage. Wir würden menschlich sagen: es tut am frühen Morgen gar gewaltig da einer not, der zunächst einmal die Fenster öffnet. Nun denn, meint von Buttler-Weppen, diese Lüftungshummel ist eben unser Trompeter. Wenn sich das erste Leben im Stock zu regen beginnt, so besteigt er — ein ansgeflucht starkes Exemplar — das Dach und sächelt und sächelt wohl eine Stunde lang die

Nachtluft aus, er erzeugt einen „Ventilationsstrom“. Daß er dazu summt, ist lediglich eine Begleiterscheinung wie das Geräusch untrer menschlichen Ventilationsapparate. Daß die Hummelkolonie aber während seiner Arbeit allmählich auch sonst ihr Tageswert beginnt, ergibt sich ebenso selbstverständlich, ohne daß eine absolute Abhängigkeit wie beim „Wecken“ gefordert würde. Vortrefflich stimmt auch zu dieser Theorie, daß oberirdisch lebende Hummelkolonien, die es ja gleichfalls gibt, keinen Ventilator besitzen: sie werden eben von der frischen Luft selber genügend durchpumpt. Und es stimmt ebenso ansgeflucht gerade zu ihr, daß in bewußtem Dach des Nests auch noch besondere „Ventilationslöcher“, regelrechte Luftkanäle, schon beim Bau genau vorgegeben und durchgebohrt sind, in deren unmittelbarer Nähe der Ventilations-trompeter seinen Sitz nimmt.

Mag diese höchst realistisch-praktische Rolle auch, wie Herr von Buttler meint, nicht so „poetisch“ sein wie ein „Minarettufer“ — für meinen Geschmack ist sie mindestens ebenso anziehend und sinnig im großen Rahmen dieser Sozialinstinkte der Insekten und durchaus wert, unsre Verwunderung zu steigern vor der Prachtleistung der Natur, die in diesem Mikrokosmos des Liliputanerlebens überhaupt steckt.



Im Goldnen Hahn

Waldewärts klingt das lägerhorn,
Rot färbt der Herbst die Wälder,
In Schweren Garben liegt das Korn,
In Stoppeln stehn die Felder.
Der Alteweiber-Sommer fliegt
In Lüften nah und ferne,
Und um die jungen Weiber schmiegt
Er sich besonders gerne.

Wohl wandert sich's durch dick und dünn
Mit Luft bei solchem Wetter,
Leis rascheln unterm fuße hin
Die bronzefarbnen Blätter.
Die Traube am Spaliere hängt,
Und wird sie nicht geessen,
So wird sie uns ins Glas geschenkt
Dereinst aus Kelterpressen.

Die Fuhrleut' und die Bauernschaft
Sind schon im „Goldnen Hahne“,
Es rinnt der weiß' und rote Saft
Aus unerhöpftem Krane.
Hochwürden selbst einmal vergißt
Heut seiner Seelenhirschaft,
Er probt und lobt als guter Christ
Den Wein der Hahnenwirtschaft!

So wollen wir es tun wie er,
Ein Tröpflein auch probieren —
He, Lief, stell die Humpen her,
Daß wir uns delectieren!
Es macht der Wein die Seelen frei,
Die Herzen höher klopfen,
Und tut der Hahn den ersten Schrei,
So flieh' der letzte Tropfen!

Richard Zoozmann



Der Kilometerfresser

Humoreske

von

Geo von Torn



Einer jener merkwürdigen Zufälle, an denen unser Leben so reich ist, hatte es gefügt, daß Wolf Egbert von Amundsen gerade auf dem Bahnhofe war, als der Mittagszug der Klingelbahn herantokelte, um sich hier sechs Minuten lang zu verpuften. Wer die strahlend aufgeregten Augen, die feistlich glühenden Ohren und überhaupt die ganze Illumination auf Wolf Egberts übergejubeltem Antlitz bemerkte — dazu die impulsive Herzlichkeit, mit der Gustel Warburg ihr weißhandschuhetes Händchen aus dem Coupéfenster herausreckte, dem wurde es ohne weiteres klar, daß es sich nicht nur um einen merkwürdigen, sondern auch um einen glücklichen Zufall handelte.

Der Wahrheit gemäß muß hier in Parenthese bemerkt werden, daß es um diesen Zufall doch eine eigene Sache war. Wirklich rein zufällig begegnet man in den weitaus meisten Fällen nur unlieblichen Menschen: seinem Schneider beispielsweise, dem man noch Geld schuldet, oder — wenn man Pfirsich ist und verbottenweise in Zivil geht — seinem Regimentskommandeur. Will man dagegen einem blonden Mädchen begegnen, in das man so unfinnig verliebt ist, wie der Rittergutsbesitzer Wolf Egbert von Amundsen in Gustel Warburg, und soll diese Begegnung überdies zu einer bestimmten Stunde auf einer bestimmten Station einer mecklenburgischen Klingelbahn erfolgen, so muß man dem Zufall schon ein wenig auf die Sprünge helfen.

Das war denn auch geschehen. Vor vier Tagen hatte Leutnant von Kreitling in Ludwigslust einen Brief bekommen etwa folgenden Inhalts: „Lieber Wolf, Deinem Fruchtswallach geht es sehr gut und mir auch soweit. Die sechs Wochen Sommerübung bei euch sind mir rasend schnell vergangen. Ich kann mich zu Hause noch gar nicht zurechtfinden. Mir fehlt was. Vielleicht bist Du's, vielleicht der königliche Dienst, vielleicht — mach nicht so'n dämliches Gesicht, bitt' ich mir aus! Aber da Du gerade daran denkst, so schreibe mir umgehend, wann Warburgs nach Voltenhagen ins Bad reisen. Tag und Stunde — genau! Das andre suche ich mir dann schon im Kursbuch zusammen. Informiere Dich sorgfältig. Das kann Dir als Vetter nicht schwer fallen. Treffe ich sie nicht, dann suche ich Dich auf und halte Dich so lange mit meinem Arm aus dem Fenster, bis Du verhungert bist. Dein Wolf.“

Mit dieser kleinen Hilfe also sügte sich der merkwürdige und glückliche Zufall . . .

„Das ist ja reizend, Herr von Amundsen,“ sagte Frau Konjul Warburg, deren vornehmes Matronengesicht über den breitrandigen Hut des

Töchterchens hinweg dem Glückseligen zulächelte. „Welch unverhoffte Begegnung! Sie haben hier zu tun?“

„Sehr wohl, gnädigste Frau, ich — ich habe einige Waggons Saatkorn zu verladen,“ log der junge Landwirt mit größerer Kühnheit als Geschicklichkeit; denn Saatkorn wurde um diese Jahreszeit gemeinhin nicht verschickt, und außerdem bediente man sich zu solchen Geschäften nicht eines so tabellosen Dogcart, wie es jenseits des kleinen Stationshäuschens auf der Chaussee hielt.

„Aber ist denn das Ihre Station?“ fragte das junge Mädchen, indem es die munteren Augen auf dem Perron umherzuschweifen ließ. „In Ludwigslust erzählten Sie mir doch, daß Sie von Berchow aus mit der Strelitzer Bahn zu fahren pflegen.“

„Ganz recht — aber ich habe zwei Stationen. Namohl. Berchow ist ja etwas näher, dafür aber sind die Wege lange nicht so gut. Ich mache deshalb lieber die paar Kilometer mehr.“

„Also sind die Wege hier hinaus besser? Das ist mir lieb zu hören. Ich will nämlich von Grewesmühlen aus per Rad nach Voltenhagen fahren, während Mama mit dem Gepäck einen Wagen benutzte. Sie sind doch auch Radfahrer, Herr von Amundsen?“

„Aber natürlich, gnädiges Fräulein — selbstverständlich! Heutzutage muß man ja radfahren können. Das Rad ist überhaupt das Verkehrsmittel der Zukunft.“ Wolf Egbert war sehr glücklich, dergleichen irgendwo gelten zu haben.

„Ich finde, es beherrscht schon die Gegenwart,“ warf Frau Warburg lächelnd ein; „meine Tochter ist mir viel zu passioniert. Ich lebe in einer ewigen Angst. Sie besuchen uns doch in Voltenhagen, Herr von Amundsen?“

„Wenn Gnädigste gestatten, mit großer Freude!“ rief er strahlend, und sein rundes Antlitz laggte in den glühendsten Farben, als das junge Mädchen sich der Einladung in ihrer lebhaften und natürlichen Art anschloß.

„Am besten ist, Sie kommen per Rad, Herr von Amundsen. Vielleicht können am nächsten Sonnabend, also heute über acht Tage. Das wäre besonders nett. Wolf hat uns für diesen Tag seinen Besuch versprochen. Wir machen dann hübsche Ausflüge zu dritt. Wie weit ist es denn von Ihrem Orte bis Voltenhagen?“

„Wenn ich nicht irre, vierzig bis fünfundvierzig Kilometer —“

„Und wie lange fahren Sie?“

„Die Bahn bis Grewesmühlen fährt —“

„Ach, gehen Sie! Ein ordentlicher Radfahrer

fährt doch nicht per Bahn, wenn er nicht muß. Ich meine natürlich per Rad!"

"Ach so — selbstverständlich — per Rad. Nun, in einer Stunde denke ich doch —"

"Alle Wetter! Hast du gehört, Mama? Fünf- und vierzig Kilometer Chaussee fährt Herr von Amundsen in einer Stunde! Das ist ja kolossal! Um so mehr aber freue ich mich. Auf Wiedersehen also am Sonnabend. Und Sie benutzen die Eisenbahn nicht!"

"Nie mehr, wenn Sie befehlen!"

Als der Zug und ein weißes Lächeln hinter der Waldecke verschwunden waren, hätte Wolf Egbert dem alten Stationsvorsteher beinahe einen Kuß gegeben, begann sich aber noch rechtzeitig und begnügte sich mit einem kräftigen Handschütteln. Alsdann schritt er gedankenvoll zu seinem Logeart. Am nächsten Tage war er in Lindvingslust. Kolf von Kreitling verschänkte sich erschrocken hinter seinem Schreibtisch, als Wolf Egbert plötzlich bei ihm auftauchte.

"Allmächtiger! Hast du sie denn nicht getroffen?"

Ich schrieb dir doch . . ."

"All right, mein Sohn. Ich komme nicht, dich zu morden, sondern um dir zu danken. Außerdem muß ich unter allen Umständen radfahren lernen.

"Kann, mit einem Male? Willst du schlanker werden?"

"Das auch. Hauptsächlich aber will ich am Sonnabend fünf- und vierzig Kilometer in einer Stunde fahren. Von Kriewen nach Voltenhagen."

Leutnant von Kreitling, der sich inzwischen aus seiner Verschämung hervorgeraunt, sah seinen Freund mit großen Augen an und suchte wiederum Deckung.

"Weiter nicht? Ich meine, die Landesirrenanstalt liegt in einer ganz andern Richtung. Tadeln, du! Ich werfe mit dem Briefbeschwerer —"

"Leg das Ding hin. Ich tu' dir nichts. Ich will mir bloß eine Zigarette nehmen. Aber reizt mich nicht. Ich bin ohnehin in der Gemütsverfassung eines vergrämten Schrapnells. Ich muß am Sonnabend fünf- und vierzig Kilometer in einer Stunde fahren. Da bist keine Miene einen Zipsel von ab."

"Aber Mensch!" rief Herr von Kreitling empört, "das ist doch Wahnsinn, heller Wahnsinn! Du bist doch nicht Kobl oder Jimmy Michael! Du bist der dicke Amundsen, der seine reichlichen zweihundert Pfund noch nie einem Kabe anvertraut hat! Ebenfogut kannst du hergehen und sagen, du müßtelt am nächsten Sonnabend Looping the loop machen."

"Mach nicht Quatschling the quatsch, Kolf. Ich muß," erwiderte Wolf Egbert gedrückt, aber entschlossen. "Ich gebe ja zu, daß ich nicht eilig verhalten habe mit der Geschichte. Das kommt daher, weil ich keine Ahnung habe, was man auf so 'ner Strampelchaise leisten kann. Aber behalte mal einer den Kopf oben, wenn einem ein paar süße blaue Wäbelsangen ins Herz fliegen. Da geht eben alles mit einem durch. Wenn sie mich gefragt hätte, ob ich von Kriewen nach Voltenhagen in einer Tour Kobolj schießen kann, hätte ich auch ja gesagt und mich noch verpfichtet, jede halbe Meile in einen doppelten Saltomortale zu machen. Auf alle Fälle muß ich am Sonnabend von Kriewen in einer

Stunde nach Voltenhagen fahren. Und schließlich — das muß doch zu machen sein, zum Schwerebrett! Sieh mal, die Hauptsache ist doch, daß man auf so einem Dings sitzen und die Balance halten kann. Und du hast mir früher mal selbst gesagt, daß das in fünf, sechs Tagen sehr gut zu lernen ist. Was dann nachher die Geschwindigkeit betrifft, das ist nur Sache der Kraft und des Witzes — und ich habe beides!"

Leutnant von Kreitling maß seinen Freund mit jenem resignierten Blick, mit dem man Unheilbare betrachtet, die sich hinsichtlich ihres Zustandes Illusionen hingeben und noch Zutunspäne machen. Und solchen Leuten darf man nicht widersprechen, das wäre eine Gefühlsrobeit. Obwohl es Sonntag war, ließ der Offizier den Sergeanten Sommer, den Radfahrlehrer des Bataillons, kommen, empfahl ihm den Freund und dessen Seele Gott. —

Was Kolf von Kreitling im Laufe der Woche von den sportlichen Fortschritten des Dicken hörte, stellte seine schwärzesten Befürchtungen in den Schatten. Schon am zweiten Tage meldete sich der Sergeant Sommer wegen Muskel lähmung reviert. Auch Wolf Egbert hatte eine Anzahl Wunden und Wunden, die sein sorgenvolles Mondgesicht verunzierten. Er hatte sie sich dadurch zugezogen, daß er eigenfönnig immer in eine Stuhlpyramide fuhr, die in einer Ecke des Übungsfaales aufgebaut war. Jedesmal mußte er unter dem Berg von Sitzgelegenheiten ansagegraben werden, und dann bleivierte er noch die Schienebene seiner Netter, weil er auch als Gefallener immer noch weiter strampelte, da man ihm gesagt hatte, daß er treten müßte, unentwegt treten.

Endlich am Donnerstag war er so weit, daß der Offizier eine erste Ausfahrt mit ihm riskieren zu können glaubte. Helle Schweitztropfen auf der Stirn, mit Augen, die auf eine Knospfabel zu ziehen waren, tannelte der Dide wie ein betrunkenes Scherenschleifer neben ihm her. Es gab nichts, was ihm nicht im Wege war. Um ein Haat hätte ihn die elektrische Bahn überfahren, weil sein Stahlrost Neigung zeigte, auf den Derrvertorn zu hüpfen. Trotz aller Ermahnungen hielt er die Lenkstange wie ein Extrinkender den sprichwörtlichen Strohhalm, und so kam es denn, daß die Probefahrt für Wolf Egbert von Amundsen in einem Obststeler endete. Nur dem glücklichen Umstande, daß er mit Kopf und Händen in einem Korbe voll reifer Zwetschen laubete, verdankte er es, daß bloß sein Rad sich in seine Bestandteile zerlegte. —

Da Wolf Egbert — gleich nachdem er in dem Obststeler sich den Fruchtlast aus den Augen gewiecht — zerknirschten Abschied genommen hatte und auch am nächsten Tage sich nicht mehr sehen ließ, nahm Herr von Kreitling an, daß der Dide nicht nur sein verdrehtes Vorhaben, sondern auch das Radfahren überhaupt aufgegeben hatte.

Um so sprachloser war er verblüfft, als ihm Cousine Gustel in Voltenhagen ein Telegramm unter die Nase hielt: "Starte soeben ab. Bitte auf Zeit zu achten. Amundsen." Aufgegeben Berchow 8 Uhr 12 Minuten.

Leutnant von Kreitling sah unwillkürlich auf die Uhr, dann in das vor Freude und Erwartung

brennrote Gesichtchen des jungen Mädchens. „Nicht ist's gleich nem“, jauchzte sie, „in zwölf Minuten muß er da sein!“

„Das ist Unsinn, Kleine,“ stieß Wolf besorgt und ungeduldig hervor. „Es gibt überhaupt nur eine Möglichkeit: der Mensch ist aus Liebe zu dir verrückt geworden und liegt jetzt mit gebrochenem Genick in einem Chauffeeegraben.“

„Wolf!“ schrie das junge Mädchen entsetzt auf. Ihr Blick irrt verzweifelt die Chauffee hinab. Gleich darauf aber rief sie jauchzend einen zweiten Namen, der ganz ähnlich klang und stürmte die Betandtreppe hinab, einem Radfahrer entgegen, der in den unsicheren Schlangelinien des blutigen Anfängers einherzitterte.

„Wolf!“

Nachtwandler und lernende Radfahrer soll man nicht plötzlich anrufen, sonst fallen sie. Das Rad ruckte empor wie ein bäumendes Pferd, dann nahm es eine feurige Kurve nach rechts, übersprang einen Meilenstein, und Kopf und Reiter verschwanden im Graben.

Einige Sekunden später hielt Gustel Warburg das Tunderhaupt Wolf Egberts in ihrem Schoße. „Ach, du,“ hauchte sie zitternd an seinem Munde; „ich habe dich ja so lieb — und ich sterbe vor

Angst, wenn du nicht sprichst. So sag doch — hast du dir sehr weh getan? Wie ist dir?“

„So ist mir wohl,“ brummte er wie ein gestreichelter Bär, mit geschlossenen Augen, „so könnt' mir immer sein.“

Amundsen war noch nicht vernehmungsfähig — oder er tat wenigstens so, als wenn er es noch nicht wäre. Die weichen Händchen, die sorglich seine verbeulte Stirn kühlten, waren eine Annehmlichkeit, die er sich möglichst lange zu erhalten wünschte nach all der Qual und den ausgestandenen Leiden. Außerdem konnte der Schwindel schon in der nächsten Stunde herankommen, und dann war vielleicht alles aus.

Tazu ließ es Leutnant von Kreiting glücklicherweise nicht kommen. Er fing alle heranreisenden Bauernweiber nach und nach ab und bezahlte ihnen die Ziegen, Gänse, Hühner und Enten, die der Reformvogler mit seinem Motorwagen, der zwei Kilometer zurück im Dorfe hielt, umgebracht hatte.

Gustel Warburg aber nahm ihrem Verlobten das Versprechen ab, nie wieder ein Rad zu besteigen. Er sei ein leichtsinniger Mensch, ein Kilometerfresser; und sie hätte keine ruhige Stunde mehr, wenn sie ihn zu Rad wüßte. Wolf Egbert hat das Versprechen gegeben und auch ehrlich gehalten.



Taubenfütterung

Nach einer Momentaufnahme von Lette & Runge in Potsdam



Holländische Volkstracht in Volendam

Von
Ludwig Kollhof

Das nordholländische Fischerdorf Volendam oder, wie es wohl richtiger geschrieben werden sollte, Vollenendam ist so leicht nicht auf einer Karte des Königreichs der Niederlande anzufinden, und man kann sich selbst geraume Zeit in Amsterdam aufgehalten haben, ohne von dem Vorhandensein dieses Orts etwas zu erfahren, obwohl er gewissermaßen vor den Toren, in der „Quart“, der Stadt gelegen ist. Landschaftliche Reize hat allerdings seine Lage nicht aufzuweisen, und es knüpfen sich auch kaum bemerkenswerte geschichtliche Erinnerungen an seinen Namen, dafür zeichnet er sich durch etwas aus, was heutzutage immer seltener wird und auch unter der an der alten Landesart sonst so zäh festhaltenden Landbevölkerung Hollands nicht allzu häufig mehr angetroffen wird, durch die maleitische Volkstracht seiner Bewohner. Volendam liegt abseits von dem großen Weltverkehr und hat seit Jahrhunderten seine Wandlungen in den Grundlagen seines Tafelns durchgemacht, so daß sich in ihm fast alles erhalten hat, wie es seit uralter Zeiten gewesen ist. Seine Bedeutung verdankt das nur einige Kilometer ostwärts von Edam gelegene Volendam einer Hafenanlage, die ehemals den Handelszwecken der Edamer diente,

jetzt aber fast nur noch für den Fischereiverkehr des Ortes selbst von Bedeutung ist.

Auf diese Hafenanlage geht wie der Ursprung so auch der Name des Orts zurück. Zu ihrem Schicksal wurde nämlich, als man im 14. Jahrhundert unter Graf Wilhelm V. von Holland eine Erweiterung mit ihr vornahm, an Stelle eines früher vorhandenen unvollkommenen ein „voller“ Tamm aufgeführt, der das an dem jetzt ausgetrocteten Barmsee gelegene Edam in eine bessere Verbindung mit der Meeresküste brachte. Die Volksüberlieferung will allerdings den Namen an ein „Fohlen“ anknüpfen, das einst aus dem Meere aufgestiegen sei und durch die aus diesem mitgebrachten Gaben die bis dahin

nur dem Ackerbau ergebene Vollen-damer auf die Wohl-taten aufmerksam gemacht habe, die sie von dem seuchten Element zu gewärtigen hätten; allein diese Sage ist offensichtlich erst entstanden, als sich der Wandel in der Beschäftigung der Dorfbewohner bereits vollzogen hatte und der Name Vollen-damer schon bestand, und sie hatte nur den Zweck, diesen Namen, dem zuliebe auch ein Fohlen als sogenanntes „redendes“ Bild in das Wappen des Orts Aufnahme gefunden hatte, zu erklären. Sie bietet übrigens insofern ein



Der Zugang zum Deich

gewisses Interesse dar, als in ihr ein alter mythischer Zug der niederländischen Volksüberlieferung nachklingt, der n. a. auch in der Stammsage der Merowinger vorkommt, das Austausch von Wassergeistern in Tiergestalt, die sich dem Menschen freundlich erweisen, ihn aber auch zum Verschwinden in ihrem Element zu verlocken suchen — jedenfalls ein Nachhall des Liebes, das seit uralter Zeit dem einsamen Küstenbewohner die brandende Meereswoge gesungen hat.

Die Anlage Volendam's läßt heute noch erkennen, wie es aus einer Ortschaft mit ursprünglich Ackerbau treibender Bevölkerung zu einer Fischeransiedlung geworden ist. Es liegt mit seinem älteren Teile hinter und mit seinem jüngeren, auf einem Pfahlrost erbauten Teile vor der großen Deichanlage, die die Ostküste Nordhollands gegen die Ueberflutung durch die Zuydersee schützt. Der ältere Teil gibt das Gewirre von Gassen und Gäßchen zu erkennen, wie man es auch sonst in holländischen Dorfschaften antrifft; er wird gleichwohl zum Wohnen



Junge Volendamerin

bevorzugt, weil die Wohnungen auf der Hafenseite, op het buitendijks, nicht vollkommen vor Godwassergefahr gesichert sind. So gibt es auch hier den charakteristischen Unterschied zwischen Ost- und Westende, nur daß er auf natürlicherer Grundlage erwachsen ist als anderwärts und er seinen Ausgleich in der vermittelnden Stellung findet, die dem Deich zugewiesen ist. Was für Venedig der Canal, das ist für Volendam der Deich. Hier versammelt man sich, hier werden die Tagesereignisse besprochen, hier wird Ausschau nach der in See gegangenen Fischerflotte gehalten, und von hieraus schallt den Heimkehrenden der erste Willkommenruß entgegen. Namentlich für ältere Fischer, die sich selbst nicht mehr an den Ausfahrten beteiligen können, ist die Höhe des Deichs ein beliebter Vereinigungs-ort. Sie können dort, auf irgend einer primitiven Unterlage oder nach Türkenart mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden sitzend, stundenlang verbringen und sich in einer Unterhaltung ergehen, die wegen der Eigenart des Dialekts selbst dem



Volendam von der Hafenseite

eingeborenen Holländer nicht immer verständlich ist. Laufen die Boote ein, dann sind sie freilich zuerst auf den Weinen, um Musterung über den eingebrachten Gang zu halten und ihr sachverständiges Urteil über ihn abzugeben.

Die Volendamer Volkstracht ist jedenfalls die originellste der in Holland vorkommenden, aber auch diejenige, von der nur wenig in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, und von der man selbst im Laude verhältnismäßig wenig weiß. Wenn man von holländischen Volkstrachten spricht, hat man gewöhnlich die von Seeland, die von Friesland und die von der Insel Marken im Sinn, und namentlich erfreut sich letztere in Amsterdam einer allgemeinen Beliebtheit, weil in ihr regelmäßig die beiden volkstümlichen Figuren

der Trien und des Klas in den dort üblichen Hochzeitengebichten und Polterabendscherzen erscheinen. Die holländischen Bauertrachten zeichnen sich sämtlich



Junger Volendamer in Sommertracht

durch ihren kleidsamen und malerischen Charakter aus und haben mit allen andern das gemein, daß sie lebende Beispiele dafür sind, wie die ländliche Tracht sich aus der städtischen entwickelt hat. Nationaltrachten in dem Sinne, daß in der Kleidung bestimmte Eigentümlichkeiten der Volksart seit uralter Zeit fortlebten, gibt es nicht; auch die Bauertracht ist dem Einflusse der launenhaften Göttin Mode unterworfen gewesen, denn sie zeigt uns die zu irgend einer Zeit stehen gebliebene Mode, die nur dadurch von der städtischen abweicht, daß sie den Anforderungen der ländlichen Arbeitssprechend umgemodelt worden ist. Die Modetracht irgend eines Zeitalters stabilisiert sich bei der bäuerlichen Bevölkerung und wird dadurch zur Volkstracht. Das

sprunghafte Element der Mode bleibt dieser allerdings fern, und der Wechsel erfolgt nur nach langen Zeiträumen des Stillstandes. Die letzte



Volendam von der Canalseite



Mädchen in Arbeitsstracht

Wandlung, die in den bis heute erhaltenen Volkstrachten nachklingt, hat vor der französischen Revolution in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stattgefunden, weshalb die Volkstracht, zunächst in Deutschland, die charakteristischen Merkmale der Modetracht jenes Zeitraums zu erkennen gibt, die in der männlichen Kleidung in beachtlicher Weise vor allem in dem langen Schöfchenrock, der mit Metallknöpfen geschlossenen bunten Weste, den aufliegenden Kniehosen und dem Dreispiz hervortritt. Vor den meisten andern Bauerntrachten haben die niederländischen mit denen der Unterelbe das voraus, daß in ihnen die Modetracht eines weit früheren Zeitraums sich festgesetzt hat, die des 17. Jahrhunderts. Daran erklärt sich ihre große Mannigfaltigkeit, ihr malerischer Charakter und die in ihr zum Teil wenigstens herrschende Farbenfreudigkeit, denn zu keiner Zeit ist die Lust an bunter, vielgestaltiger, nach künstlerischer Gesamtanordnung strebender Kleidung so allgemein verbreitet gewesen wie zu der genannten.

Die Volendammer sind ein stattlicher Menschenstamm, namentlich

überragt die Gestalt der Männer den normalen Typus des Landes nicht unbedeutend. Was ihre Tracht anlangt, so kann von ihr das Wort *N. Th. Wibeers* gelten, daß sie das Echo der Gestalt sei, nur klingt das Echo bezüglich des Verhältnisses zwischen oberer und unterer Körperhälfte mit etwas eigentümlich diffonierender Tonschwingung an. Die weiten Hosen, *pijbroeken* genannt, reichen von dem Gürtel bis zu den Knöcheln und geben für die Kleidung den Grundton des Schweren, Massigen an. Sie werden wie bei unsern Großvätern vorne durch eine Klappe oder einen Laß geschlossen, zu dessen Befestigung zwei große silberne Knöpfe, *klapstikken*, dienen, meist alte Familiensücke, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererben. Tiefen schwerfälligen Beinleidern entsprechen die plumpen Holzschuhe, die niederdeutschen „*Aluupen*“, hier östern genannt, in denen die Füße stecken. Um ihnen einen etwas leichteren Charakter zu geben, verzieht man sie zuweilen mit Schmirgeln, doch ändert das an ihrer Art nur wenig, sie sind nur weicher, sie sind und bleiben die schwerfällige Fußbekleidung, die für das holländische Land.



Junge Bursche in Wintertracht



Straßenbild aus Volendam

leben so bezeichnend ist. Selbstverständlich legt man sie beim Betreten der Wohnung auf dem offenen Vorplatz ab, so daß der Vorübergehende sich ohne weiteres davon überzeugen kann, ob die Familie vollständig im Hause beisammen ist und ob sie Gäste bei sich beherbergt. Weit und unergründlich wie die Beinleider sind die daran angebrachten Taschen. Sie dienen dem jungen Volendamer nicht zum gelegentlichen Unterbringen der Hände, sondern bilden auch umfassende Vorratsräume für die seltsamsten und ungleichartigsten Dinge, wie Messer, Fanenben, ein ledernes Geldtäschchen, einen

Büding oder andern geräucher-ten Fisch, einen Apfel oder was es sonst von Obst gibt, und meist auch ein kleines Päckchen Tabak.

Was bei der Bekleidung der unteren Körperhälfte an Stoff verschwendet wird, das wird bei der oberen reichlich wieder eingebracht. Die Brust wird möglichst enge von einer Unterjacke, einer Art Weste, dem pollekebaatje, umschlossen, das eine Doppeltreihe von Knöpfen aufweist und von blauer oder roter Farbe, aber immer in schönem abgedämpften Tone ist. Darüber wirft der junge Volendamer nachlässig und male-riisch die blaue Oberjacke. Noch fleidamer gestaltet sich die Tracht, die speziell für den Sommer bestimmt ist. Bei ihr tritt

an Stelle des pollekebaatje die gestreifte Unterjacke, über deren oberen Ausschnitt lockt die beiden goldenen Knöpfchen eines roten Hemdenbordes hervor- zugen. Die Oberjacke, blempie genannt, steht in der Regel vorn offen, ist aber oben mit einem silbernen Knopfe und einem Ketten aus dem gleichen Metall versehen, die hauptsächlich als Zierat dienen, indes auch zum gelegentlichen Schließen der Jacke benutzt werden können. Auch im Sommer trägt der Volendamer, der auf seine Kleidung etwas hält, die Pelzmütze, das ruige, das viele Ähnlichkeit mit dem Stalpaal unserer Dufaren hat. Neuerdings findet gleichwohl, namentlich bei Knaben und älteren Leuten,

die leichte Schirmmütze Eingang, wie vielfach auch an Stelle der Holzschuhe, besonders bei Frauen und Mädchen, lederne Halbschuhe treten. Zur Sommer- wie Wintertracht gehört unabänderlich ein Halstuch, krawats genannt, das in leichter Schlingung mehr um den oberen Teil der Brust als um den Hals getragen wird.

Zeichnet sich die Volendamer Männertracht durch ihren weun auch nicht unleidamen, so doch schweren, um nicht zu sagen schwerfälligen Charakter aus, so macht die Mädchen- und Frauentracht einem um so gefälligeren und anmutigeren Eindruck, besonders

mit dem reizenden Spigenhalstuch und Häubchen. Etwas Kosteteres als das hul oder ul genannte Spigenhäubchen der Volendamerin läßt sich nicht leicht denken. Es läuft nach oben in eine Spitze aus und erubigt vorn zu beiden Seiten in Spitze, in leichter Schwingung vom Kopfe absteigende Flügel. Es wird fest anliegend über einer den Kopf vollständig umschließenden schwarzen Unter- mütze getragen die auch die Ohren bedeckt, so daß vom Haar nichts zum Vorschein kommt als die kurz abgestutzten Nackenhärchen. Die Spitze und die Flügelenden der hul müssen leicht ausgefleht sein, damit sie den richtigen

„Schwung“ bekommen. Ist das der Fall, dann gibt es nichts,



Altes Ehepaar

was das meist runde Gesicht der Volendamerin mit seinem rötigen Jutarnat und den tief-schwarzen Augen so anmutig umrahmen könnte wie das altüberlieferte Spigenhäubchen. Es ist freilich ein heiliger Gegenstand und will sehr sorgsam behandelt sein. Die feuchte Seelust wird namentlich der Ausflechtung der beiden Flügelenden gefährlich, weshalb die Volendamerin, wenn sie zu Besuch geht, nicht selten ihr Spigenhäubchen in einem Zigarrenstücken mitnimmt, um es erst, wenn sie an Ort und Stelle angelangt ist, aufzulegen. Leider begnügt sie sich nicht mit diesem allerliebsten Stoppfuß, sondern setzt bei feierlichen Gelegenheiten

auf das Spitzenhäubchen noch einen kleinen Hut von der Art, wie er in Scheveningen getragen wird. Erklärlicher ist, daß ältere Frauen, denen die frische Seeluft etwas allzu stark durch die hul bläst, eine bunte Schlafmütze darüberziehen, unter der dann der vordere breite Spitzenstreif und die beiden Seitenflügel in etwas komischer Art zum Vorschein kommen.

Nächst der hul spielen in der Tracht der Volendamerinnen die Hauptrolle das kralch und das kleisje. Letzteres ist eine den Oberkörper eng umschließende Aermeljade aus schwerem dunkeln Stoff, die vorne zusammenschließt und einen vieredigen Brustausschnitt hat. Unter diesem Ausschnitt kommt das kralch, ursprünglich wohl kragelig: Kragens Leibchen, zum Vorschein, ein aus schwarzem oder roter Korallen- oder buntgepunkteter Seide (seltener aus buntem Nattun) denen Schlöfchen zusammengeschnitten werden. Geht



Volendamer Sücher

bestehendes Unterleibchen. Stoff und Musterung wechseln je nach dem Geschmack oder dem Wohlstande der Trägerin, wohl auch nach der Mode. Die beliebtesten Muster sind kleine Blumen in lebhaften Farben, wie Rosen und Mohn, oder kleine Vierecke, während früher ganze bildliche Darstellungen, wie ein Schiff mit vollen Segeln, vorkamen. Mehr oder minder von der Mode abhängig ist auch die bunte Lige, mit der der Ausschnitt eingefast ist; ihre Musterung bestand früher aus kleinen Tiergestalten oder sonstigen Figuren, wie Hänschen und Schiffchen, während jetzt fast nur noch kleine Sterne, Kronen oder geometrische Figuren vorkommen. Um den Hals trägt die junge Volendamerin stets drei Reihen großer



Auf dem Deich

sie zu Besuch aus, so gehört notwendigerweise zur Vervollständigung der Toilette ein feines Spitzenhalstuch, das um den Nacken geschlungen und vorn mit seinen beiden Enden unter den Hand des kleidje gezogen wird.

Die Röcke, denn sie tragen meist mehrere übereinander, wahrscheinlich um dadurch eine Annäherung an den Charakter der Männertracht zu finden, bestehen ebenfalls aus einem schweren schwarzen Wollstoff, meist mit lebhaften grünen oder roten Streifen. In ihrer Schöpfung trägt man über ihnen eine Art von weiter Haushaltungsschürze, die aber nicht aus Kattun, sondern gleichfalls aus Stoff besteht, bis zu den Füßen reicht und oben einen 20 bis 30 Zentimeter breiten Aufsatz aus bunter Seide hat.

Die jungen Mädchen tragen bis zu der Zeit, zu der sie bei uns die ersten langen Röcke bekommen, ebenso wie die älteren Frauen, falls sie nicht ihren Staat anlegen, gewöhnlich bis an den Hals geschlossene Jacken aus geblumtem Kattun und um den Hals eine wollene „Bouffante“. Nur an Son-

tagen wird diese Jacke mit der schwarzen Kirchenjacke vertauscht. Daß in der Frauentracht an Stelle der plumpen Holzschuhe mehr und mehr leberne Halbschuhe treten, ist schon erwähnt worden.

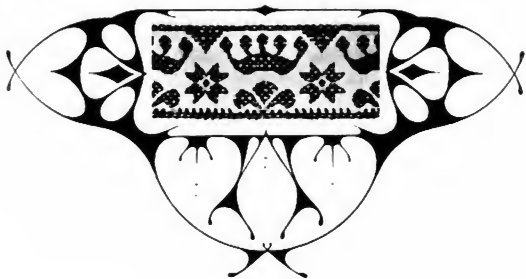
Sieht man die junge Volendamerin in ihrer kleidsamen Tracht vor sich, mit dem geflügelten Spitzenhäubchen, mit dem tofetten Spitzenhalstuch, in der die Körperform distret hervorhebenden ..

schwarzen Jacke, die oft noch eine zierliche Einfassung von buntem Seidenband aufweist, und mit ihrem schweren Perlenhalband, dann möchte man ihr und ihren Genossinnen die Worte zurufen, die einst der würdige Bürgermeister von Antwerpen, Minheer Jan van Nijsswid,

zu den aus Zeeland in der dreihundertjährigen Gedenkfeier für Marnir von St. Adegonde herübergekommenen holländischen Mädchen sprach: „Liebe Kinder, legt eure schöne Tracht nicht ab, schönere Kleider könnt ihr nicht tragen, denn sie stehen euch gar zu gut, und sie kennzeichnen euer Land, euer Volk. Haltet eure nationale Tracht in Ehren!“



Frauen nach der Arbeit in der Fraustracht



Die Selbstfahrer und die Armee

Von

von Reden, Major j. D.

Vor wenigen Jahren noch war der Selbstfahrer ein Wunder, bei dessen Erscheinen alle Menschen stehen blieben, Kutscher und Reiter aber entsetzt ihre Pferde zum Halten brachten oder eine Nebenstraße zu gewinnen suchten. Heute ist der Personenselbstfahrer zu einer ständigen Erscheinung nicht nur der Großstädte geworden, sondern auf fast allen großen Verkehrswegen, auf den Touristenstraßen sieht man fast täglich die „Autos“ in großer Eile vorüberfahren. Menschen und Tiere haben sich an dieses neue Verkehrsmittel gewöhnt.

Während der Personenselbstfahrer zu einer alltäglichen Erscheinung geworden ist, sieht man nur selten und fast nur in den Großstädten einen Lastselbstfahrer. Die Konstruktion dieser Fahrzeugen hat bislang nicht die Fortschritte gemacht, wie sie der Personenselbstfahrer, wohl insolge vielfacher Wettfahrten, aufweist.

Die Militärverwaltung, die eifrig bestrebt ist, jeden Fortschritt der Technik auch für die Armee nutzbar zu machen, hat der Entwicklung der Selbstfahrer von Anfang an großes Interesse entgegengebracht. Schon seit dem Jahre 1899 nehmen an den Kaisermanövern stets eine Anzahl Personenselbstfahrer teil. Im Kaisermanöver 1902 bei Frankfurt a. D. wurden zur Fällung verschiedener Manövermagazine von dem als Etappen-Endort angenommenen Frankfurt a. D. Lastselbstfahrer teils mit, teils ohne Anhängerwagen verwendet. Während die Personenselbstfahrer, die zur Verbindung der Manöverleitung mit den höheren Truppenkommandos und zur Verbindung weit vorgeschobener Abteilungen mit ihrem Hauptkorps dienten, fast durchweg den an sie zu stellenden Anforderungen genügten, war dies bei den Lastselbstfahrern nicht der Fall. In dem diesjährigen Kaisermanöver wurden deshalb nur zwölf Personenselbstfahrer benutzt, von denen sechs der Militärverwaltung gehörten, während sechs andre von verschiedenen Fabriken zu Versuchszwecken zur Verfügung gestellt waren. Bedient wurden sämtliche Selbstfahrer von Unteroffizieren und Mannschaften der Eisenbahnbrigade.

Nachdem das Kriegseisengesetz auch auf die Selbstfahrer ausgebeht ist, kann die Militärverwaltung im Falle einer Mobilmachung eine genügende Anzahl Selbstfahrer ausheben, um die oberen Kommandobehörden damit auszustatten. Jedem Laien wird es einleuchten, welch außerordentlicher Zeit- und Kräftegewinn durch die Verwendung der Personenselbstfahrer erzielt wird. Generale und Generalstabsoffiziere, die den Tag über zu Pferde gefessen, können mit ihnen auf Entfernungen zu einer mündlichen Besprechung zusammenkommen, die bisher

entweder gar nicht oder nur mit der größten körperlichen Anstrengung zurückgelegt werden konnten. Der ungeheure Wert einer kurzen mündlichen Besprechung gegenüber einem schriftlichen oder telegraphischen Gedankenanstausch braucht nicht erst besonders hervorgehoben zu werden. In Frankreich ist man bereits so weit gegangen, den höheren Generalen schon im Frieden Selbstfahrer zu überweisen und dafür Pferdeformationen einzuziehen.

Wie bereits gesagt, ist der Bau von Lastselbstfahrern nicht so vervollkommnet, daß die Militärverwaltung mit der Anshebung einer größeren Anzahl im Falle einer Mobilmachung rechnen kann. Da aber ein kriegsbrauchbares Modell eines Lastselbstfahrers von einer noch viel größeren Wichtigkeit ist wie das eines Personenselbstfahrers, so hat das Kriegsministerium in Verbindung mit dem Landwirtschaftsministerium eine Konkurrenz für Lastselbstfahrer angeschrieben, die im Lauf dieses Herbstes zur Entscheidung kommen soll. Wie viel Pferde, wie viel Wagen und wie viel Fahrer kostenlos erpact werden, wenn es gelingt, auch nur einen Teil der Kolonnen dieser „Impedimenta“ der Armee, durch leistungsfähige Selbstfahrer zu ersetzen!

Während der Personenselbstfahrer seine Verwendung in der vordersten Linie der Armee finden soll, ist man zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Lastselbstfahrer nur außerhalb des eigentlichen Operationsgebietes, im Etappengebiete, seine Verwendung findet. Bei dem Eigenenwichte des leistungsfähigen Lastselbtfahrers erscheint es bei dem jetzigen Stande der Technik ausgeschlossen, einen solchen auf größere Strecken außerhalb fester Straßen verwenden zu können. Deshalb muß der Lastselbstfahrer dort Verwendung finden, wo die Benutzung der Chausseen die Regel bildet, bei den Armees- und Etappenfuhrparkolonnen, die bestimmt sind, Lebensmittel und Munition von der letzten Eisenbahnstation bis in die unmittelbar hinter der Armee angelegten Magazine und Munitionsdepots zu überführen.

Wenn es gelingt, auf diesem Gebiete des Kriegsschauplatzes die langen Wagenzüge der Munitions- und Proviantkolonnen durch Selbstfahrer zu ersetzen, wenn die Menge der notwendigen Pferde, deren Ernährung mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, verringert werden kann, so ist dies ein Erfolg, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Wenn Deutschland, abgesehen von Anstalt, auch das pferdereiche Land Europas ist, so stößt die Beschaffung der bei einer Mobilmachung notwendigen Menge von Pferden doch auch bei uns auf

Schwierigkeiten. Als 1870 das immer weitere Vordringen der deutschen Peere diese immer mehr von den letzten Eisenbahnstationen entfernte, als die vielfachen Bahnzerschrungen die Benutzung weiter Landtappenwege notwendig machte, war die Beschaffung der Pferde bereits damals mit großen Schwierigkeiten verbunden. Jetzt ist die mobile Armee fast doppelt so groß wie damals, und der Pferdebedarf ist, da die schnellfeuernden Geschütze eine größere Munitionsausrüstung bedingen, noch über dieses Verhältnis gestiegen.

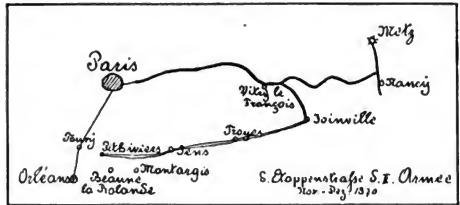
Nach einer ungefähren Berechnung hat ein mobiles Armeekorps einen Verpflegungsstand von 26 000 bis 26 500 Pferden. Die 22 deutschen Armeekorps brauchen also etwa 572 000 bis 583 000 Pferde bei der Mobilmachung. Hiervon sind nach dem Militärstat 105 642 Dienstpferde im Frieden vorhanden, zu denen etwa noch 20 000 vorhandene Offizierspferde treten dürften. Bei der Mobilmachung müssen also noch 447 000 bis 458 000 Pferde beschafft werden. Diese Zahlen gelten nur für die Feldtruppen. Landwehrformationen, Ersatztruppen und vor allem etwa aufzustellende Belagerungsstrains sind hierbei noch gar nicht berücksichtigt. Auch mit einem ganz bedeutenden Nachschub muß gerechnet werden. Im Feldzuge 1870/71 hat dieser etwa ein Sechstel des Bestandes betragen, was weitere 100 000 Pferde notwendig machen würde. Auf eine bedeutende Einfuhr von Pferden aus außerdeutschen Ländern dürfen wir bei einer Mobilmachung nicht rechnen. Denn bekanntlich ist ein Pferdeausfuhrverbot die erste Maßregel einer Regierung, die besürchten muß, mit in die kriegerischen Verwicklungen hineingezogen zu werden.

Nach dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich besaß Deutschland am 1. Dezember 1900 4 195 000 Pferde. Bei einer Mobilmachung muß also jedes achte oder neunte Pferd zur Armee ausgehoben werden; nur die allerbesten werden der Landwirtschaft, dem Gewerbe verbleiben, mit denen es nur schwer halten wird, den Betrieb fortzusetzen. Ist es der Militärverwaltung möglich, den Pferdebedarf für die Armee durch Einstellung von Lastselbstfahrern zu verringern, so erzielt sie nicht nur für sich selbst einen großen Vorteil, sondern leistet auch dem Lande einen unberechenbaren Nutzen.

Welche Pferdebeträge erspart werden können, wenn es gelingt, einen kriegsbrauchbaren Lastselbstfahrer mit Anhängewagen zu konstruieren, wie ihn das Preisansuchen des Kriegsministers verlangt, das möge eine der v. Köbelschen Jahresberichte für 1902 entnommene Berechnung zeigen.

Als die Armee des Prinzen Friedrich Karl, die zweite Armee, nach dem Falle von Metz (27. Oktober 1870) in Eilmärschen nach Orleans rückte, um die Einschließung von Paris gegen die neu aufgestellte französische Loire-Armee zu sichern, zählte

sie nur 49 600 Mann Infanterie, 10 160 Pferde aller Gattungen und 376 Geschütze. Am 25. November erreichte sie, nachdem sie fast ohne Ruhelage marschiert war, die Linie Toury-Vithiviers-Beaune la Rolande, in der sie dann längere Zeit verblieb. Die der Armee für den Nachschub überwiesene Eisenbahnlinie war an verschiedenen Stellen derartig zerstört, daß erst am 20. Januar 1871 ein regelmäßiger Betrieb wieder aufgenommen werden konnte. Bis zum 7. Dezember war Joinville der Endpunkt der Eisenbahnverbindung mit der Heimat. Von hier begann die über 200 Kilometer lange Landtappenstraße, die über Troyes-



Seus nach Vithiviers führte. Auf ihr mußten der Armee alle ihre Bedürfnisse an Verpflegung, Munition und Bekleidung nachgeführt werden.

Wäre das von der zweiten Armee durchgezogene Land nicht so reich und nicht erst so wenig von Truppendurchzügen berührt gewesen, so daß es der Armee möglich war, fast ganz von den im Lande vorhandenen Lebensmitteln sich zu verpflegen, so hätten ihr täglich etwa 200 Tonnen = 4000 Zentner zugeführt werden müssen, d. h. es hätten jeden Tag 40 000 Tonnen-Kilometer*) geleistet werden müssen.

Ein zweispänniges Fahrzeug kann etwa 1 Tonne Nutzlast befördern. Die durchschnittliche Tagesleistung beträgt etwa 30 Kilometer, wovon die Hälfte für die leere Rückfahrt zu rechnen ist. Um also jene 40 000 Tonnen-Kilometer täglich zu leisten, wären 40 000 : 15 = 2666 Fahrzeuge oder unter Hinzurechnung einer Reserve von 20 Prozent etwa 3000 Fahrzeuge mit 3000 Trainförsoldaten und 6000 Pferden notwendig gewesen.

Der von dem Kriegsminister ausgeschriebene Wettbewerb verlangte die Konstruktion einer Explosionsvorpannumaschine mit Spiritusmotor, die bei einem Eigengewicht nicht über 8 Tonnen auf zwei Anhängewagen 12 Tonnen Nutzlast 70 Kilometer in 24 Stunden auf Wegen aller Art, die für belastete, mit Pferden bespannte Fahrzeuge benutzbar sind, fortbewegen kann. Ein solcher Lastselbstfahrer leistet also unter Berücksichtigung der Leerfahrten 420 (12 × 35) Tonnen-Kilometer.

*) Unter Tonnen-Kilometer versteht man den Transport einer Tonne auf einen Kilometer, hier also 200 Tonnen auf 200 Kilometer = 40 000 Tonnen-Kilometer.

Wäre unsere Armee 1870 bereits mit Lastselbstfahrern ausgerüstet gewesen, so hätten 95 Vorspannmaschinen (40 000 : 420) oder bei 25 Prozent Reserve 120 Maschinen mit 240 Anhängerwagen genügt, um jene 40 000 Tonnen-Kilometer für die zweite Armee zu leisten. Für jede Vorspannmaschine mit Anhängerwagen ist mindestens ein doppeltes Personal von je 3 Mann, also 6 Mann (darunter 1 Unteroffizier als erster Führer) zu rechnen, bei unserm Beispiel also 720 Mann, und mit 10 Prozent Reserve rund 800 Mann. Welche Kräfteersparnis zugunsten der Selbstfahrer! Hier 360 Fahrzeuge mit 800 Mann, dort 3000 Fahrzeuge mit 3000 Mann und 6000 Pferden! Wie viel Pferde können bei ihrer gewohnten Beschäftigung belassen werden, wie viel Nichtkombattanten werden erspart, wenn es gelingt — und daran dürfen wir nicht zweifeln —, einen leistungsfähigen und kriegsbrauchbaren Lastselbstfahrer nebst Anhängerwagen zu konstruieren!

Um das bei einer Mobilmachung notwendige, immerhin recht zahlreiche Personal auszubilden, zur Verwendung im Manöver und zu Versuchs-

zwecken, wird die Militärverwaltung bereits im Frieden eine größere Anzahl Lastselbstfahrer beschaffen müssen. Weitere Fahrzeuge dürften notwendig sein, um durch Verleihen an Privatunternehmer, Gemeinden, Gutsbesitzer u. s. w. zu möglichst günstigen Bedingungen ihre Rentabilität darzutun und zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. Das sich die Landbevölkerung erst durch die Praxis von dem wirtschaftlichen Nutzen der neuen Fahrzeuge überzeugt, so wird sich auch das Kapital finden, um ihnen, wenn auch nur langsam, eine immer größere Verbreitung zu verschaffen.

Ob es später auch der nie rastenden Technik gelingen wird, einen Lastselbstfahrer zu bauen, dessen Verwendung auch als Truppenfahrzeug wie den in vorderster Linie verwendeten Munitions- und Proviantkolonnen möglich ist, ist heute noch nicht voranzujagen. Auf jeden Fall dürfen wir überzeugt sein, daß unsere Militärverwaltung mit Eifer diese wichtige Frage studiert und alle neuen Konstruktionen eingehend prüft, um auch auf diesem Gebiete stets auf der Höhe der Situation zu verbleiben.

Aus der Königlichen Porzellanmanufaktur zu Berlin

Nach Rom führen viele Wege, und auf mancherlei Weise läßt sich ein und dasselbe Problem lösen.

Vor fünfzig Jahren kannte man freilich für die künstlerische Gestaltung des Berliner Porzellans bloß eine einzige Art, ein Material und eine Dekoration in einem Stil. Hartporzellan hieß man die Masse, und Muffelmalerei in Verbindung mit echtem Gold ergab den Schmuck.

Nun will man in der Berliner Königlichen Porzellanmanufaktur im neuen Jahrhundert durchaus nicht etwa den altbekannten Weg ganz verlassen, von dem man sicher weiß, daß er in Rom mißudet; aber auch die neuerforschten Gebiete sollen Wege geben zum selben Ziel. Es ist ja zeitgemäß, von neuen Wegen zu reden.

Um das Jahr 1886 war's. Masse und Farben waren unter der Leitung des chemi-

schen Direktors, Geheimrat Heineke, immer besser gediehen, und die Manufaktur verlangte nach dem Meister, der dem Material Leben gab.

Zu der Zeit wurde Professor Alexander Kips als artistischer Leiter an die Anstalt berufen. Er löste das Rätsel, und die Blütezeit der Königlichen Porzellanmanufaktur brach an. Auf der Welt-

ausstellung von Chicago (1893) galt die künstlerische Gestaltung des Hartporzellans in dem der Masse vor allem entgegenkommenden Stil des Rokoko als gelöst.

Und diese Weise ist seitdem weiter gepflegt worden bis heute. Die Anhänger des Bisherigen finden, was ihnen „die Pflege der Ideale in der Kunst“ bedeutet: die feine keramische Malerei, die unter Oberleitung von Professor Kips und unter Spezialleitung des verdienten, selbst im Betrieb künstlerisch tätigen Malereivor-



Eisenkind mit Froch (Diskant) von Wegener



Wandfliesenbild im neuen Kaiserlichen Postgebäude zu Berlin
Entwurf und Ausführung von A. Kips

stehers Paul Niethe eine sehr große Zahl der Arbeitskräfte beschäftigt.

Zudem ein großes Kunstinstitut der Gegenwart kann nicht gleich jenem unsterblichen Maler des Trecento sich hinter Klostermauern verschließen, um allein seinen Idealen zu leben. Wer in Kunst und Kunstgewerbe viele führt, mag, wo immer ein neuer Stil sich bilden will, vom Meister der vergangenen Weise zum Meister der gegenwärtigen werden.

Das hat man an dieser Stelle gewußt. Die Technik arbeitete Hand in Hand mit der Kunst; eine Masse wurde hergestellt, die sich weicher modellieren ließ als das für Gebrauchsgerät unvergleichlich widerstandsfähige Hartporzellan, die dem Individuellen und dem leichten Zufälligen geneigter war als jenes, und unter Leitung und Mitarbeit des artistischen

Direktors entstanden eigenartige Gebilde. Sie sind zumeist der Sagen- und Gedankenwelt entlehnt, ein Alltagskleid hat die Kunst in keinem dieser Werte angelegt. Bisweilen heben reiche Blütenformen das Profil der Gefäße, ihren oberen Abschluß bildend, wie bei jener reizvollen Lilienvase, deren Kelch eine weibliche Gestalt entsteigt. „Lilith“*) dürfte man sie nennen. Überall liegt das feinste Verständnis für die menschliche Form wie für die der lebenden Pflanze zu Grunde. Eine in den Farben willkürlich leicht variierende Glasurschicht überfließt die Gefäße, ihnen einen eigentümlichen Reiz verleihend.

Die wertwürdigste Wirkung ist erzielt, bald nur stellenweise, oft auch für ganze Gefäße, durch das sich Entgegenarbeiten zweier verschiedenartiger Glasuren, deren eine, die andre überfließend, eisblumenartige Kristalle bildet.

Nachdem man nun durch Verbindung farbdurchsichtiger Glasuren mit dem verglühten Scherben eine derartig snupathische Ausdrucksweise gefunden

*) Die einer Lilie entstammte Lilith war der Sage nach „Adams erste Frau“.



Wandchild in Email und Gold
Entworfen und ausgeführt von Lorenz Lang

hatte, versuchte man auf einem von Geheimrat Deinede erfundenen Weichporzellan die mit Farbstoff vermischte Masse (oder Engobe) malerisch als Unterlagsurtechnik zu verwerten. Gerade auf diesem Wege fortschreitend, ist man in den letzten Jahren zum Resultat gekommen. Die in schmelzenden weichen Tönen gehaltenen Farben heben sich diskret aus dem leichtfarbigen Grunde, ohne je die Naturwahrheit anzustreben. Man hat aus der realen Welt die Motive herübergenommen in diese einzig dem künstlerischen Gefühl entstammende Auffassung.

Bei manchen Gefäßen neuesten Ursprungs ist man noch einen Schritt weiter gegangen. Man schafft für die Dekorationsformen ein leichtes, oft kaum merkliches Relief, das den Schmuck noch inniger mit der Grundform eint, so daß sich eine überzeugende harmonische Wirkung ergibt.

Auch auf Hartporzellan übt man unter Leitung des selbst als Künstler in der Anstalt rege schaffenden Obermalers Lorenz Lang diese Weise hauptsächlich nach dessen Entwürfen. Noch für eine andre Technik, die der modernen Richtung, die möglichst bestimmt sich äußern möchte, besonders entgegenkommt, wird das Hartporzellan verwendet. Das ist das Goldemail.

Vorzüglich für das in der Porzellanindustrie in allererster Linie in Betracht kommende Gebrauchsgerät ist das in sein stilisierteren Linien maßvoll verwendete echte Gold, sowie das edelsteinartig wirkende Email geeignet; ebenso für die kleinen Gegenstände, für die feinen, von dunkelfarbiger Eraqueléglasure überflossenen Vasen, für Schalen und Dosen bewährt sich diese unter klarer Stilisierung meist pflanzlicher Motive durchgeführte Behandlung.

Noch auch in größeren Flächen aufgetragen, haben sich durch das Vollverstehen und Benutzen künstlerischer und technischer Vorteile ganz eigentümliche Erfolge ergeben, wie dem wirkungsvollen, von Lorenz Lang entworfenen und ausgeführten Wandschild aus Hartporzellan.

Auch bei figürlichen Darstellungen als Gewandmusterung und Schmuck verwendet, übt das Gold-

email in Verbindung mit sehr zarten Engobe- oder Muffeltönen seinen Zauber. Man denkt unwillkürlich angeichts der feingeösteten plastischen Figuren an die vielumstrittene Frage von der Polychromie der Griechen.

Diese Figuren fügen sich zuweilen ein in größere plastische Werke wie Uhren, Tafelauffätze u. dgl. Für derartige reiche Arbeiten neuesten Ursprungs kommt neben verschiedenen andern Ausführungsarten wiederum auch die Muffeltechnik in Betracht,



Bowl. Malerei von Paul Meier (Muffeltechnik)

d. h. die der Aquarell- und Delmalerei am nächsten verwandte Weise, die sich unter einem Feuer von etwa 600 Grad mit dem bereits glasierten Hartporzellan vereint, — eine Kunst, die durch das Verdienst von Professor Kips eine bisher ungeahnte Vollendung erreicht hat.

Und neben der Kombination aller Farbtechniken wirkt einzig durch die Schönheit der Form gleich den Bildwerken der Marmorkunst das anmutige, rein weiße Biskuitporzellan, wie in der Arbeit Wegeners, wo das Esfenkind mit dem verzauberten Frosch-Königssohn Zwiesprache pflegt.



figur mit Vase von Manich

Nicht, daß Biskuit die Verbindung mit Techniken nicht zulasse; das Gegenteil zeigt beispielsweise eine herrliche weibliche Figur, die, über die Form einer von leichtgrüner Glasur überflossenen Vase gelehnt, den Fuß eines Engels empfängt.

Und noch eine letzte Ausdrucksweise ist erprobt worden unter der Leitung von Professor Rips, in dem Bestreben, das Material den Gedanken der echten großen Kunst dienstbar zu machen. Das ist die sowohl als Scharffeuer- wie als Muffeltechnik geübte Wandfliesenmalerei, die die Keramik aus ihrer ersten bescheidenen Stellung, dem Alltagsbedarf zu dienen, emporhebt zur letzten Höhe der freien Kunst.

Sowohl die gedankentiefen Entwürfe wie die formklare farbenfreudige Ausführung der Kachelbilder sind sein persönliches Werk. Er hat es der schwierigen Technik abgewonnen, weil er der Zeit noch mehr zu sagen hat als das, was auf Geräten der Kleinkunst Raum findet.

Die Bilder waren charakteristisch für die König-

liche Porzellanmanufaktur auf jeder kunstgewerblichen Ausstellung seit 1888. Sie befinden sich in Schlössern und öffentlichen Gebäuden, wie z. B. in dem Kaiserlichen Schloß zu Berlin, dem Schloß des Königs der Belgier zu Antwerpen, in der Stadthalle in Eberfeld und teilweise auch im Privatbesitz.

Wir geben eines der 1902 in staatlichem Auftrage für den Festsaal des neuen Postgebäudes in Berlin gemalten Wandfliesenbilder wieder. Sie stellen liebliche, lebenswarme Genien dar, die festliche Freude herniedertragen zur Erde, wo sie am plätschernden, rosenumwucherten Brunnen unter Reben und Blüten gebeißt. —

Das also wäre im allgemeinen der heutige Stand der Dinge in der Königlichen Porzellanmanufaktur zu Berlin.

Ich meine aber, wenn von einer im Erblühen begriffenen Knospe ein Momentbild aufgenommen wird, so deckt sich die Natur bald nicht mehr mit jenem. Ober: der Maler, der in der Frühe eine



Vase. Modelliert von Wegener

Himmelstudie malt, weiß, daß seine Skizze nur für einen Augenblick zutreffend ist.

So wird eine Stätte, wo man zurzeit einer sich entwickelnden neuen Kunststrichtung eigne Wege nie ruhend geht, nicht in Zukunft so fein wie heute; denn echte Kunst ist immer ein Sein, doch auch immer ein Werden.

Noch mehr Wege wird man finden nach Rom, und die jüngst gefundenen wird man festigen und erweitern zum Nutzen anderer. Es ist ja das vornehmste Recht dieses staatlichen Kunstinstituts, Wege zu schaffen, auf denen viele wandern mögen.

Vielleicht ist es der Berliner Königlichen Porzellanmanufaktur vorbehalten, wieder einen eignen Stil zu schaffen, der wenigstens in der Kleinkunst dem Können und Streben der Reichshauptstadt, dem ganzen inneren Wesen des neuen Reiches charakteristischen Ausdruck verleihen würde. Das mannigfaltige Schaffen der einzelnen kleinkünstlerischen Persönlichkeiten zu einem einheitlichen



Vase mit Mais. Nach dem Entwurf von A. Kips
(farbige Glasuren)

Ganzen zusammenzufügen, wird das nächste Ziel sein. Dann erst wird sich die Berliner Königliche Porzellanmanufaktur mit Ehren in die Reihe der andern großen Kunststätten, wie etwa Kopenhagen, stellen können, die dem frischeren Winde beim Beginn unsers modernen Kunstfrühlings bereits früher Fenster und Tür geöffnet hatten.

Die Temperamente

Ich wollt', ich gewänne im Reigen
Die Temperamente zu eigen:
Ich wär' sanguinisch im Glücke,
Phlegmatisch bei Schmerzen und Tücke,
Cholerisch, das Gute zu fassen
Und alles Gemeine zu fassen.
Und wußt' ich nicht weiter mehr, wie?
Dann rief ich die Melancholie.
Die sollte mich sanft durchspeken
Mit Weimweh nach ewigem Leben.

Ernst Wilhelm



Vase mit Fellen nach C. Bernemih (farbige Glasuren)

Herbstfärbung

Von

Ch. Haller

Haßl und matt blinkt die Sonne, kühler weht die Luft, und seine Nebelschleier ziehen sich durch Wald und Flur. Die Natur hat ihre Arbeit getan, sie ist müde und bedarf der Ruhe. Zwar läßt sie noch eine kurze Zeit die alte Vollkraft vor, aber trotzdem geht es unabänderlich zu Ende. In einer Nacht kann sich der Wechsel vollziehen. Während heute noch der Blättertschmuck strahlend und frohend Baum und Strauch umkleidet wie in den Tagen der Nachtgallenlieder und des Rosenbütes, kann morgen schon die entscheidende Wandlung eintreten. Das satte Grün verschwindet, und statt seiner breitet sich an Ast und Zweig, an Feden und Änunen ein flammendes Gelb, Purpurrot und Violett aus. Noch einmal prangt die Pflanzenwelt in verschwenderischer Farbenfülle, aber es ist ein letztes trügerisches Aufglühen. Bald löst sich Blatt um Blatt, um kraftlos zu Boden zu sinken.

Die Herbstfärbung und der sich daran anschließende Blattfall erfolgt aus inneren, im Lauf der Jahrtausende erblich gewordenen Eigenschaften. Erst in zweiter Linie beteiligen sich an diesen Vorgängen die Witterungsverhältnisse, indem sie den Eintritt der Verfärbung entweder beschleunigen oder hinausschieben. Daß innere Eigenschaften die eigentliche Ursache der herbstlichen Veränderungen in der Belaubung bilden, zeigen diejenigen Holzgewächse, die man aus unsern Breiten nach südlicheren Ländern verpflanzt hat. Eiche, Linde und Ahorn verfärbten ihre Blätter in Neapel erst Ende November und die Birke sogar erst Ende Dezember. In Madeira, wo es einen Temperaturunterschied zwischen Sommer und Winter kaum gibt, färbt sich das Laub der Stieleiche gleichwohl Ende Oktober gelb und bleibt, allmählich vertrocknend, bis zum Januar an den Zweigen hängen. Auch die Buche vergilbt dort, aber erst Anfangs November. Trotzdem also hier das Klima die Fortdauer der Belaubung gestatten würde, kommt es doch zur Blattverfärbung, weil die innere Organisation dieser aus dem Norden eingeführten Bäume sich mit Zähigkeit erhält und auch unter den veränderten klimatischen Bedingungen auf den ererbten Wechsel zwischen Wachstumsfähigkeit und Ruhe hindrängt.

Wie schon angedeutet, sind die Witterungsverhältnisse nur auf den Zeitpunkt, wann die Verfärbung erfolgt, von Einfluß. Ist der Herbst mild, so bleiben die Blätter ziemlich lange grün. Schließlich verfärbt sie sich freiwillig auch dann, wenn sich eine Frostwirkung überhaupt noch nicht geltend gemacht hat. Frühe Frostnächte dagegen bringen einen frühzeitigen Beginn der Verfärbung mit sich. Die Temperaturerniedrigung greift zunächst das Blattgewebe selbst an, wichtiger aber ist ihre Rückwirkung auf das Erdreich und die damit zusammenhängende Beschränkung der Wasserverforgung der Pflanzenwelt. Denn mit der Abkühlung des Bodens nimmt

auch die Tätigkeit der feinen Saugwurzeln ab, die dem Pflanzenkörper seinen Wasserbedarf zuführen. Da die Wasserverdunstung durch die Blätter einseitigen noch weiter fortschreitet, die Wasseraufuhr aber wegen der Bodenabkühlung vermindert ist, so entsteht notwendigerweise ein Fehlbetrag an Wasser im Pflanzenorganismus, der in dem Schlafwerden der Blätter zum Ausdruck gelangt. Mit diesem Welken des Blattwerks ist dann die Einleitung zum Eintritt der Herbstfärbung gegeben.

Wie eng die Behinderung der Wasseraufnahme infolge der Herabsetzung der Bodentemperatur mit dem frühzeitigen Beginn der Laubverfärbung verknüpft ist, kann man gut in einem hügeligen Gelände beobachten. Wenn die Birken, die auf einer niedrigen Bodenaufschwellung stehen, bereits vollständig gelbe Blätter tragen, haben diejenigen in der benachbarten Bodensenke noch ein ganz unberührtes frisches Grün. Im ersteren Falle wird wegen der Bodenerhebung der Untergrund, in dem die Birken wurzeln, stark abgekühlt, in letzterem dagegen ist er geschützt, und seine Temperatur ist noch so hoch, daß die Saugwurzeln ungehindert Wasser aufnehmen können. Auch dort, wo die Tätigkeit der Saugwurzeln wegen der natürlichen Wasserarmut des Bodens gehemmt ist, beginnt die Verfärbung früher als auf wasserreicheren Gebieten. Auf der ganzen Länge des Nordabhangs der Schwäbischen Alb zieht sich durch den Laubwald ein schmaler Streifen, bei dem sich die Belaubung um einige Wochen früher verfärbt als darüber und darunter. Der Boden dieses Streifens wird von einem flachen Steingrund gebildet, der das niedergegangene Regenwasser sehr schnell wieder abfließen läßt. In Uebereinstimmung hiermit tritt auch nach ungewöhnlich trockenen Sommern die Verfärbung außerordentlich früh ein. In den Jahren 1834 und 1842, deren Sommer sich durch bedeutende Trockenheit auszeichneten, vergilbte das Laub bereits im August.

Die Verfärbung selbst begründet sich teils auf Umwandlungen und Neubildungen innerhalb des Blattgewebes, teils auf Belichtungseinflüsse. Wenn die Pflanzenwelt sich zu der winterlichen Ruheperiode vorbereitet, dann vollzieht sich eine Rückwanderung der in den Blättern angehäuften Nahrungstoffe, besonders der Stärke, nach den ausbauenden Teilen des Pflanzenkörpers, den Wurzeln, dem Stamm und den stärkeren Ästen, sowie eine Fortführung des wertvollen stickstoffhaltigen Materials, aus dem die zahllosen Blattgrünchen, die den Blättern ihr fremdliches Grün verleihen, bestehen. Bei einer Reihe von Laubpflanzen zerfallen nun die kleinen Blattgrünchen derart, daß alle brauchbaren Bestandteile abgeleitet werden und nur noch gelbe Körnchen und Kristalle als letzte Reste von ihnen im Blattgewebe zurückbleiben. Diese Körnchen und

Kristalle sind es, die den sich gelb verfärbenden Blättern ihr leuchtendes Gelb verschaffen. Bei einer andern Gruppe von Bäumen und Sträuchern geht der Zerfall der Blattgrünstufen nicht ganz so weit, sondern das Blattgrün wird in einen roten Farbstoff umgewandelt, der sich im Zellsaft löst. Von ihm rührt das feurige Rot der Herbstfärbung her. Bei einer dritten Klasse endlich kommt es sowohl zur Bildung von gelben Körnchen und Kristallen als auch von rotem Zellfarbstoff. Aus dem wechselnden Mengenverhältnis beider Farberträger gehen die verschiedenen Farbentöne hervor, die sich als Zwischenglieder zwischen das reine Gelb und das brennende Rot einschieben. Nur gelb verfärbt sich die Blätter der Linde, Birle, Eiche, Kastanie, der wilden Niazie, des Walnußbaums und des Mahholders. Tazegen nehmen eine rote Färbung an die Birn- und Kirschbäume, die Vogelbeerbäume, der Espiborn, die Zwergweidell, Berberitze, Sauerborn und Hartriegel, sowie die aus Amerika eingeführten Eichenarten. Buchen und Hültern färben ihre Blätter im allgemeinen gelb, doch können bei ihnen auch rote Blätter auftreten. Die Blätter der Espen erscheinen mehr orangefarben, diejenigen unserer heimischen Eichen mehr braun-gelb, da ihre gelben Körnchen noch weiter zerlegt werden. Eine bunte Musterkarte von Farbenabstufungen weisen die Blätter des wilden Weines auf.

Die auffälligste Erscheinung bei dem herbstlichen Farbenwechsel ist das Auftreten der Rotfärbung. Die Entstehung des ihr zu Grunde liegenden Zellfarbstoffs aus dem Blattgrün wird herbeigeführt durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen. Dieser Zusammenhang läßt sich unter andern leicht feststellen beim wilden Wein. Alle Blattstellen, die dem Sonnenlichte frei ausgesetzt sind, erhalten ein feuriges Rot, während sich diejenigen Teile, die von beschatteten Blättern überschattet sind, nur gelb verfärbt. Die Wechselbeziehung zwischen Belichtung und Rotfärbung zeigt sich auch darin, daß die Rötung meist nur an der Blattoberseite, also an der von den Sonnenstrahlen vornehmlich getroffenen Seite, auftritt. Oftmals sind es überdies auch nur die oberflächlichsten Schichten der Blattoberseite, die den roten Farbstoff enthalten, so daß man ihn dann geradezu abhaben kann. Die Rotfärbung ist nun wertvoll für die bereits erwähnte Nüchtauerung der Stärke aus den Blättern nach den ausdauernden Pflanzenteilen. Der rote Farbstoff besitzt ein großes Aufnahmungsvermögen für Wärmestrahlen und führt daher den von ihm erfüllten Zellen und ihrer Umgebung Sonnenwärme zu. Indem aber die von den roten Gewebeschichten umgebenen Leitungsbahnen der Blattnerven und Blattstiele, in denen die Stärke fortwährend, kräftiger ernährt werden, löst sich die Stärke leichter auf und strömt zugleich auch schneller ab. Der Nutzen, der hierdurch den Pflanzen erwächst, liegt auf der Hand. Denn im Herbst kann in jedem Augenblicke ein stärkerer Frost eintreten, der die Blätter vernichtet. Je schneller sie daher von den wichtigen Aufbaustoffen entleert werden, desto weniger wird deren Rückbildung und ihre Unterbringung in den gesicherten Ablagerungsstätten gefährdet. Es wurde schon gesagt, daß sich die Rotfärbung an denselben Blattstellen entwickelt, die frei und offen liegen und

nicht von andern Blättern überdeckt sind. Wie aber diese Blattstellen am Tage die größte Zufuhr an Sonnenwärme erfahren, so sind sie ungekehrt in der Nacht wegen ihrer ungehöhten Lage auch der größten Wärmeausstrahlung unterworfen und am meisten einer schädlichen Abkühlung ausgesetzt. Um so vorteilhafter ist es daher für den Pflanzenshaft, daß gerade hier infolge der Rotfärbung die Entleerung der später wieder verwendbaren Baustoffe rasch vor sich geht.

Ebenso wie im Herbst die Blätter, so erhalten im Frühling auch viele junge Triebe eine Rotfärbung. Auch in dieser Jahreszeit stellen sich leicht Fröste ein, die den zarten Sprossen verderblich werden. Eine Erwärmung des Zellengewebes um mehrere Grade, wie nie die Rotfärbung mit sich bringt, ist daher immerhin ein nicht unwesentliches Schutzmittel gegen die Gefahren des Erfrierens. Die innere Vantätigkeit und das Fortwachsen hemmen aber die roten Zellfäste nicht, da sie die für die Lebensprozesse bedeutungsvollen grünen Lichtstrahlen ungehindert durch sich hindurchgehen lassen.

Die Blätter einiger Bäume, wie der Silberpappel und Silberweide, verfärbt sich nicht. Sie erscheinen kurz vor dem Abfallen graugrün. Dieses graugrüne Aussehen verdanken sie der dichten Decke aus feinen Härchen, mit der sie überbedeckt sind. Der Haarfik ist für die Blätter eine Art Pelz, der sie gegen eine schädliche Temperaturerniedrigung während der Zeit, in der sich die Auswanderung der Stärke abspielt, genügend schützt. Aus diesem Grunde unterbleibt dann namentlich die Rotfärbung, da die ihr entspringende Erwärmung hier ja überflüssig ist.

Im Nacklande und in den Mittelgebirgen macht sich die Herbstfärbung hauptsächlich an den Bäumen und Sträuchern bemerkbar. Allein sie beschränkt sich keineswegs auf diese. Nur der Umstand, daß ein geschlossener Baumbestand ausdauernde Kräuter unter sich nicht aufkommen läßt, entzieht die Verfärbung dieser Pflanzen, wenigstens in Waldgebieten, unsern Blicken. Ganz anders aber ist es auf den Alpenhöhen jenseits der Baumgrenze. Hier dehnt sich das Reich der ausdauernden Kräuter und Stauden innerhalb weiter Grenzen, und die mit dem Einzug des Herbstes entfaltete Farbenpracht steht an Reichtum und Leuchtkraft durchaus nicht zurück hinter dem Farbenanber unsers Nabalwaldes. Rot glüht der Blattbehang der Bärentrauben und Heidelbeeren, in violette Tinten getaucht sind die Moosbeerenbüsche und Habichtskräuter, ein glänzendes Gelb nirsirt das niedrige Weidengeweiz, kurz, ein Teppich von berückendem Farbensmehl breitet sich über Matten und Schroffen.

Uebrigens sind es nicht ausschließlich die abfallenden Blätter, die sich verfärbt, sondern auch die sogenannten immergrünen Gewächse unterliegen einer Farbenveränderung. So werden beispielsweise die Blätter des Efeu dunkel rotbraun, während die Kieferwipfel eine mehr gelbbraune Farbe annehmen. Am deutlichsten tritt diese Verfärbung auf der Sonnenseite hervor. Das weist darauf hin, daß der Anstoß zum Farbenwechsel auch hier von der Belichtung ausgeht. Ohne Zweifel bedeutet die Verfärbung ebenfalls einen Schutz gegen starke Temperaturerniedrigungen im Verlaufe des Winters.

Bringt man Zweige von Kiefern oder Eichen ins warme Zimmer, so verschwindet die Verfärbung. Ebenso geht sie in der Natur mit der zunehmenden Frühlingswärme zurück, weil jetzt für die abgehärteten Blätter ein besonderer Schutz nicht mehr nötig ist.

Wie bereits mehrfach angegeben, sind aus den verfärbten, zum Abfallen neigenden Laubblättern die wichtigsten Baustoffe ausgewandert, um für die neue Wachstumsperiode im nächsten Frühjahr und Sommer aufgepart zu werden. Allein einige Bestandteile, wie Kalisalze, Phosphorsäure, Kalk und Kieselsäure, bleiben in ihnen zurück. Aber dieser Rückstand ist deshalb den Bäumen doch nicht verloren. Denn mit dem Blattfall gelangen die genannten Stoffe auf und nach der Zerstörung des Blattgewebes mit den einsickernden Regenwässern in den Boden. Hier werden sie von den Saug-

wurzeln aufgenommen und treten von neuem in den Kreislauf durch den Pflanzenkörper ein. Die Abstoßung dieser Stoffe ist daher als eine Bodenverbesserung und eine Selbstdüngung aufzufassen.

Man hat so oft das Leben der Pflanzen mit dem Leben der Menschen verglichen. Hier wie dort ein ewiges Gehen, aber auch ein ewiges Kommen. Mehr wie sonst wird uns im Herbst die Natur ein Spiegelbild des Menschenschicksals. Aber mag auch uns allen ein unabänderliches Ende beschieden sein, der Trost gilt auch für uns, der schon aus den Weisen Homers herausklang, wenn er sang:

„Gleich wie die Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der Insofende Wald, wann neu auslebet der Frühling:
So der Menschen Geschlecht, dies wächst, und jenes verschwindet.“



Moderne Wiener Plastik: Befreiung der Quelle
Marmorgruppe von Josef Neu



Vergessene Kinder

Von

Adolf Schmittkneuer

Großvater, laß mich laufen! Die Kinder sind schon alle dort, und gleich wird es losgehen!"

"Willst du artig sein!"

Und der alte blinde Mann drückte die widerpenstige kleine Hand immer fester und zäher, wie wenn seine Fingerringe ein Schraubstod wären.

Die Enkelin seufzte und gab den Widerstand auf. Da ließ auch der Zwang des Schraubstodes nach, und die langen weißen Finger streichelten das blaßgewordene Händchen, in dessen aufschwellendes Volsäterchen jetzt das rote Blut schoß.

"Hat nicht dein Fräulein gesagt: drei Uhr?"

"Ja, es hat auch schon drei Uhr geschlagen. Du hast es nur nicht gehört, weil gerade die Glettrische vorüber kam. Aber ich seh's doch; auf dem Petriturm ist es drei vorüber."

"Die Uhr auf dem Petriturm geht falsch, meine geht richtig," sagte der Blinde.

"Um Gottes willen, jetzt bleibt er auch noch stehen! Großvater! Großvater!"

Die kleine Dorn trippelte vor Ungeduld und fing zu weinen an.

"Da, nimm meinen Stod," sagte der Alte, knüpfte seinen Rock auf, holte die Uhr aus der Westentasche, ließ das Glas aufspringen und griff nach den Zeigern.

"Es sind noch drei Minuten bis drei Uhr, und in anderthalb Minuten sind wir auf dem Platz."

Nachdem er mit großem Umstand die Uhr wieder an ihren Platz getan und seinen schwarzen Rock zugeknöpft hatte, ergriff er die Hand seines Enkelkindes und ging weiter. Er beschleunigte etwas seine Schritte.

"Großvater, o laß mich laufen! Eben gehen sie fort. Großvater, ich seh's ja doch, sie schwenken schon nach dem Berge!"

"Das ist nicht möglich," sagte er und lauschte. "Das sind andre Kinder. Das sind die Kinder von Sankt Marien."

"Nein, nein," meinte die Kleine, "ich seh' doch meine Lehrerin."

"Das ist deine Lehrerin nicht. Sie sieht ihr nur ähnlich. Alle Lehrerinnen sehen sich ähnlich."

"Großvater, laß mich, laß mich! Es sind ja gar keine andern Kinder sonst auf dem Platz. Du bist schuld, wenn ich nicht mitkomme."

"Sei ruhig, Anna; sie stehen hinter dem Platz in der Schillerstraße. Natürlich; hier waren sie dem Verleher im Weg. Und meinst du, sie gingen ohne dich davon?"

Er ließ ihre Hand los und fuhr ihr mit seinen schmalen Fingern liebevoll über die Stirn.

"So, jetzt sind wir an meiner Bank. Jetzt springe in Gottes Namen! Größ deine Lehrerin schön, und empfiehl mich dem Herrn Stadtjarrer. Vergiß nicht, dich schön zu bedanken! Gib auf dein Hütchen acht, wenn ihr durch die Hecken schlüpfet. Und verlier dein Spitzentäschentüchelchen nicht, es ist von deiner seligen Mutter. Und nun geh mit Gott, liebes Kind. Küsse mich! Ich werde der Sonne nachrutschen von Bank zu Bank, und bis ihr wiedertkommt, werde ich wohl auf der ersten Bank sitzen, am Stadtgarten. Nun viel tausend Wünsche!"

Jetzt endlich ließ er die kleinen Hände los.

"Adieu, Großvater!" hauchte die Enkelin und lief, so schnell sie konnte, dem Zuge der Kinder nach.

Es war von ihm nichts mehr zu sehen, aber Anna wußte, welchen Weg sie eingeschlagen hatten. Sie lief wie der Wind am Stadtgarten vorbei auf dem breiten Weg in den Wald hinein. Ueber sich sah sie die Spitze des Zuges aus dem Gebüsch kommen.

"Jesu, geh voran
Auf der Lebensbahn."

singen die jungen Kehlen zu singen an. Das paßte freilich schlecht, denn wer den Kindern voranging, das war niemand anders als der alte Orgeltreter an der Petrikirche, der in seinem geschwellenen Rock die Butterbrote schleppte.

"Führ uns an der Gange,
Bis ins Vaterland!"

sang die Schar, und doch wollten die Kleinen für heute nur auf die Waldwiese am Hirschbrunnen.

Aber Gesang ist Gesang, und die Kinder waren so darein vertieft, daß keines von ihnen die arme Anna bemerkte, die sich durch Hecken und Dornen den Wald hinaus arbeitete.

Der Studiojus Engelmann hätte sie sehen können, denn er schaute beständig in den Wald hinunter, um durch die schlaute Lehrerin, die dicht vor ihm ging, nicht in der Andacht seines Gesanges gestört zu werden. Aber er war so kurz-sichtig, daß er Annas roten Hut für einen blühenden Fuchsenstock hielt, wobei er sich nicht im geringsten darüber verwunderte, daß Fuchsen im Walde wachjen.

Annas Hut war nämlich im Gestrüpp hängen geblieben. Das weinende Kind lag auf den Knien und löste das Band von den Dornen los. Jetzt hatte sie den Hut befreit. Sie hielt ihn in der Hand und schaute den Berg hinauf. Noch war die Hoffnung da, den Zug einzuholen; denn der alte Orgeltreter hatte sich auf einen Baumstamm niedergelassen und ruhte aus, während die Kinder unter dem Gesang:

„Führt du uns auf raube Wege,
Gib uns auch die nö'tige Menge“

an ihrem Butterbrotlieferanten vorüberzogen.

„Habe ich nur einmal den Kuchlad erreicht, dann hab' ich's gewonnen,“ dachte das Kind und fing an, tapfer hinaufzusteigen. Da fiel ihr das Spizentäschentuch ein. Sie griff an das Kleid: es war nimmer darinnen; sie suchte in der Tasche: wirklich, es war nimmer da.

Jetzt aber fing sie bitterlich zu weinen an und wandte sich zurück, das verlorene Täschlein zu suchen. Sie hatte es bald gefunden. Es lag am Anfang des Waldweges dicht am Ende des Stadtgartens. Ihre Tränen versiegeten, und sie freute sich ein wenig. Aber die Hoffnung, die andern zu erreichen, gab sie jetzt auf. War sie doch noch niemals im Walde gewesen, obgleich er zu allen Gassen ihrer Vaterstadt hereinschaute. Sie kannte keine andern Wege, als die sie ihren Großvater leitete, und sie wäre vor Angst gegangen bei einem einsamen Schritt in den Wald hinein. So kehrte sie in tiefer Traurigkeit in die Anlagen zurück und setzte sich auf die erste Bank, von der aus sie ihren Großvater sehen konnte.

Auch nicht einen Augenblick kam ihr in den Sinn, zu ihm zu laufen. Sie wußte, daß er außer sich käme vor Leid, wenn er erführe, wie es ihr ergangen wäre. Er hatte sich auf diesen Spaziergang der Sonntagschule schon seit Wochen gefreut, und seit geraumer Weile redete er von nichts andern. Bei ihm stand es fest, daß sein Entfessnd der Liebling seiner Lehrerin sei und in jedem Gottesdienst durch seine guten Antworten und sein freundliches Wesen die Aufmerksamkeit des Stadtpfarrers auf sich lenke. Den heutigen Spaziergang stellte er sich als einen Triumphzug seines Lieblings vor, und der kleinen Anna war es angst darauf gewesen, was er alles von ihr werde hören wollen, wenn sie zurückkomme. Sie konnte jetzt nur seinen Rücken sehen, aber sie stellte ihn sich vor, wie er einmal über das andre

vor sich hin lächelte, weil er sich ausmalte, welche Anszeichnungen ihr zuteil würden. Und wenn sie sich nun seine Enttäuschung dachte und seine ingrimmigen Vorwürfe gegen sich selbst, dann tat dem guten Kinde das Herz weh. Darum war es ihr, ohne daß sie einen Entschluß zu fassen brauchte, eine gewisse und notwendige Sache, daß ihr Großvater in seinem Wahne erhalten bleibe, und sie nahm sich vor, sich still in seiner Nähe herumzutreiben, bis die Ausflügler zurückkämen, und sich dann, wie wenn sie sich aus dem Zug losgelöst hätte, zu ihm zu gesellen. Sie dachte nach, was sie ihm erzählen wolle; darüber kam sie mit ihren Gedanken wieder zu ihren Genossinnen in den Wald, malte sich ihre Spiele auf der Wiese aus, und ihre Augen füllten sich langsam mit Tränen.

„Jetzt werden sie wohl unter den Bäumen sitzen und Butterbrot essen und Himbeerwasser trinken,“ seufzte sie laut und verspürte, daß sie Hunger habe.

Da fiel ihr ein, daß ihr der Großvater für alle Fälle zehn Pfennige geschenkt hatte. „Braucht's du's nicht für dich,“ hatte er gesagt, „so schenk's einem Kinde, das ärmer ist als du und nicht hat mitdürfen.“ — so hatte er gesagt, als er das Geldstück am Kande prüfte und in ihr Händchen legte. Sie hatte es in einen Knoten ihres Taschentuches gebunden und vorhin mit ihrem Täschlein selbst wiedergewonnen. Vergnügt knüpfte sie den Zipfel auf und holte ihren Schatz heraus. Ihr gegenüber auf der andern Seite der Straße war ein Sodawasserhöschen, in dem auch allerlei Obst, Brötchen und Leckereien zu haben waren.

Sie schaute sich um, ob niemand im Begriff sei, an das Häuschen zu treten, denn sie wollte ganz allein sein bei ihrem Einkauf. Niemand näherte sich. Da sprang sie durch den Schatten der Lindenbäume und stand vor dem Schenkstisch.

„Was wollen Sie, Fräuleinchen?“ fragte das Mütterchen und schaute über ihren Strickstrumpf ans dem Häuschen heraus.

„Was kostet ein Glas Himbeersaft mit Brausewasser?“

„Zehn Pfennig.“

„Och! Und was kosten dort die schönen braunen Hörnchen?“

„Stück für Stück fünf Pfennig.“

„Ich will . . . ich will . . . ich möchte gern . . .“ Sie ließ ihre Augen über die Herrlichkeiten schweifen.

„Nun, was möchtest du gern, mein Liebling? Gelt, Wahl macht Qual?“

„Ich möchte gern ein Hörnchen,“ sagte sie flüchtig, „nimm so viel Kirschchen, als man für fünf Pfennig kriegt.“

Anna schob ihren Nickel über den Tisch bis vor den Strickstrumpf.

„Da hast du dein Hörnchen, das größte und

braunfte und röschefte; es hat auch am allermeisten Kümmel und Salz."

Dann holte das Mütterchen eine Tüte von der Seitenwand herab und füllte hellrote Kirschchen hinein, bis sie oben herausquollen wie aus einem Füllhorn.

"Das sind für gut acht Pfennig Kirschchen, weil du's bist. Gest, du bist dem alten blinden Organisten sein Enkelkind?"

"Ja," sagte Anna und preßte ihre Schätze an die Brust. Sie machte einen Knicks und sagte: "Ich danke auch viel tausendmal!" Und sie ging vorfrücht und übergläcklich an ihr Vantchen zurück.

Sie kniete nieder in den Sand und schüttete die Kirschchen auf das Brett. Sie teilte sie häßlich und stellte sie in Reih und Glied an den beiden Enden der Bank auf; dann setzte sie sich in die Mitte zwischen ihre zwei Heere, nahm ihr Hörnchen in die Hände und lächelte glückselig.

Nun biß sie das dunkelbraune mürbe Spizchen in den Schoß, streckte beide Hände aus und ergriß die zwei Klügelmäner von den beiden hinteren Ecken der Bank, steckte sie zu gleicher Zeit in den Mund, ließ zuerst die beiden Stiele regungslos herausquicken und fing dann langsam an, mit Züngeln und Gaumen zu schmelgen, so lange als es nur immer möglich ist, in zwei fastigreifen Perksirschen zu schmelgen.

"Kstui, du issest nicht hübsch," sagte mit einem Male in dichtester Nähe ein gluckenhelles, feines Stimmchen.

Anna erschrak, daß sie sich verschluckte. Sie holte mit der einen Hand die beiden grünen Stiele, deren Endchen schief aus dem Mund herausquicken, mit der andern faßte sie ihr Hörnchen krampfhaft fest. Dann schluckte sie die beiden Kirschchen samt den Steinen hinunter und riß ihre Augen weit auf.

Vor ihr stand ein kleines Persönchen, so merkwürdig, wie sie's nicht für möglich gehalten hätte. Es war ein Mädchen, etwa so alt wie sie selber. Aber wie sah es aus! Um die kranken schwarzen Locken war ein rotes Seidenband geschlungen. Aus dem feinen, braunen Gesichtchen funkelten zwei schwarze, brennende Augen. Um den nackten Hals schlang sich eine Korallenkette. Sie hatte ein kurzes, rotes Röckchen an und kurze, weiße, spizenbesetzte Höschen. Die Arme und die Knie waren nackt. Um die Knöchel über den schlanken braunen Händen schlangen sich silberne Armreife, und ihre Füßchen stakten in hellgelben weichen Ledertrümpfen, die oben ausgezackt und mit goldenen Schellchen verziert waren. Bei jeder Bewegung klirrte es. So jetzt wieder, wo sie den rechten Fuß um die Ferse des linken schlang.

Das merkwürdige Ding stand dicht vor Anna und schaute zu ihr mit lachenden Augen hin.

Anna wurde rot, dann lächelte sie, und schließlich lachten sie einander an.

"Ich will dir zeigen, wie man Kirschchen isst," sagte der Fremdling und griff mitten hinein in die linke Arme und holte sich einen feinsten Klameraden heraus. Sie lockerte den Stein in der Kirche und hob ihn dann an dem Stiele heraus.

"So machen wir's auch," sagte Anna. "Wir heißen das Butterfäschen."

"Butterfäschen?" sagte die andre geringschähig. "Wir sagen Ponystälchen."

"Da hast du den Pony," sagte sie jetzt und reichte der Gefährtin den Stiel mit dem Stein. Halte den Bügel gut, daß er nicht davonläuft."

Dann legte sie die Kirschche auf ihr braunes Händchen, so daß die rote offene Wunde nach oben schaute, streckte blüh schnell ihr Züngelchen in die Kirche hinein und zog es mit seinem roten Klappchen an den blizenden Zähnen vorbei wieder in den Mund zurück. Sie stand eine Weile, den Kopf nach hinten gebeugt, die Arme übereinander gekreuzt, das geschlossene Mündchen in die Länge gezogen, in den Genuß verenkft. Dann löste sich die biegleme Gestalt, und sie sagte: "So muß man Kirschchen essen."

"Befommst du oft Kirschchen?" fragte Anna.

"Alle Tage, solange es gibt."

"Habt ihr so viele?"

"Alle Kirschchen an der Landstraße gehören uns."

"An welcher Landstraße?"

Die Fremde bejann sich eine Weile und sagte gedehnt:

"Vonn . . . Vordeaur bis Odeffa. Aber ist das artig von dir, daß du allein auf der Bank sitsest mit deinen dummen Kirschchen?"

Anna schob mit ihren Händen die Kirschchen zu ihrer Rechten auf ein Häufchen zusammen, und der Wildfang setzte sich.

"Nun will ich's auch versuchen wie du," sagte Anna. Sie machte es gerade so, wie sie es vorhin gesehen hatte. Als sie aber bedächtigt ihre Zunge herausstreckte, rief ihre Nachbarin:

"O, du kannst nicht, du kannst nicht. Du hast eine Zunge, so breit, wie unser Papagei eine hat. Schau, meine ist wie ein Schlanglein!"

Das zarte rote Spizchen züngelte zwischen ihren blizenden Zähnen.

Anna wurde rot und zog schnell ihr Züngelchen zurück, und es war gut, daß es angewachsen war, sonst wäre es hinuntergeflöhen auf Nimmerwiedersehen vor lauter Schreck und Scham. Sein fester Halt gab ihm Befinnung und Selbstgefühl zurück, es wurde trotzig und bäumte sich.

"Ich kann aber, was du nicht kannst. Ich kann mit meiner Zunge ein Röhrchen machen. Sieh nur."

Sie spizte ihr Mündchen und schob langsam ein rosiges, dralles Kanälchen heraus.

"Das ist hübsch! Das kann ich nicht. Aber

ich kann, was du nicht kannst, ich kann mit meinem Bungalow fischen!"

Blitzschnell warf sie ihre Arme um Annas Nacken und küßte sie hinter das Ohr.

Anna schrie auf. „Du hast mich gebissen!“ Sie riß sich los und rieb die Stelle mit der Hand. Die Fremde lachte wie ein Kobold, und ihr Lachen klang so silbern und lockend, daß Anna wohl oder übel mitlachen mußte.

Als die Kinder ausgelacht hatten, griff Anna wieder in ihre Kiraschen und schmaufte eine.

„Hast du keine Lust? Greif nur zu.“

„Kiraschen?“ sagte die andre nachlässig. „Eigentlich mag ich keine. Doch — du kannst mir einige geben.“

Anna teilte ihren Vorrat und gab ihr die Hälfte in ihren Schoß hinüber.

Ihr Gast fing zu essen an.

„Weißt du,“ meinte die Fremde, „von dem Zeug wird man nicht satt. Hunger hätte ich schon. Wenn ich Geld hätte, kaufte ich mir da drüben Bonbons und ein Stück Brot. Aber ich bin so arm wie unser Sambo.“

„Wer ist denn euer Sambo?“

„Das ist unser Neger.“

„Ihr habt einen Papagei und einen Neger?“

„O, wir haben noch viel. Sage, hast du kein Geld bei dir?“

„Ach nein, ich habe nichts mehr. Aber ich muß mein Hörnchen noch haben. Wo ist das hingekommen?“

„Da, unter der Bank liegt es,“ sagte das fremde Kind, hob das Backwerk auf und legte es in Annas Schoß.

„Wir wollen es redlich teilen,“ sagte Anna.

„O, du wirst wohl allein damit fertig werden.“

„Aber du hast vielleicht größeren Hunger als ich!“

Anna schaute auf und sah die brennenden Augen des Kindes, die das Brot verschlangen. „Seit wann hast du nichts gegessen?“

„Seit heute früh!“

„O du Arme, und ich hab' ein so gutes Mittagessen gehabt, Rindfleisch und Reis. Da hast du das Hörnchen.“

„Aber willst du denn gar nichts davon?“

„Wenn du erlanbst, so will ich hier das braune Gipfelchen herunterbeißen, das esse ich fürs Leben gern. So, alles andre gehört dir.“

„Du bist ein süßer Schatz. Soll ich dich küssen?“

„Nein, nein, nein!“ rief Anna und setzte sich an das andre Ende der Bank.

Und nun wurde es für ein Weilschen still unter der Kasie. Anna schmaufte ihre Kiraschen, und das fremde Kind stillte seinen Hunger.

„Wie kommt es denn, daß du heute nichts zu Mittag bekommen hast?“ fragte Anna, als beide fertig waren.

„Ach, das ist eine dumme Geschichte. Sie sind fort und haben mich vergessen.“

„Wer ist fort? Dein Vater und deine Mutter?“ fragte Anna erschrocken.

„Ach nein, der Chef und die Onkels und die Madame und die Bonies und der Sambo und die große Pauke und der Papagei und alles miteinander.“

Anna machte große Augen.

„So Sachen seid ihr? Und fürchtest du dich denn nicht, ganz allein zurückzulieben?“

„Ah bah!“

Sie hatte einen Kiraschenstein auf die Rücklehne der Bank gelegt und schleuderte ihn fort.

„Heute nacht ist Kleiderappell. Da merken sie's, daß ich fehle, und morgen früh kommt Onkel Abraham und holt mich ab.“

„Wer ist Onkel Abraham?“

„Unser erster Clown. Onkel Abraham ist ein Ehrenmann.“

„Hast du auch einen so sonderbaren Namen?“

„Hier heiße ich Anita.“

„Anita? Klingt das schön! Ich heiße nur Anna.“

„Vor drei Wochen habe ich Nikolajewna geheißen, da waren wir in Nancy. In vierzehn Tagen werde ich Ninon heißen, da sind wir in Warschau.“

„Ja, aber was ist denn dein wirklicher Name?“

„Einen wirklichen Namen, den habe ich gar nicht.“

„Wie sagt denn deine Mutter zu dir?“

„Eine Mutter hab' ich nicht, Dummpopf! Freilich hab' ich eine Mutter gehabt. Jeder Mensch hat einen Vater und eine Mutter. Weißt du das noch nicht? Aber mein Vater ist da, und meine Mutter ist dort.“

Sie warf ihre beiden Händchen nach den entgegengesetzten Seiten.

„Ich hab' auch keine Eltern mehr,“ sagte Anna. „Sie sind beide tot. Jeden Sonntag geh' ich mit dem Großvater auf ihr Grab . . .“

Komm, Anita,“ sagte sie plötzlich mit leiser, erschrockener Stimme. „Der Mann dort ist mein Großvater. Jetzt hat er sich auf die nächste Bank gesetzt, und in einer kleinen Weile kommt er zu unsrer herüber. Sehen kann er nicht, aber er hört sichtlich gut. Siehst du, wie er aufhorcht? Er darf nichts von mir merken, wir wollen leise weggleichen.“

Anita machte ein pfliffiges Gesichtchen und nickte.

Die beiden Kinder faßten sich an der Hand und schlüpfen in den Stadtgarten hinein. Sie flatterten wie zwei Vögelchen die Kieswege entlang, von Gebüsch zu Gebüsch. Erst als der ganze Park zwischen ihnen und dem Blinden lag, hörten sie auf zu huschen und wandelten nun Hand in Hand in aller Gemächlichkeit die Vorstadt hinaus.

„Da bin ich noch nie gewesen,“ sagte Anna.

„Aber ich,“ rief Anita. „Das große Haus dort ist eine Kaserne, und wenn wir daran vorbei sind, kommen die schönen Wiesen und der Fluß. Dort wollen wir hin und wollen baden.“

„Aber das ist verboten. Es ist uns in der Schule verfürndigt worden, daß es verboten ist, im freien Fluß zu baden.“

„Das gilt nur denen, die sich erwischen lassen. Wer sich nicht erwischen läßt, darf alles tun, was verboten ist.“

„Ja, aber . . .“

„Wenn unser Chef etwas verbietet, dann darf man es nicht tun, denn unser Chef erwischt jeden, er ist ein Genie. Aber wenn die Madame etwas verbietet, dann darf man es tun, denn die erwischt niemand. Wer hat es denn verboten, daß man nicht baden soll? Die Polizei?“

„Ja, wahrscheinlich.“

„Dann dürfen wir's tun, die Polizei erwischt uns nicht.“

„Aber mein Großvater würde mich schelten.“

„Dann dürfen wir's erst recht tun, denn der erwischt uns auch nicht, und wenn wir ihm vor der Nase ins Wasser plumpfen. O du! Warum bist du denn deinem Großvater durchgebrannt? Ich weiß warum. Weil du tun willst, was er dir verboten hat.“

„O nein,“ erwiderte Anna heftig und schüttelte ihr Köpfchen. Und dann erzählte sie ihrer neuen Freundin, was ihr widerfahren war.

Anita hörte aufmerksam zu.

„O, bist du dumm!“ rief sie, als der Bericht zu Ende war. „Warum bist du denn nicht nachgegangen? Der Hirschbrunn liegt dort hütten im Wald. Ich habe zwei Wegweiser gesehen. Komm, wir lehren uns, gehen miteinander hin. Ich zeig' dir den Weg, und du ninunst mich mit.“

Anna kam in Verlegenheit.

„Ich weiß nicht, ob es sein kann. Es darf niemand dabei sein, als wer in die Sonntagschule geht.“

„Aber ich bin doch ein fremdes Kind, da werden sie mich doch nicht fortjagen. Wenn meine Leute hier wären, und ich brächte dich zu ihnen, so wären sie alle freundlich gegen dich, Onkel Abraham und die Madame und Sambo und Fräulein Lucie, das ist unsre jüngste Reiterin und eine Schönheit ersten Ranges, und selber der Chef. Da werden deine Leute doch auch gegen mich freundlich sein? Komm, wir springen hin!“

Anna wurde blutrot. „Es geht wohl doch nicht recht. Ja, wenn meine Lehrerin allein . . .“

Sie fühlte Anitas spöttischen Blick und brachte kein Wort mehr heraus.

Anita blieb stehen.

„Geh jetzt zu deinem Großvater zurück, und ich will sehen, wo ich die Nacht bleibe.“

Anna schüttelte heftig den Kopf.

„Das will ich auch sehen, wo du die Nacht

bleibst, und eher geh' ich nicht heim, bis ich weiß . . .“

Sie legte den Arm um Anitas Nacken.

„Ja, was willst du denn machen, wenn es Nacht wird?“

„Ich will einmal sehen, ob das Heu noch auf der Wiese liegt wie gestern. Wenn es nimmer da ist, dann geh' ich auf die Polizeistube im Rathaus und ich sage: Da bin ich. Dann fragt mich einer aus, und ich sage, was ich mag. Dann bringt mich ein Schuhmann ins Armenhaus. Der Verwalter ist ein schnauzbärtiger, knurriger Mann, er tut grob, aber meint es gut. Der bringt mich in die Küche, dort bekomme ich einen Teller Suppe und ein großes Brot. Dann kommt eine alte Schwester mit einem dicken roten Gesicht voller Narben und mit einer weißen Haube. Die führt mich die Treppe hinauf in ein Kämmerlein. Da ist eine Wadewanne drinnen mit warmem Wasser. Da werd' ich hineingesteckt. Wenn ich heraussteige, sind meine Kleider nimmer da. Ich bekomme ein graues, grobes Hemd und einen roten Unterrock, der ist mir viel zu groß, und einen weißen Kittel, der ist mir viel zu lang, und ein Paar mächtige Schlappen an die Füße, und dann schlurf' ich durch einen langen, langen Gang, und der Kittel schleift hinter mir her. So komm' ich in einen großen Saal, da schlafen alle Weiber drinnen und allerhand Mädchen. Und die Schwester führt mich vor ein Bett und sagt: ‚Hier sollst du schlafen.‘ Und ich schlüpfte aus den Schlappen und dem Unterrock und dem Kittel und hüfche ins Bett. Wenn ich dann morgen früh aufwache, dann höre ich, wie draußen im Gang vor der Tür Onkel Abraham und der Verwalter miteinander reden.“

„Woher weißt du denn das alles so genau?“

„Weil ich's schon zweimal erlebt habe, einmal in Ijehoe und einmal in Ulm an der Donau. Aber in Basel, da war's fein! Wenn das Heu noch liegt, dann mach' ich's wieder so wie in Basel.“

Die Kinder gingen am Fluße hin. Zu ihrer linken Seite waren Willen mit zierlichen Vorgärtchen. Die Straße erstreckte sich noch lang hinaus und mündete auf einen Wiesenplan.

„Wie ist denn das? Erzähl einmal,“ sagte Anna.

„Ich treib' mich herum, bis es Nacht geworden ist, dann geh' ich hinaus auf die Wiese. Da liegen hohe, dunkle Haufen, das ist Heu. Ich such' mir einen aus und steige hinauf. Oben sitzt ein schwarzer Kater und macht funkelnde Augen. Aber dann mach' ich auch so Augen, und wir glohen und glühen einander an. Endlich bekommt der Kater Angst und steht auf und macht einen hohen Buckel und knurrt. Dann knurr' ich auch, und meine Augen werden immer größer und sprühen Funten wie Feuer unterm Blasbalg, und so rück' ich dem

Rater auf den Leib. Da graut es ihm, und er macht einen mächtigen Satz vom Heu hinunter und hinst über die Wiese davon. Dann wühl' ich mir ein warmes Loch und lege die Arme unter den Kopf und schau' zum Himmel hinauf. Ich fange an, die Sterne zu zählen, bis ich hundert habe. An denen habe ich genug für heut. Dann decke ich mir das Gesicht mit Heu zu und blinze hindurch nach dem Himmel, wo er am hellsten ist. Und der Mond steigt auf und schaut zu mir herein. Dann mach' ich mir einen hohen Wall gegen den Mond, und mache die Augen zu und schlafe. Früh morgens, wenn der Himmel blaß wird und die Sterne davongehen, wache ich auf, denn die Wachtel ruft. Und ich frabbe aus dem Heu und hol' mir's aus den Haaren und gähne und strecke mich. Die ganze Wiese ist voller Dunst. Ich ziehe die Schuhe und Strümpfe aus, denn das Gras ist naß vom Tau, und springe hinunter an den Fluß. Hinweg mit den Kleidern und hinein ins Wasser! Da schwimm' ich hinauf und hinab, mit den Zorellen um die Wette. Und wenn das Morgenrot durch die Weiden leuchtet, such' ich meine Kleider und zieh' sie an. Was die Mäbder und Mäbderinnen gucken, wenn ich auf einmal aus dem Erlengebüsch auftauche. Sie stehn alle da und schauen zu mir her, aber niemand redet ein Wort. Ich glaube, sie halten mich für einen Esf und fürchten sich. So spring' ich an ihnen vorbei, und die Schellchen an meinen Schuhen klingeln, und sie sehen mir nach, bis ich in der Stadt verschwunden bin. Ich spring' in die erste Bäckerei hinten hinein, wo die Backfrecke stehen, und sage: Ich bin ein vergessenes Kind und habe Hunger, gebt mir ein Brot." Sie schauen einander an, und der größte greift in den Korb und gibt mir einen Doppeldeck. Den eiß' ich auf im Gehen. Dann lauf' ich durch die Straße auf den Marktplatz und geh' in die Wachtstube und frage den Schuhmann, der auf der Britsche liegt und sich die Augen reibt: „War der Onkel Abraham schon da?“ „Nein,“ sagt er und setzt sich und läßt die Beine herunterhängen. „Dann will ich hier auf ihn warten,“ sag' ich; „aber lieber draußen, hier ist die Luft so dick.“ Und ich setze mich auf die steinerne Bank vor der Wachtstube und sehe den Tauben zu, wie sie am Marktbrunnen Wasser trinken, und nach einem kleinen Weilschen ist der Onkel Abraham da.“

„O, das ist herrlich,“ rief Anna, und ihre Augen leuchteten. „Da möchte ich wohl dabei sein.“

„So komm mit, komm mit! Sieh, das Heu ist noch da! Dort der dritte Haufen in der zweiten Reihe ist der größte. Da steigen wir miteinander hinauf und legen uns hin und schlingen die Arme umeinander und graben uns hinein. Komm, komm!“

Aber Anna blieb stehen und schüttelte den Kopf. „Wenn ich nicht heimkäme, bliebe mein

Großvater die ganze Nacht auf der Bank sitzen und wartete. Horch! — Hörst du nicht?“

Sie deutete über die Wiese hinweg nach dem Walde.

„Ich höre Gesang, wie er aus euren Kirchen schallt. Aber es sind lauter Kinderstimmen.“

„Sie sind es, sie kommen. Jetzt muß ich zu meinem Großvater springen, denn wenn sie an ihm vorbeiziehen, und ich komme nicht auf ihn zugehau, dann vergeht er vor Angst. Behüt' dich Gott, Anita.“

Sie streckte ihr die Hand hin.

„Ich gehe mit dir,“ sagte das fremde Kind.

„Du? Was willst du bei mir?“ fragte Anna und machte große Augen.

„Willst du nicht bei mir sein, so will ich bei dir sein heute nacht.“

Anna zog die Stirn zusammen und sah vor sich nieder. Aber das dauerte nicht länger, als ein Vögelchen braucht, um vom Nest herunter auf den Boden zu fliegen und einen Strohhalme aufzuheben. Sie schaute Anita mit hellen, freundlichen Augen an und sagte: „Komm mit!“ Die Kinder saßen sich an den Händen und sprangen miteinander in die Stadt zurück.

„O, ich glaube, ich glaube, wir kommen zu spät,“ leuchtete Anna und bückte sich vornüber.

„Ich habe Seitenstechen.“

Da blieb Anita stehen. Sie schob mit ihrem Fuß einen Schotterstein vor die sich krümmende Freundin und sagte:

„Heb diesen Stein auf! Spuck auf den Boden und denke an etwas recht Abscheuliches!“

„An Gelberüben,“ leuchtete Anna.

„Ja. Und jetzt deck's mit dem Steine zu. So. Und jetzt noch einmal! Heb den Stein auf! Spucke! Ein Teller voll Gelberüben, recht alte, große, dicke, weißgelbe! Deck's zu. Und jetzt zum dritten Male. Du weißt's ja schon! Denk dir alle Gelberüben der ganzen Welt auf einem Paufen! Deck's zu! Wie geht dir's jetzt?“

Anna richtete sich auf und atmete tief.

„Kein bißchen Stechen mehr! Es ist ganz und gar vorbei.“

„Wir waren auch zu dumm, so zu rennen,“ sagte Anita. „Sie sind dort drüben gewesen, wo die Föhren hinlaufen. Jetzt haben sie ja noch um die Schlucht herumzugehen. Wir können gemächlich machen und kommen doch noch recht.“

„Woher weißt du denn, daß dort eine Schlucht ist? Du warst doch nicht dort!“

„Aber ich hab' meine Augen im Kopf. Ich schau' die Sachen an, dann weiß ich's.“

Sie warf selbstbewußt ihr Köpfchen zurück, und die Schellchen an ihren Schuhen klingelten noch einmal so laut.

Sie waren in den Stadtpark gekommen und spähten die Wege entlang und suchten mit den Augen die Bänke ab.



Bohrkönigsburg

Badh dem Gemälde von Fritz von Wille (Text S. 181)

Anna wollte gerade um den letzten Busch herumbiegen, da sagte sie Anita bei der Hand und flüsterte:

„Balt! Dort sitzt dein Großvater, auf derselben Bank, auf der wir deine Kirschen gegessen haben. Was er so steil sitzt!“

„Er horcht!“ flüsterte Anna. „Er hat das Singen gehört und wartet auf die Tritte.“

„Du, ist dein Großvater geistlich?“

„Ja, halber. Er war Organist in der Petri-Kirche. Jetzt ist er pensioniert.“

„Er sieht böse und gut aus.“

Anna nickte. Dann legte sie ihrer Gefährtin den Arm um den Nacken und flüsterte ihr in das kleine Ohr: „Du mußt mir nachher helfen, ihn anzulügen.“

„O, das tu' ich sichtlich gern!“

Und nun saßen die beiden Mäuschen im Gebüsch dicht hinter dem alten Mann und warteten.

„Jetzt kommen sie!“ flüsterte Anita.

„Mein,“ sagte Anna und schaute über ihre linke Schulter.

„Dummkopf! Du mußt nicht dort hinaus horchen! Sie müssen doch von daher kommen. Hörst du nicht das Gejume?“

Und jetzt kam die Schar. Sie war schon aufgelöst. Gerade vor der Bank blieb der Hausen stehen. Einige Kinder verabschiedeten sich. Sie drängten sich um die Helfer und Helferinnen und gaben ihnen die Hand.

Der Blinde hatte sein Gesicht der Gruppe zugewendet. Er saß vornübergebeugt, beide Hände hatte er auf den Stock gestützt. Anna saß da wie ein Kästlein, das springen will. Aber Anita hatte sie an ihrem Zöpfchen gefaßt und flüsterte: „Erst wenn ich sage: los!“

Jetzt war die Kinderschar weitergegangen. Ein Helfer und eine Helferin wandelten hinterdrein und gingen vorbei. Der Blinde war aufgestanden und tastete mit seinem Stock vorwärts. Seine Hand zitterte.

„Jetzt!“ sagte Anita, und die Kinder sprangen um den Busch herum.

„Da bin ich, lieber Großvater!“ rief Anna und ergriff seine Hand.

„Gottlob, daß du da bist. Ich hatte Sorge. Aber wo kommst du denn her? Bist du mit den andern herunter gekommen?“

„Ich . . . ich . . .“ stotterte das Kind.

Anita half ihr. „Wir haben Annas Freundin begleitet, die dort hinter dem Stadtgarten wohnt, und sind dann durch den Park zurück.“

„Was für eine Freundin?“

„Gertrud Habermann!“ stieß Anna heraus. Der Blinde hob den Stock in die Höhe und griff mit der linken Hand über Anitas Kopf in die Luft hinaus.

„Wer ist denn bei dir?“

„Ich bin's,“ sagte Anita, ergriff die Hand und küßte sie demüthig.

„Ich heiße Anita und gehöre zu einer Gesellschaft von reisenden Künstlern. Meine Leute sind heute fort und haben mich vergessen. Ich bin traurig den Kindern nachgegangen in den Wald. Da kam Anna zu mir her und hat mich an der Hand zu ihrer Lehrerin geführt, und ich durfte bei den Kindern bleiben und mit ihnen spielen. Vorhin wollte ich von ihr Abschied nehmen und mir ein Nachtlager suchen im Heu auf den Wiesen. Aber sie hat mich nicht gelassen, sie hat gesagt, ich müßte mit ihr gehen, und ich dürfe daheim bei ihr schlafen. Mein Großvater ist so gut, hat sie gesagt, der wird Mitleid mit dir haben.“

Der alte Mann sagte nichts. Seine dünnen Lippen zogen sich in den Mund hinein. Anna wurde ängstlich.

Der Blinde betastete den Fremdling, ließ eine der schwarzen Locken prüfend durch die Finger gleiten und fuhr dann mit seiner spürenden Hand über ihren nackten Arm. Endlich tat er den Mund auf und fragte: „Bist du reinlich?“

Anita wurde blutrot, sie biß die Zähne aufeinander, und ihre Augen füllten sich mit zornigen Tränen.

„Reinlicher als Sie, alter Herr. Adieu!“

„Großvater, du bist abscheulich!“ rief Anna, und ihre Stimme kämpfte mit dem Weinen. „Ihre Haut ist so blank wie eine frischgeputzte Fensterscheibe, und an ihren Kleidern ist kein Tadelchen. Wenn sie hinausgeht in den Wald und ihr ein Unglück zustoßt in der dunkleren Nacht, hast du die Schuld.“

Der Blinde stand mit vorgerecktem Kopf. Seine dünnen Lippen kamen aus dem Mund heraus und zitterten wie zwei Eisenblättchen im Abendwind.

„Ruf sie zurück!“

Anna sprang ihrer Freundin nach und führte die Widerstrebende her.

„Der Großvater ist böse und gut, wie du ja gleich gesehen hast. Das Böse ist jetzt sehr bald vorbei, und dann wird er gegen dich gut und lieb sein.“

So redete sie ihr zu und brachte sie vor den Alten. Der tastete nach ihrem Kopf und prüfte mit den Fingerringen.

„Anna sagt, daß du eine saubere Haut hast. Aber wie steht's mit deinen Haaren?“

„O, meine Haare!“ rief Anita, zog das rote Seidenband und schüttelte sich. Die Locken sprangen um ihren Kopf herum wie ein Rudel wilder schwarzer Ziegenböckchen.

„O, wenn Sie sehen könnten, alter Herr! Meine Kopfhaut ist so blank wie ein funkelnagelneues Trommelfell, und meine Haare werden alle drei Tage von Fräulein Lucie mit kölnischem Wasser gewaschen. Wenn unser Chef Sie gehört hätte, der hätte es Ihnen gehörig gesagt! Wir sind alle für die Heimlichkeit. O, wenn Sie morgen den Onkel Abraham sehen könnten! Wie ist der

jo proper und dabei so würdig! Nur der Neger Sambo, der ist nicht so sehr für die Heilichkeit. Darum wird er auch oft gescholten von dem Chef, und wenn wir wieder nach Hamburg kommen, schaffen wir uns einen andern Neger an."

Sie band sich wieder ihr Band um die Locken und senzte: „Nein, so was!"

„Wer ist der Onkel Abraham?" forschte der Blinde.

„Das ist der Herr, der mich immer sucht, wenn ich verloren bin. Der kommt morgen früh von irgendwoher mit dem ersten Zug und fragt nach mir auf der Polizei."

„Es ist der erste Clown," fügte Anna wichtig hinzu, „und ein Cheunmann durch und durch, und Fräulein Lucie ist eine Schönheit ersten Rangs, und der Chef ist ein Genie. Wenn der Chef etwas verboten hat, dann erwischt er jeden, der's doch tut."

„Ja, so ist's," bestätigte Anita. Dann zuckte sie hochmütig die Achsel und sagte von oben herunter: „Darf ich mich jetzt bei Ihnen verabschieden, alter Herr?"

„Nein," sagte der Blinde und tastete nach ihrer Hand. „Sondern du sollst mit uns gehen und bei uns bleiben heute nacht. Morgen früh führ' ich dich dann auf die Polizei."

Anita faste zögernd seine Hand.

„Und wollen Sie der Anna deswegen nicht böse sein und auch ein wenig freundlich gegen mich selber?"

„Kommt nur, es wird kühl," sagte der Alte und ging vorwärts. „Ihr werdet es schon sehen, wie ich gegen euch bin."

Und nun gingen die drei durch die Anlagen nach der Mitte der Stadt. Anita hatte die linke Hand des Blinden nicht losgelassen. Sie drückte mitunter die schmalen Finger und sah mit leuchtenden Augen nach den erloschenen Augen, und das Licht aus ihren dunkeln Sternen spielte so frohgemut hinauf, als wolle es da droben in den dunkeln Höhlen ein Licht anzünden. An der andern Seite des Blinden schritt Anna dahin und sah glückselig in die Welt.

Vor einem Wurstlerladen machten die drei Halt. Der Blinde ging hinein und kaufte das Abendbrot, Pflanzbrot und Wurst, für zwanzig Pfennig mehr als gewöhnlich, sagte er. Er gab dem Gast die Bäckchen zu tragen. Dann ging er in den Bäckerladen nebendran und kaufte ein langes Brot. Das bekam Anna anvertraut. Sie bog um die Ecke und gingen in eine der engen, schmalen Gassen, die auf den Marktplatz münden.

„Die vierte Tür zur rechten Hand ist unsre Tür," rief Anna ihrer Freundin hinüber. Sie gingen mitten in der Gasse, denn einen Bürgersteig gibt es hier nicht. Links von ihnen wurde eine Laterne angezündet, die einzige in der Gasse. Jetzt stieß der Blinde mit dem Stock die Tür auf.

Langsam ging er die Treppe hinauf. Es war stockfinster. Aus einer Tür des ersten Stockes kam ein Lichtstreifen. Anita schaute in die Höhe, und es schwindelte ihr. Nun gingen sie noch eine Treppe hinauf, und noch eine, und eine vierte; der Alte ging langsam voran, dicht hinter ihm die flüsternden Kinder, die sich eng aneinander drängten, denn die Stiege war schmal.

„Jetzt sind wir ganz oben und daheim," sagte Anna. „Es wohnt niemand außer uns auf diesem Boden."

Der Alte zog einen Schlüssel aus der Tasche und schloß auf. Sie traten in eine schwarze, schwüle Finsternis.

Anita blieb nach dem ersten Schritt stehen und wartete auf Licht. Der alte Mann ging in der gleichen Sicherheit, mit der er die Treppe heraufgestiegen war, an dem fremden Kind vorbei durch die pechschwarze Nacht. Man hörte eine Tür gehen und den Blinden im benachbarten Raum hantieren. Jetzt hatte Anna die Lampe angezündet. Es war ein kleines, sauberes Gemach mit geweißten Wänden. Den beiden Fenstern gegenüber hing ein Spiegel, unter ihm stand ein altes Sofa. Der Kammer zugewendet, neben der Tür zum Gang war eine hohe Spinde. Die Reformatoren in schwarzen Barett und Kirchenröcken waren die einzigen festhaften Bilder, denn die farbigen Blätter aus einem Modejournal, die mit Reißnägeln an der Wand befestigt waren, führten offenbar ein Bagabundenleben. In der Mitte stand ein vieredriger Tisch, hinter der Spinde, im finsternen Winkel der Stube, Annas Bettchen.

Anita hatte sich ans Fenster gesetzt, das sie geöffnet hatte, und schaute über den gegenüberliegenden Hausgiebel zum runden, vollen Mond empor. Anna deckte derweilen den Tisch. Die Teller holte sie vom obersten Fach der Spinde herunter und die Bestecke aus der Tischschublade. Während ihres Geschäftes erzählte sie ihrer Freundin, woher das Wachsstück den großen, häßlichen Schaden habe, daß die Sackleinwand herauschaute, und sie erklärte, wo der Großvater sitze, und wo sie selber sitze, und wo der Gast zu sitzen habe.

Überdem tat sich die Tür auf, der Blinde kam herein und schleppte einen Spreuerack hinter sich her.

„Was tust du, Großvater?"

„Ich will deiner Freundin das Bett machen."

„Aber, Großvater, sie schläft doch bei mir, wir haben gut Platz zusammen in meinem Bettchen."

„Schweig!"

Der Alte ging wieder in die Kammer hinein und kam nach einer Weile mit einem Leintuch und einer Decke zurück. Anna wollte ihm helfen, aber der Blinde schickte sie unwirsch weg. Er

stopfte den Spreuerack in den Raum des Sofas, breitete das Leintuch darüber aus und legte die Decke darauf.

„Wo bist du, fremdes Kind?“ fragte er dann mit hoher Stimme und schaute in die Stube hinein.

„Hier, am Fenster.“

„Das ist dein Bett. Als Kopfkissen kannst du das Sofapolster nehmen.“

„Ich danke tausendmal.“

„Du wirst aber im Schlaf herunterfallen. Wir wollen den Tisch davor stellen. Anna, hebe die Lampe hoch.“

„Aber, Großvater, das können wir ja auch später machen, wenn wir gegessen haben.“

„Schweig!“ sagte der Alte.

Anna zuckte die Achsel und machte eine unzufriedene Grimasse. Anita aber schaute mit forschenden Augen in das Antlitz des blinden Mannes.

Als alles so hergerichtet war, wie er es gewollt hatte, schob er einen Stuhl vor den Tisch dem Sofa gegenüber.

„Du setzt dich rechts von mir, Anna, und du — wie heißt du?“

„Anita.“

„Und noch?“

„Hier heiß' ich bloß Anita.“

„Und dein Zunamen?“

„Ja so. Anita, die kleine Grazie, Künstlergesellschaft Anie.“

„Et was! Du sitzt hier neben dem Ofen an meiner rechten Seite. Hast du eben etwas zu Anna gesagt?“

„Nein.“

„Aber geflüstert?“

„Nein, nein.“

Anita setzte sich auf ihren Stuhl, Anna legte dem Großvater vor und bot ihrem Gaste an.

Das Mahl verlief schweigsam.

„Großvater,“ fing endlich Anna an, „du hast mich ja noch gar nichts gefragt. Soll ich dir denn nicht erzählen, wie es heute am Hirschbrunnen gewesen ist?“

„Et freilich.“

Anna bemerkte nicht die Gebärden, die ihr Anita über den Tisch hinüber machte. Der Versuch der Kleinen, ihre Freundin auf den Fuß zu treten, mißlang, denn der Alte hatte seine Beine dazwischen. Und so redete Anna darauf los all die Dinge, die sie sich ausgedacht hatte, ehe Anita zu ihr gekommen war. Der Blinde hörte zu, verzog keine Miene, und als Anna zu Ende war, sagte er: „So, so.“

„Der Herr Stadtpfarrer hat auch nach dir gefragt,“ fing Anna wieder an, „und hat mir Grüße an dich aufgetragen.“

„Ich danke,“ sagte der Blinde und zerkrümelte den Rest seines Brotes. Dann wandte er sich an Anita: „Hast du alles auch mit erlebt?“

„Wir zwei waren den ganzen Nachmittag zusammen,“ erwiderte sie schnell.

Der Alte nickte mit dem Kopf.

„Wasche die Teller und bring mir mein Wasser,“ sagte er zu Anna.

„Ich will ihr helfen,“ rief Anita und sprang auf.

„Nein, nein, bleib du nur sitzen und erzähle mir, was ich dich frage.“

Er hatte das Kind an der Hand gefaßt und hielt es auf dem Stuhle fest. Der Kleinen traten Tränen in die Augen.

Anna deckte den Tisch ab und trug die Sachen hinaus.

„Wie alt bist du denn?“

„Ungefähr so alt wie Anna.“

„Kennst du nicht die Zahl deiner Jahre?“

Anita schüttelte den Kopf.

„Antworte!“

„Ich weiß es nicht.“

„Wo bist du denn geboren?“

„In unserm gelben Wagen. Damals war's unser feinstes. Jetzt schläft Sambo darin.“

„Wer ist deine Mutter?“

„Damals war sie unsre erste Reiterin. Sie heißt Juanita.“

„Wo ist sie jetzt?“

Anita seufzte und zuckte die Achsel.

„Wer ist dein Vater?“

Anita schwieg, und ihre Augen wurden groß und starr.

„Lassen Sie mich fort,“ sagte sie auf einmal; „ich will auf der Wiege schlafen!“

Sie stand auf, schob den Stuhl so heftig zurück, daß er umfiel, und wollte an dem alten Mann vorbei. Der hielt sie an der Schulter fest und sagte:

„Bleib da! Ich will dich nichts mehr fragen.“

Er spürte mit seinen Fingern unter ihren Augen, und als er ihre Tränen fühlte, drückte er ihr Köpfschen an sich und sagte leise und mild:

„Du bist ein gutes, wahrhaftiges Kind. Du wirst süß bei uns schlafen, denn wir meinen's mit dir gut, und du hast ein gutes Gewissen.“

In diesem Augenblick kam Anna herein mit einem großen Glas frischen Wassers. Sie stellte es mit einem Seufzer auf den Tisch, führte die Hand des Blinden hin und sagte: „Großvater, da ist dein Schlastrunk!“

„Danke! Zieht euch jetzt aus und legt euch zu Bett. Wenn ihr zur Ruhe seid, blase ich die Lampe aus.“

Die Kinder gehorchten. Anita legte ihre Kleider auf den Stuhl, auf dem sie gegessen hatte, streifte die Schellenschuhe von ihren Füßchen und stellte sie unter den Tisch. Dann stieg sie an der Lampe vorbei auf den Tisch und kletterte in ihr Bettchen hinein.

„Gute Nacht, alter Herr! Gute Nacht, Anna!“

Anna hatte sich neben ihrem Bette ausgezogen, aber verrichtete zwischenhinein noch dies und jenes



Hofgesellschaft

Nach dem Gemälde von Carl Seiler



im Zimmer, so daß sie erst eine Weile nach Anita zum Einschlüpfen fertig war. Barfuß sprang sie noch ans Fenster und band den offenen Flügel fest. Dann kam sie zu ihrem Großvater und faßte stumm seine Hand.

„Was willst du, Anna?“

„Dir gute Nacht sagen.“

„Gute Nacht, Kind! Glaubst du, daß du gut schlafen wirst?“

„Ich weiß es nicht, Großvater.“

„Geh jetzt zu Bett!“

Sie schlüpfte in ihr Lager, und der Alte blies die Lampe aus.

Er stand auf und ging im finsternen Zimmer auf und nieder.

„Großvater!“

„Was willst du?“

„Du hast mir noch nicht die Hand auf den Kopf gelegt!“

Der Blinde ging an ihr Bettchen und tat seiner Enkelin, was sie wollte.

„Danke, Großvater! Tu es Anita auch.“

Der Blinde trat an Anitas Lager, streifte mit den Händen darüber und legte sie leise auf das Vockenköpfchen. Das fremde Kind merkte nichts davon, es war eingeschlafen. —

Stunden waren vergangen. Der Mond war herniebergestiegen und schaute zwischen zwei Schornsteinen über die Gasse herüber in das Stübchen herein. Er sah, wie die Kammertür sich aufstieß und der Blinde hereinkam, völlig angekleidet. Der Mond legte seinen Schein breit auf die Diele und über den Tisch bis zur Spinde hin, und er mußte lachen über den phantastischen Schatten, der über den Ofen hinaus bis zur Decke stieg und dann wieder herunter huschte und auf dem Boden hinlief und sich unter die Spinde verkroch. Aber bald hörte der Mond zu lachen auf und sah mild und träumerisch drein, denn der Blinde saß mit seiner Geige am Fenster.

Eine Weile hielt er sie im Schoß, dann hob er sie an den Nacken und strich mit dem Bogen langsam über die Saiten. Die erloschenen Augen hielt er dem Monde zugekehrt, der das blasse Antlitz mit seinem Scheine übergoß. Der Geiger wartete eine kurze Weile, als ob er sich sammelte, und dann quoll aus den Saiten der Choral: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“; er stutete mächtig und mächtiger und erhob sich und wurde zu einer himmlischen Gestalt und schwebte langsam in die andächtige Nacht.

Die letzte Harmonie war verklungen. Der Mond schien noch einmal so helle, und der laue Nachtwind strömte am Fenster vorbei, so feierlich und stillbewegt wie ein Zug getrösteter Menschen, der aus dem Gotteshause kommt.

Der Blinde hatte die Geige in den Fenstereinkel gestellt und die Stirn auf den Sims gelegt. Der Mondschein stutete über sein weißes Haar und seinen gekrümmten Rücken.

Da huschte etwas hervor im Schatten längs der Wand, die linke Hand des Greisen wurde leise gefaßt und an zwei Lippen gedrückt.

„Großvater!“ hauchte es.

Der Alte richtete sich auf.

„Was willst du, Anna?“

„Ich habe dich heute angelogen.“

„Ich weiß es.“

„Ich war gar nicht dabei am Hirschbrunnen.“

Ich bin zu spät gekommen und fürchtete mich, allein nachzugehen. Zuerst bin ich noch bei dir auf einer Bank gesessen, dann hab' ich mir für die zehn Pfennige, die du mir geschenkt hast, Kirichen und ein Hörchen gekauft. Dann ist Anita gekommen, und wir haben zusammen geipielt und sind spazieren gegangen.“

„Habt ihr etwas Böses getan?“

„Nein, gewiß nicht, Großvater!“

„Warum bist du denn nicht sogleich zu mir gekommen?“

„Ach, Großvater, wenn so etwas ist, dann gehst du heim und schlägst den Kopf an die Wand und stöhnst so schauerlich. Davor hab' ich mich gefürchtet.“

Der Alte seufzte tief auf und erhob seine rechte Hand. Aber ehe er sie seinem Enkelkind auf den Kopf legen konnte, war etwas zwischen die Maner und seinen Stuhl geschlüpft, seine Hand wurde ergriffen und an ein stürzendes Herzchen gedrückt.

„Großvater,“ flüsterte Anitas Stimmchen, „o, spielen Sie noch einmal den großen, süßen, traurigen, herrlichen Marsch!“

„Das war kein Marsch, liebes Kind, das war ein Lied, das wir in der Kirche singen. Es hat auch einen gar schönen Text. Anna soll ihn dir einmal sagen.“

Anna stand auf wie in der Schale und sagte das Lied her. Anita hörte eine Weile aufmerksam zu, aber bei der dritten Strophe verging ihr die Geduld. Sie griff nach der Geige und legte sie dem Alten in den Schoß. Dann holte sie den Bogen, der auf den Boden gerutscht war, und spielte ihn dem Blinden in die Hand. Und Annas Vortrag war knapp zu Ende, da bestellte das fremde Kind: „O, spielen Sie, spielen Sie!“

„Habt ihr keine Lust?“

„O doch! Und unser Chef bläst die Trompete wundervoll. Aber das von vorhin geht über alles.“

Da nahm der Blinde die Geige und spielte die schlichte Melodie des Chorals. Als er zu Ende war, blieb es stille. Auf einmal rief Anna: „Anita weint!“ Der Blinde griff nach ihren Augen und spürte, wie die warmen Tränen herunterliefen. Da beugte sich der Alte hernieder und hob das Kind auf seinen Schoß. Es setzte sich auf sein rechtes Knie und schmiegte sich zärtlich an seine Brust. Nun kletterte Anna auf sein anderes Knie, und der Alte umfaßte beide Kinder. Die schauten sich einander in die Augen, Anna

lachte, und Anita lächelte durch die letzten Tränen. Sie legte ihre Arme um Annas Nacken und sagte: „Hab nur keine Angst, mein Bündelchen steht nicht mehr.“ Und die Kinder küßten sich.

Das alles sah der Vollmond, und er freute sich, und die silbernen Wellen seines Lichtes fluteten um die drei Gestalten.

Auf einmal rief Anita:

„Großvater, Sie sind ja noch gar nicht ins Bett gegangen! Und eben hat ein Hahn gekräht. Sind denn Hühner in der Nähe, mitten in der Stadt?“

„Schief gegenüber von uns wohnt ein Geflügelhändler,“ jagte Anna.

„Der arme Kerl!“

„Der? Der ist reich!“

„O du! Ich meine den Hahn! — Aber, Großvater, ich weiß auch, warum Sie nicht zu Bett sind! Anna, das hättest du mir sagen sollen; ich kann doch nicht wissen, wie's mit eurem Bettzeug steht! Sie haben mir Ihr ganzes Bett gegeben, Großvater, und haben drinnen nichts als das leere Holz.“

Sie war vom Schoß herunter gesprungen und hatte in die Kammer hinein geschaut.

„Gelt, so ist es!“

Sie sperrte die Tür weit auf und rückte den Tisch vom Sofa weg.

„Komm, Anna, sei nicht so langweilig und hilf mir, damit dein Großvater zur Ruhe kommt.“

Und nun schlepten die Kinder den Spreuersack in die Kammer. Anna ging voraus und hatte den Zipfel über den Kopf gezogen, Anita ging hinten und hatte das dicke Ende mit ihrem Armechen umfaßt.

Der Mond war gerade im Begriff, hinter das Dach hinunter zu tauchen. Aber er streckte sich, um in die Stube hinein zu schauen. Es war auch ein lieblicher Anblick, die wirtschaftenden Kinder. Beide waren barfuß und nur mit dem Hemdchen bekleidet.

Annas Nachthemd war für die Zukunft geschnitten und für ein ungeheiztes Zimmer. Es reichte bis auf den Boden, und die langen Ärmel meinten, auch die Finger gehörten in ihre Welt, und der Hemdenpreis rutschte so hoch hinauf, als der Kopf erlaubte. Er schloß sich so hauswirtschaftlich herum, wie ein Gummiring um einen Flaschenhals. Anitas Hemdchen aber war nach einem leichtfertigen Muster geschnitten, für loses Volk und für den heißen Tag. Es reichte bis kaum zu den Knien und war vorn und hinten tief ausgeschnitten, und die Ärmel waren ganz vergerissen.

Der alte Mann saß auf dem Stuhl am Fenster. Er hatte sich vom Mond abgekehrt und horchte dem Treiben der Kinder. Dabei murmelte er leise Worte und wischte mit dem Rücken der linken Hand über die Augen.

Jetzt kamen die zwei von der Kammer herein, mit erhitztem Gesicht und fliegendem Atem.

„So, fertig wär's!“ sagte Anna, und Anita nahm den Blinden bei der Hand und zog ihn vom Stuhl.

„Wir haben Ihnen das Bett gemacht, Großvater, und wenn Sie jetzt nicht köstlich gut schlafen, dann ist es abscheulich von Ihnen.“

Die Kinder führten ihn im Triumph in die Kammer hinein.

„Ihr seid lieb, ihr seid lieb,“ murmelte der alte Mann.

„Gute Nacht, Großvater!“ riefen sie jetzt.

„Und du hast mir verziehen?“ sagte Anna und hob ihre Lippen zu der Wange des Blinden. Anita aber drückte einen Kuß auf seine Hand.

„Gute Nacht, Kinder!“

„Gute Nacht!“ rief es aus der Stube zurück. Es raschelte und hufschelte von Annas Bettchen her, in das die Kinder miteinander gestiegen waren. Es wurde still.

„Gute Nacht,“ sagte jetzt auch der Mond und schlüpfte vollends hinter das Nachbarhaus. Da wurde es auch finster in der Kammer und in der Stube. — —

Der Tag hatte in der Glut der Sonne und im Lärm der Straßen seinen stillen, taufrischen Morgen schon längst vergessen und war gerade daran, die kleinen Mädchen, die am längsten ausschlafen müssen, in die Schule zu treiben, als unsre drei Freunde zu gleicher Zeit erwachten. Es klopfte an die verschlossene Tür, und eine barfische Stimme rief:

„Schutzmannschaft hier! Aufmachen!“

Anna erschrak bis in den Tod und zog sich die Decke über den Kopf. Anita aber war aus dem Bett gesprungen und zog sich in fliegender Eile an.

„Gleich, gleich!“ rief ihr glockenhelles Kehrlchen.

„Das ist sie!“ sagte draußen eine fette, behagliche Stimme. „Anita!“

„Onkel Abraham!“

„Sie brauchen sich nicht länger zu bemühen, sie ist es.“ hörte man von draußen.

„Na denn, das war rasch abgemacht. Adieu!“

Einer von den beiden Männern entfernte sich. Man hörte ihn noch lange die Treppe hinunter poltern.

Anita schloß die Tür auf und öffnete einen Spalt.

„Onkel!“

„Kind, Kind! Gottlob, daß wir dich haben!“

„Du kannst noch nicht herein. Anna und der Großvater liegen noch zu Bett. Kannst du nicht in einer halben Stunde wiederkommen? Aber wie hast du mich denn so schnell gefunden?“

„Der Schutzmann hat dich gestern abend mit dem Herrn Organisten gesehen.“

„Also in einer halben Stunde!“

„Gut, ich gehe derweilen auf den Wochenmarkt

und betrachte die Frühlingsgemüse, die interessieren mich sehr. Empfiehl mich derweilen. Auf Wiedersehen!"

Onkel Abraham entfernte sich, und Anita verschloß wieder die Tür.

Eine halbe Stunde später saßen die drei beim Frühstück, gewaschen und gestrahlt. Auch das Zimmer war in schönster Ordnung. Sie waren fleißig gewesen, die beiden kleinen Mädchen. Es traf sich gut, daß Anna heute morgen bis zehn Uhr zu Hause bleiben durfte, weil eine Lehrerin erkrankt war.

Sie waren mit ihrem Mahle fertig, und die Kinder saßen dem Blinden gegenüber Hand in Hand. Da klopfte es schüchtern an die Tür, und ein hochgewachsener älterer Mann trat herein. Er hatte ein glattrasiertes, wohlwollendes Gesicht und leicht ergrautes kurzes Haar. Der lange schwarze Gehrock gab ihm etwas Ehrwürdiges. Und wenn er auch nicht gerade wie ein Pastor ausah, so doch etwa wie ein Reiseprediger, der die Brüder hin und her aufsucht, feierliche Händedrücke verabreicht und erbauliche Ansprachen hält.

"Das ist unser erster Clown, Onkel Abraham," sagte Anita und schaute in strahlendem Stolz an dem Manne hinauf.

Der schüttelte dem Blinden lange die Hand und dankte in wohlgehehnten Worten für die Barmherzigkeit, die er dem fremden Kinde getan habe. Dann begrüßte er in der gleichen Feierlichkeit die kleine Anna.

"Und nun nehmet Abschied! In einer halben Stunde geht unser Zug."

Anita ging auf den Blinden zu und bedeckte seine Hand mit Küssen. "Leben Sie wohl, Sie lieber, teurer, unvergeßlicher Großvater!" Dann umschlang sie leidenschaftlich ihre weinende Freundin.

"Sie haben wunderschöne Artischocken hier auf dem Gemüsemarkt," sagte Onkel Abraham zu dem Blinden. "Auch die Radieschen sind wunderschön. Aber den Kopfsalat habe ich gestern in Frankfurt besser gesehen, mehr entwickelt und vor allem interessantere Sorten!"

Unterdessen hatte Anita ihre Korallenkette von ihrem braunen Halschen herunter genommen und legte sie der tief errötenden Anna an. Diese drückte verlegen ihr Taschentuch mit den schönen Spitzen in Anitas Hand.

"Das stammt von meiner seligen Mutter!" flüsterte sie.

Die Kinder umarmten sich noch einmal und küßten sich.

"Wenn wir wieder in die Gegend kommen, dann schau' ich vom Seil herunter nach dir und rufe: 'Anna, bist du da?' Wir sind vielleicht schon ganz groß geworden. Dann ruffst du: 'Anita, ich bin da!' Und ich winkt mit dem Taschentuch, und du hebst das Röttchen hoch. Dann spring' ich herunter vom Seil, und wir umarmen uns."

Anna sagte nichts, sie hatte nur Tränen. — Als die beiden Fremdlinge die Treppe hinunter gingen, begegnete ihnen zwischen dem zweiten und dem dritten Stock ein Zuckerbückerlehrling, der eine köstlich duftende Torte trug.

"Ganz oben auf dem Boden, die erste Tür links!" sagte der Clown. "Halt einmal, Zunge!" Er steckte dem Burschen eine halbe Mark in die Tasche seines weißen Wamses und sagte:

"Treiben kein Trinkgeld nehmen!"

Sie gingen unter den Bäumen der Anlage dem Bahnhof zu. Anita hatte die Hand des Mannes ergriffen und schlich trübselig an seiner Seite.

"Großvater! Onkel!"

"Was willst du?"

"Ich bin müde, — trage mich!"

"Wo nicht gar! Was werden die Leute sagen! So ein altes, großes Ding!"

"Onkel Abraham, wenn du mich lieb hast, dann trage mich!"

"Bist du krank?"

"O nein, aber —"

Da wurde es dem heimatlosen Manne wunderbar zumut. Er beugte sich nieder und hob das Kind an seine Brust. Anita legte die Arme auf seine Schulter und schmiegte ihr Gesichtchen an seine Wange.

"Ist es gut so, Kind?"

Sie gab keine Antwort.

"Freust du dich auf deine Ponys und den Papagei und den Neger Sambo und Fräulein Lucie? Wir haben dich alle so lieb."

Anita schwieg.

"Nun?"

"Ein wenig freue ich mich," flüsterte sie.

"Weinst du, Kind?"

"Ein wenig, ja."

Da mußte sich der starke Mann auf eine Bank setzen, denn er zitterte, und das Herz tat ihm weh.



Rechtsschutz der Frauen durch Frauen

Es zeugte von wesentlichem Verständnis für die Bedürfnisse unserer Zeit und die Notwendigkeit, ihnen in jeder Weise Rechnung zu tragen, daß die Frauenbewegung in Teutschland die Gewährung des Rechtsschutzes für Frauen durch Frauen als eine ihrer wichtigsten Aufgaben betrachtete und mit Eifer an die Lösung der Frage heranging. Die außerordentliche Vermehrung der Zahl der Mädchen und Frauen, die durch Tätigkeit außerhalb des Hauses und der Familie ihren Unterhalt erwerben müssen, hat es vor allem mit sich gebracht, daß in zahllosen Fällen die weibliche Bevölkerung der Rechtsauskunft zum Zwecke der Rechtsbelehrung in nicht geringerem Grade bedarf als die männliche. Dazu kommt, daß die moderne Gesetzgebung, die bestrebt ist, durch wohlbedachte Anordnungen und Einrichtungen die Lage der arbeitenden Klassen im weitesten Sinn zu heben und zu bessern, zwischen den Geschlechtern keinen Unterschied macht, sondern ihre Wohltaten auch den weiblichen Personen zuwendet, anderseits aber sie mit der Erfüllung bestimmter Verpflichtungen belastet. Rechtsunkenntnis schätzt aber die Arbeiterin ebensowenig vor empfindlichen Nachteilen wie den männlichen Arbeiter. Die Notwendigkeit des Schaffens von Einrichtungen zum Zwecke kostenloser Rechtsauskunft an die Angehörigen der unermittelten Klassen ist also durch die Entwicklung der Verhältnisse auch gegenüber der weiblichen Bevölkerung gegeben, und es lag nahe, daß die Frauenvereine solche Einrichtungen schufen, da erfahrungsgemäß das Weib dem Weibe ohne Zurückhaltung entgegenkommt und die Frauen einander auch solche Angelegenheiten und Belümmernisse vertrauensvoll mitteilen, die sie dem Manne nur selten offenbaren.

Allerdings war der Versuch, Rechtsschutzstellen der Frauenvereine für die weibliche Bevölkerung zu errichten, nach Lage der Verhältnisse ein gewagter, und es gab genug Personen, die an sich der fortschreitenden Frauenbewegung durchaus sympathisch gegenüberstanden, gleichwohl aber sich der ersten Zweifel nicht erwehren konnten, ob die Frauen nicht ihre Tätigkeit hier ans ein Gebiet erstreckten, das Anforderungen stellt, denen sie noch nicht gewachsen seien. Die Erfahrung hat nun gezeigt, daß der Versuch durchaus gelungen und die stille Hilfsarbeit, die von den Rechtsschutzstellen geleistet wird, heute schon von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Die Zahl der Rechtsschutzstellen hat sich in den letzten Jahren in erfreulicher Weise vermehrt; nicht nur in den Großstädten finden sich solche, sondern auch verschiedene Mittelstädte entbehren ihrer nicht mehr, und der Gedanke, auf dem diese Organisationen beruhen, gewinnt, wenn auch langsam, so doch stetig an Boden, auch da, wo besondere Verhältnisse es mit sich bringen, daß seine Verwirklichung noch keine greifbare Gestalt angenommen hat.

Wer der Tätigkeit einer Rechtsschutzstelle näher steht, wird gewiß keinen Augenblick mit der An-

erkennung zögern, daß hierdurch dem Rechtsschutzbedürfnis eines Teiles der weiblichen Bevölkerung in der Hauptsache in befriedigender Weise Rechnung getragen wird. Ueberraschend schnell und überraschend gut haben sich die an der Spitze dieser Einrichtungen stehenden Frauen an die Erteilung der Rechtsbelehrung gewöhnt; die Erwerbung gewisser Rechtskenntnisse war selbstverständlich die unabweisliche Vorbedingung, sie begegnete aber keiner Schwierigkeit, da sich überall Vertreter des Juristenstandes fanden, Rechtslehrer, Richter oder Rechtsanwälte, die die erforderliche Anweisung und Belehrung erteilen. Die Angelegenheiten, die der Rechtsschutzstelle unterbreitet werden, sind zum meist einfacher Art, so daß die Beantwortung keine Schwierigkeiten verursacht. Betrifft die Anfrage verwickelte Verhältnisse, so legt sich die Rechtsschutzstelle mit den ihr nahestehenden Juristen in Verbindung, die sich überall im Interesse der guten Sache bereit erklärt haben, die gewünschte Auskunft zu erteilen. Das Bestreben der Rechtsschutzstellen ist vor allem darauf gerichtet, eine gütliche Einigung und Beilegung der Differenzen herbeizuführen, und hierin hat manche Rechtsschutzstelle ganz bedeutende Erfolge erzielt, so daß der Spott, der sich im Anfange der Wirksamkeit der Rechtsschutzstellen vielfach breit machte, so gut wie verstummt ist.

Die Inanspruchnahme dieser Einrichtungen des Rechtsschutzes für Frauen durch Frauen ist in den einzelnen Städten sehr verschieden; es gibt Stellen, deren Sprechstunden stets überfüllt sind, und solche, die nur einen schwachen Besuch haben. Die Ursachen dieser Verschiedenheit sind komplizierter Art; vor allem kommen dabei die allgemeinen sozialen und gewerblichen Verhältnisse in Betracht. Städte, in denen die Zahl der weiblichen Fabrikarbeiter oder der weiblichen Handlungsgehilfen sehr bedeutend ist, bieten naturgemäß für die Tätigkeit der Rechtsschutzstelle ein viel ausgedehnteres Arbeitsfeld als kleinere Provinzialstädte ohne nennenswerte Entwicklung von Handel und Industrie. Da und dort ist auch noch mit einem gewissen Vorurteil gegen die Leistungsfähigkeit der Rechtsschutzstelle zu rechnen, das allerdings mehr und mehr im Schwinden begriffen ist. Aber auch die schwächer beschäftigten Stellen tragen dazu bei, daß selbst für die schüchternsten und die mittellosen weiblichen Personen die Gelegenheit besteht, sich ohne Schen über eine für sie wichtige Frage Auskunft zu holen. Bemerkenswert ist es, daß vielfach unter den Klienten der Rechtsschutzstellen die Angehörigen des kleinen Beamtenstandes ein nicht unerhebliches Kontingent ausmachen. Wenn man einen Blick auf die Gegenstände wirft, derenhalb der Rechtsschutz in Anspruch genommen wird, so fällt sofort die bedeutende Anzahl von Fragen auf, die sich auf die ehelichen Verhältnisse beziehen. Die Klagen über rohe Behandlung seitens des Mannes, der seiner Familie keinen Lebensunterhalt gewährt, sondern den Verdienst vertrinkt oder überhaupt

nicht arbeitet, sind bei allen Rechtsschutzstellen sehr zahlreich, ebenso Fragen, die sich auf Unterhaltsansprüche beziehen; im Verhältnis weit seltener solche, bei denen es sich um Rechte und Pflichten aus einem Arbeitsverhältnis, insbesondere aus dem Geindevverhältnis handelt, Mietfreiheiten, Klagen wegen Ehrverletzung u. s. w. Vielfach werden die Rechtsschutzstellen auch von Verlobten wegen der Regelung ihrer güterrechtlichen Verhältnisse in der Ehe befragt; es erfolgt dann stets eine Auskunft, durch deren Befolgung die vermögensrechtliche Selbständigkeit der verheirateten Frau gesichert wird.

Für diejenigen Frauen, die in den Rechtsschutzstellen tätig sind, bietet sich die Gelegenheit, das Leben nach den verschiedensten Richtungen hin lenken zu lernen; sie erhalten einen viel tieferen

Einblick in die Lebensverhältnisse als die übergroße Mehrheit ihrer Schwestern; Not und Elend in den verschiedensten Formen offenbaren sich ihnen, und die unmittelbare Einwirkung der staatlichen Rechtsordnung auf das Leben des Volkes, auf sein Lieben und sein Hasßen, tritt ihnen förmlich plastisch vor Augen. Die Arbeit in der Rechtsschutzstelle ist daher für die Frauen ein Quell unschätzbaren Belehrung und Bereicherung ihrer Lebensanschauung und ihrer Erfahrungen, sie kommt ihnen mittelbar und unmittelbar zugute. Der Rechtsichzug für Frauen durch Frauen hat in Deutschland seine Feuerprobe ruhmvoll bestanden, er wird eine dauernde Einrichtung im öffentlichen Leben bilden, die zwar im stillen arbeitet, aber doch von außerordentlichem Werte für diejenigen ist, in deren Zutreffen sie besteht.

Ludwig Juid

Burgruine Hohkönigsburg

(Zu dem Bilde Seite 173)

Im Jahre 1899 machte die an einem der schönsten Punkte des Elsaß gelegene Stadt Schlettstadt ihre etwa zwei Stunden entfernte Burgruine Hohkönigsburg dem Deutschen Kaiser zum Geschenk. Die Hohkönigsburg, neben Girsbaden die größte Burg im Elsaß, wird gegenwärtig auf Reichskosten vollständig wiederhergestellt nach dem von dem Berliner Architekten Hodo Ebbardt nach Maßgabe der vorhandenen Reste und auf Grund alter Abbildungen entworfenen und vom Kaiser genehmigten Plane. Unser Bild auf Seite 17 stellt die Ruine vor dem Beginn der Restaurationsarbeiten in ihrer alten malerischen Romantik dar. Die Gründung der Burg geht wahrscheinlich auf den Herzog Friedrich von Hohenstaufen (1080) zurück; der ursprüngliche Name war Hohen-Rinspurg. Seit 1250 war die Feste Lehen der Herzöge von Lothringen und im Besitz verschiedener Landgrafen des Unterelsaß. Tann kam sie an den Bischof von Straßburg und wurde später habsburgisches Lehen. 1633 verwüsteten die Schweden die Burg, die im Westfälischen Frieden mit dem Elsaß in französischen Besitz gelangte. Bis 1770 blieben die Grafen von Sickingen Lehensträger; von den Herren von Voig-Trischweiler kam die Hohkönigsburg an die Familie Trenps in Mannheim, die sie 1865 an die Stadt Schlettstadt verkaufte. Sie gehörte zu den mächtigsten und schönsten Burgen des Mittelalters; ihre Länge von Westen nach Osten beträgt 275 Meter, die größte Breite 70 Meter. Der Bau bedeckte den ganzen Gipfel des 750 Meter hohen steilen Berges und bestand aus der östlichen Vorburg und der westlichen, durch zwei Ringmauern nebst Wällen und Gräben geschützten Hauptburg. Ein mächtiges Bollwerk bildete den Abschluß nach Westen; in der Mitte befand sich der Palas mit dem 60 Meter hohen Bergfried, und eine Ringmauer mit zehn Türmen umgab die gesamte langgestreckte Burganlage, die auch in ihren

Trümmern noch durch ihre Größe und Höhe imponiert. Man tritt auf der Südseite, unmittelbar am Fuße des gewaltigen Felskloßes, der die Kernburg trägt, durch das Haupttor in die Vorburg, von der steinerne Stufen zu jener emporführen. Ehemals wechelten drei Tore hintereinander, darunter das berühmte Löwentor, dem Eindringen des Feindes. Zur rechten Hand ragt über dem engen Stufenweg der Bergfried mit seinem massigen Gemäuer auf. Hinter dem dritten Tor befindet sich ein 60 Meter tiefer Brunnen, über dem sich ein besonderer, innen offener Turm erhebt, in einem kleinen Vortraum. Durch ein finsternes Gewölbe gelangt der Besucher weiterhin in den inneren Burghof, den von allen Seiten die Wauten des Hochschloßes umgeben; im Osten der mächtige Bergfried, dessen obere Geschosse leider abgetragen sind, im Norden der sogenannte Küchenbau und im Westen und Süden die durch einen Zwischenbau verbundenen beiden Flügel des eigentlichen Schloßes. Zu ihre Ede lehnt sich ein Treppenturm, der die Aufgänge zu den höheren Stockwerken enthielt. Westlich vom Hochschloß und durch einen tiefen Graben von ihm getrennt, liegt der sogenannte hohe Garten, an dessen Ende sich das oben erwähnte gewaltige Bollwerk erhebt. Drei durch eine Mantelmauer verbundene, beinahe völlig massive Türme schützen auf dieser Angriffsseite die Feste gegen die vervollkommenen Feuerwaffen des ausgehenden Mittelalters. Wenn man zu den Höfen der Türme der Hohkönigsburg emporklimmt, so eröffnet sich dem Besucher eine nach allen Seiten freie, wunderherrliche Aussicht. Man überfliegt die Hänge des Gebirges in weitenweiter Ausdehnung bis über Kolmar hinaus, während vor uns sich die Abnebene von Straßburg bis nach Basel hin ausbreitet. Darüber erscheint die lange Kette der Schwarzwaldberge, aus der Belchen und Feldberg deutlich erkennbar hervorragen, und fern im Süden begrenzen bei klarem Wetter die schneebedeckten Gipfel der Alpen den Horizont.



Der Triumphbogen

Nancy

Von

Bruno Bruni

(Mit zehn Abbildungen nach phot. Aufnahmen von Roger & Co. in Nancy)

Ein Stückchen Paris, ein Stückchen unsrer deutschen Kolonialresidenzen und ein bißchen von jenem Mittelalter, das man in kleineren italienischen Städten findet — dazwischen viel Reichtum an grünenden Gärten und baumbepflanzten Straßenzügen — und zu diesem Bilde als Rahmen eine Kette anmutig bewaldeter Hügel: so stellt sich uns Nancy dar, die alte Beherrscherin Lothringens, die erste große Stadt, die der von Deutschland kommende Reisende innerhalb der französischen Grenzen berührt.

Der Pariser Einfluß macht sich in der Anlage einzelner Arbeiterviertel und in dem Aussehen der eigentlichen Verkehrsstraßen geltend, die sich an dem belebten „Point central“ schneiden. Ihre bazarartigen Schauläden und zahlreichen Modengeschäfte, ihre reihenweis aneinander gedrängten Kaffeehäuser und Weinschenken, zwischen denen zu gewissen Stunden brüllende Zeitungshändler einkaufen, bilden einen auffallenden Gegensatz zu der Einheitlichkeit und Ruhe des Stadtteils, in dem die öffentlichen Bauten liegen. Hier sieht es aus wie auf

einem Paradesfelde der Architektur; Renaissancelinien mit goldenem Koloportus behangen in Reih' und Glied aufmarschiert, und alles atmet eine schläfrige Vornehmheit, als wäre da noch heute der Sitz eines kleinen Fürstengeschlechtes. Hieran schließt sich das älteste Nancy, von dem herzoglichen Palaste der mittelalterlichen Herrscher mit seinem Klosterhofe und einer Fassade, die ebenso gut in Siena stehen könnte, bis zu dem gefängnisgleichen Tor de la Crosse, in dessen düsteren, langen und breiten Gängen man Seufzer zu hören meint, wie aus den Kerlern der Malatesta von Rimini. Dann weiter hinaus, und rings umher Villenstraßen und Parkanlagen, der Distanal, der Marne und Rhein verbindet, und endlich die Meurthe, „la morte“, der tote Fluß, der schläfrig seine Wasser durch das heitere Tal dahinschleppt.

Zu dem so verschiedenartigen Aussehen ihrer einzelnen Teile läßt sich die Geschichte der Stadt genau verfolgen. Die Straße von dem Tor de la Crosse, vorbei an dem Herzogspalaste und der Kirche Saint-Epvre bis zu dem ungeheueren Denkmal

der Jungfrau von Orleans, enthält die Ueberreste der alten Zeit. Die breite steinerne Wendeltreppe in der ehemaligen Residenz der Herzöge führt heute zu dem lothringischen Museum, der an lokalen Altertümern reichsten Sammlung, die Frankreich besitzt. Dort muß man suchen, wenn man die Anfänge von Nancy finden will, da es noch der Abtei von Toul unterstellt war, und Erinnerungen an die der Stadtgründung vorhergehende Epoche der Merowinger. Das einzige erhaltene Bauwerk, das auf ein halbes Jahrtausend zurückblicken kann, ist das mehrfach genannte Tor, dessen seltsamen Namen die Volkslegende von einem historisch unbeglaubigten Ritter des italischen Geschlechts der Carassa ableiten will, während einige Forscher ihn aus einer Verballhornung des deutschen Wortes Kraft zu erklären meinen. Wie dem auch sei, Kraft zeigt der unheimliche Bau jedenfalls, Kraft seine beiden Seitentürme und der wie in einem Panzer stehende Mauerleib, auf dessen Rüstung das lothringische Doppeltkreuz prangt. Zugleich ein Staatsgefängnis und ein Bollwerk, gibt es Kunde von jenen Tagen, da Nancy noch eine starke Festung war, unter deren Wällen Karl der Kühne den Tod fand. Am entgegengesetzten Ende der Straße, deren Eingang dieser finstere Torbau eher verschließt als öffnet, erhebt sich auf einem mit dem winzigen Standbild des Herzogs René nicht eben „geschmückten“ Platze die in reicher Gotik errichtete Kirche von Saint-Épvre, die außer andern Merkwürdigkeiten auch die aufweist, daß das *p* in dem Namen ihres Heiligen nicht ausgesprochen wird. Dort stand einst das älteste Gotteshaus der Stadt. Aber der frühere Bau ward niedergelassen, und der jetzige, zu dem der Kaiser von Oesterreich aus alter Anhänglichkeit an das Stammland seines Ahnherrn reichlich beigeuert, ist erst vor etwa 40 Jahren an seine Stelle getreten. Trotzdem weckt der äußere Anblick den Eindruck echter Vorzeit. Die auf der Terrasse vor dem Portal aufgestellten, in archaischer Manier ausgeführten goldenen Symbole der vier Evangelisten — Engel, Adler,

geflügelter Stier, geflügelter Löwe — erhöhen diese Empfindung. Im Innern ist es freilich anders. Hier hat der Wunsch nach allzuviel Licht die mystische Dunkelheit, deren die Gotik bedarf, zerstört. Sämtliche Seitenwände sind durch ungeheure Fenster durchbrochen. Wenn diese bunten Gläser auch mit den malerisch zum Teil sehr wirksamen Darstellungen der Heiligengeschichte sehenswert sein mögen, so sind ihrer doch zu viele, als daß sie nicht den Eindruck einer gotischen Kirche beeinträchtigen sollten.

Um die Wende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts erblühte unter Herzog Karl III. und seinem Bruder Franz, der den für einen Kardinal der römischen Kirche recht ungewöhnlichen Schritt tat, die eigne Schwägerin zu heiraten, eine neue Stadt ostwärts von dem alten Herzogssitz. Wenige



Die Kirche Saint-Épvre, davor das Standbild des Herzogs René



Das Tor de la Crafte

Namen „le Bienfaisant“, der Wohltätige, erhalten. Was er als Organisator geleistet, ist Sache der provinziellen Geschichte: die Stadt Nancy aber hat er zu einem Schmuckkassen gemacht.

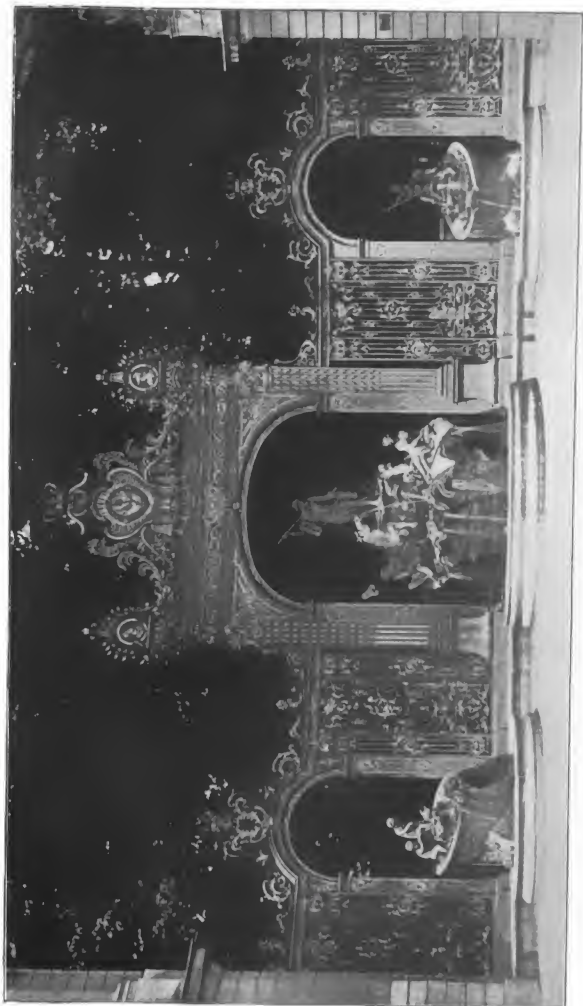
Zwischen dem ältesten Viertel und der Neustadt lag ein langgestrecktes Feld, „la carrière“, das zu Aufzügen und Turnieren gebietet hatte. Mit Hilfe seines Baumeisters Héré und des Schlossers Jean Lamour schuf Stanislaus aus diesem Felde und dem dahinter liegenden Raume ein architektonisches Bild, das wie eine Operndekoration inmitten einer belebten Stadt ammutet. Es erscheint als eine in ihrer Vielgestaltigkeit einzige Prunkstraße, zu der Plätze und ein Spazierweg mit gleichgeschrittenen Bäumen, ein römischer Vogen und die Säulenwände eines Amphitheaters, Statuen und Gruppen sich auf knappem Raume vereint haben, indes grazios geformte Gitter von schwarzem Eisen, die dabei wie aus leichtem Stoff gewebt scheinen, und um die sich goldene Zierrate schlingen, dem Ganzen den Rahmen geben und seinen Pomp erhöhen. Die Dekoration beginnt mit dem Platze, der den Namen des Polenkönigs trägt. Alles ist hier einheitlich ausgeführt. Sechs Straßen münden ein, jede von ihnen durch ein goldglänzendes Gittertor Lamours begrenzt, während der siebente Weg die Fortsetzung der mit dem Platze ansaugenden Via triumphalis bedeutet. Dorthin zeigt die Hand der übergroßen

Häuser sind davon übrig geblieben, aber die weiten, rechteckigen Straßen, wie sie damals geordnet wurden, bilden noch heute die Wege des eigentlichen Verkehrs in Nancy: kein Sondercharakter, aber viel Bequemlichkeit und Raum zur Bewegung.

Der wirkliche Wohltäter der Stadt, der ihr ein besonderes Gepräge verliehen und sie zu einer Sehenswürdigkeit erhoben hat, ist Stanislaus Leszczyński, der ehemalige Polenkönig von Karls XII. Gnaden, gewesen. Sein Schwiegersohn, Ludwig XV. von Frankreich, wollte der nach dem Falle besagten Schwedenherrschers heimatos gewordenen polnischen Majestät eine Pfürnde geben. Nun hatte die inzwischen mehr in Wien als in Nancy interessierte lothringische Fürstenfamilie ihr Stammland damals eben gegen den Besitz von Toskana umgetauscht. Ehe die französischen Könige selbst ihr Banner über Nancy wehen ließen, sollte bis an sein Lebensende Stanislaus Herrscher in Lothringen sein. Man muß es dem so plötzlich hierher verpflanzten Polen lassen, daß er seine Stellung nicht wie eine Pfürnde aufgefäht, sondern sich als einer der vortrefflichsten Fürsten jener Zeit bewährt hat. Bei seinem Einzug in die ihm überwiesene Hauptstadt mauerten viele seiner getreuen Untertanen zum Protest die Fenster ihrer Häuser zu: nicht einmal sehen wollte man ihn. Als er, ein neunundachtzigjähriger Greis, nach langer Regierung durch einen Unglücksfall starb — sein Schlafrock hing an der Kaminflamme Feuer —, da hatte er in ganz Lothringen den



Kirche Saint-Pierre



Neptunbrunnen am St. Sava-Platz

Statue des Stanislaus, die die Mitte des Raumes einnimmt. Der beschriebene Mann hatte aus persönlicher Dankbarkeit allerdings eine Bildsäule seines königlichen Eidams dort aufgestellt, die Revolution hat sie jedoch umgeworfen, und die Nachwelt war verständlich genug, den kunst sinnigen Bauherrn selbst auf den verwaisten Sockel zu setzen.

Hinter dem Standbilde steht das Stadthaus, die ganze Breite des Platzes füllend, ein einfacher Renaissancebau mit kleinen Balkons, deren Brüstungen das überall verwendete Gesecht aus Eisen und Gold zeigen. Zu beiden Seiten Gebäude von derselben Höhe und grauen Färbung, durchaus gleichartig in allen ihren Abmessungen. Die vierte Seite des Raumes ist wie die Öffnung einer Bühne gedacht: die Häuser rechts und links sind bedeutend niedriger



Esplanade Carrée

als die Bauten der andern Platzfronten. Ihre Dachlinien wirken wie eine Rampe, die dem dahinter gelegenen Triumphbogen ebenso wie die auf ihn mündenden niedrigen Straßenwände, Gelegenheit geben sollen, über sie hinwegzutragen. An den beiden Seiteneenden der Rampe steht Hierat, wie er dem Proscaenium eines solchen Theaters angemessen ist: zwei Brunnen mit einem Neptun und einer Amphitrite in den Nischen Lamour'scher Gold-



Gittertor am Stanislaus-Platz

und Eisenphantasen, umschattet von Baumgruppen und Sträuchern. Das platte Dach aller Gebäude des Platzes ist in nicht aufdringlicher Art mit Vasen und Figuren der Rokokozeit geschmückt.

Schreitet man nun den sehr geräumigen Triumphbogen, den die schwiegerväterliche Freundlichkeit gleichfalls Ludwig XV. gewidmet hatte, hindurch und läßt die Säulengänge, die ihm als Planken dienen, hinter sich, so steht man vor der Esplanade der „Carrière“ und ihren bataillonsmäßig auf-

die Revolution außer der Herabholung des Freundes der Madame Dubarry von seinem Ehrenpostament ihre Linien nicht angetastet hat. Während beispielsweise damals die berühmte Orgel der Kathedrale nur dadurch gerettet werden konnte, daß ein Rüster voll Geistesgegenwart die Marseillaise darauf zu spielen begann, blieben die goldenen Königskronen auf den Schmiedewerken von Lamour unangetastet. Selbst von jedem Laternenpfahl des Stanislaus-Platzes grüßt heute dieser monarchische



Der Gouvernementsplatz, im Hintergrund der Pépinière-Park

gestellten und militärisch zugestutzten Baumreihen. Sie läuft geradeswegs auf einen Platz, dessen Hintergrund das „Gouvernement“ einnimmt, ein Bau, der die Gesamtdécoration in derselben Breite abschließt, wie das Rathaus sie begonnen hat. Sechszwanzig Säulen lehnen sich mehr an die Fassade an, als daß sie sie tragen, und säulengeschmückte Rundwände, mit Büsten verziert, laufen rechts und links von dem Gebäude aus und umsäumen im Halbkreis den Platz gleich einem Saale.

Dieser Halbkreis bildet den Hintergrund des von Stanislaus geschaffenen dekorativen Wertes. Die Gesamtwirkung der monumentalen und malerischen Leistung des achtzehnten Jahrhunderts, die hier vorliegt, flößt so viel Respekt ein, daß selbst

Dauerschmuck auf die republikanischen Militärkapellen hernieder, die dort ihre abendlichen Freikonzerte geben.

In der Stanislausstadt hat sich seither die Distorie von Nancy abgepielt. Das Stadthaus, das dem Polentönig zur Wohnung gebient, beherbergte später die Kaiserin Eugenie und Kaiser Franz Josef, bis es im Wechsel der Zeiten das Absteigequartier von Jules Simon, Legonvé und den beiden Damen des Thiers'schen Haushalts wurde, als diese Getreuen kamen, um das vor dem Bahnhof errichtete Standbild von Thiers zu enthüllen, mit der Inschrift: „dem Befreier des Territoriums“. In dem jetzigen Präfecturgebäude rastete Marie Louise auf ihrer Brantsfahrt zu dem ersten



Der Stanislaus-Platz, vom Stadthause aus gesehen

Napoleon, während 1814 der Zar und 1871 der neue Deutsche Kaiser und der Kronprinz dort ihr Haupt niederlegten. Der Palast an dem Halbkreise des Stanislaus, der heute dem kommandierenden General als Sitz dient und der zu den Zeiten des Kaiserreichs stets einen Marschall von Frankreich als Residenten sah, war 1814 das Hauptquartier Oesterreichs und 1871 die Zentrale der deutschen Militärbehörden geworden.

Hatte das achtzehnte Jahrhundert für das Künstlerische in der Architektur gesorgt, so hat die zweite Hälfte des neunzehnten und besonders die Zeit nach dem Kriege es sich angelegen sein lassen, Nancy zu einer großen Stadt und zu einer Industriestadt heranzubilden. Die Einwohnerzahl ward in den letzten 40 Jahren mehr als verdoppelt, und das hundertste Tausend ist längst überschritten. Das Wachstum der Bauten hat sich jedoch nicht in der Art vollzogen, daß sich um etwa eine vierte Stadt den in historischer Folge entstandenen drei ersten Teilen seitwärts angegliedert hätte. Das neue Nancy ist vielmehr dem Befehle des Werdens einer Frucht gefolgt, die rund um ihren Kern in jeder Richtung emporquillt. Nach allen Himmelsgegenden breitet es sich gleichmäßig aus, und allenthalben stehen die alten Stadttore in der Mitte langgestreckter Straßen.

Man hat diese Denkmäler, die sich in so großer Zahl und Mannigfaltigkeit kaum anderwärts vorfinden, nirgends angetastet: die Porte Stanislas, wo die von dem Polenfürsten gebaute Längstraße endete, das Nilolaustor mit dem doppelten Stodwerk, das Georgstör und seinen altarartigen Aufputz und das Tor Désilles, das die prachtvolle, mit zehn Baumreihen geschmückte Allee abschließt, auf der um Pfingsten drei Wochen hindurch die lärmende Frühlingsmesse stattfindet.

Zu den Grenzen ihrer Vororte strebt die baulustige Stadt, in denen große Brauereien, die sich mit München um die Herrschaft auf dem französischen Markt streiten, nebst Salz- und Eisenwerken von wachsendem Wohlstand Kunde geben. Die Industrie in der Stadt selbst sorgt hauptsächlich für Kopf und Fuß ihrer Landsleute: Strohhüte und Schuhwerk werden massenhaft produziert. Achttausend Arbeiter von Schuhfabriken leben in jenen Quartieren, deren Einförmigkeit nur hin und wieder durch ein stattliches Bauwerk unterbrochen wird, wie die Kirche des heiligen Peter mit ihrem unvollendeten Turm.

In dem herrlichen Park der Répinière, der sich an die Stanislausstadt anlehnt, besitzt Nancy den Mittelpunkt für das Vergnügungsbedürfnis seiner

Bürger. Ein kleiner zoologischer Garten und eine Rennbahn befinden sich darin. Wer bei den Klängen der Militärmusik dort herumspaziert, wird sofort merken, daß er mehr Studenten und Soldaten sieht als sonst in Frankreich. Die Stadt ist der Sitz einer eifrig ererzierenden Division und wissenschaftlicher Anstalten: einer Universität ohne theologische Fakultät und eines von Ausländern stark besuchten elektrotechnischen Instituts. Während jedes wissenschaftliche Bedürfnis auch in der reichen und überaus bequem zugänglichen Bibliothek seine Befriedigung findet, ist es mit den Künsten sehr mäßig bestellt. Das Theater führt ein kummervolles Dasein, und das Museum im Stadthause hat eine einzige Sammlung von Interesse. Nur wer eine Reihe von Bildern der Koloromalerei sehen will, findet hier seine Rechnung. Die Pracht und Leppigkeit in Darstellung und Farbe ueßt der unwahren, theatralischen Auffassung der Gegenstände, wie sie die Kunst jener Epoche kennzeichnet, hat hier in

Monnoyer, Mignard, dem Nizzarden Vanloo und Lemoyne ihre talentvollsten Vertreter. Die Malerei des achtzehnten Jahrhunderts ist das Wertvollste im Museum, wie seine Architektur das Beste auf den Straßen der Stadt ist.

Nancy ist ein Kolosseum in der Hülle eines modernen großen Gemeinwesens: das Werk von Stanislaus und der Periode nach dem deutsch-französischen Kriege. Die Zeit nach Anno 70 hat den Charakter der Bevölkerung mehr beeinflusst als anderwärts. Man fühlt sich als Grenzbewohner doppelt bewogen, über die strenge Scheidung der Völker zu wachen. Trotzdem hier mehr Menschen Deutsch verstehen als irgendwo in französischen Landen, gibt es in keinem Gasthaus, in keinem Kaffeehaus eine deutsche Zeitung. Nirgends hatte auch der Boulangismus und der Nationalismus eifrigere Anhängerschaft gewonnen als gerade in der Hauptstadt des alten Herzogsgeschlechts von Lothringen.



Die Porte Stanislas

Der Herbstgesang der Vögel

Fluderei

von

Fritz Skowronnek

Die Vögel sind von der Natur in zweifacher Weise bevorzugt worden, durch die Fähigkeit, zu fliegen und zu singen. Zwar haben alle Säugetiere eine Stimme, ihre Anwendung ist jedoch auf einige wenige Fälle beschränkt. Die Vögel dagegen, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, besitzen für verschiedene Empfindungen und Begriffe besondere Laute. „Sie locken oder rufen,“ sagt Brehm, dessen klassische Schilderung ich zitiere, „geben ihre Freude und Liebe kund, fordern sich gegenseitig zum Kampf heraus oder zu Schutz und Trutz auf, warnen vor Feinden und anderweitiger Gefahr und tauschen überhaupt die verschiedensten Mitteilungen aus. Und nicht bloß die Arten unter sich wissen sich zu verständigen, sondern Vorzugte auch zu minder Begabten zu reden. Auf die Mahnung größerer Sumpfvögel achtet das kleinere Strandgöndel, eine Krähe warnt Stare und andre Feldvögel, auf den Angstruf der Amsel lauscht der ganze Wald. Während der Zeit der Liebe unterhalten sich die Vögel, schwägend und lösend, oft in allerliebster Weise, und ebenso spricht die Mutter zärtlich mit ihren Kindern. Einzelne wirken gemeinschaftlich in regelrechter Weise an Hervorbringen bestimmter Säge, indem sie sich gegenseitig antworten; andre geben ihren Gefühlen Worte, unbekümmert darum, ob sie Verständnis finden oder nicht. Das sind die Singvögel, die Lieblinge der Schöpfung . . .“

Sie gleichen darin dem Goethe'schen Sängler:

„Ich singe, wie der Vogel singt,
Fer in den Zweigen wohnt,
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.“

Leider ist die Zeit, in der uns die Singvögel durch ihre lieblichen Weisen erfreuen, sehr kurz bemessen. Mitte oder Ende März treffen die ersten Sängler in der Heimat ein, und sie verstummen, sobald die junge Brut aus den Eiern schlüpft, was etwa Mitte Juni einzutreten pflegt. Dann ist nicht mehr Zeit, zu singen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend muß das Elternpaar sich abmühen, um ihre Kindlein mit Nahrung zu versorgen.

Unter seinen sinnigen Erzählungen aus der Tierwelt besitzt der Natur auch eine Sage, die sich mit dem Verstummen der Singvögel befaßt. Eines Abends, es war gerade Johanni, ging der liebe Herrgott mit einem Apostel durch die Flur. Als die beiden Wanderer an einem Roggenfeld vorüber kamen, richtete der Herrgott an seinen Begleiter die Frage, ob in den Lehren bereits die Körnchen angelegt seien. Der Apostel aber überhörte die Worte, denn ringsum sangen die Vögel. Da rechte der

Herr seine Hand aus und gebot Ruhe. Seitdem befolgen die Vögel alljährlich das Gebot und verstummen um Johanni. Nur die Lerche nicht, sie stand so hoch in der Luft, daß sie die Worte des Herrn nicht vernahm, sie singt daher bis zu ihrer Abreise an jedem Morgen ein kurzes Lied.

Von Johanni bis zum September ist der Wald stumm. Nur ab und zu ertönt der laute Ruf des fleißig hämmern den Schwarzspechts oder der heisere Schrei eines Buffards, der über den Wipfel der Bäume seine Kreise zieht. Im September jedoch beginnt der Herbstgesang der Vögel. Es ist nicht das laute, jubelnde Schmetterlein wie im Frühling, sondern ein wehmütiges Zwitschern, das genau so klingt, als wäre es aus Abschiedsstimmung geboren. Auch die Unruhe, die alle Zugvögel in dieser Zeit befaßt, kann man deutlich heraus hören. Es ist, als wenn die weite Reise mit ihrer Gefahren das Herz der kleinen Tiere mit Sorgen erfüllt.

Das mag vielleicht übertrieben klingen, ist es aber nicht. Denn gerade die Alten sind es, die bei uns bis zum letzten Augenblick ausharren, während die Jungen schon längst davongeflogen sind. Ein dueller Traug führt sie südwärts, sorglos ziehen sie dahin, die Alten aber, die bereits ein oder mehrere Male den weiten Weg zurückgelegt haben, zögern und harren aus, bis Nahrungsmangel sie davontreibt.

Diese Tatsache ist erst neuerdings unbestreitbar festgestellt. Früher glaubte man, die jungen Vögel würden von ihren Eltern geführt. Und wenn die Stare auf den Wiesen in großen Scharen ihre Flugkünste entfalteten, dann meinte der Volksmund, die Jungen würden zu der großen Fahrt übers Meer eingeziert. Das ist aber nicht richtig! Die jungen Stare sind schon lange weggezogen und bereits in ihrem Winterquartier, wenn die alten sich hier noch eifrig umhertummeln.

Der Star ist auch einer der eifrigsten Herbstsänger. Ist das ein Geschmetter und ein Gesaule, wenn eine Schar von mehreren hundert Vögeln im Rohrdickicht einfliehet! Wer die Stimmen der Natur zu deuten vermag, wird nicht im Zweifel sein, daß diese Laute eine Starregung bekunden. Und man vernimmt sie vom Star nicht eher, als bis er sich mit vielen seinesgleichen zu großen Reizegesellschaften vereinigt hat. Vorher sucht er stets seine Nistplätze aus, um Abschied zu nehmen. Das habe ich kürzlich wieder einmal beobachten können. Der Garten des einsamen Forsthauses, in dem ich diese Zeilen schreibe, ist mit haushohen Eichen umsäumt, in deren Gezweig der Förster zahlreiche Nistkästen angebracht hat. Acht Tage hin-

durch erschienen die Stare morgens früh auf den Bäumen, saßen stundenlang auf den Sitzstangen und sangen ihr einfaches Lied. Und diesen rührenden Zug hat der Grünrock in jedem Jahr beobachtet!

Von andern Singvögeln ist es namentlich die Drossel, die im Herbst noch einmal ihre Stimme ertönen läßt. Damit ist aber nicht die große Schnardrossel gemeint, die jetzt lauter und öfter als je ihre Stimme erhebt, um die kleineren Genossen vor den Raubvögeln zu warnen, die als arge Gäste auf dem Zug nach Süden bei uns erscheinen und auf jedes Getier eifrig Jagd machen. Nein, ich meine die eigentliche Singdrossel, auch Zippe genannt, deren flötende Strophe dem Jäger im Vorfrühling das baldige Eintreffen der sehrlich erwarteten „Langschnäbligen“, der Waldschnepe, ankündigt. Auch sie singt im Herbst ein kurzes Abschiedslied, ehe sie davonzieht. Dann aber wird es auf eine Woche oder zwei ganz still im Walde, bis der Kramtsvogel aus dem Norden auf dem Durchzug hier erscheint. Sie ziehen in Gesellschaften von zwanzig bis dreißig Stück und verweilen manchmal mehrere Tage an einem Ort, der ihnen zusagt. Wo zahlreiche Ebereschen mit ihren rotgelben Beeren sie locken, halten sie sich so lange auf, bis die letzte Frucht verzehrt ist.

Die Jäger, die den Kramtsvögeln mit Schlingen, den sogenannten Dohnen, nachstellen, wissen ganz genau, ob dieser Vogel im Revier ist oder nicht, denn die nordischen Gäste erfüllen den Wald, der ihnen für einige Zeit Obdach und Nahrung gewähren soll, mit lauten Rufen. Da hört man das heisere „Zipp zipp“ der Singdrossel, das scharfe „Tschal tschal“ der Wacholderdrossel und das „Zieb—pad“ der Rot- oder Weindrossel. Früh am Morgen, wenn die kleinen Vögel nach durchflogener Nacht dicht geschart auf einem Baume rasten, klingt ihr Gesang wie eine Aeußerung der Freude. Am Tage dient er dazu, die Mitglieder der Heisgesellschaft beieinander zu halten.

Es ist viel darüber gestritten worden, ob der Fang der Kramtsvögel im Dohnenstrich zu verbieten ist oder nicht. Die Jäger verteidigen ihr von alters her überkommenes Recht zum Drosselfang mit großer Energie. Sie weisen darauf hin, daß die heimischen Vögel schon längst weggezogen sind, wenn sie mit dem Fang beginnen, und meinen, daß man ihnen die kleine Einnahme schon gönnen könne, da sie so viel für die Vertilgung des Raubzeugs täten. Ihnen stimmen alle Feinschmecker zu, die den kleinen, aber witzigen Vögel nicht missen möchten. Die Vogelfreunde aber weisen, und nicht mit Unrecht, darauf hin, daß wir genau so handeln wie die Barbaren in den Mittelmeerländern, die unsre geliebten Lieblinge massenhaft himorden, und sie zu verpeisen. Ganz so schlimm ist es mit dem Kramtsvogelfang nun nicht, aber immerhin sind es viele Tausende Vögel, die im Herbst auf den Märkten der Großstädte verkauft werden. Und alljährlich geht die Zahl der gefangenen Vögel zurück, ein Beweis dafür, daß der Nachwuchs geringer ist als die Zahl der verpeisten Vögel. Es wäre daher wohl angebracht, den Fang der Kramtsvögel zu verbieten. Die Jäger haben bereits auf Vogelherd und Lerchengerat verzichtet, sie können

im Interesse der Singvögel und ihrer Erhaltung auch dies kleine Opfer bringen.

Wesentlich verschieden von dem Herbstgefang mancher Vogelarten sind die Kufe, die fast alle Zugvögel ausstoßen, wenn sie auf der Reise nach dem Süden hoch in der Luft dahinfahren. Sie dienen dazu, um in finsterner Nacht die Schar beisammen zu halten, werden aber auch bei Tage angewendet, wie mir scheint, um die schwächeren zu ermuntern und anzutreiben. Dafür spricht auch eine Beobachtung, die ich am 29. August dieses Jahres in Ostpreußen machte. Von Nordwesten her kam etwa in der fünften Stunde nachmittags ein gewaltiger Schwarm Kraniche gezogen. Etwa dreißig flogen in geordneter Schlachtreihe, d. h. keilförmig, mit dem spitzen Winkel nach Süden hintereinander gereiht. Etwa sechzig wimmelten regellos durch die Luft; deutlich sah man, wie sie sich stießen und im Fliegen behinderten. Da erschollen laute, scharfe Rufe, und ehe noch eine Minute vergangen war, hatte auch diese Schar sich zu zwei Keilen geformt. Von einem befreundeten Forstmann erfuhr ich noch an demselben Abend, daß der anfangs so regellose Haufen auf den Wiesen am Haaschmerfluß gerastet hatte und eilends aufgestiegen war, um sich den in geordneter Linie dahierziehenden Genossen anzuschließen. Die Kufe, die wir gehört, waren also kein zweckloses Geschrei, sondern Befehle, deren Bedeutung jedem Vogel auf der Stelle klar war.

Noch ärger als die Kraniche schreien die wilden Gänse nachts auf dem Zuge. Wer dies Lärmen und Trompeten jemals in stiller Nacht aus nächster Nähe veruommen, findet es begreiflich, daß die Sage vom wilden Jäger entsetzlichen konnte, der mit Beißschienknall und Hundeblaß, mit Horrido und Hussassa nächstens durch die Lüfte dahinflaust. Von den wilden Enten hört man außer dem Sausen der scharfen Flügelschläge nur manchmal ein leises Quaken, das der Führer der Schar, ein alter Erpel, ertönen läßt.

All die kleinen Vögel, die nicht übers Meer ziehen, sondern nur strichweise vor dem Frost zurückweichen, zwitschern fröhlich, denn sie haben ja nicht eine große beschwerliche Reise vor sich, sondern eine vergnügte Wanderschaft, auf der sie hier und dort einkehren. Solche lustige Gesellen sind z. B. die Rotkehlchen. „Wenn man in der Zugzeit des Abends im Zweifeln in einem Walde ist,“ so schreibt Naumann, „hört man ihre fröhlichen Stimmen aus jedem Strauch erschallen, anfänglich nahe an der Erde, dann immer höher, bis sie die Baumspitzen erreichen. Hier verstummen sie, denn sowie der letzte Schein des Tages verschwindet, wird alles still im Walde.“

Selbst der winterliche Wald ist nicht ganz stumm. Es gibt lustige Gesellen, die sich durch nichts abhalten lassen, ihr Lied anzustimmen. So hört man das sanfte „Gühl, gühl“ des Tompaffens, das veranlagt klingende Zwitschern des rastlosen Zaunkönigs und das schnarrende Geschrei des Eichelhäfers. Nicht selten wird man auch durch den Schlag der Drossel oder den munteren Ruf eines Finken überrascht. Schleicht man aber hinzu, um den Frühlingsfänger im Winter zu überraschen, dann findet man den — Eichelhäfer, der

aufgeplustert im Wipfel einer Fichte sitzt und sich die Langweile durch Nachahmung aller möglichen Naturlaute kürzt. Den Ruf des Bussards gibt er so täuschend wieder wie den des „Vogel Bülow“, des Bircols, und wenn der Jäger oder Naturforscher nicht die seltene Kunstfertigkeit dieses deutschen Papageies kennen würde, könnten allerlei Märchen von Singvögeln, die im Winter bei uns geblieben seien, entstehen.

Im Garten erfreuen uns zur Winterszeit die munteren Weisen durch ihren zwitschernden Gesang,

und wer ein wenig Herz für die fleißigen Tierchen besitzt, die unermüdet jeden Obstbaum nach Insektenlarven absuchen, kann sich durch Ausstreuen von Futter selbst die Freude bereiten, daß die Vögelchen zutraulich ans Fenster picken, um die milde Gabe zu heischen. Auf dem Dachfirst trippelt die Haubenlerche entlang und singt im ärgsten Frost ihre kurze Strophe. Nur an einem „Singvogel“ findet der Mensch wenig Gefallen: an der Krähe, von der man im Winter nichts andres hört als ärgerliches, aufgeregtes Krächzen.



Die Palme del Cura in Elche

Eine botanische Seltenheit ersten Ranges befindet sich in der spanischen Stadt Elche südwestlich von Alicante. Im dortigen Birkengarten steht eine zweihundertjährige Palme, die einen Ausläufer des großen, mehr als 50.000 Stämme umfassenden Palmenwaldes bildet, der die Stadt umschließt. Von dem Hauptstamme zweigen sich acht gewaltige Äste ab, deren Gewicht jenen mit Zersplitterung bedrohte. Deshalb brachte man Stützen an, die von Zeit zu Zeit erneuert werden. So steht die Riesepalme heute noch gesund und aufrecht da.

Der Einsiedler vom Totengraben

Tagdskizze

VON

Anton Freiherrn von Persall

Der „Totengraben“ war, soweit überhaupt Jagdberichte zurückgingen, ein treffliches Gemäuer. Er ist eigentlich kein Graben, ebensowenig wie der „Beißfessel“ ein Kessel ist, die „Pflanne“ auch nur die entfernteste Ähnlichkeit mit einer Pflanne hat, die „Brust“ an die Form einer Brust erinnert. Hier ist eben alles Phantasie, mit einem besondern Auge, unter besonderer Beleuchtung angesehen, oder die Benennung stammt von Umständen und Zufällen, von denen längst niemand mehr etwas weiß.

Der Totengraben ist ein vielgerlüstetes Gehäng, das sich aus dem rings umgrenzenden Waldgebirge hebt und in seiner bleichen Startheit inmitten des dunkeln Tannengrüns wohl an den Tod erinnern kann; innerhalb seiner Steinwelt aber ist er voll des formenreichsten Lebens, wie es nur irgendwo das Hochgebirge bietet. Da gibt es firschtumhoch abfallende Wände in grellem Gelb und silbernem Grau, abenteuerliche Faktionen, mit Latzchen und Almkroten besetzt, ewig suchte Schächte, in denen unsichtbare Wasser brausen, unheimliche Löcher und Höhlen, vor denen auf grünemmettem Boden der Edelweißstern in unschuldspoller Weise blüht, da gibt es „Schnaln“ und „Köpfel“, „Reißn“ und „Plattn“, „Wandel’n“ und „Gump’n“ mit kristallklarem Wasser, Graslaaner und Latzschenselder, alles, was der Bergjäger liebt und bei seinem Planen und Schleichen wohl in Erwägung zieht; nur die Hauptfache gab es nicht mehr, die dem Ganzen erst Wert verlieh, es weit und breit berühmt machte: „das Gams“, für das der Totengrab’n doch grad g’wachsen war. Wie wegblas’n mit einmal!

„Und daran is nix schuld als der verdamnte „Lafiedler“ mit seiner lohschwarz’n Kutt’n, der sich da oben unter der rot’n Wand eing’nist hat. Glaub’n Sie’s oder glaub’n Sie’s net, der Jägersepp sagt’s, und der kennt si aus, mei Freund! Da gibt’s nix. Solang der net wegpuht is, sagt er, wird’s net bess’r, und gehn thut er grad drauf, seit zwei Jahren schon, aber ums Verreck’n kommt er net z’ schiaß’n.“

„Aber hört, Kinder, wenn auch ein Einsiedler mitten im Gewänd’ die Jagd empfindlich fört, ihn, falls er nicht mit andern Mitteln zu entfernen ist, gleich wegpuhen — so einen frommen Mann! Das hätt’ ich euch als guten Christen nicht zugetraut, daß ihr das billigt.“

So ähnlich war die Rede der Leute und die Entgegnung eines harmlosen Gelehrten, der in der Wirtschaft zur „Leit’n“, eine Wegstunde vom Totengraben, seine Erkundigungen einzog.

Zuerst schallendes Gelächter, das den Eindruck unverbesserlicher Roheit sichtlich nur vermehrte, dann

Stöße mit den Ellbogen, verschmiztes Jubelzeln — die Verschwörung war fertig.

„Da hast wohl recht, Herr, — aber halt do, schaug, wenn’s halt andersch gar net geht —“

„Was moanst denn, das für oaner is, mit oan’r lohschwarz’n Kutt’n, — was moanst?“ fragte einer hinterlistig im unschuldigsten Tone.

„Nun, das mühte wohl ein Benediktiner sein. Aber meines Wissens ist es in diesem Orden nicht Sitte —“

„Hörst, Herr, die schwarze Kutt’n hat er grad zur Winterzeit, im Sommer trägt er a braune —“

„Den Orden kenn ich allerdings nicht. Das interessiert mich aber. Im Sommer eine braune —“

„Und an lohschwarzen Bart hat er, den grösch’t’n —“

„Nun, das wäre nichts Besonderes, den tragen viele Mönche, besonders derartige Anachoreten —“

„Woll, woll, — da magst ganz recht hab’n, Herr! Aber wolt’n hoach is er drauf, der Jägersepp.“

„Auf den Bart? Ja, was will er denn mit dem Bart?“

„Das is guat! Auffastec’n halt auf ’n Guat die Sonntag...“

Das Wirtshaus zur „Leit’n“ liegt allein im tiefen Forst, weitab keine menschliche Niederlassung, eine niedere, rauchgeschwäzte Stube, ein Unschlittlicht, die bärtigen Gestalten alle — der Abend dämmerte schon.

Dem Fremden war es nicht mehr geheuer. Er zog es wohl vor, auf der Straße von der Nacht überfallen zu werden, zahlte und ging, vielleicht fest entschlossen, an der nächsten Stelle die Behörde von dem verbrecherischen Plane gegen den Einsiedler vom Totengraben in Kenntnis zu setzen. —

Es war im November darauf — Gamsbrunstzeit! Mein Standquartier war wieder einmal das Wirtshaus in der „Leit’n“.

Der Sepp war schon da zum Empfang. Ein hagerer Kerl, baumlang, mit einem roten Bart, did wie eine Fuchsrute, einer einfältigen, harmlosen Miene, hinter der die Schlantheit lauerte.

„No, Sepp, wie steht’s? Wo packen wir’s an morgen?“

Der Sepp rückt das Hütl’ mit der Spielhahnsfeder und trakt sich hinter dem Ohr.

„Mein Gott, was kannst sag’n! In der „Breitlahn’r“ halt, moanet i, Gams grad g’nua, wenn’s mag.“

„Und warum denn nicht im Totengraben? War ja ausgezeichnet vor zwei Jahren.“

„Vor zwei Jahr’n wohl, — aber jezt —, er winkte ärgerlich ab. „Ganz aus is damit.“

„Ah so, wegen dem Einsiedler mit der Sommer- und Winterkuttan?“

Er lachte nicht mit.

„Glaubst du wirklich daran?“

„Werb's wohl glaub'n müass'n, wenn i's selb'r siech, wie er sein Stück'l eina läßt, der Teufelsbock, der verdammt.“

„No, dann wär's ja höchste Zeit, daß er abgeschossen wärd.“

„Moanen S' vielleicht, i hab's grad eumal probiert? Ten schiaß ma net, das sag' i gleich.“

„Ubergläubisch, Sepp, — was?“

„Wir schiaß'n halt net, weiter sag' i nix — grad Zeit verlor'n.“

„Aber jekt in der Brunst! — Glaubst wirklich, daß er's mit dem Zölibat so g'uan unimmt?“

„Ter scho, auf die Goas is er ganz narrat. Traut si a keine mehr ein.“

„Sepp, jekt machst mich erst recht heiß darauf. Jekt gehen wir morgen in den Totengraben.“

Toch der Sepp hatte alle erdenklichen Einwendungen. Er möchte seinen Herrn doch zu Schuß bringen, und das Morzevier, und ein Gamsbock, das wär' ja grad ein Triffaus. Er sei auch gar net so besonders, wie die Leut' alleweil reden, a sechs-jähriger Bock, die eine Krut'n abbrochen no dazu, und in der Breitlahna hätt'n wir grad die Auswahl.

Kurz, ich ließ mich überreden.

Mit dem Herausjuchen war es nicht so weit her in der Breitlahna. Viel Geräffel, aber wenig gute Böde. Nebel, schlechter Wind taten das übrige. Nach dreitägiger Birsch war ein Bier-jähriger die einzige Beute.

„Jekt muß der Einsiedler her! Der Verdacht ließ mich nicht mehr los, der Sepp wolle ihn für sich reservieren.“

Es war der 24. November, ein froststarrer Morgen, mässi'ger Schnee. Der Totengraben war noch in leichten Nebel gehüllt; der Sepp benutzte ihn zu neuen Einwendungen, aber vergebens.

Im Hinausgehen durch den blizenden Hochwald mußte er erzählen. „Also wie ist es denn gegangen eigentlich mit deinem Einsiedler? Was ist ihm denn auf einmal in den Grund gefahren?“

„Was denn — als d' Weiberleut'!“

„Dem alten Teuf'l?“

„Da is der Teuf'l nia z' alt dazu. I kenn' ihn ja scho seit Jahr'n, an seiner weiten Krut'n. In der 'Prent'n is er rechtsweg'n dahoam. Den hätt'n S' sehn soll'n! Grad Goas hat er trieb'n, auf und wied'r, sei schärferer weit und breit. Der Best' hat ihm weid'n müass'n, und d' Goas san ihm grad nachg'reunt, als wenn er alloa oaner war, — g'wiß! Die M'n und die Jung'n, alle hab'n sein g'hört. Lustig war's zum Anschau'n. Mit oan Schlag war ein End', als wenn ihn der Bob'n verschluckt hätt'. Muß ihm scho was net paßt hab'n. 's Jahr drauf begeu' i ihm in Totengrab'n. Aufs erit' hab' i ihn kenn't, die lunte Krut'n abbroch'n, in der Fed'n den größten Rib, — heut siecht man's no, — ganz alloan in der schwarz'n Gump'n, aber sei Goas mehr weit und breit. Und dabei is bieb'n, und aukouwa hab' i ihn a nia, was i a all's probiert hab'. A Teuf'l'splaz, die schwarze Gump'n! Der Wind alleweil schlecht, bal'

d' einischauft, der Bock beim Teuf'l, — bal' d' net einischauft, — no, nachher siecht ihn eh net.“

„Müßt' sich grad eumal so eine alte Lieb' in ihm wieder rühren,“ meinte ich, „wär' ja möglich — kommt vor, nach vielen Jahren, Sepp, auch bei den Einsiedlern!“

„Bei dem wohl net, das is a ganz auß'grorner. Werden's ihm scho g'macht hab'n darnach, die Quad'r. Das gibt's a, Herr, das hab' i selb'r erfah'n.“

Er wurde schweigam von da an, schlimme Erinnerungen tauchten sichtlich in ihm auf.

Der Totengraben ist vom Hochwald aus, aus dem er sich erhebt, nicht zu begeh'n; ein Wall von mächtigen Steintrümmern und Kaminensürzen bildet ein unüberwindliches Hindernis, besonders wenn es zu birschen gilt.

So stiegen wir seitwärts durch das mächtige Laatschensel an, das bis zur Schneid' hinauf einen dunkeln Saum bildet. Der Steig, der hindurchführt, war verweht, der Schnee zäh und tief — eine Hundearbeit!

Endlich nach zwei Stunden ist's überwunden, noch zehn Schritt vor gegen den Grat, und das Gewänd' des Totengrabens liegt vor uns.

Sepp hütet in den Hut, die Büchse wird untersucht, das Rißer — dann gebückt vor. Der Wind zieht herauf. Wenn er jekt unten ständ' im Gewänd'! Der Gebante wird zur fixen Idee. Jekt kriechen wir auf dem Bauch, heben die Köpfe — eine Steinwüls liegt vor uns, zerflüsterte Ärme, Wände wie Mauern, zerrißene Gräben, dazwischen blinkende Schneefelder, steil abfallend, wie poliert.

„San ma froß, daß er net scho pfeist,“ tröstet mich der Sepp.

Alles leer, Winterruhe, nicht einmal eine Fährte kreuzt ringsumher den Schnee.

„No, was hab' i g'agt?“

„Müssen wir halt in die schwarze Gump'e schauen, Sepp.“

„Wird si' hart mach'n bei dem laut'n Schnee. Wenn S' moana! Anspriß'n wird er halt. Das is all's!“

„No, dann spricht er halt r'ans. Dann hab' ich ihn wenigstens gesehen, den tollen Einsiedler.“

Der Weg ist grad nicht heimelig. Ueber im Schnee vergrabene Stellwandelu, steil herab, steil hinauf, über glasglatte, scharf geneigte Flächen, jeder Schritt wohl zu überlegen.

Als ob nie eine Gams den Totengraben bewohnt, — alles still, so öde ringsum. Fast rent mich schon der schöne Tag.

In einem schmalen Kamin geht's jekt aufwärts, der schwarzen Gump'e zu. Ich kenne sie. Dieselbe Geschichte. Sie ist weder besonders schwarz, noch entspricht ihre Gestalt dem, was man herzulande eine Gump'e nennt. Ein euges Felstar, das sich inmitten des Gebirg'stodes eingesenkt, wie die Höhlung eines Jahres. Der Kamin, den wir hinaufstiegen, endet in eine schmale Scharte. Höchste Vorfrist ist nötig!

Hier liegt ewiger Schatten zu dieser Jahreszeit. Infolgedessen zieht der Wind in das Kar. Ein Erbeben des Kopfes über den Rand der Scharte genügt für den Einsiedler, wenn er in seiner Klaus'e ist.

„Obacht! Obacht!“ flüstern wir uns zu.

Büch's herunter, Bahn übergezogen — nur ein



Vortragebuch-Bildung von Georg Gantzhorn in München

Feierabend

Nach dem Gemälde von Mathias Schmid

rascher Schuß kann da helfen. Jetzt haben wir die Scharte.

„Lassen S' mi schau'n," meint der Sepp.

„Gut, schau."

Vorsichtig bringt er den Kopf durch die Scharte, die kaum einen Mann durchläßt.

„Da ist er! A nagelneue Fährte! Sehn Sie's?"

Auf der andern Seite des höchstens 120 Meter breiten Karz zieht sich wie eine leuchtende Schnur eine Gemshährte, die quer in dem Geshchröß sich verliert.

Neue Hoffnung! Ich nehme den Feldstecher, — aber das ist seltsam!

„Sepp, was sagst du zu der Fährte? Das ist doch sein Lebtag kein Bod. Kein guter einmal gewiß nicht."

Auch Sepp bringt das Glas nicht von den Augen. „Ja fakra — das is ja a Goas, meiner Seele! Ganz frisch a no!"

„Wird halt Besuch bekommen haben, dein Einsiedler!"

„Das gibt's net," erwiderte ganz entrüstet Sepp. „Warten S' nur, glei wird er s' aufhauenfen — oder er is eh nimmer da."

„Ober er halt' euch alle zum Karz'n in seiner schwarzen Gumpen."

„Ja freil." Sepp war ganz ärgerlich.

Aber der Einsiedler kam nicht zum Vorschein, obwohl wir eine Stunde warteten.

Sepp wälzte sichtlich einen Plan in seinem Schädel. Die Fährte führte nicht mehr heraus aus dem Gewand' drüben, und gerade dort in dem Gewirr von Felsen war des Einsiedlers vorzüglichster Aufenthalt.

Plötzlich stand er ganz erbozt auf, griff nach seinem Bergstock. „Jetzt pack'n ma's an! Näher müß' ma!"

Das war leichter gesagt als getan. Der Abstieg in das Kar sah unheimlich her, außerdem galt es Vorsicht, daß kein Stein sich löste. Sepp voran, ich folgte. Alles geht, wenn es einem guten Gemshod gilt!

Steigend, gleitend kommen wir auf die Sohle des Karz, dann ging es hinüber auf die Sonnenseite. Der Schnee war jetzt flammig, lautlos; Felschen, Felsblöcke gewährten Deckung; aber der Wind ging uns in den Nacken.

Nicht ober uns zog sich die Fährte hin. Wir folgten ihr Schritt für Schritt in das Gewand.

Plötzlich gibt es Sepp und mir einen Riß. Er wirft sich förmlich zu Boden. Ich folge ihm.

„Die Goas!" flüstert er.

Ich spähe durch das Fatschengäßt vor mir. Nichtig, da steht sie auf einem Felsed, keine hundert Schritt weit. Starr ängt sie in die Tiefe. Das Spiel kenne ich, und schon geht's hinunter, daß der Schnee stäubt, auf unsrer Seite heraus. Ich lasse ihren früheren Standpunkt nicht an den Augen — und plötzlich ist er besetzt — tolschwarz steht er drüben.

„Fakra, der Dausiedler!" flüstert Sepp. „Jetzt jagt er s' außi."

Der Bod ist im Nu verschwunden — und nun beginnt eine wilde Jagd zwischen den Fatschen und Felsen, jeden Augenblick taucht ein schwarzer Körper auf, ob Bod oder Geiß ist nicht mehr zu unterscheiden, aber von „ausjag'n" keine Rede.

Ich höre deutlich das begierige „Blättern" des Bodes — dann wird's wieder still. Der Atem stockt einem, das Auge brennt.

„So a Tropf, so a grundfalscher," philosophiert Sepp in seinen Bart.

Da taucht der Geißgrind auf, dicht vor mir. Sie hat mich richtig schon erängt. Ein Pfiff — dahin die schöne Braut, daß die Fatschen wackeln.

Da tritt er herans, in seinem Wahn die Warnung überhörend. Jörnig schlägt er mit den Läufen, der zottige Hals ist gebläht.

„Schiäßen S'! Au Gottes willen schiäßen S'!" flüstert Sepp.

Ich setze das Korn in die schwarze Brust — ein kurzer Knall, vom Schnee gedämpft —, der Bod hebt sich vorn, überstürzt sich, wieder auf, und hinunter. — Sepp und ich nach, in wilder Eier. Schon leuchtet von weitem die rote Fährte als Verheißung — noch ein Sprung über ein Waud'l, und da liegt er im Schnee, der Einsiedler vom Totengraben. Noch einen vorwurfsvollen Blick — was hab' ich dir getan? — dann bricht das Auge.

Ich zittere vor Weidmannslust.

„Wirtli is er's, der Dausiedler! Jetzt trau' i aber loaner Kutt'n mehr," meint Sepp. „Ein Prachtler! Wie ein Bär! Und der Bart, der ihm auf dem Rücken steht!"

Sepp bricht ihn auf, nicht ohne heftigen Ausschall auf den Fatschen.

Ich betrachte mir die stille Klaus, in die er vor der Welt geflohen, um ihr, der raslosen Verführerin, jetzt doch zu erliegen. Wer weiß, welchen Zwiespalt dies Höhenberg erlitten, mit wela teuflichen Künsten es ihn von neuem umgarnet.

Im Totengraben herrschte wieder tiefe Ruhe, der Abend zog herauf und ergoß seine Glut über die Schneefelder. Die Fährte der Verführerin leuchtete jetzt wie eine Rubinienkette.

Der Sepp schritt vor mir, auf dem breiten Buckel des Einsiedler, in dessen Augen geisterhafte Lichter spielten.

Es war mir nicht einmal so recht extra hinterher, — als ob ich einen Frieden freudlich gerstört, — bis ich in das Wirtshaus zur „Keit'n" kam, dann war's vorbei mit aller Philosophie.

Der Dausiedler war die Benundernug von jung und alt, — und ich der Held des Tages.

Ob der Gelehrte von damals sein hartes Urteil über das „Begrußen" eines Einsiedlers beim Anblick des Toten zurückgenommen, weiß ich nicht — kann!

Es gehört immerhin die Anschauung eines Jägers dazu, um ganz darüber hinwegzukommen. Aber ich kann nichts dafür, ich denke immer noch mit verbrecherischer Lust an den herrlichen Weidmannstug und an den Einsiedler vom Totengraben.



Wellmole in Warnemünde

Die deutsch-dänische Dampffährenverbindung Warnemünde-Gjedser

Von

Bernhard Mann

Die Statistik der drei skandinavischen Reiche zeigt in den letzten zwanzig Jahren bei der Einfuhr eine wesentliche Verschiebung zugunsten des deutschen Handels. Unsere Industrie hat auch hier einen erfreulichen Sieg über die englische errungen, die früher fast den ganzen nordischen Markt beherrschte, sich heute aber mit einem von Jahr zu Jahr geringeren zweiten Anteil begnügen muß.

Dieselbe Erscheinung haben wir beim Touristenverkehr nicht nur in Dänemark und Schweden, sondern auch in dem entfernteren Norwegen, wo man früher fast ausschließlich Engländer traf, während heute der deutsche Vergnügungreisende den ersten Platz einnimmt.

Deshalb wird auch der Schiffsverkehr zwischen unsern Küstenplätzen und den nordischen Häfen ein immer regerer. Während wir im vorigen Jahrhundert lange Zeit nur eine einzige regelmäßige tägliche Postverbindung mit dem Norden und zwar auf der Route Kiel-Korsjör hatten, existieren heute schon ein postalischer Tag- und Nachtverkehr auf drei Linien Kiel-Korsjör, Warnemünde-Gjedser und Sæmih-Trelleborg, der abwechselnd von deutschen und dänischen oder schwedischen Schiffen besorgt wird.

Obgleich diese Schiffe bequem und elegant eingerichtet sind, hat das Reisen mit ihnen, namentlich nachts bei schlechtem Wetter, noch den einen großen Uebelstand, daß die Passagiere, an dem Hafensplatz angekommen, ihr Gepäck verlassen und aufs Schiff steigen müssen, um nach beendigter Seereise an der gegenüberliegenden Küste das Schiff wieder mit dem Zug zu vertauschen, der sie an ihr Endziel bringt.



Dampffähre am Anlegeplatz

Auch der Güterverkehr erleidet durch das Aus- und Einladen naturgemäß erhebliche Störungen und Mehrkosten, die bei einzelnen Waren recht empfindlich gefühlt werden, bisweilen auch den Versand unmöglich machen.

Deshalb darf es als ein nicht zu unterschätzender Vorteil angesehen werden, daß man sich auf der Route Warnemünde-Gjebser in Zukunft großer Dampftrajektfähren bedienen wird, auf denen ganze Eisenbahnzüge von dem einen Hafen zum andern befördert werden. Derartige Fähren sind nichts Neues. Schon seit vielen Jahren benutzen die dänischen und schwedischen Bahnen sie auf dem großen und kleinen Belt und auf dem Sund zwischen Kopenhagen und Malmö, sowie zwischen Helsingör und Helsingborg. Die hier gesammelten Erfahrungen haben zu einer derartigen vervollkommnung der Trajektfähren geführt, daß man sie heute ohne Bedenken, natürlich in vergrößerter Form und Stärke, auch auf hoher See zur Anwendung bringen darf.

Dieser neuen Einrichtung bringt man in allen beteiligten Kreisen, sowohl in Deutschland als in Scandinavien, die größte Aufmerksamkeit entgegen. Man verspricht sich von ihr, und wohl mit Recht, einen weiteren Aufschwung des deutschen Personen- und Güterverkehrs mit dem Norden.

Jedenfalls kann man sich eine bequemere Seereise als auf einer solchen Fähre nicht denken. Man besteigt in Berlin den Zug, richtet sich am Tage in seinem Coupé oder Spafswagen gemütlich ein oder begibt sich am Abend im Schlafwagen zur Ruhe und ist nicht gezwungen, bei Nacht und Nebel, bei Regen und Sturm seinen Wagen zu verlassen, sondern durchquert in ihm weit ruhiger die Ostsee, als auf einem Dampfer, weil die Trajektfähren naturgemäß breiter gebaut und mit wesentlich stärkeren Maschinen als andre Schiffe ausgerüstet sind, deshalb auch den Wagen einen größeren Widerstand leisten und sich nicht so leicht von ihnen hin- und herwerfen lassen, ein Umstand, der dem zur Seetrantheit Geneigten äußerst willkommen ist.

Die Linie Warnemünde-Gjebser, die, aus kleinen Anfängen hervorgegangen, nicht nur den Hauptpersonenverkehr zwischen Berlin und Kopenhagen bewältigt, sondern auch schon heute einen lebhaften Güterverkehr (Waren, Vieh, Fische) mit den dänischen Inseln vermittelt, besteht verhältnismäßig noch nicht lange. Anfang der siebziger Jahre erinnerte man sich daran, daß schon im Mittelalter ein reger, an



Das Hebewerk für die Eilenbahnchienen

von Königen und Fürsten benutzter Fährverkehr von Falster über die Ostsee nach Warnemünde eingerichtet war. Dieser wurde mit kleinen Yachten bewerkstelligt, und man wählte gerade diese Ueberfahrt, weil hier die Ostsee die geringste Breite hat, der Seeweg Falsterkontinent also der kürzeste ist. Vom Jahre 1873 an ließ man im Sommer täglich einen Dampfer zwischen Roskold und der kleinen regen Stadt Anslöbing auf Falster laufen, und als man den Vorteil dieser Route erkannte, schritten die beiderseitig interessierten Regierungen und die Stadt Roskold energisch ans Werk. Diesseits wurde die Bahn Neustrelitz-Warnemündegebaut, der Warnemünder Hafen erweitert und ein großes Bassin für die Postdampfer angelegt, während Dänemark sein Bahnnetz über

Anslöbing hinaus bis zu der Südspitze Falsters weiterführte und hier an einer Stelle, wo früher viele Schiffe strandeten und manches Menschenleben zugrunde ging, den kleinen, aber sicheren Hafen Gjebser anlegte. Die Eröffnung dieser neuen Linie fand im Jahre 1886 statt.

Als in den neunziger Jahren die Route Sahnitz-Trelleborg mit ihren deutsch-schwedischen Dampfern ins Leben trat, die die Reisenden von Berlin nach Stockholm mit Umgehung Kopenhagens an ihr Ziel brachte, wurde man in der dänischen Hauptstadt ängstlich und sann auf ein geeignetes Mittel, um den verlorenen schwedischen Touristenstrom wieder heranzuziehen.

Hierdurch entstand der Plan, auf der Route Warnemünde-Gjebser Dampffähren in Betrieb zu stellen. Doch war dies nicht so leicht geschehen, denn es handelte sich nicht nur um den Bau großer, kostbarer Trajektfähren. Damit die langen, breiten Kolosse die nötige Bewegungsfreiheit erhielten, mußte dänischerseits auch der kleine Hafen Gjebser vergrößert und vertieft und das Eisenbahnnetz wesentlich erweitert werden. Die Gesamtkosten, die Dänemark hierfür aufgewandt hat, betragen 13 Millionen Kronen.

Auf deutscher Seite mußte die Stadt Roskold unter Zuhilfenahme eines Landeszuschusses von sieben Millionen Mark ans Rüdicht auf die neue Verbindung und zur Belebung ihres übrigen Handels an ihrem Strom und speziell an seiner Mündung wiederum umfassende bauliche Verbesserungen vornehmen, die dem beliebten Badeort Warnemünde, wenigstens soweit er an der Warnow liegt, ein ganz verändertes Aussehen geben. Man hat ein

vollständig neues Strombett geschaffen, so daß die Warnow sich jetzt ohne Krümmung in die See ergießt. Es ist eine neue Ostmole gebaut, die Westmole, der Lieblingsaufenthalt der Badegäste, um ein Erhebliches verlängert und, um das Versanden der Einfahrt zu verhindern, mit einem sogenannten Sandhafen versehen, während man die alte Ostmole verkürzte und den alten Strom, der heute als Bootshafen für kleine Passagierdampfer, Lustjachten, Jollen u. s. w. reserviert bleibt, landwärts nur durch einen schmalen Kanal mit der neuen Warnow in Verbindung ließ. Die Einfahrt ist hierdurch von 45 auf 100 Meter verbreitert, eine Breite, die auch den großen Fährren ein bequemeres Aus- und Einlaufen gestattet.

Am dem Strom liegt aber mit der Front nach der See der neue Bahnhof mit seinem Schienengleise, an das die Fähre sich mit ihrem Heck oder Bug legt, um hier bei der Ankunft der Züge die für sie bestimmten Wagen mit lebender oder toter Last aufzunehmen. Diese rollen auf ihren nach dem betreffenden Wasserstand mit Elektrizität höher oder niedriger gestellten Gleisen auf das Schiff, das sich, nachdem die Wagen ordentlich besetzt sind, mit seiner schweren Ladung in Bewegung setzt, um je nach Wind und Wetter in 1¹/₂—2 Stunden die gegenüberliegende Küste zu erreichen.

Der Dampffährenbetrieb findet zweimal in 24 Stunden hin und her statt. Von beiden Seiten wird eine Tag- und eine Nachtfähre abgelaufen. Man verläßt am Morgen Berlin, resp. Ropenhagen und erreicht nach etwa zehnstündiger Fahrt, wovon 1¹/₂—2 Stunden Seereise, am Abend seinen Bestimmungsort. Dasselbe ist mit dem in später Abendstunde von der einen Hauptstadt zur andern abgehenden Nachtzuge der Fall. Auch dieser hat eine etwa zehnstündige Fahrt, ist also am nächsten Morgen an seinem Ziel.

Den Verkehr besorgen vier äußerst elegant eingerichtete Trajektschiffe. Von ihnen gehören zwei Fährren der medlenburgischen Eisenbahn und tragen deutsche Flagge, während die beiden andern der dänischen Staatsbahn gehören und den Schiffen unter dänischer Flagge fahren. Drei von diesen Fährren sind bei Schichau, die vierte auf der Schiffswerft in Delsingör gebaut. Die eine Fähre ist gleichzeitig als Eis-

brecher konstruiert und deshalb mit besonderen Verstärkungen versehen. Hierdurch hofft man, auch im strengsten Winter und unter den ungünstigsten Eisverhältnissen den Personen-, Post- und Güterverkehr über die Ostsee aufrecht zu erhalten.

Die Fährren haben nicht ganz die gleiche Größe. Die größte, die bei Schichau gebaute Doppelschraubenfähre „Medlenburg“, hat eine Gesamtleistung von 2400 Pferdekraften mit einer Geschwindigkeit von 14 Knoten. Die Hauptabmessungen des Schiffes sind: Länge zwischen den Perpendikeln 86 Meter, Breite über den Spanten 14 Meter, Breite über den Schenkelleisten 17,70 Meter, größte Breite mittschiffs 7 Meter. Der Tiefgang bei voller Belastung beträgt 4,12 Meter.

Auf dem Oberdeck befinden sich zwei Schienentränge, die sich vorn und hinten zu einer Weiche vereinen. Auf ihnen stehen die mitzunehmenden Eisenbahnwagen. Zwischen den Gleisen erheben sich mittschiffs die Maschinen- und Kesselschächte, während an beiden Seiten die Deckhäuser sich ungefähr auf halbe Schiffslänge erstrecken, in denen sich der geräumige Rauchsalon für 1. und 2. Klasse, die Küche, Wirtschaftsräume, Kammer für den Kapitän, Offiziere und Zollbeamte, die Post- und Paketräume befinden. Auf dem Oberdeck sind zum Befestigen der Wagen eiserne Ringbolzen und an den Enden der Gleise klappbare Puffer angebracht.

Ueber dem Oberdeck erstreckt sich in Länge der mittleren Seitenhäuser ein Bootsdeck und darüber das Promenadendeck, auf dem der besonders vornehm ausgestattete Salon für fürstliche Persönlichkeiten liegt, der aber auch für Damen und Nichtraucher benutzt wird. Am vorderen Ende des Promenadendecks liegen Karten- und Steuerhaus, sowie die Kommandobrücke, über der sich in Höhe



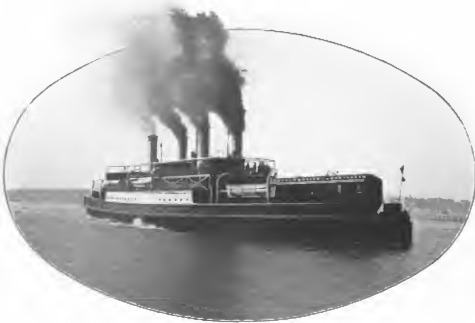
Dampftrajektboot mit Eisenbahnzug

der Kartenhäuser noch eine zweite Brücke befindet. Auf dem Bootsdeck sind auf jeder Seite zwei Rettungsboote befestigt. Weitere zwei Rettungsboote haben ihren Platz, in hohen Bootsdavits hängend, auf dem hinteren Oberdeck. Vom hinteren Oberdeck erreicht man den Speisefalon, den Damenfalon und die Passagierkammern I. und II. Klasse, die mit größter Eleganz ausgestattet sind. Es sind hier Schlafabteilungen für 36 Personen I. und II. Klasse vorhanden, während im Speisefalon gleichzeitig 55 Personen essen können. Ueber dem vorderen Oberdeck befindet sich ein Salon III. Klasse, ein Damenfalon III. Klasse und die Käume für die Schiffsbesatzung. Auch die kleineren Fährdampfer sind überaus stattliche Schiffe. Die deutsche Madfahre Friedrich Franz IV. macht mit ihren vier Schornsteinen aus der Ferne den Eindruck eines Kriegsschiffes, die auf der Werft von Helsingör erbaute Schraubenfahre „Prinz Christian“ hat zwei Schornsteine hintereinander. Einen eigenartigen Anblick gewährt es, wenn plötzlich durch Maschinenkraft der Bug des Schiffes aufgeklappt wird, so daß ein hohes Tor entsteht, durch das dann der bereits stehende Bug auf das Deck geschoben wird.

Am 30. September fand die Eröffnung dieser ersten Dampffährenverbindung auf hoher See im Beisein einer Anzahl Mitglieder der dänischen Königsfamilie und des großherzoglich mecklenburgischen Hauses statt. Der greise König von Dänemark hatte es sich nicht nehmen lassen, diese neue Verbindung, die den Verkehr seines Landes mit dem mächtigen deutschen Nachbarreich hoffentlich immer mehr heben wird, in eigener Person zu eröffnen.

Und so trafen sich denn auf der See von Warnemünde einer der ältesten und einer der jüngsten Fürsten Europas. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin Friedrich Franz IV. zählt bekanntlich erst wenig über 20 Jahre. Die hohen Gäste bestiegen erst den deutschen Fährdampfer und machten mit ihm bei prachtvollem Wetter die Ueberfahrt nach Gjedser. Die Rückfahrt wurde dann auf dem dänischen Schiffe zurückgelegt, dem die dänische Königsjacht und ein dänisches Kriegsschiff das Geleit gaben. Ein Festmahl in der ehrwürdigen Stadt Rostock, die einst eine Hauptstütze des Danzabundes war und sich auch bis heute eine sehr unabhängige Stellung im mecklenburgischen Staate gewahrt hat, beschloß die Feier.

Die Erwartungen, die an diese neue Fährverbindung geknüpft werden, sind beiderseits sehr groß. Die mecklenburgischen Bahnen hoffen damit den ganzen Transitverkehr mit den verschiedenen nordischen Ländern an sich zu ziehen, und so dem übermächtigen Nachbar, der preussischen Staatsbahn, erfolgreich Konkurrenz machen zu können. Dänemark erwartet eine starke Erweiterung seines Absatzgebietes nach Süden. Schon ist in Kopenhagen das Projekt aufgetaucht, dänisches Fleisch in Kühlwagen mittels der neuen Fähr direkt auf den Berliner Markt zu bringen. Auch an Konkurrenzentwürfen fehlt es nicht, und Preussen und Schweden scheinen nicht übel Lust zu haben, den Verkehr auf der Strecke Sankt-Trilleborg zu wiederholen. Voraussichtlich wird sich also ein friedlicher Wettkampf entwickeln, von dem wohl am Ende alle Beteiligten Gewinn haben werden.



Auf der Fahrt

Die Marskanäle als Illusionen

Jedermann, der zu den Gebildeten zählt, hat von den Marskanälen gelesen oder wenigstens gehört von jenen feinen, schnurgeraden, in fast geometrischer Anordnung sich zeigenden dunkeln Linien, die von verschiedenen Astronomen mit Hilfe ihrer großen Fernrohre auf dem Planeten Mars gesehen worden sind. Der erste, der eine Anzahl dieser feinen Linien sah und seit 1877 beobachtete, war der berühmte Himmelsforscher Schiaparelli in Mailand. Von ihm rührt auch die Bezeichnung „Kanäle“ her. Freilich durfte man dabei nicht unmittelbar an irdische Kanäle denken, denn die dunkeln Linien auf dem Planeten Mars hatten ihrem Aussehen nach immerhin eine Breite von mindestens 50 km bei einer Länge bis zu 1000 und selbst über 2000 km. Verbindet man mit der Vorstellung eines Kanals wie gewöhnlich den Gedanken an Herstellung durch vernunftbegabte Wesen und zu Kulturzwecken, so lag auf der Hand, daß die Marskanäle von zu großen Dimensionen sind, als daß sie mit Hilfsmitteln, vergleichbar denjenigen der heutigen Menschheit, ausführbar wären. Auch hat Schiaparelli in seinen ersten Mitteilungen nicht daran gedacht, die Marskanäle als künstliche Ausführungen von Marsbewohnern hinzustellen. In den Jahren 1879 bis 1896 zeigten sich aber immer mehr Kanäle auf dem Mars, indem auch andre Beobachter, die über große Fernrohre verfügten, solche entdeckten, ja zuletzt stieg die Zahl der Kanäle auf mehr als 100. Dazu kam, daß diese Kanäle sehr häufig oder fast immer große dunkle Flecke, die man als Meere oder Wasseransammlungen betrachtete, auf kürzestem Wege miteinander verbinden, daß an andern Stellen mehrere Kanäle sich unter bestimmten Winkeln durchschneiden, so daß eine zweckdienliche Anordnung geradezu augensfällig schien. In der Tat vereinigten sich alle Umstände zu dem Schlusse, daß diese Kanäle bestimmt seien, Süßwasser aus den polaren Gegenden der nördlichen Marshalbkugel dem Innern der Festländer dieses Planeten zuzuführen.

Ein Umstand machte jedoch der Deutung große Schwierigkeiten, nämlich die seit 1882 und wiederum zuerst von Schiaparelli wahrgenommene Verdoppelung vieler Kanäle. Zur Rechten oder Linken einer schon bestehenden Linie zeigte sich nämlich, ohne Wenderung des Laufs oder der Richtung dieser letzteren, eine zweite gleiche und parallele Linie, äußerst nahe bei der ersten, so daß beide wie ein Schienenpaar sich darstellten. Diese Verdoppelungen, die auch von andern Beobachtern gesehen wurden, setzten der Erklärung die größten Schwierigkeiten entgegen, man stritt jahrelang über ihre Deutung. Mittlerweile fand sich aber, daß die größten Fernrohre die Doppellinien keineswegs deutlicher zeigten als kleinere Instrumente, sondern daß stets die Verdoppelung an der Grenze der Wahrnehmbarkeit blieb und nur mit der äußersten Schwierigkeit eben

noch erkannt oder vermutet werden konnte. Nach dem Aussehen in Schiaparellis Fernrohr mußten die beiden Linien eines Doppellinien 350 bis 500 km voneinander entfernt sein; gemäß dem Aussehen in den viel größeren amerikanischen Fernrohren dagegen nur 150 bis 250 km. Damit war erwiesen, daß die Verdoppelung nur eine Augentäuschung sein konnte, und so fiel eine große, ja unübersteigliche Schwierigkeit in der Deutung dieser Gebilde fort. Au dem Vorhandensein der einfachen Kanäle aber zweifelte kein Beobachter. Jetzt sind nun höchst merkwürdige Nachrichten über Versuche bekannt geworden, die geeignet sind, die Existenz der zahlreichen einfachen Marskanäle stark in Zweifel zu setzen, ja alle Theorien über die Zustände auf dem Mars, die man auf Grundlage der Kanalentdeckungen aufgestellt hatte, umzustürzen. Die beiden Astronomen Maunder und Evans von der königlichen Sternwarte in Greenwich haben folgendes Experiment angestellt. Eine runde Scheibe von einigen Zoll Durchmesser wurde vor einer Klasse von Schülern zum Abzeichnen aufgestellt. Diese Knaben waren in verschiedene Entfernungen von der Scheibe postiert, und jeder erhielt ein Stück Zeichenpapier, auf das ein runder Kreis vorgezeichnet war, mit dem Auftrage, in diesen Kreis alles einzuzichnen, was er auf der entfernt aufgestellten Scheibe wahrnehmen könne. Auf dieser letzteren waren die dunkeln Flecke des Mars eingezeichnet, die man in sehr guten Fernrohren sieht, aber keinerlei Spur von feinen Linien oder Kanälen; nur war der helle Grund zwischen den dunkeln Flecken in durchaus unregelmäßiger Weise mit zerstreuten Punkten besät. Die Knaben wußten durchaus nicht, um was es sich handle, auch hatten sie niemals eine Darstellung des Mars gesehen; die meisten waren im Alter von 12 bis 14 Jahren. Die Versuche mit ihnen wurden häufig wiederholt. Als Ergebnis stellte sich heraus, daß diese Knaben in fast allen Fällen keine gerade Linien zeichneten, die durchaus mit den Kanallinien der Astronomen übereinstimmten und zwar sowohl im Aussehen als in ihrem Verlauf. Viele von den Kanälen der Marskarten erschienen auf diesen Knabenzeichnungen wieder, sogar vereinzelte Doppellinien. Die beiden Astronomen Maunder und Evans ziehen aus diesen Versuchen den Schluß, daß Linien, die alle charakteristischen Merkmale der Marskanäle besitzen, von vollständig unbefangenen, scharfschauenden Beobachtern auf Objekten gesehen werden können, die tatsächlich durchaus keine solchen Linien aufweisen. Diese Wahrnehmungen sind aber keineswegs Einbildungen, sondern nur durch das Auge veranlaßte Verbindungen von Formen, die in Wirklichkeit einen ganz andern Charakter besitzen. Die Hauptquelle, aus der die kanalähnlichen Eindrücke hervorgehen, ist die Tendenz der Wahrnehmung, sehr kleine Punkte

miteinander zu verbinden. Aus allem schließen die beiden genannten Astronomen, daß die so viel besprochenen Marskanäle lediglich Illusionen und alle darauf gebauten Schlüsse hinfällig sind. Bis jetzt stehen die Bemerkungen derjenigen Astronomen,

die Marskanäle zeichneten, zu den vorstehenden Schlußfolgerungen noch aus, aber man kann nicht in Abrede stellen, daß letztere sehr vieles für sich haben und die Existenz der meisten dieser Kanäle durchaus zweifelhaft geworden ist. n.

Fliegendes Blatt

Es flog ein Blatt im Winde —
Am Vergesbang auf hohem Ast
Ward plötzlich es vom Sturm erfaßt,
Und losgerissen flog's dahin
Im Zickzack ohne Zweck und Sinn
Das Tal hinab geschwinde.

Hier stand ein Fenster offen
An einem alten, düstern Haus,
Da guckte einer grad heraus;
Das war ein menschenscheuer Tropf
Mit einem halbergrauten Kopf,
Und den hat es getroffen.

„Was soll denn das bedeuten? —
Daß hier es dürre Wälder schneit,
Ist auch nichts, was den Menschen freut,
Hätt's einen Sinn, so wär' es der:
Du bist ja selbst geschnitten hierber,
Bist fremd bei fremden Leuten!“ —

Er nimmt das Blatt herunter,
Zum Fenster weit hinaus gewandt
Legt er es auf die flache Wand
Und bläht es weg. Da fliegt es fort
Und senkt sich hier und hebt sich dort
Und wiegt sich lech und munter.

Doch lang hat's nicht getrieben
Dies Schaufelspiel, da fiel's herab,
Ein schwerer Fuß grub ihm fein Grab,
Der Alte sah's, und dieses hier
Hat flugs er auf ein Blatt Papier
Mit finnem Stift geschrieben:

So flieg hinaus geschwinde
Auch du mein Blatt! Dir wird's ergehn,
Wie jenem andern ist geschehn.
Denn all mein Streben, all mein Glück
Erlag dem gleichen Mißgeschick —
Ich bin ein Blatt im Winde.

E. Jentke

Viel Lärm um nichts

(Zu dem nebenstehenden Bilde)

Eine charakteristische Szene aus dem Wiener Volksleben führt uns der Zeichner mit treffender Naturwahrheit vor Augen. In den Vorstadthäusern der Kaiserstadt, wo oft 40 bis 50 Mietparteien unter einem Dache hausen, bildet der gemeinsame, langgestreckte Hof das Verbindungsglied und das Zentrum des inneren Verkehrs. Nicht nur im Erdgeschoß öffnen sich Fenster und Türen auf den gepflasterten Raum, auch im ersten Stock zieht sich eine Galerie herum, zu der eine Treppe emporführt. Im Hofe werden allerlei häusliche Arbeiten verrichtet, dort spielen die Kinder und tauschen die Erwachsenen Neuigkeiten aus, scherzen, plaudern und — streiten wohl auch miteinander. Wie die Menschen nun einzeln sind, gibt es unter so vielen meist auch einen Krakeeler, der mit aller Welt Streit anfängt, und ganz naturgemäß ist in solchen Fällen der Hof das gegebene „Milieu“, in dem dergleichen Szenen sich abspielen. Der Alte auf unsemr Bilde ist ein solcher leicht gereizter Mensch, der über jede Kleinigkeit sich aufregt und dann zum „Gaudi“ der Zuschauer einen gewaltigen Lärm vollführt. Diesmal ist er mit der alten Frau, die auf der Galerie die Beinleider ihres Ehegemahls oder Sohnes reinigt, aneinander geraten. Vergeblich sucht ihn seine Tochter zu beruhigen; unter lauten Schmähungen steckt er die gebaltene Faust gegen die Widerfacherin empor, die ihm sicher-

lich kein Wort schuldig bleibt, und so entwickelt sich unter den beiden eine Konversation, die allerdings in keinem Lehrbuche des guten Tones verzeichnet steht. Dies lärmende Randquett hat zahlreiche Zeugen, denen es eine willkommene „Geh“ ist. Der biedere Schlosser im Hintergrunde, sowie vorn an der Treppe der stramme Fleischhacker und das Dienstmädchen denken augenscheinlich: „A so a Kemasurri—surri—surri hab' i gern.“ Das kleine Mädchen blickt etwas schen den in immer ärgere Wut geratenden alten Hühkopf an, und die Kartoffelschälerin im Vordergrunde schüttelt mißbilligend den grauen Kopf und meint, daß so was doch a rechte Schand sei. Bald wird dieser Lärm um nichts noch mehr heftiger herbeiloden; nur eine Mitbewohnerin des Hauses, die würdige Sprachlehrerin, die ihre beschränkten Mittel zwingen, möglichen billig zu wohnen, ignoriert die „Gagachi“ und schreiet, ohne sich nach den Streitenden umzuschauen, in möglichst vornehmer Haltung davon. Uebrigens arten solche Streitereien nur selten aus, so daß man etwa gar genötigt ist, den nächsten Wachmann, der das Auge des Geseßes“ repräsentiert, herbeizuholen; in der Regel bleibt es bei einem großen Geschrei, und oft genug kommt es, wenn das Mißverständnis aufgeklärt ist, zu einer Versöhnung unter großer Rührung.



Uiel Cärm um nichts. (Wiener Vorstadtbild)
Nach einer Zeichnung von August Mandlick

Die Teeplückerin

Chinesische Erzählung

von

Karl Rampf

Der Herbst kam ins Land, und mit ihm brach auch die Zeit der dritten Tee-Ernte heran. Die Plücker und Plückerinnen der Ebene näherten sich in hellen Scharen den Hügeln von Fu-Tschu, ja selbst die Bewohner der schwimmenden Häuser lehrten dem Flusse den Rücken und verdingten sich gegen einige Stücke Ziegelteer an die Plantagenbesitzer als Erntearbeiter.

Auch Tu-May verließ den Sampan*) ihrer Großeltern, unter dessen Rohrdecke sie sich sonst ihren träumerischen Gedanken hingab, und stieg das Gelände hinan. Sie schlüpfte zwischen den doppelten Reihen der Arbeitsschenden hindurch, die der alte Tscheng, ein reicher Teeplanzer, musternd abschrift. Er unterwarf die Hände der Arbeiter und Arbeiterinnen in bezug auf ihre Feinheit und Behendigkeit einer sorgfältigen Prüfung und überzeugte sich, ob ihr Mund vollständig rein sei, denn er war besonders darauf bedacht, daß man seine zarten Lieblinge nicht mit groben Fingern antaste und ihnen den feinen Wohlgeruch nicht durch einen ungesunden Atem benähme.

Er war freudig überrascht, als ihm aus dem weiten Aermel des alten Kimenkleides die zartesten Finger, die er je gesehen hatte, entgegengetreckt wurden, weidete sich hierauf an dem Anblick der entzückend frischen, korallenroten Lippen und der herrlichen Perlenzähne Tu-Mays und rief mit bewegter Stimme: „Gschim! Gschim! Komm rasch her! Ich hab' sie endlich! Ich habe unfre erste Plückerin gefunden!“

Der Kopf eines jungen Mannes, der einen Schreibstift aus seinem Bambusrohr hinter dem Ohre trug, lugte zwischen den Zweigen eines Wurzelbaumes hervor und verschwand sofort wieder ohne ein Wort der Zustimmung. Das junge Mädchen aber hatte, als sein Blick den ihrigen kreuzte, die Augen gesenkt, und die große Fehle ihres nackten Fußes bohrte sich in den Sand des Vorhofes tief ein.

Kaum hatte die Sonne die Augen des jungen Tages geöffnet, als der ganze Abhang von dem Leben neuer Schaffenskraft erbebte. Ein geheimnisvolles Rauschen hatte sich in der andächtigen Stille des lauen Frühmorgens erhoben, der von emporsteigenden balsamischen Dämpfen erfüllt worden war.

Die Plücker hatten sich in den Gärten zerstreut. Sie waren schwarz gekleidet, hatten einen Tragkorb auf dem Rücken und huschten wie kleine, bewegliche Schatten, die sich bückten und immer wieder aufrichteten, rührig von Strauch zu Strauch. Unter den Bewegungen der Tausende ging's wie

das Säuseln einer lauen Brise durch das Laubwerk, und es drang wie ein leises Fliesen der Luftwellen, die über die Höhen des Fu-Tschu strichen, bis zu den Toren der Dafenstadt.

Der alte Tscheng, dessen Gesichtsfalten eine neue strahlende Freude geglättet hatte, führte Tu-May seinen kostbarsten Anlagen zu. In der einsamen Einfriedung, die sich hinter einem Vorhang buntblättriger Bambusen, schwächlicher und mannigfaltiger Bäumchen und Sträucher den Blicken der Neugierigen entzog, öffneten sich die ersten und wohlriechendsten Knospen, die zur Bereitung des für den Kaiser bestimmten und von ihm bevorzugten Aufgusses bestimmt waren. Winzig kleine Pagoden stiegen an den vier Enden der Gartenmauer stufenweise an, und das junge Mädchen glich in ihrer langen weißen Tunika der Fee eines reizenden Puppengartens. Man verehrte sie während der ganzen Erntezeit fast wie eine geheiligte Persönlichkeit. Sie lebte ganz allein, von den übrigen Arbeitern abgeschlossen; man vermied es, ihr zu begegnen, ebenso wie einer Witwe oder einer vermmintten Gestalt; man setzte ihr bloß Früchte und Blumen vor und wies ihr ein kleines Gäuschen, das wie ein Lampion durchscheinende Papierwände hatte, als Wohnung an.

Gschim, der Sohn des Teeplanzers, der einer gelehrten Gesellschaft angehörte und an einem wissenschaftlichen Werke arbeitete, wurde mit der Ueberwachung der kaiserlichen Ernte betraut. Er nahm mit seinem In Schnapf und einer Papierrolle im Schatten eines alten Ahornbaumes Platz, folgte aber, statt zu schreiben oder die Teezweige zu zählen, den lieblichen Bewegungen der schlanken, zarten Gestalt Tu-Mays mit den Augen und bewunderte die Behendigkeit ihrer Finger, die sich wie weiße Kolibris zwischen den Teeknospen bewegten. Sie huschte zwisch hin und her, stand bald auf den Fußspitzen oder kniete nieder; die herrlichen Armspannen, die sie an ihren feinen Handgelenken trug, strahlten ein magisches Feuer aus; es waren die Annulette einer guten Ernte. Das rote Band, an dem das Körbchen hing, hob sich wie ein Blutstreifen von dem weißen Halskragen ab, und der junge Mann versiel auf den Gedanken, zwischen dem schönen Künd und einer zum Tode verurteilten Wasserjungfer, die vor den schönsten Blüten des Frühlings ihren Lieblingstreigen tanzt, Vergleiche anzustellen.

Bald darauf begann er zu schreiben. Die Metaphern vereinigten sich mit Alliterationen und Assonanzen zu langen rhythmischen Sätzen, die mit den Bewegungen der kleinen Tu-May übereinstimmten.

*) Flußfahrzeug, das als Wohnung dient.

Als am Abend die Teeplückerin die Knospen, die sie tagsüber gesammelt, vor seinen Augen ausbreitete, warf er ihr die beschriebene Kiste ins Körbchen und eilte verwirrt davon.

In den darauffolgenden Tagen machte er weitere Verse und legte sie ihr wie am ersten Abend in das geleerte Teeorbchen.

Er sah einmal in der Nacht beim Vorbeigehen an dem Häuschen des jungen Mädchens, daß es über seine Verse gebeugt saß und mit ihren feinen Fingern die großen schwarzen Lettern streichelte, aber gleichzeitig wurde er auch gewahrt, daß sie sie verkehrt betrachtete.

„Was nützt es mir, zu schreiben, wenn Tu-May nicht lesen kann!“ sagte sich der Jüngling, machte keine Verse mehr, betrachtete sie aber um so aufmerksamer, und sie schien ihm von Tag zu Tag schöner und begehrenswerter zu sein.

Er schloß gar oft die Augen, um nicht der Versuchung zu unterliegen, sah sie aber doch immer vor sich, hörte sie und fühlte sie stets in seiner Nähe.

Tscheng, der mit dem Tee-Ertrag sehr zufrieden war, besenkte die Pflücker und Pflückerinnen am letzten Erntetage, der festlich begangen wurde, mit je einem Kleidungsstück. Tu-May aber bekam ein vollständiges, ganz neues Kleid aus schwerer Seide und eine goldene Haarnadel.

Die dem Gotte der kleinen, wohlriechenden Blätter geweihte Pagode war mit Blumenkränzen und Rosensträußen geschmückt.

Die Erntearbeiter und Arbeiterinnen kamen am Morgen, um dem Götzen je eine Tasse Tee als Opfer darzubringen. Tu-May schritt mit einer Tonsaße voll feinsten Teeknospen in der Hand allen voran. Sie hatte ans diesem Anlasse das neue Kleid und allen ihren Schmuck angelegt, frische weiße Blüten in ihr schwarzes Haar geflochten, ihr Antlitz geschminkt und sah wie eine Braut aus.

Dschim fand sie schöner und reizender denn je. Mählich aber bemerkte er seinen Vater, der den Gegenstand seiner Liebe und Verehrung begehrlieh anstarrte. Bei diesem Anblick verlor im Nu die ganze Freude des Sohnes, und er fühlte sich plötzlich unwohl; es schien ihm, als seien die Rosen in Tu-Mays Haaren weck geworden und die feinen Teeknospen, die sie opfern wollte, hätten sich in lebendes Gewürm verwandelt.

Er blieb allen Belustigungen des Erntefestes fern, ging die Abhänge hinan und betrat den kostbarsten Teegarten seines Vaters. Das Lispeln der zarten Knospen war verstimmt, die Sträucher streckten ihm die entlaubten Zweige traurig entgegen, und der Erde entstieg ein eigentümlicher Luft wie von zertretenen toten Blüten. Von weitem drang das Krachen und Pischen der abgebrauchten Feuerwerkskörper, die Musik der Schauspielertruppe und das monotonen Tröbnen des Gong der Pagoden an sein Ohr.

Erst beim Anbruch der Nacht trat er den Heimweg an, sah, als er an der Befassung der Teeplückerin vorbeiging, eine Silhouette, die sich von der Papierwand scharf abhob, und hielt im Gehen inne, um sich an dem Anblick des Schattens Tu-Mays zu ergötzen. Sie hatte ihn bemerkt und sich dem Fenster genähert. Sie blieben so eine Zeit-

lang einander gegenüber und bloß durch die dünne Papierwand getrennt, stehen. Dschim glaubte, ihre feine Haut zu fühlen, und die Wärme, die ihr Körper ausstrahlte, machte ihn liebetrunken.

„Höre mich an, kleines Schwesterchen,“ sagte er zu ihr, „ich reise morgen mit meinem Tee in meiner Tschunke von Penking; ich bitte dich, hier nicht länger zu verweilen, sondern auch abzureisen. Kehre in den Sampan deiner Großeltern zurück, gehe dort deiner Beschäftigung nach und webe dir, teuerstes Schwesterchen, dein Brautgewand, denn in einem Jahr werde ich zurückkehren und dich als mein süßes Weibchen heimführen! Willst du, teuerstes Schwesterchen?“

„Bruder, großer, geliebter Bruder! Ich werde morgen abreisen und in einem Jahr mit meinem Sampan und meinem Brautgewande deiner schönen Tschunke auf dem breiten, gelben Flusse entgegenfahren!“

„Tu-May, meine Verlobte, bedenke, daß uns die Nacht hört und der Mond uns sieht! Reiche mir deine Lippen, damit ich deine Seele einatmen kann!“

Tu-May zog die goldene Haarnadel, die ihr der alte Tscheng geschenkt hatte, aus ihrem Haargeflecht, durchstach mit ihrer Spitze das Papierglas ihres Fensters und reichte Dschim durch den Riß ihre Korallenlippen.

Nach elf Monaten kam Dschim mit seiner Tschunke zurück, spähte aber vergebens bei der Flussmündung nach der Bark seiner Braut aus. Er rief alle Fischer an, konnte aber nichts erfahren.

Eendlich begegnete er einer alten Fischerfrau, die ihm mitteilte, daß Tu-May das schwimmende Häuschen ihrer Großeltern gegen einen Palast auf einem Hügel verkauft habe und dort den einst selbst gepflückten Tee trinke.

„Und ihre Großeltern?“

„Sind gestorben und in Ehren bestattet.“

„Und ihr Sampan?“

„Ich verwende sein Holz, um mir damit Wasser zu wärmen.“

„Und ihr Brautgewand?“

„Ist längst zerrissen. Ha!... Ha!“

Dschim lehnte trostlos in das Haus seines Vaters zurück.

Das geheimnisvolle Mäuschen hatte sich neuerlich erhoben, und die laue Morgenluft erfüllten balsamische Düfte. Die Pflücker hatten sich in den Teegärten zerstreut, aber der junge Mann schritt an der Einsriedigung vorüber, ohne einzutreten.

Sein Vater gab anlässlich seiner Rückkehr ein großes Fest. Er ließ Musiker und Tänzerinnen kommen, aber Dschim merkte gar nicht, daß man seine eignen Gedichte, die er einst im Schatten eines alten Hornbaumes niedergeschrieben hatte, vortrug. Er hörte eine andre Stimme, die er in den Frauengemächern zu erkennen glaubte; es war eine liebevolle Stimme, die ihn an das Sänseln und Surren der Blätter und an die Korallen eines schönen Mundes erinnerte, der gegen das Papier eines Fensters gedrückt war.

Er schloß die Augen die ganze Nacht hindurch und betrat spät am Abend des nächsten Tages

ganz unwillkürlich den kostbarsten Garten seines Vaters.

Er erkannte ihn kaum. Zwischen den schwächlichen und mannigfaltigen einheimischen Bäumchen und Sträuchern erhob sich ein großes, majestätisches Doppelgrab, vor dem eine zarte weiße Frauengestalt auf den Knien lag und weinte.

Er trat näher, um die Inschrift des Grabsteines zu lesen. Die Knieende wendete sich plötzlich um, und er erkannte bei dem Glanze der funkelnenden Sterne Ty-Mao. Er breitete die Arme aus und wollte sie küssen, schreckte aber zurück, denn er hatte bemerkt, daß sie die Goldketten und Kleider der Sklavinnen seines Vaters trug.

Er blieb vor ihr stehen, sie betrachteten einander sehr lange, und eine große Traurigkeit malte sich in ihren Gesichtern. Ty-Mao erhob endlich den Finger, wies auf die Inschrift in Marmor, und Hachim las, daß sich Ty-Mao für das Grabdenkmal ihrer Großeltern seinem Vater verkauft habe. Er faßte sie bei der Hand; sie nahmen auf

einer der Leuchtkästen Platz und begannen vor der herrlichen Tür, die mit frischen Blumen geschmückt war und in die Gruft führte, über die Bitterkeit ihres irdischen Lebens nachzudenken.

Der Mond einer schönen Herbstnacht kam eben jenseits des Hügels zum Vorschein, die Blütenknospen des Tees waren in dem sahlen Lichte blaß geworden und erlitterten bei dem kühlen Winde, der die Äste bewegte.

Dschim sagte zu Ty-Mao:

„Erinnerst du dich, kleines Schwesterchen, des ersten Tages, an dem du Teepflückerin meines Vaters geworden? Du hattest damals an Stelle deiner Halskette ein rotes Bändchen, und ich habe dich mit einer zum Tode verurteilten Wasserjäger verglichen, die vor den schönsten Blüten des Frühlings ihren Lieblingsreigen tanzt.“

Sie weinten still vor sich hin, mußten aber, daß die Lebenden den Toten Opfer ihres Glückes schulden, und gaben sich mit ihrem Schicksal zufrieden.

L i t e r a t u r

Vor zehn Jahren veröffentlichte Nicarda Buch ihren ersten Roman „Erinnerungen von Ludolf Urslem dem Jüngeren“, der von allen kompetenten Beurteilern als die erste Probe eines ungewöhnlich starken und eigenartigen Talents erkannt wurde. Die folgenden Romane haben ihre hervorragende Begabung immer klarer zutage treten lassen und ihr einen Rufkreis gewonnen, der mit Spannung jeder ferneren Gabe der Dichterin harret. Auch ihr neuestes Werk, der Roman „Von den Königen und der Krone“, der toeben bei der Teulbich Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen ist (Preis gebunden 5 Mark), offenbar in der groß angelegten und durchgeführten Komposition wie in allen Einzelheiten eine reife künstlerische Meisterleistung, und man wird ihm das Lob nicht oerhalten dürfen, daß ein Dauch Goethe'schen Geistes darin wehe. Nicarda Buch liebt es, in die Veräblung symbolische Momente einzuführen. Diesmal beginnt sie mit einem halb sagenhaften Heldentat der Vorfahren, um uns die Schicksale der letzten Abkömmlinge dieser von ihrer Höhe gestürzten Könige vorzuführen. Der Roman offenbar in jeder Zeile die Eigenart der Dichterin und ihre wunderbare Gestaltungskraft; er ist ganz und gar persönlicher Kunst und selbst ebenso sehr durch die Kraft der Charakteristik und die Feinheit der psychologischen Beobachtung wie durch die oft an Wölin gemahnende Blüthe des Kolorits.

Das Schicksal zweier Menschen, die füreinander bestimmt schienen, aber durch die Verhältnisse getrennt sind, behandelt die Dichterin, die unter dem Namen Franz Rosen schreibt, in ihrem Roman „Die Frau Valromin“ (Taschen, G. Wierlson). Die junge Gutsderrin ist zwar durch den Tod ihres Vaters frei geworden, aber der Varrer, dem sie ihre Neigung zuwendet und der diese im stillen erwidert, ist gebunden, und zwar an eine Frau, von der er sich nicht verlassen glaubt. Indessen birgt sich in dieser schlichten Frau ein viel tieferes Empfinden, als er ahnt; ist sie doch aus Liebe zu ihm bereit, an Gunsten der Wootzugen zu verzichten. In solchem Opfer kommt es jedoch nicht, denn wie der Varrer, so befinnt sich die Frau Valromin auf das bessere Teil, und wenn die Entschagung ihnen auch Schmerz bereitet, so lernen sie doch überwinden und gelangen wieder zu reinem Glück. Der passenden Handlung entspricht der Roman, ist recht jedoch durch wohlalogenie Stimmung und gute Zeichnung der Charaktere an.

Von Gregor Samarow's berühmtem Zeitroman „Im Zepter und Krone“ ist jetzt bei der Teulbich Verlags-Anstalt in Stuttgart eine neue Ausgabe erschienen, deren billiger Preis (3 Mark gegen 10 Mark der früheren Ausgabe) die Anschaffung dieses Meisterwerkes des jüngst verstorbenen Schriftstellers allen ermöglicht, die es bisher noch nicht kennen gelernt haben. Auch heute, dreißig Jahre nach dem ersten Erscheinen des Romans, begriff man

noch das große Aufsehen, das diese Schilderung der politischen Vorgänge vor und bis 1846 durch ihre Anschaulichkeit und Lebendigkeit erzeugt hat. Die Weltereignisse im Gewande des Romans vor dem geistigen Auge vorüberziehen zu lassen, wird immer einen eignen Reiz ausüben, und sein deutscher Schriftsteller hat das Interesse der Leser für seine Romanabspülungen dieses Genres so zu spannen vermocht wie Gregor Samarow, der in diesem Roman alle jene getrännten Haupter, diplomatischen und militärischen Personen lebensmährt porträtiert, deren Handlungen die Katastrophe von 1846 herbeiführten. Die Art, wie er alle auftretenden geschichtlichen Persönlichkeiten jener denkwürdigen Zeit darstellt und die vorberogenen Begebenheiten enthillt, wird immer ungeteilte Bewunderung finden. Die Form ist allerdings Fäulung, aber der Kern wahrhaft, die durch die zeitgeschichtlichen Veröffentlichungen der beiden letzten Jahreshefte volle Bekätigung erfahren hat.

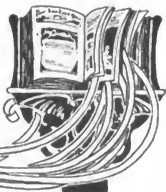
Dem Bedürfnis des Publikums nach gemeinerständlicher Darstellung der im allgemeinen für den Laien so schwer angänglichen astronomischen Fragen hat der Direktor der Manora-Obermarie, Leo Brenner, in einem bei Hermann Paetel in Berlin erschienenen Buche „Neue Spaziergänge durch das Himmelszelt“ entprochen. Die „astronomischen Wanderreisen“ geben mit besonderer Beruflichkeit der Entdeckungen der letzten Jahre Aufschluß über manche inleressante Frage, wie z. B.: „Ist das Weltall räumlich und zeitlich begrenzt?“, „Sind andre Himmelskörper bewohnt?“ u. s. w. Die beherrschende Kenner in anschaulicher und hellenweise recht unterhaltender Weise über das Wesen der Sonnenfinsternis, der Marskanäle, der Meteoriten, des Jovialatmosphären, des Aliges, berichten über die neuesten Veröoffentlichungen der astronomischen Instrumente und berichtiglichen auch die jüngsten Fortschritte der Himmelsphotographie.

Um hundertsten Geburtstag Ludvig Richters hat David Koch, dem wir bereits eine treffliche Monographie über den jenem geistesverwandten Wilhelm Steinhausen verdanken, eine Festschrift unter dem Titel Ludvig Richter, ein Künstler für das deutsche Volk herausgegeben, die mit über hundert Bildern des Künstlers geschmückt ist (Stuttgart, J. F. Steinkopf). Wenn der Verfasser sich, wie er selbst sagt, die Aufgabe gestellt hat, die Vollständigkeit Richters zu begründen und psychologisch aus seiner ganzen Welt- und Kunstanschauung heraus zu erklären, so muß man ihm das Lob spenden, daß er seine Aufgabe mit großem Geschick durchgeführt hat, und daß es ihm in hohem Grade gelungen ist, aus dem Menschen die Werte und das Wollen des Künstlers zu erklären. So ist diese Monographie in ihrer liebevollen Durchföhrung zu einem echten Volksbuch geworden, das jedem Freunde Richterscher Kunst warm empfohlen ist.



FRITZ-MEGLINBART.

AUS ALLER WELT



„Sturmgeselle Sokrates“

Der Mann Subermann ist mit einem neuen Stücke auf den Brettern erschienen. Die vergangene Saison hatte seine Mute gerührt, und nur durch einen Fieberkampf mit den „verrotten“ Theaterkritikern hatte er die öffentliche Aufmerksamkeit zu fesseln gewußt, wobei er übrigens nicht gerade glänzend abschloß. Nun war es an ihm, dem „Schaffenden“, über seine Gegner durch die künftige Zeit zu triumphieren, aber leider war seine Wählung nicht ohne Äußen, und wieder sah manch trefflicherer Weis der Kritik. Subermann hat einen alten Ehrgeiz, er möchte uns gern politisch kommen. Ten politischen Strömungen der Gegenwart und Vergangenheit dramatisch wirksame Form zu geben, danach ringt er mit heißem Vermöhen. Es heißt, er habe sich, als er, ein junger Student, in der vierten Klasse die Reise nach Berlin antrat, die Reichshauptstadt zu erobern, bereits mit dem Gedanken getragen, die Sturmbewegung achtundvierziger Zeit in einer Komödie satirisch darzustellen. Aber Subermanns Verhältnis zur Politik, der zehnten Mute uners Jahrhundert, ist nicht gerade intim, beide verstehen sich nicht recht; und wenn er sich selber für einen Politiker hält, dann irrt er. Das Stück hat es denn auch nur zu einem halben Erfolge gebracht. Der Verfasser führt uns wieder in seine ostpreussische Heimat. Dort lebt in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre ein Häuflein Achtundvierziger, die im stillen unentwegt das schwarz-rot-goldene Banner hochhalten und von der veränderten Gegenwart nichts wissen wollen. Unter ihnen ist der Jahrgang Hartmeyer, der den Beinamen Sokrates der Sturmgeselle in diesem harmlosen Verschwoererkreise führt, der feurigste Diktator, dem naht sich die Verschwoerer in etwas seltsamer Form. Ein prinzipieller Jagdhund, der an Jagdschmerzen leidet, apportiert gewissermaßen den dramatischen Konflikt. Der Landrat, ein früherer Gegner, mutet dem alten Hartmeyer zu, dieses eble Tier zu operieren. Niemals, entgegnet der Nachzügler der Dederschen Freischar und besorgt so seinen Wannehohls vor Fürstenthränen. Andre Zeiten, andre Sitten! Sein Sohn hat Mitleid mit dem armen Tier und befreit es von seinen Schmerzen. So etwas versieht ein alter Achtundvierziger nicht, und der dramatisch wirksame Streit zwischen Vater und Sohn ist da. Indessen ziehen sich die Wölven über dem alten Hartmeyer zusammen. Die Akten des Bundes fallen dem Landrat in die Hände — bei einer Kellnerin werden sie gefunden —, am Sechstag tritt er nun vor die entlarnten Verschwoerer und verhängt als Strafe — einen Orden! Tiefe etwas fadenweilige Handlung trug wenig zu dem Erfolge der ersten Aufführung im Berliner Fesling-Theater bei. Selbst

ein Schauspieler wie Georg Engels mußte eigentlich nichts mit der Hauptrolle anfangen. Aber die Nebenfiguren, gut beobachtete Typen aus dem ostpreussischen Kleinadtleben, eine etwas weiberrige ostpreussische Kellnerin, von Vera Witt trefflich dargestellt, ein freisinniger Kabinier und dessen Sohn, der vielleicht auch einmal ein verrotter Theaterkritiker werden wird, zeigten Subermanns Talent von einer besseren Seite. Subermann selbst ist längst kein Sturmgeselle mehr — aber ist er es nie gewesen?

Das Richard Wagner-Denkmal im Berliner Tiergarten

Lange, unerfreuliche Kämpfe sind der Enthüllung des Denkmals vorausgegangen, das man in der Reichshauptstadt dem Bayreuther Meister errichtet hat. Nicht dem Denkmal selbst galten diese Kämpfe, sondern den Feierlichkeiten, mit denen es der Öffentlichkeit übergeben werden sollte, und es waren persönliche und musikalische Streitfragen, die in schier endloser Polemik vor dem In- und Ausland erörtert wurden. Das gibt



Oben, Sember & Zedlitz, Berlin

Georg Engels (Hartmeyer) und Vera Witt (Kellnerin) in Subermanns neuem Drama „Der Sturmgeselle Sokrates“

wenigstens die Hoffnung, daß mit der Enthüllung, die am 1. Oktober stattfand, der Kampf im wesentlichen zu Ende gekommen ist, und daß sich nun das Interesse dem Werke selbst zuwenden wird. Am Südrand des Tiergartens erhebt sich das hohe, gestaltenreiche Monument, in dem Gultao Eberlein für Persönlichkeit und Schaffen des gewaltigen Dramatikers mit den Ausdrucksmitteln seiner Kunst, der Plastik, eine Verkörperung zu schaffen gesucht hat. Das Ganze schimmert im stedenlosen Weiß des edelsten larrarischen Marmors, aus dem die einzelnen Gestalten und das Nebenwerk mit jener Virtuosität herausgearbeitet sind, die für die neuere Berliner Plastik fast ebenso charakteristisch geworden ist, wie für die moderne italienische Skulptur. Der Meister selbst thront auf hohem Postament, in einem greiten romanischen Sessel ruhend, das in den Formen heroisch heftigste Dampf mit dem Ausdruck schöpferischen Schauerns noch emporgesichert, mit der Linken den Naktbus eines Tonbeißes markierend, die Rechte über den Naktbus einer Partitur geballt wie in der Gtase des Schaffenden, der die raich entliehenden Visionen halten und in feste Form bannen will.

Ten in romanischen Architekturformen gegliederten Sotel umgeben Gestalten aus dem vollstümlichen und aus dem gewaltigsten der Wagnerschen Dramen. In dieselbe Beziehung zur Figur des Meisters selbst ist Wolfram von Eschenbach gesetzt. An der Linken die Darle, treckter die Rechte mit halbzigendem Gruch nach oben, dem Thronenden entgegen. Ter reich herabfließende Mantel erhöbt den Schwung dieser lebhaft bewegten, mächtig aufwärtstretenden Gestalt, zu der der Tannhäuser aus der rechten Seite des Sotels einen starken Kontrast bildet. Als verzweifelungsüberdührer, im rauhen Pilgerhant, ist der Sänger, mit der Linken noch den Pilgerhant umklammernd, im Tierben niedergelunken. Tie Tragik der „Götterdämmerung“ hat ihren Ausdruck gefunden in der Gruppe an der andern Seitenwand des Sotels: da fügt sich, halb sitzend, an die Wand des Postaments die in düsterem Sämmer erscharrte Brunhilde mit dem Zeichenam Siegfrieds. Ganz malerisch bewegt ist die Gruppe an der Rückseite: eine Rheintochter, aus den Wellen auftauchend, packt mit der Rechten den Bart des lästischen Alberich, der eben mit seiner Beute, dem Rheingold, davonwill.



Wagner, Sander & Kubisch, Berlin

Das Richard Wagner-Denkmal im Berliner Tiergarten. Von Gultao Eberlein

Die Krisis in Ungarn

Unter normalen Verhältnissen ist es ausreichend, wenn ein leitender Minister einmal gestürzt wird, der ungarische Ministerpräsident Graf Karl Khuen-Héderváry hat seinen Gegnern dieses Vorkommnis aber zweimal hintereinander vorgeführt.



Herr Graf Karl Khuen-Héderváry

gegen Khuen vereinigte, dem ein Ende machte. Noch in der ersten Kugelhölle überreichte Graf Khuen erstmals seine Demission. Nachdem jedoch alle Verhandlungen über die Neubildung des Kabinetts ergebnislos geblieben, erfolgte am 22. September die mit Spannung erwartete Entschcheidung des Monarchen in der feierlichen Form kaiserlicher Handschreiben, von denen das eine den Grafen Khuen-Héderváry in seiner bisherigen Stellung betätigte und ihn zugleich mit Vorschlägen zur Bildung eines neuen Kabinetts beauftragte, während das andre in mäni-festartiger Fassung die Entschlüsse des obersten Kriegsherrn bezüglich der Armeefrage zum Ausdruck brachte. Der Graf sollte jedoch nicht einmal bis zur Vereitelung der Vortesequid für sein neues Ministerium gelangen, sondern sah sich unmittelbar nach der klärenden Sitzung des Kaiser-Geheimrathes am 29. September genöthigt, den Monarchen telegraphisch zum zweitenmal um seine Entlassung zu bitten, die am 6. Oktober angenommen worden ist.

Marie Geislinger †

Als die anerkannte Königin der Operetten- und Volkstheater war Marie Geislinger in ihrer Blüthezeit gefeiert, die „einige Soubrette“, die nach als zwei- und dreißigjährige den Schimmer ihrer unverwundlichen Jugendlichkeit auf der Bühne zu wahren wußte, und die nun am 20. September in ihrer kleinen Villa zu Klagenfurt dahingefahren ist. Die Künstlerin, deren Helena, Woulotte und Herzogin von Grosfleim in den Offenbach'schen Operetten, deren Rosalinde in der Strauß'schen „Adermaria“

nach ebenso unversehrt sind wie ihre Verförperungen Anzen-gruber'scher Gestalten, ihre Schusterin in Görner's „Trei Paar Schuhe“ u. s. w., und deren Begabung und vollendete Technik es ihr ermöglichten, auch eine Maria Stuart und eine Medea zu spielen, war ein Theaterkünstler und gewanu spielend das Vermissgefühl auf den Brettern. Am 20. Juli 1839 in Graz als Tochter eines pensionirten russischen Postkutschiers geboren, debutirte sie 1842 in Stinderrollen auf der Bühne ihrer Vaterstadt und entwidete sich zunächst zur Katalanbrette. 1852 kam sie nach Josephstadt'sche Theater in Wien, wo sie saum beachtet wurde; dann



Herr Geislinger, Wien

Marie Geislinger †

Später wandte sie sich ohne seltenes Engagement Gastspielen zu und wurde auch in Amerika wiederholt außerordentlich gefeiert. Seit 1868 sah sie sich von der Bühne zurück, unternehm aber 1897 eine neue Tournee nach Amerika und trat 1898 noch einmal in Berlin und Wien auf.

Rudolf Falb †

Mit dem am 30. September in Schöneberg bei Berlin verstorbenen Privatgelehrten Professor Rudolf Falb ist der Träger eines in der weitesten Kreise populär gewordenen Namens aus dem Leben geschieden. Falb's Wetterpropheten und seine Lehre von den „kritischen Tagen“ hatten ihn überall bekannt gemacht und ihm in der Laienwelt zahlreiche Anhänger erworben, während die wissenschaftlichen Kreise sich gegen seine Theorien entschieden abweisend verhielten. Falb war am 13. April 1838 zu Obdach in Steiermark als Sohn eines armen Müllers geboren und ursprünglich für



Herr von der letzten Hofin, von Feldecht, Wiener, Zerig

Rudolf Falb †



Das neue John-Museum in Freyburg a. d. U.

den geistlichen Stand bestimmt. Er empfing auch die Priesterweihe und war eine Zeitlang seelsorgerlich tätig; zwei Jahre nachher finden wir ihn aber bereits als Lehrer an der Handelsakademie in Oras. Dann war bald ein Jahr lang Vorleser in einer aristokratischen Familie und studierte gleichzeitig in Prag Mathematik, Physik und Astronomie, seit 1872 in Wien Geologie. In demselben Jahre trat er zum Protestantismus über, um die Frau, die er liebte, heiraten zu können. Schon 1868 hatte er die populäre astronomische Zeitschrift „Sirius“ gegründet; im folgenden Jahre begann er die Herausgabe eines Werkes, das seinen Namen zuerst bekannt machte: „Grundzüge zu einer Theorie der Erdbeben und Vulkanausbrüche“, dem er fünf Jahre später seine „Gedanken und Studien über den Vulkanismus“ folgen ließ. Von 1877 bis 1880 unternahm er zum Zwecke vulkanischer und archäologischer Studien eine Reise nach Süd- und Nordamerika, deren Frucht das Werk „Das Land der Inka in seiner Bedeutung für die Urgeschichte der Sprache und Schrift“ war. Von seinem Heimatsorte siedelte bald 1887 nach Leipzig und 1888 nach Schöneberg bei Berlin über.

Rettingsboote aus Bimsstein

Während man bisher zur Herstellung von Rettungsbooten Kork oder luftgefüllte Behälter verwendete, stellt neuerdings eine Liverpooler Werk Rettungsboote aus Bimsstein her. Die Boote werden so konstruiert, daß der Bimsstein den Raum zwischen den doppelt ausgeführten Holzwanndungen ausfüllt.

Das neue John-Museum in Freyburg a. d. U.

Am 27. September wurde in Freyburg an der Unstrut das

neue John-Museum eingeweiht. Das schöne, einfache Gebäude wird von der alten Stadtmauer begrenzt. Im Hintergrunde erblickt man das Freyburger Schloß und die Weindberge des Unstruttales. Hier in Freyburg starb Friedrich Ludwig John am 15. Oktober 1862. Sein Andenken wurde 1859 geehrt durch die Errichtung eines Grabdenkmals (Bronzestütze von Schilling), 1884 aber erbaute die deutsche Turnerschaft über seinem Grabe eine prächtige Erinnerungsturnhalle. Durch das neue John-Museum ist die Stadt Freyburg um eine schöne Sehenswürdigkeit bereichert worden.

Das Grabdenkmal für Johannes von Miquel auf dem Friedhofe zu Frankfurt a. M.

Das von der Stadt Frankfurt a. M. ihrem verstorbenen Ehrenbürger Staatsminister Johannes von Miquel errichtete Grabdenkmal wurde am 8. September 1903 enthüllt. Ehrenbürgermeister Adicus hielt die Weihepredigt; der Sängerkhor der Lehrervereins begleitete die Feier mit stimmungsvollen Gesängen. Schöpfer des Monuments ist der Frankfurter Bildhauer Professor Augusto Vornell, von dem auch die Entwürfe zum architektonischen Bau, zum Hofsteinboden und den gärtnerischen Anlagen, sowie die Modelle der plastischen Teile herrühren. Hinter einer halbkreisförmigen, mosaikbelegten Plattform, zu der zwei Stufen führen, erhebt sich ein aus grauem Kalkstein gefertigter, gegen 6 Meter hoher Obelisk, vor dem ein als Sarkophag gestalteter Granitblock liegt. In letzterem ist eine Bronzetafel mit dem Wappen Miquels und der einfachen Grabinschrift eingelassen. Die Mitte des Obeliskensziert das Reliefporträt des Verewigten, von 2 Orber umrahmt, darunter die Widmung: „Ihrem Ehrenbürger in dankbarer Verehrung die Stadt Frankfurt a. M.“ An seinen oberen Enden trägt der Obelisk vier verkleinerte Frauenmasken aus Bronze, die mit ihren Emblemen den Schick und die Unsterblichkeit symbolisieren. Das Ganze wird durch Wösten aus Kalkstein, die durch Bronzeflecken verbunden sind, abgeschlossen. ¶



Das Grabdenkmal für Johannes von Miquel auf dem Friedhofe zu Frankfurt a. M. Von Augusto Vornell

Desinfektion der Seedampfer

Eine neue wirksame Methode der zur Verhütung von Seucheninfektion so wichtigen Desinfizierung der Schiffe durch Schwefelsäure mittels des Clayton'schen Apparats wird von Professor Dr. Cantacuzino in Konstantinopel beschrieben. Der neue Apparat, der mit Hochdruck in wenigen Minuten in allen Schiffsräumen wirkt, ist imstande, jedes Lebensmittel in kurzer Zeit zu töten. Es wird dabei Schwefelsäure verwendet, die nach einigen Stunden Warten und Dargleichen, aber ebenso die Mikroben der Pest, der Cholera, des Typhus des gelben Fiebers und anderer Infektionskrankheiten mit Sicherheit tötet. Ten angestellten Versuchen gemäß leiden Waren wie Nahrungsmittel, Stoffe, Papier, Gewebe, Leder dabei nicht im mindesten. Gelmischele werden aber angegriffen. Die Desinfektion ist in sechs bis höchstens zwölf Stunden ausführbar. Versuche in den Vereinigten Staaten, England und Frankreich haben die Wirksamkeit des Clayton'schen Apparates glänzend dargetan. Der Apparat kostet freilich 20 000 Mark. Der Norddeutsche Lloyd hat bereits begonnen, ihn auf allen seinen Schiffen einzuführen.

Der Kuckuck der Insektenwelt

Frau Kuckuck legt bekanntlich ihre Eier in die Nester von Graßmüden, Vackseln, Kottelchen u. a. Etwas Ähnliches findet in der Insektenwelt statt, ihr Kuckuck ist die Goldwespe. Sie ist nämlich unfähig, eine eigene Aufzucht- und Wohnstätte herzustellen, und bemächtigt sich deshalb mit Eiß der Nester, die von geschickteren Verwandten angelegt worden. Wie man sie deshalb unter die „schamlosen Schmarotzer“ hat zählen wollen, ist nicht recht einzusehen; denn die Natur hat ihr die Weisheit, wie sie für ihre Nachkommenschaft sorgen soll, genau beigegeben. Und so lauert denn die Goldwespe so lange, bis eine einame Biene ihr Nest verläßt, und geht dann hurtig ans Werk, die lange Legetöhre in das erkorene Nest zu schieben und zwischen den Vorräten, die die Biene anhäuft, ihr Ei neben demjenigen der rechtmäßigen Wirtin niederzuliegen. Ungeachtet kommt sie dabei nicht immer weg, und wenn sie sich von der härteren Biene ertappen läßt, so wird sie meist von deren Kiefern oder Stachel verstimmt oder getötet.

Die Gehälter der Schauspieler

Im ganzen Deutschen Reich und in Oesterreich zahlen, nach den Angaben des sächsischen Volksschauspielers Windt in dem Buche „Aus der Werkstatt des Schauspielers“, etwa 20 große Schauspieler ihren Mitgliedern volle Jahresgehälter: in Berlin, Wien, Teschen, München, Frankfurt a. M. und Hamburg werden Gehälter von 8000 bis 16 000 Mark an die ersten Kräfte, in Leipzig, Danoner, Stuttgart, Wiesbaden 6000 bis 10 000 Mark gewährt, zweiten und mittleren Kräften etwa die Hälfte. Ueber 16 000 Mark geht nur ganz ausnahmsweise ein Schauspielergehalt, und im allgemeinen sind sogar schon solche über 10 000 Mark selten. Weiter gibt es noch 8 bis 10 Hofbühnen: Braunschweig, Kassel, Karlsruhe, Weimar, Schwerin, Koburg und Mannheim, die ihre Mitglieder ebenfalls jahresweise verpflichten, doch höchstens für 7000 bis 8000 Mark; auch die Kölner, Bremer und Breslauer

Theater bieten noch gute Besoldungen, doch immer nur für eine höchstens achtmontatige Spielzeit. An den übrigen größeren Theatern, wie in Magdeburg, Tüfelfeldorf, Tenzig, Königsberg, Mainz, werden Monatsgehälter von 200 bis 400 Mark gewährt; das gibt bei einer siebenachtmonatigen Spielzeit (15. September bis 1. Mai) eine durchschnittliche Jahreseinnahme von 3000 Mark, wovon jedoch etwa ein Drittel für Geschäftsauskosten (Garberobe, Reisen u. s. w.) in Abzug zu bringen ist.

Zwei neue Denkmäler in Köln

Das „alte heilige Köln“, das zuerst unter allen deutschen Städten den ersten Reichstagskongress durch ein Denkmal ehrte und



Wiel. G. Graf, Köln

Denkmal der Kaiserin Augusta in Köln. Von Heinrich Stockmann in Köln

das seit mehreren Jahren auch ein stattliches Monument Wilhelms I. aufzuweisen hat, ist seit dem 1. Oktober d. J. um zwei neue Kunstwerke reicher geworden, die von dem vaterländischen und monarchischen Empfinden der Kölner Zeugnis ablegen sollen: an jenem Tage wurde auf dem Kaiser Wilhelm-Platz ein Denkmal der Kaiserin Augusta, am Obenbe des Deutschen Ringes ein Reiterstandbild Kaiser Friedrichs III. enthüllt. Zu der Doppelfeier waren der Teutische Kronprinz (in Vertretung des Kaisers) und die bairische Großherzogsfamilie erschienen. — Das Denkmal der Kaiserin Augusta ist eine Schöpfung des in Köln lebenden Bildhauers Heinrich Stockmann, eines geborenen Wessfalen. In Warmor ausgeführt, stellt es die Gemahlin Wilhelms I. in einem Sessel sitzend in anberathlicher Lebensgröße dar, etwa in jenem Lebensalter, da der Tochter Karl Augusts die Würde der Teutischen Kaiserin zuziel. Die Bekleidungs des Denkmals, das sich durch vornehme Einfachheit auszeichnet, beträgt

4,80 Meter. — Das Reiterstandbild „unseres Aris“, ein Werk des aus Köln gebürtigen Bildhauers Peter Breuer, erhebt sich auf hohem schmalen Sockel, dem durch einen architektonischen, nach beiden Seiten in Brunnenanlagen auslaufenden Abschluss die durch die Einwirkung des Feindes notwendig gewordene Verstärkung gegeben wurde. Die Architekturanlage hat der Regierungsbaumeister Karl Wörig entworfen. Die künstlerische, lokal bedingte Aufgabe, ein hochragendes, weithin sichtbares, in der Fernwirkung bei jeder Beleuchtung kräftig wirkendes Freiluftdenkmal zu schaffen, haben so Bildhauer und Architekt in betriebiger Weise gelöst und für die nähere Umgebung, die schönen Anlagen des Teufchen Rings, wie für die ganze Stadt eine würdige Zierde geschaffen.



U. Weber, Graf, B. 111.

Denkmal Kaiser Friedrichs III. in Köln. Von Peter Breuer in Berlin

Koreanische Gartenkunst

Die Japaner zeichnen sich bekanntlich dadurch aus, daß sie den Räumern, die sie kultivieren, die seltsamsten Formen geben. In Korea geben einige Gärtner noch weiter und lassen gleich richtige Möbelformen, Tische, Stühle, Sessel u. s. w. wachsen. Natürlich sind die Verfahren, durch die man solche Resultate erhält, zugleich sehr langwierig und kompliziert. Man braucht 1. B. acht bis zehn Jahre, um einem Weinstock das Aussehen eines einfachen Kinderstuhles zu geben. Andre Möbelformen erfordern sogar 20 Jahre sorgfältigster Pflege. Tiefe Sessel brauchte ein Gärtner aus der Umgebung von Söul, um einen sehr merkwürdigen Sessel wachsen zu lassen, den kürzlich ein französischer Marineoffizier erwarb. Sehr bezaumt sind diese Möbel natürlich nicht. Das Holz zeigt infolge der gewaltigen Behandlung eine ununterbrochene Folge von Knoten und Wackeln. Der einzigartige Sessel ist durch das gleichzeitige Wachsen eines Weinrebenstammes und eines Gingkostrauches gebildet: er ist 1,50 Meter hoch, 70 Zentimeter breit und wiegt fast 50 Kilogramm.

Europas Holzbedarf

Erwaltige Summen werden alljährlich von verschiedenen europäischen Ländern für eingeführtes Holz bezahlt, wobei England mit 400 Millionen Mark an der Spitze steht. Tak die Holzeinfuhr auch in Deutschland mit 850 Millionen so bedeutend ist, liegt freilich weniger an der Holzarmut als an dem sehr starken Verbrauch zu industriellen Zwecken. Von den europäischen Ländern sind, der „Nat.-Ztg.“ zufolge, nur noch Schweden, Norwegen, Rußland und Oesterreich imstande, Holz abzugeben, der übrige Holzbedarf muß aus andern Erteilen und namentlich aus Amerika gedeckt werden. Da er noch dauernd weiter steigt, die Holzhoorräte aber eher abnehmen, so werden in Zukunft Maßregeln gegen eine unnütze Verwöndung notwendig sein. In Schweden ist bereits ein Verbot von der Regierung erlassen worden, demzufolge in gewissen Provinzen die Bäume erst nach einem bestimmten Wachstumsgrad abgeknitten werden dürfen. Das Deisen mit Holz wird wohl schließlich ganz aufhören. Norwegen führt jetzt schon etwa 350.000 Tonnen Zellulosefaser aus, während die Ausfuhr an dieser Ware 1875 sich erst auf 8500 Tonnen belief.

Das „süßeste“ Land der Erde

Einer unlängst veranstalteten internationalen Statistik zufolge darf England auf diesen Superlativ Anspruch erheben, da auf jeden seiner Einwohner



Alfred Lyttelton, der neue englische Kolonialminister

jährlich im Durchschnitt 30 Kilogramm Zucker kommen. Es folgen die Vereinigten Staaten, wo jeder Bewohner im Jahre 29 Kilogramm verbraucht; in Dänemark 22, in der Schweiz 21, in Schweden und Norwegen 16, in Frankreich 12, in Deutschland ebenfalls 12, in Holland 11, in Italien und Belgien 11 und in Oesterreich 8 Kilogramm. Der Kaffee endlich nimmt die letzte Stelle in dieser Bestehung ein. Dort kommen auf den Bewohner im Jahre nur 6 Kilogramm Zucker. Von der Gesamtproduktion des Zuckers auf der ganzen Welt, die auf zwölf Millionen Tonnen geschätzt wird, entfallen auf Deutschland, das damit die erste Stelle einnimmt, 2 300 000 Tonnen (zu je 1000 Kilogramm), während Frankreich und Oesterreich nur 1 300 000 Tonnen produzieren.

Ein kostbares Stück Papier

Bei den Friedensverhandlungen zu Versailles im Jahre 1917 soll ein französischer Scheidungsverweigerer Scheid über 2 Millionen Taler noch die Bemühung Weichsackers erteilt haben. Wie sehr sich die finanziellen Dimensionen des Geldverkehrs verändert haben, zeigt schon genügend die Tatsache, daß jüngst ein Scheid über 22 1/2 Millionen Dollars, von Pierpont Morgan auf das New Yorker Bankhaus Rubin, Sob & Co. gezogen und bei der First Nationalbank abbar, durch das New Yorker Clearinghouse gegangen ist.

Der neue englische Kolonialminister

In England ist jetzt gute Zeit für ehrgeizige Politiker oder solche, die es werden wollen. Das Ministerium Balfour entblättere sich bei dem Sturm, den die Verständigung der Chamberlainischen Zollpläne entfachte, mit verblüffender Schnelligkeit. Vergeblich bot der Premierminister die vakanten Posten aus. Die Staatsmänner von Ruf hielten sich vorläufig abwartend zurück, denn die Wahlen sind nicht mehr allzufern, und so erging es ihm wie dem Mann im Gleichnis: da die geliebten Gattin nicht kamen, mußte er sich — mit der jüngsten Jugend begnügen. Besonders schmerzhaft bot die Weisung des Hofens, den Chamberlain innegehabt hat. Lord Milner, der Professor von Südafrika, lehnte wiederholt ab, und schließlich ging auch durch dies Ziel ein Aukenseiter, Mr. Alfred Lyttelton war bisher ein ziemlich unbeschriebenes Blatt. Er ist zwar Advokat, Mitglied des Parlaments und hat in manchen Kommissionen geleselt, bekannt war er aber erst geworden durch wiederholte Siege im Kricketspiel. „Es ist nicht unwahrscheinlich“, bemerkt ein boshafter deutscher Kritiker, „daß er diesen Erfolg seine Wahl verdankt. Wann werden wir so weit sein, daß wir einen Ministerposten dem Manne verleihen, der in einem Turnier am häufigsten „Meunne“ gelassen?“

Warum ist der Himmel blau?

Nach dem berühmten englischen Physiker Lord Rayleigh wird das schöne Blau des wolkenfreien Himmels erzeugt durch die Luftmoleküle, die dies blaue Licht am intensivsten streuen und zurückwerfen; je größer ihre Anzahl, um so reiner erscheint das Himmelssblau. Auf sehr hohen Bergen erscheint der Himmel dunkler blaugelblich, weil die Luftschicht über dem Beobachter geringer ist und der dunkle leere Weltraum als Hintergrund mehr zur Geltung kommt. Ist umgeben die Luft mit Wassertröpfchen und größeren Staubteilchen mehr angefüllt, so tritt das Blau vor der grauenhaften Farbe zurück, und mit sinkender Sonne wird das durchgelassene Licht zunehmend reicher an gelben und roten Strahlen. Tiefe Erklärung wird nun aber von W. Spring auf Grund von Experimenten mit geeigneten Gründen bestritten. Nach seiner Ansicht ist das Himmelssblau lediglich eine Folge der blauen Färbung des Sauerstoffs und Ozons der Atmosphäre, es ist also die Eigenfarbe der Luft. Wäre, sagt er, die Luft an und für sich farblos, so würde uns die Helligkeit des Himmels nicht vermindert erscheinen, wohl aber das gestreute Tageslicht weißer, besonders in den höheren Teilen, gegen den Horizont hin etwas orangefarben infolge der Färbung der unteren Regionen.

König Wilhelm
der NiederlandeGewinnbring
von Mecklenburg

Königin Wilhelmina

Eine Momentaufnahme vom letzten Rennen in Ludwigslust (Mecklenburg)

Die Feier des Geburtstages des Kaisers von China in Wuchang

Eigentlich hätte in diesem Jahre der Geburtstag des Kaisers Kuang-hü am 20. August von den Bewohnern des „himmlischen Reiches“ gefeiert werden sollen; weil auf dieses Datum jedoch der Todestag eines früheren Herrschers fiel, so hatten die kaiserlichen Hofbeamten einen günstigeren Tag zur Feier ausgesucht, und zwar den 18. desselben Monats. Wie im ganzen Reich begann am Morgen des Festtages die chinesische Beamtenchaft der Städte Wuchang, Hankou und Hansang ihre Feier nach dem streng vorgeschriebenen Zeremoniell bei Sonnenaufgang mit dem „Kotau“ vor der Kaiserstafel, die in jeder Provinzialhauptstadt ihren Platz in einem eigens dafür errichteten Gebäude hat. Gegen Mittag wurde in Wuchang eine Meerfchau mit nachfolgendem Bankett abgehalten, wozu Tuan-fang, der stellvertretende Generalgouverneur von Hupeh und Hunan, neben den Spitzen seiner chinesischen Behörden auch das gesamte Konsulatskorps, Vertreter der chinesischen Zerstör- und Postverwaltungen und die Direktoren der Wei-Dan-Sienbahngesellschaft eingeladen hatte. Die Meerfchau schloß mit dem Abspielen der chinesischen Nationalhymne, worauf die Truppen ein Hoch auf den Kaiser ausbrachten, indem sie dreimal Wan-Shou (d. h. wir wünschen dem Kaiser zehntausend Jahre) riefen. Bei dem nun folgenden Bankett, das in einer offenen, hühen Halle der prächtig decorierten Wuchanger Baumwoll-

Spinnerei stattfand, wurde von einem Dolmetscher im Namen des Generalgouverneurs eine Ansprache verlesen. Der amerikanische Generalkonsul Dr. L. Witcor antwortete im Namen des Konsulatskorps, dankte für die Einladung und brachte die Gesundheit des Kaisers von China aus. Ten Schluß der Feier machte eine photographische Gruppenaufnahme, die wir unten lebend wiedergeben und die namentlich wegen der verschiedenartigen, darauf vertretenen nationalen Typen besonderes Interesse erregen dürfte.

Bevölkerungsdichtigkeit europäischer Grossstädte

Meist gilt London als die Stadt, worin die Menschen am dichtesten aufammengebrängt sind. Das Themsebabel, in dem die 4 1/2 Millionen Menschen sich auf etwa 30000 Hektar verteilen, so daß ein Einwohner auf 60 bis 70 Quadratmeter kommt, wird jedoch an Dichtigkeit noch übertroffen von Paris, Rom, Berlin und Kopenhagen. Während in der Seinestadt schon auf 25 Quadratmeter ein Einwohner kommt, stellt die deutsche Reichshauptstadt ihren fast 2 Millionen Bewohnern reichlich 6000 Hektar zur Verfügung, für jeden Berliner also gegen 30 Quadratmeter. Rom steht mit Berlin etwa auf gleicher Stufe; Kopenhagen mit 60 Quadratmeter pro Kopf dagegen ist etwas günstiger gestellt. Von den übrigen deutschen Großstädten folgen Dresden mit 95, Hamburg mit 109, Leipzig mit 122, München mit 154 und Köln mit 298 Quadratmetern auf jeden Einwohner. Amsterdam steht ungefähr mit Dresden gleich, Wien mit Hamburg, Pest mit Köln.



Tuan-fang, stellvertretender Generalgouverneur der Provinzen Hunan und Hupeh, in der Mitte der dritten Reihe von oben
Zur Feier des Geburtstages des Kaisers von China: Gruppenbild der europäischen und chinesischen Festteilnehmer

Die Viktoriabrücke bei Montreal

Als eine Art Weltwunder galt viele Jahre die von dem berühmten englischen Ingenieur Robert Stephenson für die Grand Trunk-Eisenbahn mit einem Kostenaufwande von 6½ Millionen Dollars erbaute Viktoriabrücke, die bei Montreal in Kanada den St. Lorenzstrom überspannend, 1860 eröffnet wurde. Durch Jahrzehnte diente sie lediglich dem Schmalspurbahnverkehr, aber als sich die Notwendigkeit einer Brücke für Personen und Wagen immer dringender machte, beschloß man, die in Tunnelform hergestellte Brücke freizulegen und nach beiden Seiten hin wesentlich zu verbreitern. Diese Arbeit, die weitere 1½ Millionen Dollars erforderte, ist nunmehr beendet, und der mächtige, auf 26 Pfeilern ruhende Bau gewährt jetzt einen imposanten Anblick. Am meisten wird die Brücke vom Publikum aufgesucht, wenn zu Beginn des Frühlings der Ausbruch des Eises auf dem St. Lorenz zu erwarten steht. Tausende möchten dieses imposante Schauspiel genießen, aber nur wenige sind schließlich die Aussehtoren.

Drabtlöse Telegraphie und Telephonie bei den Kabylen

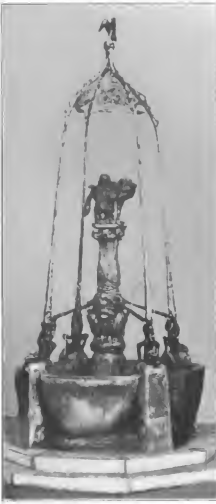
Wie die westafrikanischen Neger ihre Neuigkeiten durch Trommelschläge in weitem Umkreise verkünden, so bedienen sich die Kabylen im Atlasgebirge von alterher einer eigentümlichen drabtlösen Telegraphie und Telephonie. Kommen Fremde nach Kabulien, so ist ihre Ankunft schon längst unter den Bergbewohnern bekannt, besonders wenn es Wumis, d. h. Europäer, sind. Auf den Felsen stehen Hirten, die jede Bewegung der Reisenden ihren entfernteren Landesleuten mitteilen. Andre liegen in den Zeberrbüschen und telephonieren auf sonderbare Weise ihre Beobachtungen weiter. Man vernimmt eigentümliche Aulse, die von den nächstliegenden Wachtposten ausgehen und von Tal zu Tal wiederholt werden. Soll ein Spähbunde von den Gebirgen ergriffen werden, so hat er genug Zeit, zu entfliehen, denn das Kommen der Wächter des Gelehes wird schon von großer Entfernung signalisiert. Außer den Rufeln geben sie noch mit dem Burnus Signale, die von weitem bemerkt und verstanden werden. Man kann da nicht einmal den einheimischen Gebirgsbewohnern trauen, die in Begleitung ihrer französischen Vorgesetzten kommen. Ein kleines Zeichen mit dem Burnus verrät den Kabylen ihre Absicht, so daß diese danach ihre Maßregeln treffen können.

Der Gemüsegarten der Orientalen

Nicht annähernd so reichhaltig wie der unsrige ist der orientalische Gemüsegarten, was sich leicht erklärt, da Allah dort so ziemlich der alleinige Gärtner ist. Es sind, wie man der „Köln. Volksztg.“ schreibt, eigentlich nur vier Gemüsearten, die in allgemeinem, ausgedehntem Gebrauche stehen: Bamia, die Keschapseltraulähnliche Melongena (Eierpflanze), beide in Nord- und Mitteleuropa wohl so ziemlich unbekannt, Kürbis und Tomaten. Die Bamia ist eine Hibiscusgattung aus der Familie der Maloaceen (*Hibiscus esculentus* L.). Einjähriges Kraut mit hochaufliehendem schlanken Stengel, fahlgelben, reichhaarigen Blättern und gelben Blüten; in Ostafrika, beiden Indien, Ägypten, Syrien, Kleinasien bis nach Zentralasien heimisch, aber auch hier und da in Südfrankreich kultiviert. Die pyramidenförmigen hellgrünen, kantig gefurchten Samentapseln, in Türkisch-Asien und Ägypten Bamia, in Indien Utra und Gombo oder Gombto genannt, werden unreif abgenommen und gekocht als Gemüse gegessen. In noch unentwickelterem Zustande macht man sie wie Kapern ein. Der Pfannstengel liefert Balsam, die bekannte Zude, und der reife Samen enthält ein Öl von unangenehmem Geruch und Geschmack. Die Früchte der Eierpflanze werden als Gemüse gekocht oder nach Art unserer sauren Gurken eingelegt. Vereinzelt gibt es sonst noch Karotten, mehrere Sorten Rüben und Bohnen, Gurken, Weißkohl, Spinat und ziemlich selten Kartoffeln, die bei den Türken wenig beliebt sind und von den Arabern völlig verschmäht werden.



Die Viktoriabrücke bei Montreal



Aus der Münchener Brunnen-Konkurrenz:
Kotkäppchen-Brunnen von A. Düll und
O. Perzold (1. Preis)

manch junges Talent zum erstenmal die Künsterkammer der Rumpfrennen auf sich lenkt. Denn die Entwürfe, die bei diesen, meist auch noch vom Staat unterstützten Konkurrenzen einkommen, werden dann in München auch öffentlich ausgestellt, und diese Ausstellungen finden bei Künftlern und Laien immer lebhafteste Beachtung. Besonders Interesse weckten zwei solche Konkurrenzausstellungen, die in den letzten Wochen gleichzeitig in München stattgefunden haben; denn bei beiden handelte es sich um Brunnen, die der Stadt München selbst zum Schmucke gereichen sollen. Der eine, von der Stadtgemeinde gestiftete, soll auf dem Marktplatz aufgestellt werden; die Babel des Stoffs war hier ganz freigegeben. Der andre ist die hochbetagte Schenkung eines kunstfreundlichen Privatens, der die Bedingung stellte, daß der künstlerische Schmuck des Brunnens an seinen Namen, Wolf, erinnern solle. Diese Bedingung, von Laien anfangs viel bestritten, hat im Gegenteile, wie Erfahrung leicht voraussehen konnten, den Künftlern manch hübsche, vollstimmliche Inspiration gegeben; und der mit dem ersten Preise gekrönte Entwurf von Tüll und Perzold, der Wolfkäppchen mit dem Wolf zeigt, ist denn auch eine sehr liebenswürdige, große Schöpfung, in der Komposition dem ziemlich engen Platz, auf dem dieser Brunnen zu stehen kommen soll (am Marktplatz), geschickt angepaßt. Bei der andern Konkurrenz (für den Marktplatz) hat Bildhauer Müller für seinen von einer glücklichen Fortuna getronten Entwurf den ersten Preis erhalten; eine mehr monumentale, großartige Wirkung hat Hubert Heber mit seinem „Nornenbrunnen“ erreicht, der mit dem zweiten Preise ausgezeichnet wurde und den wir nebst dem Wolfkäppchen-Brunnen unsern Lesern im Bilde vorführen.

Zwei neue Zierbrunnen für München

„Brunnenkonkurrenzen“, d. h. Wettbewerbe um Entwürfe zu Zierbrunnen, gehören jetzt zu den regelmäßig wiederkehrenden Erscheinungen im Leben der Münchener Plastik. Fast jede nur einigermaßen bedeutende Stadt Bayerns, die was auf sich hält, läßt sich einen Monumentalbrunnen errichten, sei es zur Ausbattung für das Königshaus, sei es zur Erinnerung an die Verdienste von 1870 oder zur Verherrlichung bestimmter lokalgeschichtlicher Ereignisse. Und die Wahl einer Brunnenanlage, die einen frischen, idyllischen Zug in den so arg verfahrenen Tempelbetrieb bringt, ist dabei als ebenso glücklich zu bezeichnen wie die Auszeichnung von Wettbewerbern, in denen sich die Künstler vor den Augen der Publikumsmassen messen und

Babel und Bockbier

Ter babylonische Gott Marbut, der Thor der Germanen, ist — wie Dr. D. Binkler in seinem Buch über „Die babylonische Kultur in ihren Beziehungen zur unfrigen“ mitteilt — gern Erbsenbrei, und sein Zier ist der Beer: noch heute wird in manchen Gegenden Norddeutschlands am Donnerstag (Thors Tag) Erbsenbrei mit Schweinefleisch gefessen. Die Zwillinge des Tierreises, in deren Zeiten am Anfang der babylonischen Kultur die Frühlings-Lagefeste hiel, wurden ursprünglich als zwei Ziegenböcke dargestellt. An der germanischen Mythologie wurden sie die beiden Zier Thors, die er vor seinen Wägen spannt. Sie sind uns in ihrer Zumbild als Frühlingsgöttern wohlübertraut im — Wodder, dessen Erklärung so lange rätselhaft war: es ist das Frühlingsbier, und wenn Neaptons Pyramiden die Ueberlieferung von fünf Jahretausenden darstellten, so spricht aus dem Zeichen des Bockes ein Altertum von Siebentausend Jahren.

Ein Telegramm von der Erde

Es ist gegenwärtig möglich, mit Hilfe des Kabels durch den Stillen Ocean und seiner unmittelbaren Anschlüsse an die übrigen Ozeane, eine Telegramm-Verbindung zwischen München rings um den Erdball zu senden. Der „New York Herald“ schickte kürzlich ein Telegramm von einem seiner Bureau's an ein andres in dem nämlichen Gebäude auf dem Umwege um die Erde, das nach 14 Minuten an der Bestimmungsstelle eintraf. Präsident Roosevelt hat an O. Madag um die Erde herum telegraphiert, und zwar in der Richtung von Ost nach West. Das Telegramm gebrauchte 12 Minuten, um in die Hände des Empfänger's zu gelangen. Dieser antwortete dem Präsidenten auf dem nämlichen Wege, aber in der Richtung von West nach Ost um die Erde. Obgleich die Antwort auf 19 Telegraphenstationen überleitet werden mußte, war sie 9 Minuten nach Abendung schon angelangt.

Die Brillanten der deutschen Kaiserin

Ten Gesamtwert des Brillantenschatzes der Kaiserin Augusta Viktoria veranschlagen Rundige auf nahezu 6 Millionen Mark, wobei jedoch zu berücksichtigen ist, daß ein großer Teil dieser Edelsteine Eigentum des preussischen Kronerbes ist. Sie werden aber bestimmungsmäßig der jetzigen Königin von Preußen zur Verfügung gestellt. Der Kaiserin persönlich gehören nur die Brillanten, die sie schon als Prinzessin von Schleswig besaß, oder die sie vom Kaiser und von andern zum Geschenk erhalten hat. Zu letzterer Gattung gehören u. a. mehrere Prachstücke, die ihr von der Kaiserin Augusta und der Kaiserin Friedrich letztwillig vermacht wurden. Insgesamt bewertet sich das Privatvermögen der Kaiserin an Brillanten auf 2 Millionen Mark.

Die neue Elisabeth-Brücke in Budapest

Tie vom Schwerpflanz in Budapest über die Donau führende neue Elisabeth-Brücke, die unlängst dem Verkehr übergeben worden ist, gehört in technischer Beziehung zu den bemerkenswertesten Bauten der Gegenwart. Das Bedürfnis nach einer weiteren Ueberbrückung des Stromes, die in erster Linie dem schweren Lastenverkehr zu dienen hätte, war schon seit den oerziger Jahren des vorigen Jahrhunderts,



Aus der Konkurrenz für einen Brunnen auf dem Marktplatz in München:
Nornenbrunnen von Hubert Heber (II. Preis)



Beethovens Sterbehaus in Wien. (Wird demnächst abgebrochen)

als die Kettenbrücke im Bau stand, empfunden worden. 1867 beschloß die Regierg, aus den Brückeneinkünften über 650 000 Gulden einen neuen Brückenfonds anzulegen, aus dem dann zunächst die Vorarbeiten für die nunmehr vollendete Elisabeth-Brücke bestritten wurden. In einem für die Pläne ausgegebenen Wettbewerb erhielten zwei berühmte englische Ingenieure den Preis, nach deren Entwurf die Brücke in einem einzigen Bogen unter Anwendung einer neuen Tragkonstruktion errichtet werden sollte. Aus Gründen materieller und gewerdepolitischer Natur verzichtete die Regierung jedoch auf die Ausführung dieses Planes, sondern ließ in einer im Handelsministerium eigens dafür ins Leben gerufenen Kommissionsaktion einen neuen Entwurf ausarbeiten, der gleichfalls die Brücke in einem einzigen Bogen,

den Fluß überschreiten ließ. Im Frühjahr 1898 wurde der erste Spatenstich getan, und obwohl sich bei der Ausführung ganz unvorhergesehene Schwierigkeiten durch eine unermittelte tagelange Kuele geltend machten, war die Elisabeth-Brücke dennoch in ihrem konstruktiven Teil im Mai dieses Jahres vollendet. Der leicht geschwungene Bogen, in dem sich das mächtige Eisengerüst von einem Ufer zum andern spannt, überbrückt eine Strecke von 300 Metern, und mit dieser sonst noch nicht erreichten Spannweite stellt die imposante neue Brücke einen Rekord dar. Hier ungewöhnlich hohe Türme tragen die den Brückenpfeiler haltenden Ketten, die hier nicht

werken anschließt. Ueber dem Eingangstor befindet sich eine Gedenktafel, die in halberwitterten Lettern die Inschrift trägt: „Beethovens Sterbehaus 26. März 1827.“ Der Wiener freundliche Aufnahme gefunden hatte, als er noch arm und bedürftig bei Dandl und Salzeri Musikanterricht genoss, erzählt, daß der Aufenthalt des Meisters im Schwarzspanierhause ihm im allgemeinen angenehm und behaglich gewesen sei. Dabei muß man allerdings die überaus geringen Bedürfnisse und die tiefe Abgeschlossenheit des unterirdischen Künstlerberufes berücksichtigen. Außerdem hat aber Beethoven gerade in dieser Zeit durch das Verh alten seines Rasen wie seines Bruders Johann manchen Kummer erfahren. Das historische Haus befindet sich heute im Eigentum des Stiftes Heiligenkreuz.

Beethovens Sterbehaus

In kurzer Zeit wird das Sterbehaus Ludwig van Beethovens, des größten musikalischen Genies aller Tage, vom Erdboden verschwinden sein. In dem riesigen Gebäude, das allein fast eine ganze Seite der Schwarzspanierstraße in Wien einnimmt, bewohnte der Tonstichter zwei kleine Zimmer. Hier verbrachte er in tiefer Abgeschiedenheit die letzten Tage seines Lebens. Der Bau, der jedes besonderen architektonischen Schmuckes entbehrte, hat einen zwei Stock hohen Mitteltrakt, an den sich rechts und links je ein Seitentrakt mit drei Stock-



Die neue Elisabeth-(Schwarzplatz) Brücke in Budapest

für müßige Stunden

Magische Ecke

A A A A A A A A B
 B D D E E E E E E
 E E G G O H H H I
 I I I M M M M M M
 N N N N N O O O O
 O Q R R R
 R R R R R
 T T T T U
 U U U U U

Die Buchstaben in dieser Eckfigur sind so zu ordnen, daß die langen waagerechten Reihen und die entsprechenden senkrechten Reihen bezeichnen:

1. ein Küstenland Arabiens;
2. ein Fremdwort für das Substium der Sandwittichschall;
3. eine Hafenstadt Norwegens;
4. eine Stadt in Sachsen-Altenburg;
5. eine Stadt in Spanien, Provinz Malaga.

Silbenrätsel

C wohl der Herr Student
 Nicht mehr sein eigen nennt
 Das zweite Silbenpaar —
 Er wird das erste gar.
 Dem Freunde zeigt er hin
 Tenbeutel, wo nichts drin,
 Und spricht: „Diß meiner Not!
 Ich mocht' zum Abendbrot
 In bräunlich-schwarzem Glanze
 Mir kaufen nur das Ganze!“

F. M. S.

Dreisilbige Charade

1, 3 ist Name, auch 1, 2.
 Ein Ungeheuer 1, 2, 3.

G. S.

Scherzrätsel

Es kommt erst ganz zuletzt —
 Dab! ihr den Kriegsmann seht?

G. S.

Buchstabenrätsel

Ist euch im preußischen Sachsenland
 Als Kreis und als Stadt ein Wort bekannt?
 Es hat der Name acht Zeichen.
 Wird man das letzte ihm Kreichen —
 Eine Stadt dann wird es in fernem Land.
 Die oftmals wird in der Bibel genannt.
 Nimmt man nun Kopf und Fuß noch fort:
 Zum Männernamen wird das Wort.

F. M. S.

Fällrätsel

Ein Seebad liegt im Norden.
 Umspült von der Wellen Gebraus;
 Zweifelhig wird es geschrieben,
 Einflüßig spricht man es aus.
 Fügt in das Wort man r ein,
 Dann nennt es sofort einen Mann.
 Der Anwalt, Notar und Richter,
 Minister selbst werden kann.

F. M. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 1:

Des Kreis-Zigzagrätsel:
 Großen Herren und schönen Frauen
 Soll man gern dienen und wenig trauen.
 (W. Höllebogen, Großschmiedler.)

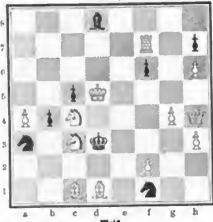
Des Ötiller- rätsel: Des Silbenrä- sel: Olga (Lago) Wagtha — Wagtha. Des Wätsen- rätsel: Ich denke einen langen Schlaf zu tun. Des Fällrä- sel: Jeremiahe (Ja- be, Eremit). Des Ana- gramm: Neuenahr — Urabne. Des Worträ- sel: Antillerie (Ar. Zid. Eric).	<table border="1" style="border-collapse: collapse; text-align: center;"> <tr><td>U</td><td>P</td><td>C</td><td>D</td></tr> <tr><td>P</td><td>O</td><td>M</td><td>O</td></tr> <tr><td>I</td><td>I</td><td>L</td><td>M</td></tr> <tr><td>P</td><td>O</td><td>L</td><td>I</td></tr> <tr><td>T</td><td>D</td><td>A</td><td>M</td></tr> <tr><td>K</td><td>O</td><td>L</td><td>O</td></tr> <tr><td>N</td><td>R</td><td>H</td><td>L</td></tr> <tr><td>K</td><td>I</td><td>L</td><td>O</td></tr> <tr><td>E</td><td>S</td><td>S</td><td>R</td></tr> </table>	U	P	C	D	P	O	M	O	I	I	L	M	P	O	L	I	T	D	A	M	K	O	L	O	N	R	H	L	K	I	L	O	E	S	S	R
U	P	C	D																																		
P	O	M	O																																		
I	I	L	M																																		
P	O	L	I																																		
T	D	A	M																																		
K	O	L	O																																		
N	R	H	L																																		
K	I	L	O																																		
E	S	S	R																																		

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir erlauben die geübten Kommenten, in Aufzählung, die die Schach-Aufgaben und -Partien berechnen, die die Hefen mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie nummeriert sind.

Aufgabe IV

Von Karl Hoffmann in Budapest (Neu)
 Schwarz



Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe V

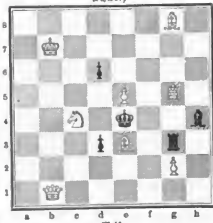
Von H. Gilkan in Skerniewice
 Schwarz



Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe VI

Von H. V. Ohlsson in Born
 Schwarz



Weiß zieht an u. setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe I

1. Sd4-e6
 2. Sg7-e6
 3. Se8-b6†
 4. Kd5-d6, e4
 5. e7-e8S, Se3-e8
 matt.
 A.
 1. Sg7-h5 (f6)
 2. Dc3-b7
 3. Kd5-e4, Xe6
 4. De3(X)f6 matt.
 B.
 1. Kd5-e6
 2. Dd4-e4 und 3
 3. Dd4-d6, be7m.
 d7-d8S matt.
 C.
 1. Kd5-e4
 2. Dc3-d4†
 3. Ke4-f3
 4. Dd4-f4 matt.
 D.
 1. Lc4-bellebig
 2. Se6-f6†
 3. Kd5-e4
 4. De3-e3 matt.

Auflösung der Aufgabe II

1. Sa5-c6
 2. Kf6Xe6
 3. Lb3-a4 matt.
 A.
 1. b7, Se6Xe6
 2. Se6Xe7 matt.
 B.
 1. Kf6Xe6, L7X
 2. Se6Xe6
 3. Sd6-c7 matt.
 C.
 1. Sd6Xd6, —a8
 2. Lb3-e4 matt.
 D.
 1. Se6-e6
 2. Ta6-a5 matt.

Auflösung der Aufgabe III

1. Da1-h1!
 2. Ld5-h1, —f3
 3. Lb3-g8 und
 4. Se6-f7, g6
 matt.
 A.
 1. Ld6-f7
 2. Se6Xf7†
 3. Kh5-h7
 4. Dh1Xh5 matt.
 B.
 1. Ld5-e4
 2. Se6-f7† ober
 auch
 3. Dh1Xh6† etc.

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Wünsche sind unter Befügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

G. B. Wabernicum. Eine ausgesprochene Individualität, ein energischer, tüchtiger Charakter, für den es keine Unentschlossenheit und kein Schwanken der Ansichten und Gefühle gibt. Sie sind treu und ausdauernd, wo Sie sich angehängt haben, und können sich für Menschen und Dinge begeistern. Es fehlt Ihnen feierlichem Temperament, das Sie mit Fez und Verstand in glücklicher Weise ergänzt. Ein Zug zur Größe und Robuste charakterisiert Ihr ganzes Wesen: Sie sind an sorgföle Verdämnisse gewöhnt, und angestrengt Berechnen, überhaupt jegliche Ungeordnetheit liegen Ihnen fern. Fest und gerade geben Sie Ihres Weges, ohne allzu große Rücksichtnahme auf die Wünsche anderer. Wo sich Ihnen Schwierigkeiten in den Weg stellen, beharren Sie erst recht auf Ihrem Vorhaben. In Ihrer Lebensanschauung und Ihren Ansichten machen sich klarer Wille und ein geübter Realismus geltend.

G. B. Kampfen. Die Neigung, über Nebenächlichem die Hauptfache zu wenig in Betracht zu ziehen, haben Ihnen den Blick getrübt und erschweren Ihnen ein klares, objektives

Urteil. Sie sind überhaupt in Gefahr, Kleinigkeiten zu viel Beachtung zu schenken und sich zu sehr zu verlieren. Von Natur mehr bis zur Unvorsichtigkeit, geben Sie im Bestreben, diesen Fehler zu bekämpfen, manchmal zu weit in entgegengelegelter Richtung und sind deshalb nicht, freuz übermäßig in Ihren Ansichten. Sie sind empfindlich und oft schnell abweisend, können durch Schärfe verletzen und haben nicht die Gabe, sich rauh und in liebenswürdiger Weise in andere einzulassen. Ihr Wille ist jedoch, aber wirkliche Energie fehlt. Sie sind sich haben Sie nicht die feinste Meinung. Ihre Erinnernisse sind unvollständig, treten oft an Wehretzt.

Wilfried W. in Schw., Schweiz. In hohem Grade Gemütsmäßig und als solcher mehr geneigt, sich durch Gefühle als durch Verstandesgründe leiten zu lassen. Dabei ist das Empfindungsvermögen weniger fein als hart und tief und die entsprechende Neigung vorhanden, alles gründlich zu machen und ernst zu nehmen. Materielle Wünsche lassen Sie nicht gleichgültig, aber ein raffinierter Gemütsmäßig sind Sie nicht. Ihr Anlage nach hingebend und vertrauensvoll, streben Sie doch nach Zurückhaltung.

KODOID-PLATTEN

ERHÖHEN DEN WERT EINER GLASPLATTEN-CAMERA UM 100%

Sie bilden einen vollkommenen Ersatz für Glasplatten mit allen ihren Vorteilen jedoch ohne ihre Nachteile. Sie sind unzerbrechlich, leicht, dünn, hochempfindlich, orthochromatisch, lichtfrei, mässig im Preise.

Bei allen Händlern zu haben. — Preisliste gratis. 185

KODAK Ges. m. b. H. BERLIN.

Billig im Verbrauch.

Ronnefeldt's THEE

aromatisch und ausgiebig.

Proben der 4 Hauptsorten M. 1.— Sendungen v. M. 10.— an „Franco“.
Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

Stotterer!

erh. schnell u. sicher s. vollk. sprachl. Sprache in der Anstalt von Prof. Rud. Denhardt, Kleinsch. l. Th. Klin. Anat. Deutschl. l. herri. Lage, die mehrt. staatl. anagez. wiederholt d. S. M. Kais. Wilhelm II. Troop. grat. Honor. n. Hell.

Teppiche

Preisliste 3.75, 6., 10., 20. bis 600. M. Gardin., Porzellan, Möbelfarbe, Teppich. etc. Spezialhaus Berlin 158 im Cramérstr. 1900 (Aukt.). Katalog gratis u. fr. Emil Lefevre.

Klende,

Die Mutter als Erzieherin

Von Dr. Edna und Edöler zur höchsten und höchsten Umwandlung zum ersten Anbeter bis zur Welt. Sie praktiziert sich bei der Praxis. II. neu herausgegeben. Auflage. Preis eleg. geb. 6 Mk., eleg. geb. 7 Mk. Dieses Buch hebt besonders auf der Höhe der Wissenschaft und ist den ersten Autoritäten Deutschlands warm empfohlen worden.

Gd. Nummer in Leipzig.

Wer abends bei Lichtarbeit über Kopfschmerzen, Druck in den Nebenhäuten, Brennen in den Augen etc. klagt, während des Tages aber selbst bei anhaltender Arbeit diese Unbequemlichkeiten nicht bemerkt, verstimmt nicht, Optiker Wolf's hygien. Lampenschirm „Augenschutz“ an die Lampe zu hängen. Der Erfolg ist sicher überraschend!



Optiker Wolf's hygienischer Lampenschirm „Augenschutz“ mit Luftdichtung
H. R. Patent No. 77877, Patent i. f. n. Staaten

Ist der beste und vollkommenste, weil er:

1. durch Ventilation die den Gesichts- und Kopfschmerzen schädliche Lampenhitze vollständig fernhält;
 2. die Augen vor Blendung des Lichts rationell schützt, ohne das Zimmer zu verdunkeln;
 3. an jeder Lampe ein Beleuchtungsgerät sofort zu gebrauchen ist.
- Das Stück v. M. 1.— an überall käuflich, wo nicht, gegen Einsendung v. M. 1.20 franko vom alleinigen Fabrikanten:

BERLIN W.
Leipzigerstr. 101/102

Josef Rodenstock MÜNCHEN
Bayerstrasse 3.
H. S. M. Hofmeister

Wiederverkäufer überall gesucht.

Briefmappe

Der in Straßburg i. G. Fabron'sche Wort Cabaret bedeutet in der ursprünglichen Bedeutung eine vierteljährige Komposition und wurde im 14. Jahrhundert allgemein für Scherz oder Witzstoffe üblich. Zu die fahrenden Spielleute dort die Wäste mit Gefang und Spiel unterbleiben, wofür sie meist bestrift wurden, blieb jener Name an den Erien haften, wo vorzugsweise die Soliststanz eine Heimstätte fand.

Aus Industrie und Gewerbe

Aus dem Publikum

Ueber die Feinlichkeiten, die Frau Mode für die kommende Saison bringen soll, schreibt uns die bekannte Modenstoff-Fabrikant Union Knoll Frieder & Cie. in Järich: Nachdem die Zeiten in die freie Welt bald zwei Jahre gerührt, hat sie sich wieder aufgerafft, und der Erfolg ist ein durchschlagender. Die hervorragenden Wollher Schneider arbeiten ihre neuen Modelle beinahe nur noch auf Seide, die Toiletten, die sie aufbauen, sind Raffinerie, vom feinsten Unterrock angefangen bis zur letzten Schließe am Seidentleide. Fein, durchsichtig, schmiegsam lautet die Forderung, die jetzt die Mode an die Stoffe stellt. Befondere Geltung erlangen daher alle Crépe- und gaze-artigen Stoffe wie Crépe de Chine, Voile de Soie, Seiden-Mousseline Crépe Miletur, Crépe Claire de Laine, Gazes-Ninon, Grenadines, Gazes faconées u. s., und zwar einfarbig sowohl als bedruckt. Für die heilige Wäste-Mode, speziell für Plüsses Eventail, sind diese Stoffe besonders geeignet. Ganz neu ist Voile Grenadine, ein leichtes, luftiges und doch festes Gewebe, das reich und geschmeidig die Figur umfängt. Alle die genannten Stoffe werden auf verschiedene Weise mit chiné-artigen Blumenbestand oder halb-erschommenen Figuren bedruckt, und hierdurch haben besonders die Crépes de Chine eine große Reichhaltigkeit erlangt. Die Trudmuller, die in sorten Wechseln den Moden-Verwebern entzückend auf die Stoffe hingewirkt erscheinen, geben ihnen ein reiches und doch hartnäckiges Aussehen. Eine neue Behandlung besteht darin, das Zeilinn mit weißen Konturen zu umrahmen, wodurch der Ausdruck distret und reizvoll geboben wird. Chines werden jetzt schon in ganz blühigen Qualitäten hergestellt, und reich ist die Blumenmusterung in aparten Farbhelungen und Zeilinn. Statt laffertartigen Stoffen bringt man jetzt laffertartige, weiche, einfarbige, dünne, geschmeidige Stoffe wie Nonpareil-Silk, Satin-Mousseline, Messaline, die äußerst feine im Tragen sind. Grüne Parböne gelten für bodenoben, auch „Blaugran“ wird viel verlangt. Sammet spielt in dieser Saison eine große Rolle, doch sind es nicht nur die bloßer getannten Sammete und Blauside, sondern man bringt langhaarige Gewebe, knitterte Tierfelle bis zum und milder Stoffes vom Moulinfort bis zum Tiger. Die Ausmaß von Platanenstücken in eine lo-reichhaltige, wie wir es noch nie gesehen. Wollher feiert die Firma jedem Quaterzenten gern zu.

Officine
garantirt reinen,
echten
HONIG
unverfälscht. Naturprodukt der Biene (chem. analysirt) in
Postflasche z. 9 Pf. netto incl.
Büchse zu 7 Mk. franco!

Obere Apotheke und Nahrungs-
mitteluntersuchungs-
amt
Kitzingen 7 a. M.

Haemogallol

ein von hervorragenden medicin. Autoritäten warm empfohlenes, für

Bleichsüchtige u. Blutarme

geradezu unentbehrliches blutbildendes Kräftigungsmittel.

Haemogallol wird nicht nur bei Bleichsucht und Blutarmut, sondern auch bei Schwächezuständen aller Art, Sirophulose, Rheumatismus, Neurasthenie etc. mit größtem Nutzen verwendet.

Haemogallol greift nicht, wie andere Eisenpräparate, die Zähne an, sondern ist frei von jeglichen unangenehmen Nebenwirkungen und wird deshalb von jungen Mädchen mit Vorliebe genommen.

Haemogallol wird selbst vom zartesten und kranken Organismus mit Appetit genommen, leicht assimiliert, gut vertragen und eignet sich auch deshalb vorzüglich als Nahrungsmittel für Kinder.

Haemogallol ist in Pulver-, Tabletten- und Pastillenform in allen Apotheken zu haben. Eine Schachtel Haemogalloltabletten zum Preise von M. 2.40.

E. Merck, chemische Fabrik, Darmstadt.
Zweignhäuser in London, Moskau und New-York.

Gratis!

erhält jeder, der durch Selbstunterricht ohne Lehrer und ohne Vorkenntnisse fremde Sprachen leicht, willföhrlich und sicher erlernen will, die Einführung in den Unterricht nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Letztere ermöglicht in kurzer Zeit das geläufige Sprechen, Schreiben, Lesen und Verstehen fremder Sprachen und verhilft dadurch zu besserer Stellung mit höherem Einkommen. Tausende von Anerkennungen. Wir bitten um Angabe der gewünschten Sprache.

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung
Berlin SW. II (Prof. G. Langenscheidt) Hallesche Str. 17

Lindenhof Heilanstalt für Nerven- u. Gemütskranke.

bei Dresden ^{Bahnstation} **Osowig** Entziehungskuren.
Näheres durch Prospekt. Sanitätsrat Dr. Person.

Münchner Wollfilz-Manufaktur München Burg-Str. 9

empfehl als Ersatz teurer Tuche
Tuchfilze 60, 100 Furrh. auf Lag. in garant. reinwoll. Qualitäten, 180 cm breit, von M. 2.40 an für Damenkleider, Reform-Kostüme, Jupons etc. für Portieren, Vorhänge, Uebergardinen, Möbelüberzüge Tisch-, Kommode-, Klavier- und Kinderwagendecken, zu Theater- und histor. Kostümen, zu Feld- u. Feldkuchen-**Stickerrei-Tuchfilze**, **Teppichfilze**, Abgabe und Versand jedes Quantums Muster und Preisliste franco

Hanzig Ambulatorien für Herzranke Hanzburg Klopierckstr. 15
Dominickswall 1. K5in Posen Theaterstr. 6.
Deutscher Ring 15.

Aerztliche Leitung.
Conf. Dr. Smith über den heutigen Stand der funktionellen Herzdiagnose. Dr. Hofmann über funktionelle Herzmuskelschwäche und Nervensystem. Popular gehaltenes Brochure des Dr. Asch: „Wer ist herkrank“.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Fotsdamerstrasse 52 **BERLIN** Königsplatzstr. 19.
Prospecte frei. * Die Direction.

Briefmappe

V. R. in Tüßfeldorf. Die größte industrielle Organisation ist der amerikanische Standard Oil Trust, der nicht nur die ganze Welt mit Petroleum versorgt, sondern abernächst auch noch eine riesige Fabrikation von Säffen, Kaminen, Pumpen u. s. w. betreibt und ein großes Geschäft in Nebenprodukten wie Gaseolin, Naphtha, Schmelzen, Seife u. s. w. bet. Das Stammland der Gesellschaft beläuft sich auf 400 Millionen Mark, und im letzten Jahre bezahlte sie eine Dividende von 40 Prozent, was 100 Millionen Mark ausmacht. John E. Rockefeller, der Leiter des Trusts, ist der Industriell Commission mit, daß sie im Jahre fast 200 Millionen Mark allein aus ihrem ausländischen Handel empfangen.

Frau Cillie Sch. in Hannover. Sie meinen ohne Zweifel das alte Volksrädel, das Simrod in seinem Teulichen Mätlein mitteilt. So lautet dort wie folgt: Zuersthen setz du Treeben, do denn Werderen Zwoeben. Werderen, do denn Zwoeben Treeben un smeel Werderen, dat Werderen Werben fallen leit, d. h. zwoebeln. Ich auf einem Treeben, da nahm Werberen dem Zwoebeln das Gindein, da nahm Zwoebeln das Treeben und schloß damit das Werberen, das das Werberen das Gindein sollen leit. Das Gindein ist ein Knochen, das Zwoebeln ein Mensch, das Treeben ein Schmelz, das Werberen ein Hund.

V. D. in Ulm. Die Zahl der Votterbrüder für Kurgentrante beträgt gegenwärtig in Teuland 274 mit 700 Werten, was bei einem viermal jährlichen Gelege, eine Gesamtzahl von nahezu 30000 zu bebandelnden Kurgenscheinbüchern ergibt.

H. N. in G. Wern bringen wir von Ihren Zeichnungen die eine, besonders herzig:

Ter Schäfer.

Die Schäferin weiden im Wiesengrund,
Die Vögeln fliegen dazu,
Und all die Blumen weiß und bunt
Sie bringen den Schäfer zur Ruh.

Ter ist so lange am Bergesfuß,
Er siest und sinnt
Was sint der Schäfer denn so lang?
Zent er wohl oledacht an sein Kind?

Zent er des rauhenen Waffers dort,
Wohin nur so schnell es fließt?
Ach nein, es gebt dem Schäfer dort
Etwas andres durchs Gemüt!

Er denkt: Wie schön ist doch die Natur,
Wie schön die schöne Welt,
Den Tag die blaus Gimmelstern
Und des Nachts das Sternengeit.

Frau Wertha S. in Erlurt. Durch eingehende Untersuchungen, die kürzlich in Schweden ange stellt wurden, fand man die alte Erfahrung bestätigt, daß Schultinnen ein genügend langer Schlaf unbedingt ist, unter denen, die zu wenig schlafen, kommen um 25 Prozent mehr Krankheiten vor. Nach Ansicht der mit jenen Untersuchungen betrauten Ärzte sollen Kinder von 3 Jahren im Tagesmittel 12 Stunden schlafen, Kinder von 7 Jahren 11 Stunden, neunjährige 10 Stunden, zwoelf bis vierzehnjährige 9 bis 10 Stunden, junge Leute von 14 bis 20 Jahren 8 bis 9 Stunden. Im frühen Schlaf, nicht sehr häufig die Ursache von Blutarum, Blutschicht u. s. w.

Ernani v. G. in Wiesbaden. Wie die neue Manier ansetzt, werden die Kriegsbeforderungen in der Armee bereits recht selten. Vom Offizier Ernst v. W. ist mit König Albert von Sachsen das Wohlwollen ganz verbunden; Offiziere zweiter Klasse sind noch sehr häufig die Ursache von Blutarum, Blutschicht u. s. w.

G. W. in Innsbruck. Der Weltpolarein umfaßt jetzt 104 000 028 Quadratkilometer mit 102 668 841 Einwohnern, nämlich sämtliche Staaten und Kolonien der Erde mit geordnetem Wohnsitz. Noch nicht zu ihm gehören die unbesetzten Quadratkilometer mit rund 400 Millionen Menschen.

Schwarze Seiden

in bester Färbung u. Garantiefäden für gutes Tragen, sowie Seidenstoffe jeder Art in großartiger Auswahl u. hochmodernen Zeifens, Verfaßt in jedem Stoff perzent u. tollrei an jeder Mann. Muster bei Abgabe des Gewünschten franco. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie, Zürich G 38
K. Hoflieferanten (Schweiz)

Ein Wort an Alle

die Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Holländisch, Dänisch, Schwedisch, Polnisch, Russisch od. Böhmisch wirklich sprechen lernen wollen. • Gratis und franco zu beziehen durch die Rosenthal'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Briefliche Methode in 3 Monaten.

Zahlreiche Anerkennungsschreiben.

Probierheft für jede Sprache 50 Pf., einzelne Lieferungen à 1 M.

Rosenthal's Meisterschafts-System
zur Selbsterlernung moderner Sprachen.

Die Werke sind durch alle Buchhandlungen, sowie von unterzeichneten Verlagsbuchhandlungen gegen Einweisung von

10 M. (4.50 fl.) für's Deutsche	10 Liefg.
15 M. (9.50 fl.) für's Französische	15 Liefg.
15 M. (9.50 fl.) für's Englische	15 Liefg.
10 M. (4.50 fl.) für's Italienische	10 Liefg.
15 M. (9.50 fl.) für's Spanische	15 Liefg.
10 M. (4.50 fl.) für's Portugiesische	10 Liefg.
10 M. (4.50 fl.) für's Holländische	10 Liefg.
10 M. (4.50 fl.) für's Dänische	10 Liefg.
10 M. (4.50 fl.) für's Schwedische	10 Liefg.
15 M. (9.50 fl.) für's Polnische	15 Liefg.
20 M. (12.50 fl.) für's Russische	20 Liefg.
10 M. (4.50 fl.) für's Böhmische	10 Liefg.
7.50 M. (4.50 fl.) für's Ungarische	15 Liefg.

komplett in eleg. Karten.

komplett und in einzelnen Lieferungen franco zu beziehen. Je 2 Sprachen Französisch, Englisch oder Spanisch, zusammen bestellt (exkl. Schiffsporto) statt 30 M. (18.50 fl.) nur 27 M. (16 fl. 20 kr.), Italienisch oder Russisch zusammen mit Französisch oder Englisch oder Spanisch (exkl. Schiffsporto) statt 35 M. (21 fl.) nur 32 M. (19 fl. 20 kr.), Schiffsporto dann Französisch — Englisch — Italienisch — Spanisch — Polnisch — Russisch à M. (1.50 100 kr.)

Rosenthal'sche Verlagsbuchhdlg., Leipzig!

Herbschneiderei und Brandmalerei.
Vorgezeichnete Gegenstände



aus verschiedenen Holzarten in 1300 von Künstlerhand entworfenen Mustern, (so wie Vogel-, Laub- und Grundschmuckarbeiten, — für Wertstempel zum Einprägen, Stempel, zur Markenarbeit und Verbrieferei, — Herbschneiderei, — Brandmalerei-Rollen, — illustrierte Kataloge 20 Pf., welche vergütet werden.

Paul Kühn, Leipzig, Petersstraße 24, (Fabrik von Wertstempeln und Holzwaren, Begründet 1877.)

Bleyle's Knaben-Anzüge

And die geliebte und bezaumte Kleidung der Gegenwart.

Wie aus breitem, reissenden Sammeten angefertigt, vereinigen sie in sich alle Eigenschaften, die an einen labellen Knabenanzug gefordert werden können; sie sind praktisch, unzerbrechlich, dauerhaft, leicht vornehm, haben Rollen Leib und bieten für jede Jahreszeit bei jeder Witterung die angemessene und vortheilhafte Kleidung. Zu haben für 2-16 Jahre. Ausführliche illustrierte Preislisten gratis und franco.

Aug. Friedr. Sauer, Stuttgart P. 47.
Eingeladener Spezialhersteller für Bleyle's perle Oberkleidung.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

H. v. W. in W. und andre. Wir können nur wiederholen, was wir schon häufig gebeten haben: zur Prüfung von Gedächtnis nicht einen ganzen Band einzuladen, sondern nur eine kleine Auswahl. Auch dann müssen Sie sich mit Geduld mappeln, denn das Angebot ist unendlich viel größer als unter Bedarf. Einen beliebigen Briefchen können Sie nur dadurch erzielen, daß Sie der Sendung das entsprechende Porto beifügen. Wenn Sie halten Sie im Falle des Versuchs nicht durch die Briefmappe, sondern direkt Antwort. Auf eine detaillierte „Begründung“ können wir uns überhaupt nicht einlassen. G. W. in Göttingen. Die Behandlung von Geschlechts bei der Blutentziehung geschieht vielfach mittels eines Knopfbreies oder der von Ihnen erwähnten Schlicht-(Schlag)-Masse; von dem Liebfleiste, den Sie betheuern, ist uns jedoch nichts bekannt. Bei sehr hartnäckigen, dickhäutigen Jleten (Chien, Wüsten) benutzt man neuerdings den Schußapparat (Schußmische) von Stoff; bei Schmelzen und Kleinschlag erfolgt die Behandlung durch Schlag vor den Kopf, oder inwendig mittels Hammer, Keule oder unter Anwendung eines Rollenapparates (Schlagbottennische von Heurer). Unsere Zierfußgerichte haben sehr eingehende Unterredungen darüber anstellen lassen, welcher von diesen Apparaten am schnellsten und sichersten wirkt; wenn Sie sich mit einem dieser Gerichte (z. B. in Stuttgart oder Berlin) in Verbindung setzen wollen, so wird man Ihnen gern das Ergebnis mitteilen.

G. v. W. in W. Wie Sie sich hinsichtlich Überzeugt haben werden, sind Ihre Wünsche zum größeren Teile bereits erfüllt. Das weitere wird folgen.

Maria W. in W., H. v. W. in G., G. W. in W., G. E. in E., H. W. in St., C. W. in W., J. W. in A., E. W. in St., M. W. in W., H. Z. in W. Mit Tant abgetheilt.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedächtnis, Sprüche und Gerichte lenken wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nichtverwendbaren Gedächtnis ohne Porto werden sofort dem Verpforter.



Aus fremden Zungen.

Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenliteratur des Auslands.

Das 21. Heft enthält: Ohne Sprache. Von Wladimir Korolenko. Aus dem Russischen. — Das grüne Land. Erzählung der Erzählungen. II. Die Jagd auf den Wolf. Von Andrew Merris. Aus dem Englischen. — Plauder. Erzählung von Marcus Monopente. Aus dem Polnischen. — Lose Blätter: Erzählungen der amerikanischen Briefen.

Monatlich erscheinen 2 Hefte à 60 Pf.

Deutsche Romanbibliothek

Inhalt der Nr. 5: Die Heise nach Mentone. Eine Geschichte von der Wiviera von Richard Boh. — Der Garbenern. Humoristischer Roman von Freiherrn von Schlicht. — Im Liebesgarten. Gedicht von Richard Joosmann.

Vierteiljährlich Nr. 2.—

Abonnements in allen Buchhandlungen und Postämtern.

EIN NEUES VEILCHEN-PARFUM
„VEILCHEN-TROPFEN“
 unüber-trefflich

F. WOLFF & SOHN HOFLIEFERANTEN
 BERLIN KARLSRUHE WIEN

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.



William Lason's Hair-Elixir

nimmt unter allen gegen das Ausfallen der Haare, sowie zur Stärkung und Kräftigung des Haarwuchses empfohlenen Mitteln unstreitig den ersten Rang ein.

Es besitzt zwar nicht die Eigenschaft, zu Stellen, wo überhaupt keine Haarwurzeln vorhanden sind, Haare zu erzeugen — denn ein solches Mittel giebt es nicht, wesshalb dies von manchen anderen Tincturen in den Zeitungen fälschlich behauptet wird — wohl aber stärkt es die Kopfhaut und die Haarwurzeln derart, dass das Ausfallen des Haares in kurzer Zeit aufhört und auch aus den Wurzeln, so lange diese eben noch nicht abgestorben sind, neues Haar entwickelt, wie dies bereits durch zahlreiche praktische Versuche erprobt und festgestellt ist. — Auf die Farbe des Haares hat dieses Mittel keinen Einfluss, auch enthält es keinerlei der Gesundheit irgendwie schädliche Stoffe.

Preis per Flacon: 4 M. 50 Pf.
 Niederlagen in allen größeren Städten.
 Generaldepot: O. Knop in Berlin S.W. 61 Tempelhofer-Ufer 5.

Eckard's Christbaum-Ständer mit Musik
 selbstspielende
 Drehen 1 Ctr. schwere Bäume.
 Mit Waldmusik 2 Ausführgänge:
 (Nickleghäuse oder Felsgruppe).
 Wo nicht erhältlich, extra Fabrik.
J. C. Eckardt,
 Cannstatt bei Stuttgart.

60000 verkauft!
 Mit unwechselbaren Stahnteilen:
„Gloriosa“.
 Hoch mechan. Musikwerk fürs ganze Jahr. Preis 100 Pfund.
 Illustrierte Prospekt frei.

Für Asthmatische, Wüchnerinnen, Herzleidende etc. sind
Jaekel's 15fach verstellbare Kellikissen
 unentbehrlich. Pr. 22 M. fr. überallhin.
 Ill. Prospekt über Krankennußel, Fahrkarte etc. gratis.
R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik
 BERLIN MÜNCHEN
 Markgrafenstr. 20. Blumenstr. 49.

Kronen-Quelle
 zu Obersalzbrunn i. Schl.
 wird ärztlich empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gicht- und Steinbeschwerden, Diabetes (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen des Gicht, sowie Gelenksrheumatismus. Ferner gegen katarrhische Affektionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.
 Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.
 Brief- und Telegramm-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

Handschriften-Beurteilung.

Wohnten H. in Braunschweig. Der Schreiber hat einen gewissen Schwung und etwaele Phantasie, er ist warmberig, befehrungslosig, hält aber auch, was er verprochen hat, und ist iberhaupt eine wahre, gerabe Natur. Er kann sich auf gewisse

Dinge verlassen und fuhrt sie dann mit Energie durch. Die Disziplin ist er nicht, ist ungemalich und gefehrig. Er hat keine bestimmten Schwachheiten, für die er auch bereit ist, Opfer zu bringen. Sein Wuttrieb ist fier und selbstbewusst, er hält auf Währung des guten Zorns.

L. Meyer, Ragaz (Schweiz)

Beranwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Esslingen.

Abdruck aus dem Jahrbuch dieser Zeitschrift wird freizehlich erteilt.



Versenden gratis Katalog
**alter Violinen,
Violen, Celli**
mit Original-Illustrationen berühmter italienischer Meister.
Fachmannliche Bedienung,
volle Garantie, reelle Preise.
Causch. Gutachten.
Atelier für Reparaturen
Hamma & Co.,
Groste Handlung
alter Meisterinstrumente,
Stuttgart.

J.L. Rex Berlin W. Leipzigerstr. 22
G.m.b.H.
empfeilt seine direkt bezogenen Thees neu'ster Ernte
Specialmarken:
 240 M Familien-**THEE**
" 300 " Frühstücks-**THEE**
" 400 " Fife o'clock-**THEE**
Rex'sche Thees werden seit 50 Jahren von allen Theekennern bevorzugt.

Ziehung 9., 10., 11. u. 12. Decbr. 1903
zu Freiburg i. Br. 350 000 Lose.
**3te Grosse Freiburger
Geld-Lotterie**
zur Wiederherstellung des Muslers
Lose  4. 330 Porto u. Liste
30 Pfg. extra.
12,184 Geldgewinne
ohne Abzug Mark
322500
Hauptgewinne: Mark
100000
40 000
20 000
10 000
1  5000 = **5 000**
2  3000 = **6 000**
2  2000 = **4 000**
5  1000 = **5 000**
20  500 = **10 000**
200  100 = **20 000**
200  50 = **10 000**
1000  20 = **20 000**
2000  10 = **20 000**
8750  6 = **52 500**
Zu beziehen durch
Eberh. Felzer in Stuttgart
u. Ludw. Müller & Co., Nürnberg.

**Fortuna
Spieldosen**
Jul. Heinr. Zimmermann
Fortuna-Spieldosen
 12, 18, 30, 40, 60, 75—200 M. Musikschranke v. 175—750 M.
Die Fortuna-Spieldosen bieten durch ihre reizende Musik nicht nur eine schone Unterhaltung für Jung und Alt, sondern sie tragen auch dazu bei, das musikalische Gehör und die Liebe zur Musik bei den Kindern zu wecken.
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.



„Trompeter von Säckingen“
„Er nicht öh, „Verlassen, verlassen“,
„Die Post im Wald“, „Ach, merk ein
Ding“, „Washington-Pol“, „Cavalleria
Rusticana“, „La Paloma“ und noch ca.
200 andere ausserordentlich schöne Klänge
sinfart. Scherzmann ohne Glubman,
ohne Rotenkeimlinge, auf unsere neu-
erfundene in 10 Tagen elegant ausgeführt
Trompete.
„Das Trombino“
durch mehr Einfügen der dazu passenden
Notenblätter. Das iberall Genialtion er-
regende Trombino führt mit leidenschaftlicher
Wohlleitung und unabhängigen Erfindungs-
guden.
I. Serie, 18 H. v. 9 Tönen Nr. 5,70
II. Serie, 18 H. v. 10,35
Notenblätter für die I. Serie 30 Pfg.,
für die II. Serie 60 Pfg.
H. Wein-Verlag gegen vorherige Einzahlung
oder Nachnahme durch
H. Winkler & Co., München, Sonnenstr. 10/1.

Fix-Fix
(gen. gesch.)

VOR NACH
entfernt sicher Falten, Runzeln, Pickel,
Sommerprossen, Hautfehler aller Art.
Prospekt gratis.
Moderne Toilettenkunst
Berlin, W. 104, Wurzburgerstr. 16.

Sommer- u. Winterkuren.
510 M. **BAD L. & M.**
Rudolphshohe
bei Alpirsbach Schwarzwald.
Strang wissenschaftliche
geleitete Kuranstalt I. Ranges.
Modern eingerichtete mit allen
neuestlichen Hilfsmitteln. Zen-
tralheiz. u. elektr. Beleucht. Prosp.
gratis u. free durch die Direktion.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

**Kaloderma-GELEE
SEIFE
PUDER.**
Unubertroufen zur Erhaltung
einer schonen Haut!
F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE.
Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Eine Last

sind veraltete
Systeme!

Eine Lust

ist das Arbeiten mit
System Stolzenberg!

Wie schaffen Sie am schnellsten
und zweckmässigsten
**Ordnung in Ihrer
Privatkorrespondenz?**

Durch Anlegung einer kleinen Privat-Registratur

Stolzenberg



bestehend aus:

1 Aktenschränkchen No. 313

Gediegene Ausführung in Eichen,

hell, mittel oder dunkel

Mk. 55,—

Hohefeine Ausführung in Nussbaum

„ 60,—

und eine Kollektion Stolzenberger

Schnellhefter und -Locher

à „ 5,—

Unübertroffen zweckmässig! * Beliebtester Geschenkartikel!

Wo nicht erhältlich, verlangen Sie Zusendung direkt ab

Fabrik Stolzenberg, G. m. b. H.

Oos/Baden.

Berlin W. 8, Charlottenstr. 23.

Frankfurt a. M., Kaiserstr. 60.

Stuttgart, Leonhardsbau.

Wien I, Johannesgasse 3.

Vertretungen in allen grösseren Städten.





Burg Plaue in Thüringen
Nach einer Zeichnung von Ernst Liebermann

Das schlafende Heer

Roman

von

Clara Viebig

I
Wie im Backofen die Brote, so bräunten sich jetzt die Landarbeiter in der glühenden, vor Hitze flimmernden Sommerluft. Auf den Hüften der Komorniks, die sich hinter den Steinwall duckten, lastete die Sonne. Reiß, unerträglich heiß war's schon in der Frühe um vier; kein Tau war gefallen, der die Erde erquickt hätte. Dreißt spiegelte sich das runde, tiefgelbe Sonnengesicht in den blanken Sensen und leckte mit seiner gierigen Zunge über das flache, schier endlos eintönige Land; über meilenweite Kornfelder, die schwer ihre reisenden Aehren neigen, über dunkelschollige Acker, in deren fettem Boden, Pflanze an Pflanze gereiht, die Zuckerrübe wächst, über verstreute Herrenhöfe, die sich, durch Baumtrüppchen markiert, ans dem Meer der Felder herausheben, über wenige, gleich dünnen Adern ziehende Straßen durchs ewig sich wiederholende staubige Grün der Rüben und staubige Gelb der Weizenblumen.

Von der Kreisstadt her, deren Straßen kaum verlassen, auch schon verschlungen sind von der Uebermacht des Ackers, deren Dom allein, als einziges Wahrzeichen, noch eine Weile über die Getreidewellen ragt, kam ein Gefährt. Eine kleine Bryczka, überpact mit Menschen. Und dahinter, in langsamere, schwer ratternder Fahrt, ein Leiterwagen, mit allem möglichen Haus- und Ackergerät belastet.

Der Mann auf dem Vorderfuß der Bryczka stieß jetzt den Kutscher, der, ihm vor den Füßen hockend, sehr geschickt auf der Deichselstange balancierte, fast herab, so hastig drehte er sich um. Ihm war, als hätte hinten im Korbwagen jemand aufgeschluckt. Was, sing die Frau schon jetzt mit Heulen an?!

„Kettchen!“ Er sagte es halb barsch, halb mitleidig; es war etwas Eignes in dem Ton, der streng sein wollte und doch eine gewisse Bangigkeit in sich trug. Peter Bräuer fühlte selber ein seltsames Krabbeln in den Augen, die ihn schmerzten vom Sonnenbrand.

Zum Donnerwetter, daß auch hier gar kein Schatten war! Warum bepflanzten sie denn nicht die Chaussee mit Bäumen? Chaussee! Hoppla, hat sich was mit Chaussee — au — war das ein Stoß!

Verdrießlich schob Bräuer die Mütze, die vom gewaltigen Ruck über einen Stein ganz auf den Hinterkopf gerutscht war, wieder nach vorn.

„Nennt ihr das hierzuland en Chaussee? En ganz miserablen

Landweg is dat ja,“ brummte er und stieß den vor ihm Kauernden mit dem Knie in den Rücken.

Keine Muskel in dem stumpfen Gesicht des Kutschers regte sich. Er hob nur die Weitsche und ließ sie mechanisch auf den grau bestaubten breiten Rücken des Braunen niederschwippen:

„Guj, het!“

„Peter,“ bat jetzt die Fran in der Bryczka,



Clara Viebig

Nach einem Bilde von R. von Wartenberg-Gsmard

„sag ihm doch, er soll wat ruhiger fahren. Man is dat gar nit so gewohnt. Mir tun als so schon alle Knochen weh von dem langen Eisenbahnfahren. Bitte, sag et ihm doch!“

„Fahrt langsamer, fahrt wat langsamer!“

„Duj, huj, het!“ Der Kutischer hieb wie toll auf das so wie so schon unruhige, von Stechfliegen gependigte Pferd ein.

„Hört Ihr dann nit?“ Langsamer!“ schrie Peter Bräuer und faßte ihm über die Schulter in die Hügel. Der Esel mit seinem einfältigen Dujhet! Hinter sich hörte er sein Weib und seine Kinder laut aufschreien und sein Jüngstes, das der heftige Ruck beim jähen Anziehen des Pferdes aus dem Schlafe geschreckt, jämmerlich weinen.

Unsanft packte er den Kutischer an: „He, Polack, habt Ihr dann kein Ohren?“

Der zuckte nur stumm die Achseln und spuckte dann aus.

Weiter ging es wie bisher, über Steine und durch Löcher.

Die Sonne sengte. Noch war nicht das erste Dorf in Sicht, und zwei Dörfer mußte man passieren, bis ganz hinten auf der Fläche, wie winziges Spielzeug unterm riesenweiten Horizont, die Häuschen der Ansiedlung auftauchten mit ihren Hänen von unbehauehen Fichtenstämmen, mit ihren Aekern rundum, die noch nicht teilhatten an der Fülle des Sommers.

Peter Bräuer schob sich die Mütze auf dem Kopf hin und her und rutschte unruhig auf seinem Sitz. Oh, was die Frau wohl dazu sagen würde? Ach je! Merkwürdig, und so weit und unbequem war ihm der Weg von der Bahnstation bis zur Ansiedlung noch nie erschienen, und er hatte ihn doch schon ein paar mal gemacht in den acht Tagen, die er nun hier war. Das erste Mal, als der Herr Gutsverwalter selber ihn abgeholt von der Kreisstadt und ihn himans-gefahren hatte, ihm die schriftlich erstandene Stelle zu weisen, hatte ihn Neugier befeelt, eine schier freudige Erregung. Da war es ihm gewesen, als führe ihn der, der ihm klar alle Vorteile des Ankaufs auseinanderlegte, in ein gelobtes Land. Mit Fleiß und Arbeit mußte es ja hier gelingen, der Boden würde schon wiedergahlen, was man hineinsteckte an Kraft — natürlich, das war außer aller Frage!

Peter Bräuer reckte sich in seiner ganzen Stattlichkeit, und dann klopfte er, wie prüfend, seinen gewölbten Brustkasten. Sei, noch ein Tüchtiger, trotz seiner Fünfzig, er nahm's noch mit jedem von hierzuland, und war der auch zwanzig Jahre jünger, leicht auf!

Kritisch betrachtete er den halb eingebuselten Kutischer — der hatte wohl Schnaps gefossen, Wudki, wie sie den puren Kartoffelsusel nennen, daß er am helllichten Tage schlief?! Ein verächtliches Lächeln zog des starken Mannes Mundwinkel

herab, aber gleich wurde sein Gesicht wieder ernst: 's war doch keine Kleinigkeit, mit fünfzig Jahren noch einmal von vorn anzufangen, noch dazu im fremden Land!

Was ihn vor acht Tagen, an der Seite seines beredeten Führers, freundlich angefehn, dünkte ihn jetzt gewandelt. Wügte ihn nicht der Himmel, der sich wolkenlos, stahlblau, ebern ob der hartgebrannten Erde spannte, so grimmig an, daß er die Blicke senken mußte?

Bah — er rieb sich ungeduldig die Augen — nur nicht jag! Warum denn bange sein? Es hatte ihn ja auch bisher noch kein banger Gedanke beschlichen, auch nicht, als er zum zweitenmal allein dieses Weges gekommen. Da war er sogar die vier Stunden zu Fuß herausgewandert und hatte sich trotzdem unermüdet gleich ans Werk gemacht, hatte seine Stelle abgeschrieben und sich den passendsten Platz zum Bau des Gehöfts ausgesucht. Ein Brunnen war schon vorhanden; aber daß er sich nicht auch das Haus von der Kommission hatte herstellen lassen, das reute ihn nicht. Nein, eines so wie alle andern, so eine viereckige Dose, in die man Käfer sperrt, ober gar Stall und Scheune mit unter einem Dach — so eins stand ihm denn doch nicht an! Und kein Baum, kein Stranch, auch kein Garten dabei, nicht einmal eine grüne Weide, auf der die Hausfrau das Weiden spreiten kann! Nein, ein hübsches rheinisches Bauernhaus sollte es werden — ob weiß, ob wasserblau oder rosenrot getüncht, wußte er noch nicht —, und ein Hebstock mußte am Giebel sein, der sich bis zum Dachfensterreckt, daß man von droben wie aus einem grünen Kranz durchgucken kann hin zu den Sieben-Bergen jenseits des Stromes.

Ach, die Sieben-Berge — ein weicherer Ausdruck glitt über des Auswanderers hartes Gesicht — die würde man nun freilich hier nicht zu sehen kriegen! Aber ein Gärthen wenigstens würde da sein, mit einer Laube, um die das Weißblatt am warmen Abend duftet, und Pflaumenbäume würden wachsen und Aprikosen am Spalier, daß die Frau was einzulochen hatte, leckeres Schmierchen für die Kinder aufs Bierubr-Brot.

„Ach, sieh ens, Peter, kein einziger Apfelbaum steht hier im Feld!“ sagte die Frau jetzt hinter ihm. Da schreckte er zusammen.

Frau Bräuer stellte sich aufrecht, mit beiden Händen stützte sie sich auf ihres Mannes Schultern, um so einen Halt zu haben im hin und her schleudernden Gefährt. Halb neugierige, halb ängstliche Blicke ließ sie über die sonnenflimmernde Ebene schweifen. „Schöne Felder! Jeseß, wat en Korn! So'n Felder gibt es bei uns zu Haus doch nit. Sag, wem hören die zu?“

Er zuckte die Achseln: „Weiß ich nit!“
„Ach Gott!“ Wie in einem plötzlichen Schmerz zog das Weib die Brauen zusammen: „Dat weiß

mer nit! Och je, wat is dat doch alles so — so — keine Häuschen, keine Dörfchen — Jeseß, wat is dat alles eso leer!“

„No, dat kannste doch wahrhaftig nit sagen!“ Er veruchte ein heiteres Aufschauen. „Sperr doch die Augen auf! Du hast et ja selber gesagt — haste je so viel Korn auf einem Hanfen gesehen? Siehste da, hier rechts, den Schlag Weizen? Kohdonner, mindestens hundert Morgen sind dat — als immerfort Weizen, und so schön von Farb', als ganz dunkelgoldig! Et is en Staat! Hier links hat Roggen gestanden, den haben sie als geschnitten. Kuck einer an, den Klee drunter! Brrr!“

Er faßte wieder über den Rentscher weg nach den Bügeln und war dann mit einem Plumps vom Wagen. Schon trappelte er jenseits des tiefen Grabens in die Stoppel. Und jetzt stand er wieder bei seiner Frau und hielt ihr eine Faust hastig ausgerupsten Klees unter die Nase.

„En Mass' Bierblätter drumter! Und so fett! Wart nur, wenn wir erst so 'nen haben! Dann biste auch vergnügt, gelt, Kettchen?“

„Ja, och ja!“ Hastig nickte sie, aber sie vermied seinen Blick, der fragend den ihren suchte. Sie hätte ihren Mann nicht ansehen können, Tränen füllten ihre Augen, der strahlende Tag im wolkenlosen Mittagsglanz war ihr verdunkelt. Sie war froh, als Peter sich wieder vorn auf den Sitz schwang.

Und weiter ging die Fahrt, immer weiter durch die Endlosigkeit der reisenden Felder. Da stand Gerste, da Hafer — hoher, reichbesehter Hafer, wie schwere Tränen hingen die Körner an der sich bleichenden Fahne — aber meist Weizen, Weizen so weit, bis dem Auge das tiefe Gold sich im gläsernen Blau des Himmels zu verlieren schien.

Der mußte bald geschnitten werden! Bräuer hielt prüfend Umschau. Herrgott, was war hier zu schaffen! Unwillkürlich wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Da reichten Tausende von Händen nicht zu, all dies Korn zu schneiden, zu binden, aufzusetzen, zu verladen, heimzuführen in die Scheunen! Und da gab's auch riesige Rübensfelder! Wenn die Ernte auch noch lange ausstand, behadt will die Rübe auch sein, beplügt und behäufelt.

„Frau, Kettchen,“ rief er ganz aufgeregt, „siehste alle die Zuckerrüben? Hier kannste billig Zucker in deinen Kaffee tun! Donnerwetter, is da aber en Unkraut zwischen. Da müßten emal so en Stücker hundert Arbeiter erein. Han, is dat noch en Arbeit!“

„Mer sieht ja hier gar keine Leut,“ sagte die Frau leise: ihre Stimme klang gepreßt. Die Hand über die Augen haltend, spähte sie in die Ferne mit einem unruhig suchenden Blick. Kam die Ansiedlung denn noch nicht? So weit waren

sie nun schon gefahren! Doppelt weit kam ihr diese Fahrt vor; nun sie dem Ziele so nahe, dachten sie diese paar Stunden schier länger als die ganzen Tage der Eisenbahnfahrt vom fernen Rhein hierher in die östliche Provinz.

Wie mochte Pocietcha aussehen? Gab's da Wälder, Berge, einen Fluß? Nein, aber Bäume würden dort sein — Peter hatte gesagt, ein Dorf sei ganz nah, ein altes Dorf —, da gab's dann Gärten mit alten breiten, vielästigen Obstbäumen. Eine wahre Sehnsucht nach Schatten, nach Bäumerauschen ergriff die in Hitze und Seelenunruhe siedende Frau.

Wohin führte der Peter sie? So weit in die Fremde? Und wie würden sich die Kinder schicken? Voll zärtlicher Sorge wendete die Mutter ihre Augen auf die Kinder — lauter blondköpfe, zehn, acht, sieben und zwei Jahre alt, Settchen, Maria, Lena und das kleine Stindchen. Die drei ältesten mußten in die Schule. Frau Kettchen hielt nicht viel vom Studieren, aber schön schreiben und auch richtig schreiben mußten sie doch lernen, und hell singen und brav beten. Ob sie das auch alles hier lernen konnten?!

Ihr Blick suchte den Himmel: ach, der sah so verschlossen, so eisern aus wie ein blankes Schild, an dem auch die Gebete, gestammelt von der Unschuldigen Mund, abprallten! Mit leicht zitternder Hand fuhr sie über einen lieben Kopf nach dem andern.

Schlaftrunken, übermüdet rekelteten sich die Kinder. Ihre blonden Häuptchen hingen matt und nickten willenlos hin und her wie schwere Aehren im Wind. Beim nächsten heftigen Nadergerumpel rutschten alle vier vom unbequemen Sitz; da lagen sie zusammen auf einem Häufchen am Boden der Wagentra.

Die armen Kinder! Frau Kettchen suchte sie zu ermuntern, aber dann gab sie's auf. Es war das beste, sie schliefen, zu sehen gab's doch immer nur dieselbe gleiche, eintönige Weite. Ein Gefühl unendlicher Vereinigung durchschauerte sie plötzlich, fast überlaut stieß sie heraus: „Peter, Peter!“

„Wat dann, Kettchen?“ Er drehte sich rasch nach ihr um, ihre Stimme hatte so verängstigt geklungen. „Is dir wat, Kettchen?“

„Och nir!“ Sie schämte sich. Sie hätte es ihm ja auch gar nicht beschreiben können, wie ihr zu Mute war, nun sie immer weiter und weiter fort kamen von der Station, wo die Lokomotive schnaufte und dampfte, die sie der Heimat entführt, die sie aber auch wieder dorthin bringen konnte, dorthin, wo der Rhein fließt. War ihr nicht so, als läge die Welt und alles, was gut und schön und glücklich war, hundert Millionen Meilen weit hinter ihr? Sie schwebte in einem ungeheuren Raum, in dem ihr tapfender Fuß keinen Boden, ihre suchende Seele keinen Halt fand.

„Peter, sind wir dann noch nit bald da?“

„Nur noch en kleine Stund!“ tröstete er. „Das erste Dorf kömmt jest gleich. Siehste, da is als Mais!“ Er wies ihr die hohen, tiefgrünen Maisstauden, deren Fruchtkolben noch von weißlichen, löffelartigen Blättern verhüllt waren, mit deren seidenfädigen Schweifen, die im Sonnenlicht wie silbernes Paar glänzten, aber das heiße Sommerlüftchen winkend wehte.

„Da dervon bauen wir uns auch wat an für die Hühner,“ sagte er. „Da legen sie gut nach. Und für die Schwein is dat überhaupt en Lederbissen. Du sollst emal sehen, wat du für Eier nach der Stadt verkaufen kannst.“

„Och“ — ein wehmütiges Lächeln spielte um ihren Mund — „dat is doch nit wie bei uns zu Haus! Wie soll ich dann hier nach der Stadt kommen? Dat is ja viel zu weit!“

Aber gleich darauf machten sie doch miteinander Pläne:

Wenn sie erst Pferd und Wagen hatten, dann ging das doch! Oder noch besser, wenn erst die Eisenbahn fuhr — in einem oder spätestens zwei Jahren hatte man die ja hier, schon war die Strecke abgesteckt, Peter hatte es selber gesehen — dann konnte der Valentin leicht, immer regelmäßig zweimal die Woche, nach der Stadt fahren. Wo steckte übrigens der Junge? Bis vor kurzem noch war der Leiterwagen immer in Sicht gewesen, nun war der auf einmal ganz zurückgeblieben.

Besorgt schaute der Vater zurück. Aber so sehr er auch spähte, nichts zu sehen als die Wogen goldenen Kornes und das Sonnengestimmer zwischen Erde und Himmel. Dem Jungen würde doch kein Malheur passiert sein? Er war an solche Wege nicht gewöhnt und auch nicht an diese Raders von Pferden. Bräuer machte sich Vorwürfe: hätte er doch lieber in der Stadt einen Kutscher auch für den Leiterwagen gebungen, anstatt auf den Valentin zu hören, der gemeint hatte, fahren könne er noch leicht so gut wie hier einer. Nun war bei der verdamnten Kumpel gewiß ein Rad abgegangen, oder der Wagen war in einem Loch stecken geblieben, lag vielleicht gar zur Seite in einem tiefen Graben?! 's war hier keine so glatte Chaussee wie daheim längs des Rheins, wo die Gänge nur immer so von selber dahin traben, als machte es auch ihnen ein heilloses Pfäfer.

Das konnte eine schöne Versicherung geben! Nun, vorderhand mußte man erst mal noch geduldig ein wenig warten. Auf den Ruf, den der Vater zurückschickte, kam keine Antwort. Die Brzyzka hielt an. Die Sonne prallte.

„Fahr ein bißchen im Schatten,“ bat die Frau. Schatten, wo war der? Kein Baum, kein Gebüsch, nichts Ragendes in der ganzen Runde.

Doch, halt, dort in der Biegung des Seitenwegs, was war das?!

„Peter, och, kuck da!“ Fast jubelnd streckte die Frau beide Hände aus.

Da stand eine Bozamenta, ein Heiligenhäuschen, frisch getüncht, mitten im goldenen Korn, die Aehren streichelten seine rissigen Mauern. Wie ein Bactoson sah sich's an in seiner rund gewölbten Budelform; aber wo man sonst die Brote einschäufte, standen hier drei Steinpüppchen in der Nische, nicht mehr erkenntlich, Steinklumpchen gleich, die tausend Jahre im Acker gelegen. Aber nun hatte ein Pflücker sie ausgepflügt, und jest standen sie am Sonnenlicht in der Nische, und des gläubigen Volkes Hände hatten die Heiligen mit Flitter und Papierrosen, mit welkenden Sträußchen von Mohn und Kornblumen geehrt.

„Och, Peter, sieh, sieh!“ Die Frau strebte vom Wagen, der Mann mußte ihr herunter helfen. Es zog sie allmächtig zu jener Nische — ach, wenigstens etwas hier so wie daheim!

Auf die Knie sinkend, sich bekreuzend und fromm die Hände hehend zum Himmel, der doch nicht verschlossen war, murmelte sie jenes Gebet, das sie daheim viel hundertmal gebetet:

„Gegrüßt seist du, Maria, voll der Gnaden —“ und die Kinder, aufgeweckt von vertrauten Klängen, falteten auch ihre Händchen und stammelten mit.

Vom polnischen Dorf, vergraben hinter Kornwällen, kam jest dünnes Mittagsgeläut. Der Kutscher zog den runden Hut und bekreuzte sich, sich so tief dabei verneigend, als strebe er mit der Stirn zur Erde.

Peter Bräuer stand dabei und guckte ein wenig verduzt von seiner Frau hin zum Kutscher und von diesem hin wieder zu jener — ja, sieh mal einer an, der betete auch!

Und plötzlich zog es auch ihn hin zu der kleinen Nische, eine Hand hatte auch ihn berührt, die reichte vom fernen West bis zum fernen Ost; rasch neben seine Frau tretend, beugte er das Haupt.

Peitschengeknall und ein heller Pfiff schreckten die gläubig Verjunkenen auf. Mit Geräffel und Gepolter kam der Leiterwagen nachgefahren, Valentin stand aufrecht darin und hieb lustig auf die schnaubenden Gänge.

„He, Vater!“

„Endlich, Jung! Ich kriegt et als mit der Angst!“

Peter Bräuer stieß einen erleichterten Seufzer aus. Gott sei Dank, da war kein Malheur passiert! Die kleinen Schwestern in der Brzyzka erhoben ein helles Jubelgeschrei, als sie den großen Bruder sahen.

„No, was dann?“ Der hübsche Bursche, dem eine noch unvertragene Soldatenmütze verwegen auf dem Krauskopf saß, zeigte lachend seine gesunden Zähne. „Dabt ihr gedacht, ich wär verloren gegangen? Ne — haha — so rasch nit!“

„Ne, aber man is doch hier noch fremd,“ entschuldigte Frau Kettchen und sah ihren großen

Stießohn freundlich an. „Ich glaub', der Vater hatt' als Angst, du hättest Malör gekriegt!“

Balentin lachte wieder. „Dat hätt' ich auch leicht gekonnt. Ich denk' an nix, auf einmal machen die Pferd en Saß, dat se mer die Zügel aus der Hand reißen: rechts aus dem Korn springen der Mädchen Stücker zehn, zwölf — wie 'n Wolf Rebhähner — hush — über die Straße in 't Rübenfeld links. Ich glaub', se hatten ihr Mittagschläfchen gehalten im hohen Korn. Ich schimpf' — sie lachen. Mutter, du glaubst gar nit, wie die eso frech waren! In einem fort gelacht, und sowie ich wat gesagt hab', haben sie noch viel mehr gelacht!“ Jetzt schmunzelte der junge Mensch beglücklich in sich hinein. „Und dann haben sie mir Fußhändches geschmissen und allerlei gerufen, wat ich nicht verstehen konnt'. Demibusch! und so wat! Weißte, Vater, polnisch müßt mer hier eigentlich doch können!“

„Unsinn — no, auch noch!“ Bräuer konnte sich ordentlich ärgern. „Laß sie doch deutsch sprechen. Und nu voran!“

Staubwolken wirbelten, Hunde kläfften, Kinder, die, nur mit einem Hemdchen bekleidet, halbnackt zwischen den Schweinen auf der Straße herum wuselten, schrien gellend hinter den Wagen drein, die das Dorf passierten.

Frau Kettchen machte große Augen: gepflastert war hier nicht! O weh, wenn's hier regnete, dann tunkte man ja ein bis über die Knöchel! Unwillkürlich saßte sie nach ihren Röcken.

Im großen Pfuhl, den die durstige Sommer-sonne halb ausgetrocknet, nuschten Weiber ihre Wäsche zwischen dem grünlichleimigen Entengrieff. Ueberm blanken Hemd nur einen kurzen Kattunrock, aber alle das Mäuschen fest um die Ohren, schauten sie wenig freundlich den rasselfubden Gefährten nach: he, wieder Neue!

Bräuers Kinder quälten die Eltern mit Fragen: war das ein Dorf? Doch nicht das Dorf, wo sie hinsollten?! Kam das denn noch immer, noch immer nicht? Aber als die letzte der aus grauem Lehm zusammengepackten niedrigen Hütten mit ihrem dem Staub der Straße ähnelnden graugelben Strohdach verschwunden war, schloß ihnen die gleiche Monotonie der Felder bald wieder den Mund.

Frau Kettchens Gemüt, das sich noch eben aufgerichtet im Gebet, wurde wieder niedergedrückt — also das war ein Dorf? Die Hände im Schoß verschlingend, starrte sie trübe vor sich hin.

Die Stimme ihres Mannes schreckte sie auf. Peter Bräuer rief seinen Sohn an. Ein Zug nahte aus östlicher Richtung; buntgeschekkt wie aus allerlei Flicken zusammengelappt, schob er sich heran durchs sonnige Gelb.

Die Frau reckte den Hals: wer waren die Männer im roten Hemd, Sensen auf der Schulter, Weiber müde dahinzockelnd wie Lasttiere, beladen

mit Saß und Pak? Zigeuner etwa? Aengstlich sah sie auf ihre Bloudböpfe — Zigeuner sollen doch Kinder stehlen! — und dann nach ihrem Leiterwagen, der das erste unentbehrlichste Gerät enthielt.

„Wanderarbeiter,“ sagte Peter Bräuer und beschattete die Augen mit der Hand, um besser ausschauen zu können. „Die kommen rüber von Russisch-Polen. Gott bewahr' uns, sind noch nit genug Polacken hier?! Aber sie sagen, selbst der deutsche Herr in Przyborowo hat ihrer welche zum Schnitt gebungen.“

„Och, die Weiber, wat die sich abschleppen!“ Frau Kettchens Stimme klang mitleidig, und als sie ein paar Halbwüchsige sah, die ins Korn liefen, Aehren abrupfend und die Körner daraus essen, fing sie an, im Körbchen, das ihr zu Füßen stand, zu kramen. „Jeses, die sind hungriq, mer konnt' ihnen doch wat zu essen geben! Unse Kinder sind ja als satt!“

Aber ihr Mann verwies es ihr: „Laß dich nit ein! Die arbeiten im Akford, die verdienen genug, aber im Winter wird eben alles verjurt!“ Doch sie konnte den Blick nicht wenden.

Näher und näher kam der Trupp, langsamen, aber durch seine Stetigkeit unaufhaltsam fördernden Schrittes. All die stumpfen Gesichter mit den breiten Backenknochen glänzten braunrot vom Sonnenbrand. Am hölzernen Weiser, der da, wo der eine breite Fahrweg sich in noch drei andre fahrbare Straßen verzweigt, seine Kreuzesarme reckte, stießen die Wanderer und die Wagen zusammen.

Der stumme Kutscher der Wryczka hielt an. Der vorderste der Sensenmänner war vor den Wagen getreten; den Hut bis zur Erde ziehend, schien er nach dem Weg zu fragen. Konnte er denn nicht lesen?

Bräuer wunderte sich. Da stand's doch groß und breit deutlich an jedem Kreuzesarm, wohin! „Gwiadliborczyce“ behehrte der jetzt plötzlich lebhaft gewordene Kutscher und wies nach rechts; und dann ein wenig mehr nach links: „Niemi-czyce“ und dann ganz nach links: „Przyborowo.“

„Przyborowo — Przyborowo!“ Mit einem Aufsatzen der Erleichterung wiederholte es die ganze Schar.

Wochten die müde sein! Frau Kettchens blaue Augen musterten die braunen Weiber — ach ja, die waren ja noch alle ganz jung, nur eine Alte schien dabei — und diese wiederum musterten sie. Plötzlich trat eine der Braunen, der das rote Kopftuch in einer spitzen Falte über der Stirn vorstand, dicht an die Wryczka, haschte nach dem Kleid der darin Aufrechtstehenden und drückte es demütig an die Lippen. Ans der an den vier Zipfeln zusammengebundenen Plachta, die ihr schwer auf dem Rücken hing und ihre Schultern nach vorn drückte, guckte neben dem irbenen Dwojak, dem Zwillingstopf zum Essentragen,

neben einer Kesseltülle, einer Hacke und einem Löffelstiel, in ein Bettflissen eingebündelt ein Kinderköpfchen. Allen Strahlen der Sonne preisgegeben, schlief der Säugling, beperlt von Schweiß.

Begehrlich funkelten die Augen der jungen Mutter; hastig langte Frau Kettchen nach ihrem Körbchen — ach, wie mochte der zumnte sein! Und sie teilte aus in die ausgestreckten Hände, denn auch die andern Weiber hatten sich hinzugekrängt. Alle Müdigkeit schien plötzlich von den erschöpften Gestalten gewichen; die bei der Anstrengung des belasteten Wanderns zusammengepreßten Lippen hatten sich, glücklich lachend, geteilt, Dankesbeteuerungen und Segnungen, von denen die deutsche Frau nichts verstand, rauschten nur so dahin.

Peter Bräuer hatte seine Frau gewähren lassen, ihn interessierten die Männer, diese untersehten und doch muskulösen sehnigen Gestalten. Also so sahen die aus! Hm! Sahen schon aus, als wenn sie arbeiten könnten! Aber wer wird die nehmen? Solch fremdes Gesindel! Daß es sich hier festsetzt! Die Herren, die in der Zeitung schrieben, die man ihm zugesellt, hatten schon ganz recht: weg mit ihnen, deutsche Arbeiter her, dann hat man auch deutsches Land und dann —

„No, was is dann?“ Ein Fetergeheirei störte ihn in seinen Betrachtungen. Die Halbwichsigen, die sich im Korn verloren hatten, kamen jetzt schreiend angerannt: „Poludnica, Poludnica!“ Und die Weiber griffen den Schreckensruf an: „Poludnica, Poludnica!“ und gaben sämtlich Fersengeld. Die Männer blieben zwar stehen, aber auch sie blickten beunruhigt: war da das Mittagsgespens, die Poludnica, die, wenn die Sonne hoch steht, durchs Korn streicht, um darin umherstreichende Kinder zu fangen?

Gen Niemczyce zu schlug das Korn im heißen Wind Wellen. Wie flutendes Wasser schwappte und wogte der goldene Schwall, und die scheidelrechte Sonne goß noch einen goldenen Strom vom Himmel dazu nieder. Mitten in diesem Meer, im blendenden Mittagssauber der Aehren war eine Gestalt aufgetaucht, hell der Hut und das Gewand, hell das Gesicht, und die Flechten wie reifer Weizen.

„Du, Poludnica!“ Noch einmal freischritten die Weiber auf.

Selbst die Bräuers waren erschrocken, hatten sie doch niemand kommen hören, noch sehen; im wogenden Getreide war jene sacht dahergewandelt, auf kaum kenntlichem Fußspädchen. Verdutzt starrten sie in das helle Gesicht.

Aber der Rutscher war blitzschnell von der Reichsel gesprungen; den Hut bis zur Erde reißend, wie vorhin bei der Vozjamenta, grüßte er ehrfurchtsvoll-untertänig.

Da zog auch Peter Bräuer den Hut, — die schien eine vornehme Dame!

Ein rascher Blick aus den hellen Augen der blonden Frau streifte ihn, dann nickte sie ihm freundlich zu: „Guten Tag!“

Horch, was war das? War das Musik? Glockenklang aus heimischem Land? Oder kam's vom Himmel herab?!

Frau Kettchen war auf den Eis zurückgesunken, ihre Lippen fingen plötzlich an zu zucken, heiß schoß es ihr in die Augen — Jahre Tränen der Sehnsucht begannen über ihre Wangen zu rinnen. Aber es waren auch Tränen der Hoffnung. Einen Nebel legten sie vor ihre Augen; doch der Nebel war nicht grau wie die Schleier des Abends, golden durchleuchtete ihn Licht des Morgens, und mitten darin stand eine freundliche Gestalt, die Frau mit blonden Flechten und hellen Augen, und — die sprach deutsch.

„Guten Tag!“ schrien die Kinder; es klang jubelnd.

„Guten Tag, gnädige Frau,“ rief Valentin fest. „Guten Tag,“ sprach auch bedächtig und respektvoll der alte Bräuer, und seine Kettchen stammelte nach, leise, sie konnte nicht laut sprechen vorm heftigen Klopfen des gerührten Herzens: „Guten Tag!“

II

Auf Niemczyce-Deutschan stand die Gutsherrin, Helene von Dolechal, am Fenster ihres Zimmers und schaute, beide Hände an die Brustung gestützt, hinunter in den Garten. Die Terrassen abwärts, unten am See, von wo die leichte Brise wehte, spielten ihre Knaben, sie hörte die hellen Stimmen zu sich heraufschallen. Sie wartete auf ihren Mann; der war gleich nach dem Mittagessen wieder aufs Feld geritten. Kam er jetzt bald? Sie neigte sich weiter herans; zwischen den Blumenbeeten herauf führte das Pfädchen, das er geru einschlug, wenn er, ungebüdig abkürzend, den Braunen allein zum Hof traben ließ und sich selber durchs Seitenpfördchen in den Garten stahl. Helene blickte über die Hängerofen unterm Fenster, die die Glocken ihrer Korben auf den sammetig geschorenen Rasen niedersülpten, weg, hinüber zum Hügel, jenseits des Sees, dessen sandiger Gipfel, mit einer einzigen Kiefer beslagat, fast wie ein Berg in der Ebene erschien. Dort hinter jenem Berge lag Kolonie Augenweide, der Weg war weit, und Hanns-Martin hatte doch versprochen, heute noch mit ihr hinzufahren! Neue Kolonisten banten ein Haus — ob das die Leute waren, denen sie neulich an der Grenze begegnet war, als die mit tatterdem Leiterwagen und müden Kindern einzogen?

Wenn Hanns-Martin doch käme! Schon legte sich ein Schatten über die blanke Metallplatte des Sees; die Schwäne, die zur Zeit der hohen Sonne im Schwänenhäuschen unter der alten Silberpappel der Insel Zuflucht suchten, ruderten

jezt langsam über die milchbeleuchtete Fläche, ihr Bild mit den schon gewölbten Flügelbogen schneeig im tiefen Wasser spiegelnd. Von den Blumenlüssen der Terrassen stiegen verstärkte Wohlgerüche auf, die Heliotrope, Levkoien und Nejeben, die um Mittag schlaff hängen, standen jetzt erfrischt; die waldigen Ausläufer des Parks bis zum sandigen Hügel hin, von beiden Seiten den See umschließend, zeigten um ihre Kronen schon weicherer Zimmer.

Nun kam er wohl nicht mehr zur Zeit!

Enttäuscht wollte Helene vom Fenster zurücktreten, da hörte sie seine Stimme. Die Gruppen der Kannas und Nujen verdeckten noch seine Gestalt, aber jetzt, jetzt war er zu sehen. Eiligen Schrittes stürmte er den kleinen Pfad hinauf. Die Knaben hatten ihn entdeckt, ausgelassen umsprangen ihn die vier großen, den kleinen Kurt ließ er auf der Schulter reiten. Das Kindermädchen folgte, während wiederum hinter diesem, zeternd vor Besorgnis um ihres Herrn Küchlein, die alte Pelasia nachhumpelte.

Die Knaben jauchzten: hurra, nun rannte Väterchen über den Rasen, und der Gärtner durfte doch nicht schelten!

„Helene!“ Schon war er unter ihrem Fenster. Die weiße Mütze aus der erhitzten Stien zurückschiebend, schaute er zu ihr hinauf. „Endlich! Entschuldige, liebe Frau! Ich mußte noch aufs Porwerk, Scheffel aus Miasieczko war da wegen der Milchfäher. Der Vogt mußte sich nicht zu helfen, der Kuhschweizer will sich immer von keinem Stück trennen. Sie zankten. Ich mußte ein Machtwort sprechen.“

„Wie du dich um alles kümmerst,“ sagte sie zärtlich. „Hast du gut verkauft an Löv Scheffel?“

„Es geht. Na,“ — er klopfte sich mit der Gerte den Staub aus den enganliegenden Reit-höfen — „lassen wir das! Ich werde mich erst ein bißchen menschlich machen, und dann fahren wir.“

Sie lächelte ihn an. „Komm herein, trink nur erst Kaffee! Die Mamsell hat schon sechs-mal fragen lassen, ob sie die frisch gebackenen Waffeln herausschicken dürfte.“ —

Weniges später fuhren die Dolekschals auf dem leichten Korbwägelchen davon. Kein Diener saß hinten auf. Er kutschte selber, ein Zunge-schlag trieb das gut eingesahrene Pferd an. Der schlechte Schleier, den Helene als einzigen Schmuck um den Hut trug, wehte im Sommerwind. Den Park zur Linken, immer am hohen Drahtzaun entlang, führte zuerst die Straße, dann trat sie näher zum See; mühselig kirschten die Räder durch tiefen Sand und dann noch mühseliger die Hügelsteigung hinan. Aber von oben herab lohnte ein herrlicher Blick auf den glatten See mit seiner bebuckelten Insel, auf das weiße Herrenhaus jenseits, mit den Blumenbeeten davor, von den

grünen Wipfeln des Parks wie ein freundliches Bildchen eingerahmt.

Noch ein paar Räderumdrehungen, und rasch ging es jetzt wieder bergab; der Sandbuckel mit der einsamen Kiefer schob sich wie eine Schutzwand vor die Nase von Deutschau. Nichts begrenzte nun mehr den Blick. Felder, Felder, Felder. Einzig in der Ferne hinter Gwiadliborzycze ein paar Waldlinien, aber sie erschienen heut noch ferner als sonst; der staubige Dunst, der über der reifen Ebene lagerte, hatte das Blau des Kiefernforstes verhängt.

Überall wurde Weizen gehauen. Auf Deutschauer Land waren die Henden der Schnitter alle weiß. Die Leute schafften schwer; jeder Mann hatte ein Weib hinter sich, oft ein kaum erwachsenes Mädchen, das mit leuchtender Brust in un-ablässig gebückter Stellung hinter ihm drein schritt und die Schwaden raffte, die unter der blanken Senze fielen.

„Wir hätten Schnaps für sie mitnehmen können,“ sagte Helene, „bei dem Staub tut's ihnen not.“

„Schnaps? Du weißt, ich bin nicht für Schnaps. Die Lögte sind angewiesen, Kaffee anzuteilen. Aber wie das Volk so ist! Kaffee wollen sie nicht, dann trinken sie lieber gar nichts.“

„Sie sind eben mal Schnaps gewöhnt,“ entschuldigte sie. „Bei uns zu Hanie gab es auch immer Schnaps in der Ernte. Mutter mischte ihn selber: ein Liter Kartoffelspiritus, ein Liter Wasser und ein bißchen Himbeer dazu. Weißt du, es war für mich das größte Vergnügen, wenn ich mit meinem Pony herumfahren durfte, ihn ansteilen. Und wir waren doch ganz deutsch!“

„Nein, Fufel nicht,“ sagte er fast eigensinnig, und eine Falte der Verstimmung trat ihm zwischen die Brauen. Sie schwieg, kannte sie doch ihren Mann viel zu genau, um in solchen Momenten dagegen zu reden.

Noch hatten sie Deutschauer Land zu beiden Seiten, aber ein Zipfel von Gwiadliborzycze schob sich wie ein Keil von links her, mitten hinein, und aus der Weite zur Rechten tauchten die Maziern von Przyboromo auf. Auf Gwiadliborzyczer Land gab's rote Henden, ihre blutige Farbe, grell leuchtend im staubfarbenen Erntedunst, überschrie jede andre.

Alle Schnitter kannten das Gefährt von Niemczycze, aber nicht alle grühten. Wenige nur; viele grinseten höhnisch: ach, der Niemczyczer! Daß ihn der Donner erschlage! Die Arbeiter sollten nicht Schnaps bekommen? Haha, mochte er sehen, wo er noch Arbeiter herkriegte!

Der Gwiadliborzyczer Inspektor, Herr Szjule, der auf tänzelndem Braunen in der Nase seiner Schnitter hielt und, mit der vernoteten, vieljährigzigen Lederpeitsche hier- und dort hin weisend, Befehle schrie, tippte mit dieser nachlässig an seinen Hut.

Das sollte ein Gruß sein? Unverschämte, dieser Schutz! Helene warf einen schnellen, ängstlichen Seitenblick auf ihren Mann.

Aber die Lider halb über die Augen sinken lassend, ignorierte der den Inspektor vollständig. Nur eine feine Röte überzog flüchtig sein blaßbräunliches Gesicht. „Sieh mal, Gwiablborzyczer Weizen!“ Er zeigte mit der Peitsche.

„Aber er ist lange nicht so schwer wie unsrer,“ stieß sie hastig heraus; es drängte sie förmlich, ihm rasch etwas Angenehmes zu sagen.

„Du irrst dich, Kind, er ist ebenso wie unsrer. Er könnte sogar besser sein. Deutchan hat längst nicht den Weizenboden wie Gwiablborzyczer. Aber Garczynski will nichts mehr hineinstecken. Ich denke, er wird verkaufen.“

„Was — Garczynski verkauft?! An wen denn? An die Kommission?“ Helene blickte ganz entsetzt. „Sein schönes Gut! Ueber vierhundert Jahre in der Familie — wenigstens sagt er so! Muß er verkaufen? Schrecklich! Sag, Hanns-Martin, geh's ihm denn so schlecht?“

„Ach, Unsinn!“ Doletschal lachte. „Das verstehst du nicht, Kind. Wie soll es ihm denn schlecht gehen — bewahre. Er mag vielleicht auch an die Erziehung seines Sohnes denken, er hat nur den einzigen Jungen, und seine Frau kann sich absolut nicht entschließen, sich von dem zu trennen, wie er erzählt. Und auf die Dauer geht das doch nicht: nur der Unterricht beim Vikar. Ich bitte dich, so ein katholischer Geistlicher — nur Seminarbildung —, was kann der Junge da lernen?! Aber vor allem, wenn es einem so bequem geboten wird wie jetzt! Er kann sich jetzt glänzend rangieren. Er geniert sich nur noch ein bißchen. Die Großpolen und die Volkspartei werden es ihm ordentlich anstreichen, wenn er an die Ansiedlung verkauft; das halfert ihm auch sein Kurjer Pohnanski nicht ab!“

„Ich mag ihn nicht,“ sagte die junge Fran bestimmt, „ich mag ihn ganz und gar nicht. Wie kann er ohne zwingende Not verkaufen? Würdest du je Deutschau verkaufen, Hanns-Martin?“

„Da sei Gott vor — nie!“ Sein Gesicht wurde sehr ernst. „Ich würde mich ja veründigen an An denken meiner Vorfahren. Der Großvater, mein Vater haben es gehalten, mit vielen Opfern. Nun halte ich's!“

„Sie lachte fröhlich. „Grade so denk' ich. Die Jungens sollen auch so denken. Weißt du, und dann werden wir im Erbegräbnis, das der alte Großvater so schön im Park angelegt hat, alle miteinander schlafen. Es muß einem doch im Grade noch ein angenehmes Gefühl sein: du liegst im eignen Grund und Boden!“

Er nickte. „Natürlich! Aber sprich nicht so was, Helene, wir sind noch zu jung dazu. Und wir haben ja noch so viel vor uns — zu schaffen, zu bessern! Wenn die Zeit nur reicht. Uebrigens,

wenn Garczynski verkauft, soll mir's recht sein. Dann bekommen wir noch mehr Ansiedler her, hoffentlich rein deutsche und recht viele! Kleine Leute, die machen das Volk aus. Siehst du,“ — er hob die Peitsche und wies gerade aus, wo einzelne kleine Häuschen, wie ängstlich auf der weiten Fläche, sich zusammenduckten — „da haben wir Ansiedlung Augenweide!“

„Ach, und da ist der Kirchturm von Pocielha-Dorf! Sie haben ihn gerade im Rücken. Wie guckt er schwarz!“

„Laß ihn! Siehst du“ — er hielt das Pferd an — „da, selbst der Grenzstein ist jetzt schwarzweiß! Holla, wer trampelt denn darauf herum? Ist das nicht der Gwiablborzyczer Schäfer?“

Auf dem Grenzstein, der auf schwarz geteertem Grund in weithin leuchtenden weißen Buchstaben „Ansiedlung Augenweide“ wies, stand Dudel, der Schäfer.

Schwer stützte er sich, um oben auf dem schmalen, scharfgekanteten Stein die Balance zu halten, auf seinen langen Hirtenstab, der mit der eisengekrümmten Spitze wohl gewichtig genug war, einen Wolf niederzuschlagen. Der blaue Strumpf, an dem er sonst unermüdet strickte, lag achlos am Boden. Die vielen hundert Schafe, des Schäfers Obhut anvertraut, hatten sich von der Gwiablborzyczer Roggenstoppel längst hinüberverloren auf Nachbarland. Auch der Hütelunge war davongeflüchten und träumte im Grenzgraben unterm Dornenbusch einen schönen Traum.

Dudel, der Alte, hatte des alles nicht acht. Er stand ganz verfunken, ragend wie ein dürrer, blattloser Baum unterm gläsernen Himmel, und starrte vom Grenzstein hinab auf die kleinen Häuschen, ängstlich in der großen Weite zusammengechart. Er seufzte: was wollten die hier? Früher als sein, Kuba Dudels, Vater noch jung gewesen, da war hier nichts gewesen als der Himmel und die Länder des Sclacheicen, nichts als die Hütten seiner Komorniks. Da konnte der Sclacheice reiten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang — alles war sein. Und als er, Kuba Dudel, noch jung gewesen, da hatten alle gesprochen in der Sprache, die Gott der Herr spricht, darin die heilige Mutter zum Sohne spricht.

Die da — Hundebhut! Energisch hob der Alte das mit Lappen und Schnüren unwickelte Bein und stampfte mit dem Baßschuh den Grenzstein. Sein Mund, dessen Lippen so schmal geworden, daß sie ganz in der verschrumpten Kinn- und Backenhaut verschwanden, murmelten den Fluch: „Möge sie der feurige Witz zerschmettern!“ Konnten sie nicht bleiben, wo sie geboren worden? Jeder soll bleiben, wo ihn die Mutter geboren — was mußten sie hierher kommen?! Trugen sie keine Scheu, so dicht zu kommen zum Nest des weißen Adlers?

Trochend hob Dudel den schweren Stock, die



Im Atelier
Nach dem Gemälde von Walter Spör

geballte Faust schüttelte er gegen die kleine Kolonie. Da waren ihrer wieder neue hinzugekommen — weiße Eindringlinge mit gelben Haaren —, sie bauten ein Haus!

Nach schimmerten die unbedeckten Dachsparren wie die Rippen eines Skeletts, aber geschäftig eilten die Männer beim Bau; man sah ihre Gestalten sich richten und bücken, sich drehen und wenden in emsiger Bewegung, wie unruhige Zwerge auf dem Teller der großen Ebene.

„Sie bauen, sie bauen,“ rief Helene erfreut und klatschte in die Hände.

Da drehte sich der Alte um. Er hatte den Wagen nicht herankommen hören, sein Ohr war nicht mehr scharf, aber sein Auge noch. Ohne Uebereilung, schwerfällig stieg er nieder vom Grenzstein und zog, das Knie biegend, den Hut.

Freundlich grüßte ihn Helene, war doch seine Frau die Schwester von ihres Mannes einstiger Amme, der alten Pelasia.

„Tag, Dufel, wie geht's? Kommt Ihr nicht auf einen Sonntag die Pelasia besuchen? Sie bellagt sich, daß niemand nach ihr sieht!“

„Wenn sie sich sehnt nach ihren Eignen, soll sie kommen!“

„Ihr seid viel rüstiger als sie, Dufel, und Eure Frau ist auch wohl besser noch zu Anst! Sagt, was machen denn Eure Enkel, der Zendrof und die Michalina? Daß ich's Pelasia erzählen kann!“

„Hat der Zendrof bei Soldaten gemußt. Haben sie ihn geschickt weit, sehr weit, wo niemand versteht ihn. Is die Michalina zu Herrschaft gezogen, is sie auch Amme geworden bei fremdes Kind!“

„Nun, Dufel, und was machen Eure Schafe? Ich sehe schon, sie sind gut imstande. Sie sind gewachsen, sind ja weiß wie Schnee!“

„Mutterchafe sind sich gewaschen; aber wie lange noch werden Lämmer seinige sein? Alles nimmt sich Fremder, alles!“ In einer resignierten Melancholie ließ der alte Mann den Kopf auf die Brust sinken.

„Wieviel Schafe habt Ihr jetzt?“ fragte Dolefschal.

Nun hörte Dufel auf einmal gar nicht mehr. Mit weit ansholenden Schritten in die Roggenstoppel stapfend, schrie er schimpfend nach seiner Herde und dem lässigen Hüt Jungen. Der wolfsähnliche Hund, der bis jetzt trägt am Stein geblinkelt, jagte mit wütendem Gebläse vor ihm her.

Vergebens rief Helene: „Soll ich Pelasia grüßen?“ Keine Antwort mehr. Taub war der Schäfer, aber auch blind, denn er suchte seine Herde, wo die gar nicht zu finden war. Ein heißer Wind, der plötzlich mit Kraft über die Ebene schob, lästete seinen Schapfelz und warf die weißen Haare, die ihm langträhnig unterm Hut vorhingen, wild durcheinander.

Als Helene nach einer Weile zurückblickte, stand Ruba Dufel wieder auf dem Grenzstein, unbeweglich, wie der Weiser an der Wegscheide rechte sich sein Arm. —

In der Kolonie war nicht die muntere Geschäftigkeit, die man aus der Ferne zu sehen vermeint. Nur die Bräuer waren beim Hausbau; von den andern Aniebtlern ließ sich niemand sehen. Helene war einigermassen enttäuscht, hatte sie doch geglaubt, die Frauen auf den Türschwelle sitzend zu finden, schwägend beim Kartoffelschälchen, wie sie die Frauen viel hundertmal gesehen hatte im deutschen Dorf beim elterlichen Gut.

Aber Dolefschal war sehr befriedigt; noch war nicht Feierabend gemacht. Drüben in Pocietcha-Dorf stiegen schon Rauchsäulen aus den zusammengefunkenen Schloten der grün vermoosten Strohdächer, aber hier schafften noch alle fleißig auf dem Felde.

„Soll ich dich mal über die Aecker fahren?“ fragte er seine Frau. „Viel zu sehen wird freilich noch nicht sein. Aber sie haben ja die Freijahre!“

Wohlgefällig schaute er sich um. „Sieh mal, wie nett, wie sauber! Wie aus der Spielschachtel! Unfre Ansiedlung ist die am meisten versprechende. Erinnerst du dich noch, vor fünf Jahren, als sie hier das Gut parzellierten? Wie heruntergewirtschaftet das war?! Und wie sieht es jetzt aus? Freilich, es wird noch eine Weile dauern, bis der ausgesogene Boden sich wieder ganz erholt. Aber unter tüchtigen Arbeitshänden — da, sieh mal!“ Sich unterbrechend, zeigte er auf eine kreisrunde mächtige Scheune: „Wie ein Zirkus! Ein bißchen groß, aber, na — die hat sich der Amerikaner gebant! Famoses Ding, was? Links das niedliche Gehöft gehört einem Schwaben. Ach, sieh mal an, hat sich der Mann neben den Obstbäumchen auch Hebstöcke gepflanzt — ist das nicht rührend? Da hinten sitzen die Kolonisten hier aus der Provinz alle zusammen. Und hier sind wir bei den Rheinländern!“

Sie waren die ungepflasterte Straße, an der die Häuschen und die Scheunen sich rechts und links verteilten, ein paar mal langsam auf und nieder gefahren. Nun hielten sie bei dem Neubau an.

Peter Bräuer und sein Sohn sägten gerade an einem Balken. Die Säge war stumpf geworden, widrig klang ihr Gequatsch, und widerwillig nur gab der Balken nach. Mit einer gewissen Verdrossenheit arbeiteten beide Männer, sie blickten auch kaum auf, als Dolefschal vom Wagen absprang und seiner Frau die Zügel übergab.

Er trat zu den Arbeitenden und sagte: „Nun, wie steht's mit dem Bau?“

„Tag!“ Vater Bräuer faßte an die Mäße, während der Sohn die seine wohl heruntertat,

aber sogleich wieder aufsetzte. „Könn't besser sein. Mer kömmt nit voran. Hä't' ich dat gewußt!“

„Wieso — hätten Sie was gewußt?“ fragte Dolefschal lebhaft. „Neber was haben Sie sich zu beklagen?“

„Der Herr ist wohl auch einer von der Kommission?“ sagte Peter mißtrauisch und wechselte einen Blick mit seinem Sohne.

„Nein!“ Dolefschal hatte den Blick aufgefangan. „Aber Sie können mir ruhig sagen, was Ihnen nicht behagt. Ich interessiere mich für die Kolonisation, ich bin auch Deutscher. Hier in der Nachbarschaft ansässig — Dolefschal auf Deutschau!“

„Aha, Sie sind der von Dolefschal?! — So, no dann“ — Peter Bräuer streckte treuherzig die Hand hin — „dann is dat wat andres. Ich hab' als von Ihnen gehört. Un dat is Ihre Frau?“ Er grüßte mit einer ungelenten Verbeugung nach dem Wagen hin. „Ja, wissen Sie, Herr von Dolefschal, Sie müssen mir dat nit übelnehmen, aber mer wird ganz mißtrauisch. Se haben cinem dat doch all ganz anders vorgestellt — oder ob ich mir nur dat so anders gebacht hab'!? Ich weiß et nit. Jedenfalls hä't' ich, wenn ich früher gewußt hä't', dat mer hier so schlecht Arbeitskräft' kriegt — ich weiß nit, sind ihrer wirklich keine da oder wollen sie nur nit — mir dat Haus vom Bauamt bauen lassen. Se hatten mir dat angeboten, aber ich dacht', et kām' so billiger. Ja, und wenn ich dat all ganz genau gewußt hä't', wär' ich gar nit hierhin gekommen, da hä't' ich doch ebenfogut nach Amerika auswandern können!“

„Das dürfen Sie nicht sagen!“ Dolefschal warf einen wohlgefälligen Blick auf den jungen Mann, der zu den Worten des Vaters beistimmend nickte. „Sie müssen doch Ihre Kinder, Ihren Sohn da dem Vaterland erhalten!“

„Oh, wat dat anbelangt, de kann in Amerika ebenfogut deutsch bleiben wie hier. Un hier muß mer sich ja plagen, genau so wie wo anders — ue, noch viel mehr!“

Es tat dem Mann augenscheinlich gut, jein Herz zu entlasten. Da hatte ihm wohl die Kommission fast alles, was zum Hausbauen gehörig, prompt und nicht teuer zur Stelle geliefert: Mauer-, Ziegel-, Firrsteine, Feldsteine zum Fundament, und auch Bauholz — auch hatte er für sich und seine Familie derweilen drüben in der Holzbaracke die erste Unterkunft gefunden, aber nun würde der Bau doch doppelt so lange dauern als vorausgesehen, denn der Zimmermann mit seinen Gesellen aus Miasieczlo war nur zwei Tage erschienen, dann nicht mehr, und der Maurer drüben aus dem Dorf, der sich, gegen hohen Tagelohn, für die ganze Zeit verpflichtet, war nach einer halben Woche auch nicht mehr

gekommen. Als Valentin hingegangen, ihn zur Rede zu stellen, hatten sie sich durchaus nicht verständigen können; ein wüstes Gezänke war's geworden. Wer konnte es dem Jungen denn verdenken, daß er mit der Faust auf den Tisch schlug, war er nicht im guten Recht?! Aber das Gefindel hatte lautes Hallo erhoben, und die Frau hatte drohend nach dem Wasserkeffel gegriffen, der gerade auf dem Herd sprudelnd kochte. Und niemand, niemand anders war zur Hilfe aufzutreiben gewesen. Ganz allein blieben sie sitzen mit aller Arbeit. Ein Glück noch, daß sie etwas davon verstanden, aber freilich, 's war uur ein Stall gewesen, den sie derzeit allein gebant hatten, und noch dazu zu Hause am Rhein!

Der Gutsverwalter auf dem Kestig, an den man sich doch mit allen Anliegen wenden sollte, hatte die Achseln gezuckt: ja, warum mußte denn durchaus selber gebant sein?! Und mit den Leuten hierzulande mußte man eben in Frieden auskommen, sagte der. Er könnte da auch gar nichts bei machen!

Unwirsch fuhr sich der Vater durch die Haare: „Et geht so langsam, viel zu langsam! Un dat Kettchen jammert in der Barack — keine Ordnung, keine Reinlichkeit is möglich! Un da sind gestern noch welche derzugekommen — sie sagen, sie sind deutsch, der Mann sprichet auch deutsch, aber die Weibsent schnattern polacisch — und mit den Weibern soll nun meine Frau in einem Raum schlafen. Denken Sie nur! Und wie lang noch, und et is hier schon Herbst! Die Tag sind so heiß, aber die Nächit sind als kühl — bei uns zu Haus ist dat anders, da blühen Allerheiligen die Rosen noch. Oh, hä't' ich dat gewußt! Ne, ich sag schon — wie krieg' ich dat Haus trocken?“

Eine tief innere Angst lag unter diesen Worten; Dolefschal fühlte sie heraus.

„Ich werde Ihnen meinen Stellmacher zu Hilfe schicken. Der Mann hat freilich noch kein Haus gebaut, aber er wird doch jedenfalls von Nutzen sein. Und er ist deutsch.“

„Dat — dat wollten Sie tun?!“ Ein Ausdruck freudigster Erleichterung erhellte des Ansiedlers bestimmtes Gesicht. „Den Stellmacher — Donnereschlag! Valentin, Jung, hörste, wir kriegen Hilf!“

Der Sohn hatte die Mühe vom Kopfe gerissen, sein ganzes hübsches Gesicht lachte. Unverstörte Herzlichkeit lag in der Bewegung, mit der er nun rasch auf den Herrn zutrat; man sah's, er hätte dem gern die Hand geschüttelt, aber der beim Militär angenogene Drill hielt ihn zurück. Er nahm die Hacken zusammen: „Besten Dant, Herr Baron!“

Wohlgefällig musterte Dolefschal den stattlichen Menschen: „Garde, was?“

„Nein, Herr Baron, Deuzer Küstasser!“

„So, so! Ich bin Rittmeister bei den Gardekürassieren!“

Valentin schlug wieder die Karten zusammen. Er murmelte etwas von großer Ehre, und eine helle Röte stieg ihm dabei ins Gesicht, man hörte seiner Stimme die Freude an.

Eine Verbindung war plötzlich vorhanden, zwischen ihm und jenem vornehmen Herrn da.

Auch Dolefschal sagte: „Wir müssen zusammenhalten hier!“ Die Leute gefielen ihm, der Alte war recht ein knorriger Stamm, der dem Wetter troht, und der Junge, nun — unwillkürlich verglich er zwischen sich und dem kraustöpfigen Burschen — der war ja fast noch schlanker als er selbst, und elastisch in jeder Bewegung wie ein gut Trainierter! Die Leute mußten unterstützt werden, nach Kräften.

„Ich werde Ihnen morgen meinen Stellmacher herfschicken und auch noch den Schmied!“ —

Helene saß schon lange wartend auf dem Wagen. Sie hatte ihren Mann, den einen Fuß auf den Balken stützend und die Hand mit der Peitsche in die Seite gestemmt, den Leuten zuhören sehen; nun verschwanden alle drei miteinander hinterm Neubau.

Sie wartete noch eine Weile ganz geduldig, aber als sie noch immer nicht zurückkehrten, schlang sie die Zügel um den Hals an Kutschbock und sprang vom Wagen. Der Traber staut auch so.

Über den gläsernen Himmel, leicht angegraut vom mihligen Dunst der Felder, troch schon ein Abendrot. Im Schleier der sich mählich ankündenden Dämmerung wurde alles milder. Noch lag viel Glanz über der Natur, aber kein grausamer mehr, der den Augen weh tut; er wurde friedlich. Aus einem Lämpel, den man nicht sah, stieg Fröschelang, wie im Schlaf, ganz traumhaft. „Lud — horch!“ — war das nicht schon die Wachtel, die zu Abend im Kornfeld ruft?

Die junge Frau lächelte: sieh da, ganz dicht hinter jener Ansiedlerscheune kam jetzt ein Nebelhuhn aus dem Acker spaziert! Als wüßte es, daß die Jagd noch nicht drohe, trippelte es vertrauensfelig, wie eine gute Henne auf dem Hühnerhof, über die Straße, in den Acker jenseits, und die jungen Hühnchen folgten unbefangen.

Langsam glitt das Abendrot weiter und weiter über die Himmelslocke, während das kolossale Mund des Sonneuballs ungehört, von überall frei zu sehen, mehr und mehr hinabrutschte gegen ihren Rand. Wie schön!

Von einem Gefühl, das sie manchmal überwältigte, angefichts dieses weiten Himmels, der wie ein Meer über dem Meer der Felder schwimmt, ohne Ufer, ohne Begrenzung, schauerte die Einsame. Am wirklichen Meer war sie gewesen, die mächtigen Wellen der Nordsee hatte sie aufgewühlt im Sturm gesehen, und auch wieder glatt. Ihr Mann hatte sie auf Schweizergipfel geführt — sie stand auf einem

sehr hohen Berg und sahen unter sich alle Schätze der Natur und ihre Herrlichkeit, im sich teilenden Grauen der Morgennebel glänzte die Weite der Welt zu ihnen herauf, sie selber waren ein junges Paar im ersten Mauseiß nicht endenden Glücks gewesen — aber nie, nie war ihr die ewige Unendlichkeit so klar geworden wie hier.

Starren Auges schaute sie: da gradaus Pocicha-Dorf, der Turm der schwarzen Holzkirche zeigte es weithin! Dort Gwiadliborzycze! Ganz auf der andern Seite: Pryborowo, Miaszczko, das kleine Landstädtchen, im Rücken! Und dort grüßte der Deutschauer Berg! Uragora, kahler Berg, wie ihn die Leute nannten. Jeden Gutskomplex — eine Insel im Meer — wußte sie zu benennen, wußte, wieviel Pappeln die dünne Allee von Gwiadliborzycze zählt, hatte so oft schon die dornigen Akazien von Pryborowo blühen und sich entblättern sehen, war so glücklich hier, und doch — sie fühlte die Nebel der Niederung, die um Sonnenuntergang plötzlich schauern, durchs leichte Sommerkleid kalt auf der Haut.

„Hanns-Martin,“ rief sie fröstelnd, „Hanns-Martin, wo bist du?“

Ihr Ruf hallte. Aus der Holzbaracke, unweit des Neubaus, trat eine Frau, und Kinder drängten sich ihr nach; sie schauten alle neugierig zu der fremden Dame herüber.

Helene erkannte die Frau: es war dieselbe, die sie leßthin bei den einziehenden Kolonisten gesehen, aber deren Gesicht sah jetzt älter aus, als seien nicht erst vier Wochen seit jener Begegnung am Kreuzweg verstrichen.

„Wünscht die Dam' wat?“ fragte die Frau höflich.

Helene trat rasch auf sie zu. „Mein Mann ist, glaube ich, mit Ihrem Mann fortgegangen, soust hätte er mich gehört. Ich werde hier bei Ihnen warten!“ Sie hatte das Bedürfnis, nicht länger allein zu sein.

„Settzen, hol der Madam rasch ene Stuhl heraus,“ wies Frau Kettchen ihr ältestes Töchterchen an; und als die Kleine einen Schemel brachte, wuschte sie, wie entschuldigend, mit der Schürze drüber hin: „Nehmen Sie als vorlieb! Wir sind et auch besser gewöhnt, Madam! Aber mer muß sich als jetzt in alles schicken, sagt mein Mann.“ Sie seufzte. „Mer darf der Mut nit verlieren, und, sagt der Peter, die Kommissiou hat uns hierher gebracht, die hat nu auch für uns aufzukommen. — Sie sind wohl auch nit von hier, Madam?“

Augenscheinlich erkannte sie die Dame nicht wieder. Als Helene sie an ihre erste Begegnung erinnerte, schossen ihr plötzlich die Tränen in die Augen.

„Och, wie wir zugezogen sind — dat waren Sie? Och herrje!“ Geschwind sagte sie nach Helenes Hand: „Dat freut mich aber, dat ich

Ihnen danken kann! Dat erste Guten-Tag! Ne, dat hab' ich nit vergeffen! Oh, Madam, entschuldigen Sie," — sie fuhr sich mit der Schürze über die Augen — „bei uns zu Haus bin ich gar nit so, aber hier muß ich immer weinen!“

Helene tröstete: „Das ist nur im Anfang so, der ist ja überall schwer. Passen Sie mal auf, nächstes Jahr wissen Sie nichts mehr von Heimweh; da lachen Sie drüber. Es ist hier auch schön!“

„Meinen Sie?“ Zweifelnd schüttelte die Frau den Kopf. „No, wenn Sie 't sagen, dann soll et wohl wahr sein.“

Vertrauend schaute Kettchen zu der hochgemachienen Dame auf, und dann lächelte sie hoffnungsvoll: „Wenn et so kommt, wie Sie sagen, Madam, dat et uns gut geht hier, dann will ich auch wallfahren gehen nächstes Jahr. Sicher und gewiß, dat gelob' ich. Hier kann mer doch wallfahren gehen, gelt, Madam?“

„O ja.“ Eine leichte Zurückhaltung lag plötzlich in Frau von Dolefschals Ton — wie schade, diese nette Frau nicht protestantisch!

Und als ob die andre instinktiv diese Enttäuschung fühlte, hielt auch sie sich mehr zurück.

Schweigend blickten beide hinaus auf die Ebene, in den lastenden Horizont, den flammende Abendröte wie mit blutigen Schwertern zersehte.

Als Helene jetzt ihren Mann sehr eilig zwischen den Anjiedlern daher kommen sah, unterdrückte sie nicht einen Vorwurf: „Aber Hanns-Martin — endlich!“

„Verzeih! Ungebuldig geworden, mein Herz?! Bitte, verzeih! Es hat mich so interessiert! Herr Bräuer hat mir seine ganze Stelle, seinen Bau, seinen Acker, kurz alles, was drum und dran, gezeigt.“ Er war angenehm erregt und reichete beiden Männern die Hand zum Abschied: „Es wird jetzt schon werden, wird ganz famos werden. Auf Wiedersehen!“

„Du,“ sagte Helene leise, als sie am Arm ihres Mannes zum Wagen schritt, „die sind katholisch. Und ich dachte doch, hier sollten nur Evangelische her?“ Es klang bedauernd. „So nette Leute!“

„Ja, das läßt sich doch nicht so streng durchführen, diese Sonderung der Konfessionen. Aber was macht's? Es sind doch Deutsche!“

Der Traber, der bis dahin lammfromm gestanden, stuzte plötzlich, nun sie einsteigen wollten. Unruhig zog er an, stieg wild und prallte dann zur Seite; grade noch, daß Dolefschal ihn vom Graben zurückdrif. Eine Staubwolke kam vom Dorf her über die Felder geflogen, und in der Staubwolke Peitschengelall, Pferdegetrappel und Hundegebell.

„Ach, die Garczynskis!“ Nicht angenehm überrascht, faßte Helene nach dem Arm ihres Mannes.

Da war auch schon der hochwürdige Jagdwagen, glänzend lackiert, mit viel Rot an den Nädern, und innen die Säge hell ausgeschlagen.

„Attrappiert, meine Herrschaften — halt!“

Auf einen Auck standen die vier jungen Pferde neben dem Korbwägelchen, mit schnaubenden Rüstern, noch zitternd vor Erregung, und schäumten ins Gebiß; zwei englische Doggen, riesige Tiere mit Stachelhalsbändern, schnappten ihnen dumpf bellend nach den Mäulern.

Der Lenker hoch oben auf dem Bock grüßte galant mit der Peitsche: „Ich lege mich Ihnen zu Füßen, gnädigste Baronin — das nenne ich Glück, Ihnen hier zu begegnen! Ihr Diener, Dolefschal! Ihr Weizen ist großartig! Sehr erfreut, wie sieht das Befinden?“

Herr von Garczynski hatte viel von einem Pariser oder Wiener an sich. Gewandt schwang er sich vom hohen Sitz herunter, dem Diener, der hinten aufgehockt und nun beflissen herbei eilte, die Bügel zuwerfend. An ihre Seite tretend, führte er Helenes Hand an die Lippen.

Die Dolefschals mußten halten bleiben.

Im Gwiadliborzger Jagdwagen saßen gegenüber von Frau von Garczynska der einzige Sohn, ein vornehm aussehender Junge, und der Wikar Gorka.

Frau von Garczynska hatte sich den Sitz auf der seitlichen Bank noch durch eine Menge von seidenen Kissen bequemer machen lassen; sie lag zurückgelehnt, und der Schirm, den eine blonde junge Person, halb Dame, halb Dienerin, zum Schutz zwischen sie und die feurig untergehende Sonne hielt, ließ warmrosige Schatten auf ihr blaßes Gesicht fallen.

„Gnädigste Baronin haben sich wohl Neues in der Kolonie angesehen?“ fragte Garczynski. „Sehr erfreulich, nicht wahr? — sehr! Wir haben unsern hochverehrten Herrn Wikar ein wenig entführt. Die Herrschaften kennen sich? Ah, nur vom Hörenjagen? Gestatten Sie!“ Er stellte vor, und dann verwickelte er, den Arm auf die Lehne des Korbwägelchens gelegt, Helene in ein längeres Gespräch. Eingehend fragte er nach ihren Kindern.

Es blieb Dolefschal nichts übrig, als sich mit Frau von Garczynska zu beschäftigen. Sie winkte ihn zu sich herüber. Mit dem jährtlich-wehmütigen Lächeln, das ihr Gesicht sehr anziehend machte, lächelte sie ihn an, als er zu ihrem Wagenischlag trat. Ob diese Frau glücklich war? Dolefschal legte sich im Augenblick, als ihn ihr Lächeln traf, diese selbe Frage vor, die sich schon viele vorgelegt. Der feuchte Flimmer in den Augen kam von Tränen, und was suchte dieser starr verlorene Blick in weiter Ferne?

Als Dolefschal die weiche Hand bei der Begrüßung in die seine nahm, fühlte er einen kurzen, festen Druck, den er diesen jarten Fingern kaum zugeztraut.

„Ich werde zu Ihnen herüber kommen,“ sagte sie. „Ich setze mich in Ihr Korbwägelchen, es ist ganz reizend! Ja, ich will,“ setzte sie im Tone eines verzogenen Kindes hinzu, als er etwas unbequem und eigentlich nur zwei Eichen murmelte. „Ihre Gattin wird mit Garczynski auf dem Thron sitzen. Alesander,“ rief sie ihrem Mann zu, in elegantem Polnisch, „wir fahren gleich weiter, ich bin müde. Die Kolonie interessiert mich zu wenig — ein andermal! Nimmi die Baronowa auf deinen Bock; ich fahre mit Dolechal. Wir fahren über Niemczyce nach Haus zurück!“

Blöthlich lebhaft geworden, drückte sie ihrem Gegenüber, dem priesterlichen Herrn, ein paar der weichen Kissen in die Arme: „Hier, Herr von Gorka, seien Sie auch einmal galant! Bitte, tragen Sie mir die dort hinüber! Herr von Dolechal, bitte!“ Ganz hilflos streckte sie beide Arme aus. „Der Wagen ist abscheulich hoch, ich traue mich nie allein herunter. Ah — ah —!“

Wie eine Feder flog sie durch die Luft; als Dolechal sie herunterhob, fühlte er ihre ganze Grazie. Ihr ein wenig verschobenes Kleid zurecht-zupfend, lachte sie und klatschte dantend in die Hände: „Scharmant, ganz scharmant! Changez les dames, changez!“

Muß ich? schien Helens Blick ihren Mann zu fragen, als Herr von Garczynski ihr die Hand zum Umsteigen bot. Dolechal senkte die Lider — sie verstand diese stumme Bejahung; es lag ihm nun einmal daran, mit den Nachbarn, wenn auch nur in rein äußerlich aufrecht erhaltenen, guten Beziehungen zu stehen. So schickte sie sich darein; aber ihre Bewegungen waren steif, ihre Mienen abgemessen.

Mit liebenswürdigen Lobpreisungen nestelte sich Frau von Garczynska auf dem kleinen Korbwägelchen ein; sie war noch nie so niedlich gefahren; dies war tausendmal bequemer als der große Jagdwagen! Als der junge Biskar ihr die gewünschten Kissen in den Rücken schob, dankte sie ihm mit ihrem zärtlichsten Lächeln: aber sie hatte die hier gar nicht nötig, er konnte sie nur wieder mitnehmen.

Mit einer stummen Verbeugung trat er zurück. Er hielt sich ebensogut in der Zucht wie seinen Schüler. Sie hatten beide noch kein Wort gesprochen.

Auch die blonde Jose, die sich anschickte, mit dem Schirm hinter ihre Herrin zu klettern, wurde zurückgewiesen. „Ich brauche dich nicht, Stasia! — Wie herrlich ist die Sonne, wie wunderbar gefärbt die Wolken sind!“ Frau Jadwiga's Augen schwaumen. „Fahren Sie, Baron, he, voran!“ Ihre Brust hob sich, als wolle sie springen im Uebermaß der Empfindung. „Ich bin entzückt! Fahren Sie, fahren Sie — schneller in die Sonne hinein, schneller!“

Der Traber strengte sich an. Mit aus-

gezeichnete Kunst die vier wilden Pferde, die der Diener inzwischen kaum hatte zügeln können, zu langsamem Tempo zwingend, fuhr Garczynski nach.

Im Jagdwagen lachte die Jose plötzlich auf, und dann, wie erschrocken über ihr Lachen, warf sie von unten her einen verstohlen schielenden Blick auf Lehrer und Schüler. Der Biskar hatte ein Büchlein herausgezogen, in das er mit ernster Miene vertieft war; das junge Herrchen dagegen merkte auf. Ein Aufflackern seines Auges bezeugte dem leicht schielenden Blick der Blondin. Da lächelte sie kaum merklich, aber weiche Grübchen kamen in ihre jungen Wangen; sie lehnte sich ein wenig hintenüber, ließ die Wimpern über die Augen fallen und spielte am Schirmgriff ihrer Herrin.

Der Traber, durch die vier Pferde, die hinter ihm schnaubten, durch das Gebell der Doggen, die wie rasend zwischen beiden Wagen hin und her sprangen, nervös gemacht, schoß dahin wie ein Vogel auf fliehendem Flug. Das Viergespann ihm nach. Sich verfolgende Schatten, durch steigende Nebel vergrößert, jagten über die rasch dunkel werdende Ebene.

Tudel, der Schäfer, schlug ein Kreuz: wer war das?! Fliegende Pferde, fliegende Wagen und fliegende Hunde? Heilige Mutter, hilf, das war Mystiwojan, der Nachtläger, auf wilder Fahrt! Scheu piß er seinem Hund und trieb eilig die Schafe zusammen. Daß die heilige Mutter sie hüte! Auch über ihnen machte er das fromme Zeichen.

Doch, klang's jezt nicht schon ferner, das „Huch haha: und das „Hoho?“ Aber jezt noch ein Lachen, hell, wie die Rania lacht, wenn sie am Himmel im Abendrot fliegt und Seelen raubt und sie dahin trägt, von wo sie nie mehr zurückfinden können.

„Herr Gott, sei bei uns!“ Sein Haupt verhüllend vorm Grauen der Ebene, betete Ruba Tudel, der Alte.

III

Tiefes Dunkel der Augustnacht hüllte das Herrenhaus von Gwiadliborzycze wie in ein dickes, warmfeuchtes Tuch.

Der Biskar hatte sich eben von den Herrschaften verabschiedet. Es war spät geworden, der Umweg über Niemczyce hatte das Nachhausekommen verzögert, dann war gepeist worden, und dann hatte der Biskar wie immer, wenn er in Gwiadliborzycze als Abendgast blieb, eine Andacht gehalten, an der auch das Gesinde teilnahm. Frau Jadwiga war ihm dankbar dafür, sie hatte ihn auch heute, trotzdem sie erschöpft war bis zum Umfinken, wie sie sagte, darum gebeten.

Nun stand Gorka draußen, unten am Fuß der ausgetretenen und vielfach gerissenen Trei-treppe, die vom Gartenzimmer hinab in den Park

fürte, war erschrocken, als ihm seine Uhr — ein kostbares Namenstaggesehen der Garczynski's — halb elf wies, und zögerte doch noch.

Drinne spielte die Garczynska Chopin — warum tat sie das, wenn sie müde war?!

Tabellos perlte die Länse, aber — Kaverius Gorka schüttelte den Kopf — so war's doch nicht gut. Sie spielte denn doch zu willkürlich launenhaft, presto, wo ritardando sein mußte, con dolore anstatt scherzando. Das hatte er schon viele Male besser spielen hören.

Aber er blieb noch stehen. Garczynski hatte für ihn anspannen lassen wollen — es war ja selbstverständlich, daß der Herr Wikar fuhr, — doch er hatte dankend abgelehnt. Er wollte heute gehen, mußte gehen, es war ihm Bedürfnis, sich müde zu laufen.

Zwischen den geborstenen Steinplatten der Treppe und im hohen Gras der verwilderten Parkwiese schriepen Hunderte von Grillen; unausgesetzt, gleich melodiösem Saitenschwirren klang ihr Gezirp, ohne Tonfälle, ohne Poesie, und doch war etwas darin wie im Lied der Nachtigallen. Deren hatte es viele gegeben im Seminargarten zur Frühlingszeit, und der junge Gorka hatte oft gestanden im weichen Dunkel, damals so wie heute hier. Hörten die andern Seminaristen denn nicht die Nachtigall? — sie hatten es nie gelagt.

In Gwiadziłborczyce gab's keine Nachtigall; in den heißen Frühjahren, die er nun schon hier erlebt, hatte nie eine ihren schluchzenden Aufschrei erhoben. Man hielt ein Regenrudel, denn aus dem Wallgraben, der den Park umschließt, stiegen Ratten und zernagten die Portieren und Fenstergardinen im großen Eßsaal zu ebener Erde.

Aber jetzt — horch! Durch die zwei Reihen der uralten Hainbuchen, die sich wie ein dicht gefügtes Dach über den Wallgang diesseits des Grabens wölben, fuhr ein halb erschrockener, halb jauchzender Mädchenkrei. Aha, da badeten wieder die Hofmägde im Wallgraben, und die Knechte kamen ihnen dabei über den Hals! Wenn die Nächte so schwül sind und der Erntestaub so brennend, dann heben sich die Leiber, die behend Kock und Pend abgestreift, wie weiße Statuen jenseits vom dunkeln Grabenrain, leuchtend glänzen sie herüber zu der einsamen Bank, die ganz verborgen steht unter den tiefhängenden Buchenästen.

Das Baden im Wallgraben war dem Gesinde verboten — ob man es anseigte? Lieber nein! Der Inspektor war gleich grob, schlug darauf los mit der Ledergeschwängten oder zog Strafgeld vom Lohn ab. Und wusch das etwa die Seele rein, die eine Verfehlung auf sich geladen?!

Ein feines Rächeln überhirschte für einen Augenblick des Geistlichen ernstes Gesicht; langsam streckte er die Hand aus, hielt sie hinaus in die Dunkel-

heit und zog sie dann langsam und fest zur Faust geschlossen wieder an sich zurück. Diese Hand, so dünn, daß die Adern blau durchschimmerten, diese Hand, zart wie eine schöne Frauenhand, diese hielt viel!

Ein Atemzug hob die schmalschultrige Gestalt; sie schien sich höher zu recken. Die trocknen Lippen mit der unruhigen Zungenspitze besuchend, lächelte der junge Wikar überlegen. Und diese Wikarzeit bei dem bäuerischen, stumpfsinnigen alten Propst von Vocięcha, war sie nicht nur ein Uebergang? Was sollte wohl ein Gorka bei den Bauern? Den Jögling, dem man beim Abschied vom Seminar von besonderen Hoffnungen gesprochen, die man auf ihn setzte, den Erben eines uralten Namens — freilich nur eines Namens — den Verwandten eines Kardinals, läßt man nicht hier verkommen! Und war nicht die Freundschaft mit den Garczynski's schon ein Tritt auf die erste Sprosse der Leiter? Garczynski würde keinen andern simplen Dorfvikar den hochverehrten Lehrer seines Sohnes nennen — da hatten sich schon Einflüsse von oben her geltend gemacht. Es war kein Genuß, den jungen Volesław zu unterrichten, der Junge war sündhaft faul, — faul wie alle, die einen reichen Vater hinter sich wissen — aber diese Zubereitung des kommenden Geschlechts, das Polens neuen Glanz wieder begründen soll, war ein Vertrauensvotum. Polens neuen Glanz begründen — die?!

Hastig wendete sich der Einsame um: hatte jemand gelacht? Niemand war da, nur die Nacht auf verfallender Treppe und im verwilderten Park. Nein, diese Jungen, die französisch plappern bei der Bonne, dann am Wissen herumnippen und dann im preussischen Drill ihr Vaterland öfter verleugnen wie Petrus Jesum Christum, den Herrn, die gründen kein neues Polenreich, wenn nicht diese, diese — die Hand wieder ausstreckend, sie erhebend in der Dunkelheit, atmete der Priester tief auf — diese hier sie stützt! Vom Dom in der Stadt auf den sieben Hügeln hallen die Glocken weit ins Land. Der Komornik im langschöpigen Kock, die Kobieta im sonntäglichen Spenser, das Mädchen mit vielfarbenen Bändern an der Halsperlschnur, Männer, Weiber, Burche, Dirnen, Greise, Kinder, Abgeschiedene und noch Ungeborene, alle liegen vor dem Altar im Stand, gehorjam der einen großen, heiligen, unergründlichen Macht, alle, auch diese da drinnen!

Der Wikar drehte sich um nach den Fenstern des Gartenzimmers; sie waren nicht mehr erleuchtet, das Spiel hatte aufgehört. Da ging er.

Die Grillen im Gras und Gemäuer zirperten immer ungestümer, wie bebend vor Liebesungeduld. Jetzt hörte er sie nicht mehr.

Als er über den dunkeln Hof stieg, vorsichtig, auf den Zehen, und seinen langen Kock rappend, daß ihn die Zauche, die da floß, nicht besprizte, hörte

er auch nicht das sehnfüchtige Mubem einer Kuh im dunstigen Stall halb im Schlaf durch die nächtliche Stille rufen und das Schnaufen des Bullen an der ihn fesselnden Kette.

Beim Futtertrog begegnete ihm der Sturz, der Nachtwächter; den Spieß vorgestreckt, die trüb-selige Laterne hochhaltend, daß sie doch ein wenig leuchte, schrie der grob den heimlichen Wanderer an: „Wer geht da? Hundebhut, verfluchter Dieb!“

Aber als der alte Mann den jungen Vikar erkannte, sank er zusammen wie niedergebremst. Seine von Nachtwachen und Schnapstrinken rotplirigen Augen verdrehten sich vor Ehrfurcht; demüthig küßte er das Kleid des gereinigten Herrn.

Im den Hütten der Komornis vorbei führt der Weg nach Pocięcha. Wie dunkle Haufen liegen die Häuser, niedrig an der Straße, selten daß ein glattes Dach sich viel höher erhebt als der aus Feldsteinen unregelmäßig zusammengetragene Wall, der zu schützen hat gegen Sturm und Schnee, gegen Kälte und Sonne. Vorn an der Straße ein paar halbabgestorbene Pappeln, hinter den Hütten als einzig Hagendes die Stange eines Ziehbrunnens, der mit seinem gen Himmel gerichteten hohen Arm, daran der Eimer hängt, einem Galgen nicht ungleich sieht.

Alle Häuser waren dunkel: nur aus der einen Stube, darin man fremde Schmitzer untergebracht hatte, flimmerte Lichtschein. Die Männer hatten sich schon aufs Stroh gestreckt, mit dem roten Hemd, wie sie's am Tag tragen, angetan; die Fußstohlen gegen das Fenster gelehrt, schnarchten sie alle in einer Reihe. Die Weiber hatten sich noch nicht hingelegt. Sie warteten bei der Alten um den Kartoffelhaufen, der inmitten des Raumes auf den Estrich geschüttet war, und halsen ihr die Knollen abteimen zur morgenden Mahlzeit. Eine junge Dirne saß noch und sticht eine Männerhose; ungeachtet hielten die müde gearbeiteten Finger die Nadel. Sie sticht den Riß zusammen, wie man einen Sack sticht, und doch gab ihr das Lämpchen auch hierzu kaum Licht genug; trüb nur schwelte es durch die Stube, deren Luft dick war vom Dampf der Feuerstelle, vom kellerigen Dunst der feimenden Kartoffeln, vom Schweiß und Staub und Atem der zusammengepferschten Männer und Weiber.

Aber der durchs Fenster Lgende sah: das Lämpchen brannte unterm Muttergottesbild.

Der Vikar fuhr vom niedrigen Fenster zurück. Ihm war, als sei durchs trennende Glas der geschlossenen Scheibe doch etwas zu ihm durchgedrungen von der verpesteten Luft da innen. Verlezt räumpfte sich seine Nase. Er ließ eilig, bis ihn die reine Luft der freien Felder ganz umfing.

Durch die Einfamkeit tönte der zitternde Schrei eines Brachuhns — wie, schon Herbst? Unwillkürlich verlangsamte Gorka jetzt wieder seinen Schritt, nahm den runden Hut ab, dessen Trottel

ihm in den Nacken baumelte, und ließ den Tau, der in der großen Stille hörbar tropfte, seine Stirn kühlen.

War's möglich, schrie der Brachvogel schon auf der Stoppel? Der Sommer war vorbei, und er hatte ihn nicht gesehen, trotz Erntefeldern und Sonnenglut?!

Ein süchtiges Bedauern huschte über das ernste Gesicht und machte dessen Züge für Augenblicke jugendlich weich. Der Mund öffnete sich und sog durstig die von Grün und Tau vollsattete Luft ein.

Ach, jetzt sich hinlegen, dort an den Rain unter die Feldblumen, die, wenn der Nachttau ihnen den Staub abgewaschen, süß duften! Horch, die Grillen schrillen noch immer herüber aus dem fernern Park!

Sich umwendend blickte Gorka noch einmal zurück nach Szwabiaborozyce. Das dunkle Herrenhaus hob sich nicht mehr ab von der dunkeln Fläche; auch der Park, die Haubuchen und die Pappeln waren zerflissen in der Nacht. Doch jetzt blinkten zwei gelbe Pünktchen auf, sie schienen heller und heller — das waren die Lichter im oberen Stock, im Zimmer der gnädigen Frau! Auf einem Nebelstrahl zitterte der Glanz, flimmernd umwoben, hinaus bis in die Felder.

Mit großen Augen starrte der junge Mann: jetzt sieht die Garczyska im Sessel, bereit, sich von der Jose das lange Haar auslängen zu lassen — die runden Arme des dienenden Mädchens bewegen sich zierlich — ach, und jetzt! — die zitternden Strahlen verschwanden — jetzt hat Stasia die Läden vorgelegt, ihr blonder Kopf neigt sich hinans mit einem leisen „Pi!“ für den unten auf sie lauernden Inspektor — — —

Dunkel ward's. Wie aus einem Traum auf-fahrend strich sich Gorka über die taugenähte Stirn und sekte sich den Hut auf. Nun aber rasch! Peter Stachowial, der Propst, würde heut schon vergeblich auf ihn gewartet und noch ein Glas Ungar mehr getrunken haben, zur Tröstung in seiner Vereinfamung.

Wie war es doch geisttönd, alle Abend bis Mitternacht mit Dem Karten zu spielen! Aber es half nichts, es war ja nur ein Uebergang.

Raschen Schrittes eilte nun der Vikar, unbeirrt vom Spul der Nachtebene, der den Bauer ängstigt, auf Pocięcha zu.

Das blonde Mädchen hatte wirklich die Läden im Schlafzimmer der Herrin vorgelegt, aber diese schien noch nicht daran zu denken, sich zur Ruhe zu legen, sehr zum Verdruss von Stasia, die unruhig hin und her trippelte. Heute war Anastasia, ihrer Heiligen Tag, und Pan Sziul, der Inspektor, wollte den mit ihr feiern. Wie lange das heut wieder dauerte! Zornig biß Stasia die Unterlippe — daß der Teufel sie alle miteinander hole, die einem im Wege sind! Aber beim armen Menschen heißt's eben immer: „Duck dich!“



Die Grenzherren bei Westergaarden, Westergaarden, in Westergaarden

Sie alle folgen dem Stern
Nach dem Gemälde von Peter Janssen

„Die Nepomukena wartet schon seit einer Stunde,“ wagte sie endlich leise zu sagen.

„Daß sie warten!“ Frau Jadwiga, die im Sessel vor ihrem Bett mit den blauen Seidengardinen saß, hob gähnend die Arme und legte sie hinter den Kopf. „Ich langweile mich, erzähle mir was!“

„Gnädige Pani sollten schlafen gehen — ich weiß nichts!“

„Ich kann nicht schlafen. Wo ist der gnädige Herr?“

„Er sitzt im Bureau. Er wird noch dem Schreiber diktieren.“

Frau von Garczynska zuckte unnutzig die Schultern: „Ach, immer diese Rechnereien! Ich komme hier um. Wenn wir nur erst in Posen wären, besser noch in Warschau, am besten in Paris! Was würdest du sagen, Stasia, wenn ich dich mit nach Paris nähme? Oder sonst wohin, wenn der Herr verkauft hat!“

„Wird der gnädige Herr verkaufen?“ fragte neugierig-hastig das Mädchen.

„Das gebe die heilige Mutter!“

Die Augen des jungen Mädchens funkelten — ach, das war noch eine Aussicht, dafür ließ man sich's schon noch eine Weile gefallen! Unterwürfig schlich Stasia zur Herrin heran und küßte ihr die Hand: „Ich danke der gnädigen Pani tausendmal! Gott wolle es ihr segnen millionenmal, ihr und an den gnädigen Herrn, und an dem gnädigen jungen Herrn, daß sie will an mich denken, wenn es ihr gut geht! Wird der gnädige Herr bald verkaufen, wenn Pani die Frage gestattet?“

„Ich weiß nicht. Ach!“ Ungeduldig seufzend sprang Jadwiga auf und ging hastig hin und her. „Sie finden noch immer den geforderten Preis zu hoch. Ja“ — sie lachte auf — „das möchten sie wohl, selber abschätzen! O nein, wir gehen nicht ab vom Preis! Wenn ihnen daran liegt, nun, dann sollen sie wenigstens genug zahlen, diese —!“ Sie verschluckte das letzte Wort.

Die Zofe lachte leise. „Gnädige Pani lieben die Schwabbe*) nicht sehr!“

„Wieso?“ Die Garczynska sah ihr Mädchen einen Augenblick hochfahrend an, dann aber lachte sie, wie dieses lachte. „Du bist ein Nackter!“ Doch jetzt wurde ihr lächelndes Gesicht plötzlich ernsthaft, zornig zog sie die Brauen zusammen. „Habe ich etwa besondere Ursache, sie zu lieben, he? Und du? Kam nicht deine Mutter zu mir und hat die Hände gerungen: Meine Tochter lernt deutsch in der Schule, wird sie auch nicht ihre Mutterprache verlieren? Ach, unsere Männer sind feige, sie dürften kein Wort deutsch leiden! Aber sie lassen sich ducken!“

„Ja, Pani haben keine Angst,“ schmeichelte

Stasia. „Was wir geleitet haben, verdanken wir allein unsrer gnädigen Herrschaft!“ Sie küßte, da sie die Hand nicht erhaschen konnte, den weiten Ärmel am Neglige der Herrin. „Neulich sprach erst die Michalina zu mir, als sie kam, ihre Familie zu besuchen auf einen Sonntag: Das Glück, was ich gemacht, verdanke ich allein Pani von Swiadliborzecne! Pani erinnern die Michalina, die mit den schwarzen Zöpfen, die Entlein vom Schäfer Ändel und der Nepomukena; sie saß neben mir im Unterricht, den gnädige Pani uns gaben. Es geht ihr sehr gut, freilich bei deutscher Herrschaft, aber, — sie zuckte die runden Schultern — „was tun? Man muß mit den Wölfen heulen!“

„Man muß mit den Wölfen heulen!“ Nachdenklich wiederholte die Herrin die Worte der Dienetin. „Du bist klug, Stasia! Es kommt nichts heraus bei der offenen Feindschaft. Ich begreife oft unsre Politiker nicht. Aber ist es denn nicht auch schändlich, wie man uns unterdrückt? Uns, die wir mehr Bildung haben, mehr Vaterlandsliebe, mehr Opferfreudigkeit, mehr Mut, mehr — mehr . . .“ Die Stimme verlagte ihr vor Erregung. Sie war ganz blaß geworden, jetzt wurde sie glühend heiß. Mit dem Fuß aufstampfend, schrie sie laut: „Und wir haben sie arglos aufgenommen, gastfreundlich in unser — ja, in unser Land! — zum Dank wollen sie uns ausrauben, ganz herausdrängen. Aber das gelingt ihnen nicht!“ Leidenschaftlich ballte sie die Hände. „Wir Frauen werden nicht müde, wir haben unsern Glauben und —“ hastig vor den großen Spiegel tretend, sah sie ihr Bild vom Kopf bis zu den Füßen und lächelte wieder.

„Ich begreife nicht, warum Pani sich so erregen,“ sagte die Zofe ruhig.

„Was du verstehst!“ Jadwiga kehrte sich vom Spiegel ab und gähnte laut. „Huh, diese Nachbarn, gräßlich! Man verbauert hier. Ich werde krank, langweilig, häßlich! Zum Sterben langweilig, wie die Baronowa mit den strohgelben Flechten!“ Sie lachte hell auf: „Als ob sie einen Stock im Rücken hätte, so steif!“ Und unsre Prznorowoer Nachbarn — Gott sei uns gnädig! Er ist ein großer Bauer — weiter nichts. Haha! Kriecht dabei um einen Orden — wie alle Deutschen! Hast du gesehen, Stasia, wie er neulich betrübt die Augen auf sein leeres Knopfloch niederschlug?“

„Unser gnädiger Herr hatte alle seine Orden zum Diner angelegt!“ sagte geschmeidig die Zofe.

„Ja, ja, das war ganz nett!“ Jadwiga ließ sich lachend in ihren Sessel fallen, aber dann gähnte sie wieder und sah mit einem trostlosen Ausdruck ins Leere. „Das sind aber doch nur Momente! Das Leben ist zu eintönig. Ich kann doch unmöglich, wie die Prznorowoer Frau, in hohen Stiefeln durch den Mist stapfen und höchst eigenhändig die Mägde ohrfeigen!“

*) Spottname für die Deutschen.

„Haha, das tut sie, ja, das tut sie!“ Hell lachend schlug Stasia die Hände zusammen, und dann schwagte sie: „Gnädige Pani wissen doch? Der Sohn, was der Fusar ist, der junge Wittmeister, der soll Vater sein zu der Michalina ihrem Kind. War die Michalina doch Stubenmädchen in Pryborowo. Und da soll der Alte, der Herr Keszner, sie furchtbar geschimpft haben und mit dem Stock bedroht; aber nur gedroht hat er. Aber die Pani hat sie beim Arm gekriegt und ihr links eine geschlagen und rechts eine. Da ist sie vor Angst gelaufen, so schnell sie konnte, und hat sich nie mehr aufs Dominium getraut. Was sagen gnädige Pani zu der Geschichte?“ Stasia stemmte die Arme in die Seiten und sah ihre Dame erwartungsvoll an; man merkte ihre Freude, ein wenig skandalieren zu können.

„So — nun, und was weiter?“ Zadwiga gähnte anhaltend. „Man kann hier keinem Menschen was übelnehmen, dem nicht und auch dem nicht — bei dieser Langeweile! Ach! Dolechal wäre noch der einzige, der passabel sein könnte!“

„Und hat er sich in die Pani verliebt?“ fragte vertraulich blinzeln das Mädchen.

„Du bist unerschämt!“ Die Garczynska zuckte wie von einer unangenehmen Erinnerung berührt.

Stasia schlug die Augen nieder. „Verzeihen gnädige Pani, ich bin nicht unerschämt. Ich bin nur wißbegierig. Wüßte gern wissen, ob der große Niemczyner Baron auch so leicht zuschnappt wie so ein kleiner Schwabbe. Da braucht's nur einen Witz — nur ein ganz kleines Mädchen!“ Sie lachte spitzbösig und hob die demüthig gesenkten Augen mit drohligen Ausdruck.

Die Herrin war schon wieder verhöhnt.

Eine Neigung, mit der ihr Mann sie oft neckte, zog Frau von Garczynska zu Stasia. Als Tochter des langjährigen herrschaftlichen Försters, hatte die von vornherein eine andre Stellung eingenommen wie ein gewöhnlicher fremder Diensthote. Schon die zierliche Siebenjährige war aufs Schloß gekommen; sie hatte der Pani Erdbeeren aus dem Gwiabliborzcyer Wald gebracht, und dann — wenn auch Förster Frelowski einst Fröhlich geheißsen — zu den polnischen Kindern gehört, die den besondern Unterricht der gnädigen Herrin genossen.

Wenn Garczynski sie mit ihrer Vorliebe für die Försterstochter aufzog und Frau Zadwiga schlechter Stimmung war, pflegte sie von einer Wüste zu sprechen, in der man einen grünen Fleck schon einen Garten nennt. Dann neckte er nicht mehr, im Gegenteil, er pflichtete ihr bei. Ja, wie anders war es früher hier gewesen! Unbefangener der Ton, heiter die Geselligkeit, geradezu glänzend! Man hatte sich amüsiert auf den Bällen in Posen — auf einem dieser Bälle hatte er die schöne Tochter des reichen Warschauer Bankiers kennen gelernt, dessen Reichtum weder, noch dessen

Ratholizismus er erbt waren — auch die Kasino-feste in der Kreisstadt waren sehr angenehm gewesen. Man war eben unter sich. Aber jetzt —?! Auf dem Lande wenigstens, eingekelt zwischen deutschen Besitzern, war es nicht möglich, exklusiv zu bleiben. Und immer näher rückte einem Plebs auf den Hals. Wer hatte sonst hier kleine Leute gekannt? Leute, die kaum zehn Dektar ihr eigen nannten, oft nicht einmal so viel, machten jetzt Anspruch, wie Besitzer begrüßt zu werden. Schmarobend, wie Milben auf der frankten Rose, hockten die Ansiedler im Land. Unerträgliche Zustände!

Alexander von Garczynski vergaß ganz, daß in seiner Jugendzeit Pryborowo und wenigstens Niemczyce längst schon in deutschen Händen gewesen, aber er hatte es damals nicht so unlieblich empfunden. Woran lag das?!

Nun, jedenfalls so schnell wie möglich verkaufen. Und so hoch wie möglich. Wenn Garczynski an die Ansiedlungskommission dachte, fühlte er sich sehr erleichtert. Ueberdies waren ihm die letzten Jahre nicht günstig gewesen, und die Bank Ziemski würde nicht in der Lage sein, ihn so mit einem Ruck sicher hinzustellen wie die deutsche Ansiedlungskommission.

Auch an diesem späten Abend noch beschäftigten ihn solche Gedanken. Sie beschäftigten ihn so lebhaft, daß er, trotz der Tinte an seinen Fingern und ohne den Rock zu wechseln, der von der Nähe des Schreibers unlieblich angezogen hatte, seine Frau aufsuchte.

Stasia konnte einen kleinen Freudenstreich kaum unterdrücken, als der gnädige Herr unvermuthet eintrat.

„Soll ich jetzt gehen und die Nepomukena wegschicken? Sie wartet schon zwei Stunden!“

„Aber sie kam doch nicht fort, wie sie gehofft.“

„Laß sie warten,“ war die Antwort, „und du wartest auch!“

„Es ist nur Stasia,“ sagte Zadwiga zu ihrem Gatten, als sie seinen unwilligen Blick bemerkte.

„Ich möchte etwas mit dir allein besprechen!“

„Nun, so sprich doch! Nun? Was willst du?“

Sich auf die Seitenlehne ihres Sessels setzend, nahm er spielend ihre Hand. Und dann sagte er ihr, daß er eben vom Schreiber habe ausrechnen lassen, daß Gwiabliborzcyce so und so viel bringen müsse, wenn der Verkauf lohnen sollte.

„Du bist eine kluge Frau, Zagusia,“ sagte er zärtlich und küßte ihre Hand, „und —“ er hielt an und ließ seinen Blick über sie hingleiten mit einem leichten lächelnden Nicken — „du bist eine schöne Frau! Was hältst du davon, mein Täubchen, wenn wir die Herren von der Kommission zum Diner einladen? Dolechal möchte ich auch dazu bitten. Er ist mir wichtig. Er ist mit der Regierung liiert; ich habe gehört, erst neulich war er in Posen beim Oberpräsidenten. Ist dir's

recht? Mach's echt national, mein Seelchen! Barzecz und Entenpotranka und — ach, du wirft's schon wissen! Und viel alten Ungar! Ich sage dir, sie trinten beim Desserat aus deinem Schuh. Sag, was hältst du davon?"

"Sehr viel," sagte sie lächelnd und lehnte den Kopf an seine Schulter. "Und dann ziehst du auch mit mir hin, wo mir's gefällt, nicht wahr, Zafcha?"

Er strich ihr sacht über die gelöste Frisur: „Dein schönes Haar!"

"Pfui! Mergerlich bog sie den Kopf zur Seite; es fing an in ihrem Gesicht zu zucken, als wollte sie weinen. „Verkaufe doch endlich! Was habe ich davon, wenn's zu spät ist! Sieh hier" — sie ließ die Strähnen durch die Finger gleiten — „ich werde grau! Schon lange Fäden. Aus Nummer, aus lauter Nummer! O, unser armes Polen! Täglich gelobe ich bei der heiligen Mutter: kein Kleid aus Berlin — keinen Hut aus Wien — nicht Wiesbaden, nicht Homburg im fünftigen Jahr — nicht einmal in die deutsche Konditorei zu Posen! Ach, hätte ich dich doch nicht geheiratet! Wär' ich in Warschau geblieben! Lieber unter Küssen als in dieser langweiligen Oede!"

Sie ließ ihren Mann gar nicht zu Wort kommen, heftig schrieb sie ihn an: „Gedenke deiner Pflichten gegen Voleslaw! Wenn Gorla von hier fortkommt, was doch gewiß sein wird, was dann? Dann ist alles aus! Diese Panslehrer mit den schwarzen Nägeln, die mit allen Mägden herumliebeln — pfui, widerlich! Wir haben das doch zwanfzigmal durchgemacht! Gorla sagt: die Zukunft Polens ist in der Mütter Hand gegeben — nun wohl, ich bin eine Mutter! Und ich sage dir, wenn du nicht bald verkaufst, so ziehe ich allein mit Voleslaw in die Stadt. Ich bin es meinem einzigen Sohn und meinem Vaterland schuldig!"

Der Gatte erhob sich leise. Seine Frau auf die Schulter küssend, machte er keine weiteren Unterhaltungsversuche mehr. Nun wußte er, er konnte getrost die Einladungsarten verschicken.

„Schlaf wohl, mein Herz! — Stasia!" Die Jose fuhr auf. „Rufe die Nepomukena!" Er ging, um wieder ins Bureau zurückzukehren, wo der todmüde Schreiber noch immer saß und jetzt krampfhaft die ver schlafenen Augen aufriß. Die Einladungen wurden noch postfertig gemacht. —

Oben, ins Zimmer der gnädigen Frau trat die alte Nepomukena ein: ihr schneeweißes Haar war mit Fett unter die Haube gestrahlt, und sie hatte sich gewaschen. Sich zu den Füßen der Herrin, die regungslos saß, das Gesicht in den Händen verborgen, niederkanernd, begann sie, ihr die Pantöffelchen und Strümpfe abzusehen. Sacht strich sie dabei über den hohen Spann, und dann über die Waden; immer herauf, herunter — und wieder: herunter, herauf.

Seit fünfzehn Jahren, seit der Geburt des jungen Herrchen, schonte die Nepomukena ihre Nägel, und nahm sie in acht, daß sie nicht immer wieder abstumpften bei der Arbeit — die Pani liebte das Krätzen mit stumpfen Nägeln nicht.

Garczynski hatte seiner Frau schon mehrmals einen hölzernen Kraber mit langem Stiel aus Posen mitgebracht, auch Händchen aus Eisen mit spizen Krallen, auch ein Bürstensystem, aber das Streichen und Krätzen der alten Hand, deren Haut von der schweren Arbeit eines Lebens so rauh geworden wie ein Reibeisen, war nicht zu ersehen.

Nun schnitt die Filomena, die Mutter der Michalina, schon ihre Nägel spitz, denn Großmutter Nepomukena fürchtete, daß bald der Tod kommen würde, sie holen — und wer sollte dann die Herrin krätzen?!

Auf den schwachen Knien liegend, bückte die alte Nepomukena ihren alten Rücken geduldig. Wie früher hintern raschen Schnitter im Korn, so hielt sie ihn in einem fort gebeugt; sie richtete ihn gar nicht auf.

Die Uhr schlug Mitternacht, da ließ sich die Herrin ins Bett helfen. Das Gesicht nach der Wand gekehrt, auf der Seite liegend, ließ sie sich auch den Rücken krätzen. Immer auf, ab — ab, auf.

Stasia schlief in einem Winkel. Der häßliche Kopf war hintenüber gesunken — so pflegte sie immer am Abend zu sitzen, ein Fettsack an der rissigen Tapete bezeichnete die Stelle —, sie hielt den Mund halb geöffnet und lächelte wie ein Kind im Traum.

Auch Frau Jadwiga fielen die Augen zu, aber sie riß sie immer noch einmal auf; sie dehnte und rechte sich im überrieselnden Wohlgefühl.

Die alte Nepomukena krachte und krachte, die Waden, den schlanken Rücken herauf — den Rücken, die Waden herunter; auf, ab — ab, auf — hin, her — her, hin. Mit feltfamer Kraft strömte etwas aus von diesen verarbeiteten Fingern, von der Hand, die noch dient an der Schwelle des Grabes.

IV

Wie eine Offenbarung kam es über Herrn Restner zu Przyborowo, als er, unter seinem Hofstor stehend, von Miaszeczko her zwei Wagen auf voller Fahrt in der Richtung nach Gwiadziłborczyce sah. Sie nahmen nicht die Straße über Przyborowo-Miemczyce, sondern den schlechteren, aber direkteren Landweg quer durch die Felber.

Aha, also es war wirklich so, die Kommission, die heute vormittag die Parzellierungen beim Städtchen in Augenschein genommen, fuhr jetzt zu Garczynski? Ja, der Pole war ein Schlauer, der wußte es geschickt anzufangen! Und hier waren sie nicht einmal vorgekommen; sie hatten

Przborowo links liegen lassen, als wäre das gar nicht vorhanden!

Der Przborowoer zog die Stirn kraus: man muß eben Pole sein, um Seide zu spinnen! Diese Bevorzugungen von Seiten der Regierung gingen doch wirklich zu weit — das reime Kofetieren!

Die Sonne blendete. Der Gutsherr trat unter die Mäzie beim Hofstor, die wenigstens einigen Schatten gab, und blickte, die Hand über die Augen gelegt, hinaus auf sein Reich.

Überall Schober. Räder knarrten. Jenseits der Straße, gleich drüben auf der ersten Stoppel, standen drei große Weizenschober; und vier, fünf hochbepackte Erntewagen schwankten eben von weiterher noch heran, um auch hier abzuladen. Die Schober standen wie im Feuer; gleich hinter der Stoppel, die mit scharfem Rand gegen den Himmel abschneidet, stand das Niesenrund der Sonne. Als tauchten die Wagen aus der Sonne empor, so kamen sie daher; feinem Gespinnst gleich hoben sich die Speichen der Räder gegen die goldrote Scheibe, und die Rothenden, die hoch auf dem Korn thronten, flammten. Sie stakten die Buunde auf und schwangen sie, mit starkem Arm die Gabel hochhaltend, von oben niederwärts. Jedes Garbenbündel schwebte für Augenblicke, wie ein dunklerer Fleck, aber von einer Gloriole umstrahlt, mitten im Rund der großen Sonne, als teile die selber gültige Gaben in unendlicher Fülle aus.

Der Przborowoer rechnete: was kostete das nun wieder für Arbeitslöhne! War die Ernte geringer, brachte sie nichts ein — war sie gut, so brachte sie erst recht nichts ein. Man weiß wahrhaftig nicht, um was man heutzutage bitten soll!

Vor sich hin grämelnd stand er.

Gelächter schallte von der Stoppel herüber und dazwischen Kommandorufe des Vogtes. Beim neuen Schober tumelten sich die Arbeiter. Ein paar Abstaferinnen, die lattunenen Kopftücher tief über die Mägen gezogen, in flatternden Röcken, kamen jetzt gegen das Hofstor geweht mit dem staubigen Wind. Ihre geleerten Wasserträger brachten sie.

Aber mit strengem „Dali, dali“ und in die Hände klatschend, wie man die Gänse scheucht, jagte der Herr sie zurück an die Arbeit: hier wurde nicht beim Brunnen gelungert! Kestner schüttelte den Kopf: ja, Theresje hatte ganz recht, der Hoppe war gar nicht mehr recht auf dem Posten, Ohren und Augen nicht mehr scharf genug, die Leute tanzten ihm auf der Nase! Wenn der Inspektor schneidig wäre, würden auch die Vögte schneidiger sein. Wie durstten die Dirnen sich unterstehen, mitten aus der Arbeit wegzurennen! Ja, wenn man den Szjule aus Owiadliborzecze kriegen könnte! Der verstaubte die Hände zu nehmen!

Mit weitausholenden Tritten schritt Kestner über die Straße auf die Stoppel und weiter über diese auf den neuen Schober zu. Der fing schon an, sich aufzurichten. Die unterste Kunde war bereits gelegt; in der Mitte stand ein Rothend und ordnete die Bündel, und die Mäde gingen an, hinaufzuklettern und die Mandeln festzutrameln. Die Knechte starren mit lachenden Mäulern nach den vom kugelnden Stroh zerflohenen Waden.

„Włodarz!“ brüllte der Herr mit aller Kraft.

„Włodarz!“

Der Vogt, der dem eben anrumpelnden nächsten Wagen entgegengegangen, kam gesprungen.

„Włodarz, daß mir hier ordentlich gerichtet wird! Setzt den Schober nicht auch wieder so schief wie die andern! Wie sieht denn das aus? Wo ist denn der Inspektor?“

Der Vogt wußte es nicht.

Natürlich, wo wäre denn je ein Inspektor da, wo er sein sollte! Der Herr ließ die Blicke über die Endlosigkeit seiner Felder schweifen.

Aha, ganz dahinten, wo die Rübenfelder des Vorwerks einen grünen Strich unter dem Himmel ziehen, tauchte jetzt etwas auf! Ein krabbelndes Käferchen. So langsam, wie eine Schnecke so langsam. Man sah kaum das Sichbewegen der Pferdebeine. Wahrhaftig, nicht mal mehr reiten konnte der! Nein, nein — Kestner schüttelte energisch den Kopf — man mußte hier keinen Deutschen nehmen, der Hoppe hatte sich kolossal früh verbraucht!

Mit einem „Padam do nok“ knickten die Erntearbeiter, als der gnädige Herr mustern seinen Blick über sie hingeleiten ließ. Die Männer sahen rotbraun aus, kupfern wie die Indianer, das Hemd stand ihnen auf der Brust offen, die Hüften in den hohen Stiefelschäften waren bei der angestrengten Bewegung gerulst, kaum hielt sie mehr der verschabte Ledergurt, darin der Wehstahl für die Sense steckte. Auch die Mädchen waren halb aufgelöst. Wie eine Wolke hüllte ein ägender Schweißgeruch den Schwarm und den Schober ein.

Befriedigt nickte Kestner: die konnten arbeiten! Schafften in einer Stunde mehr als deutsche Leute in dreien!

„Włodarz, laßt den Leuten heut die doppelte Ration geben — auch den Weibern das Mätschen voll!“

Der Vogt bäckte sich:

„Zch solle zu Füßen!“ Und dann mit einem ermunternden Blick ringsum: „Pan Keszner gibt euch doppelt so viel Schnaps heut — dalej, dalej, arbeitet flink! He, aufgepaßt! Wir danken dem gnädigen Herrn!“ Er riß den runden Hut bis zur Erde: „Daß der gnädige Herr lebe!“

Schnaps — die doppelte Ration Schnaps heut?! Alle Hüte flogen herunter. „Wir danken! Daß der gnädige Herr lebe!“

Alle Arbeitenden stimmten in den Ruf mit ein; in einem kurzen Aufjauchzen schoß der über den Schober. —

Als Restner in sein Hofstor zurücktrat, prallte die Sonne noch; nur an den Ähren, die vor den geschlossenen Türen der Scheunen zertritten lagen, und an denen sich eine Schar von Gänsen, Enten, rotgelappten Puten und Perlhühnern gütlich tat, merkte man den Herbst. Wie ein Ungestüm stand unterm schindelbedeckten Remisendach die Lokomotive. Der Monteur aus der Kreisstadt schaffte um sie, und der Stellmacher vom Dominium leistete ihm Handlangerdienste.

Morgen sollte sie hinaus, den Anfang machen auf der entferntesten Stoppel und sauchen und fressen und stöhnen und Garben schlucken, als wären's Halme, und sich so durchfressen, immer näher, bis zu den letzten Weizenschobern auf der Stoppel beim Hofstor. Mergelich genug, daß man schon ausdreihen mußte, aber was sollte man machen? Die Scheunen waren voll, man würde zu früh verlaufen müssen!

Mit hochgezogenen Augenbrauen stand der Pryborowoor vor der mit eisernen Bändern beschlagenen Tür seines Kornspeichers und besah sich dies langgestreckte, einzige massive Gebäude des Hofes vom untersten Mauerstein bis zum obersten Dachziegel: für diesmal viel zu klein! Und doch ein andermal wieder viel zu groß!

Die Mauer entlang, auf dem schmalen Pflasterstreifen, zwischen dessen spitzen Steinen Steckapfel wuchs und sehr viel Brennessel, saßen Weiber, den Rücken gegen die Speicherwand gelehnt, die Beine platt in den Hof hinaus gestreckt. Das waren die Frauen der Komornits, Mütter und Großmütter, die jetzt die Kornsäcke zu flicken hatten, die von den Mäusen zernagt. Alle Säcke würde man brauchen.

„Dasi, dasi,“ sagte der Herr wieder. Sein Blick streifte die lange Reihe: wahrhaftig, da hatte schon jede einen großen Topf bei sich stehen! Da würden sie nun gleich in den Kuhstall rennen, sowie die Glocke zur Melke ertönte, gierig auf ihr Deputat — keine kleine Abgabe, diese zwei Liter fetter Milch täglich!

„Ksch, ksch, wollt ihr gehen?“ Mergelich trieb Restner das Federvieh auseinander, das um verlorene Körner sankte. Wo war denn die Hütemagd? „Marinka, Marinka! — Unverschämtes Viehzeug — ksch, ksch!“

Schnatternd watschelten Gänse und Enten dem kleinen Pfuß zu, der mitten in der grasbewachsenen Narbe des ungepflasterten Hofes wie ein rundes, tiefes Loch sich aufst, während die Hühner verängstigt umherrannten.

„Ksch, ksch, ksch!“ Bornig schleuderte Restner seinen Stock mitten unter sie, ein junges Perlhühnchen sank um und stand nicht mehr auf. Hatte er nicht schon hundertmal befohlen, das

Federvieh sollte sich nicht hier bei Futterspeicher und Tennen herumtreiben? Wie leicht, daß sie ein Loch fanden, um bequem hineinzuschlüpfen! Das verstand Therese nun doch nicht so, im kleinen muß auch gespart werden! Die Ausgaben würden zu groß, was kosteten die Jungen nicht alles! Es war schrecklich. Sie dachten wohl, des Vaters Laizhe wäre unerschöpflich!

Mit einem Seufzer bückte sich der Vater und ließ eine Handvoll der vertretenen Ähren zusammen. Sie wie einen Strauß in der Hand haltend, blickte er, den Kopf nachdenklich wiegend, darauf nieder.

Die Hühner, die sich vom ersten Schrecken erholt, kamen schon wieder dreist nach dem Futter gerannt; auch die Enten, ein blaugrüner Erpel voran, nahen mit „katsch, katsch“. Selbst die Tauben, die bis dahin in ihrem Schlag, der sein hölzernes Häuschen mit dem runden Durchschlußtürchen auf baumhoher Stange beim Pfuß erhob, gegurrt hatten, ließen sich jetzt nieder wie eine besonnte weiße Wolke vorm Scheunentor.

„Marinka! Ge, Marinka!“

Laut hallte der Ruf über den weiten Hof und weckte das Echo, das hinterm Kuhstall mohte. Zum Ruckuck, wo schlief denn die faule Dirne?! Hatte denn niemand Ohren?

„Ge — psiakrew!“

Von den Pferdeställen her kam jetzt ein Fornal gestürzt. O weh, der gnädige Herr war böse! Scheu guckte der Knecht; es war seines Amtes, draußen bei den Gespannen zu sein, aber die noch grünen Winteräpfel und die Mistbeetmelone, die er heut nacht mit dem Ströb zusammen aus dem Herrschaftsgarten geholt, kollerten ihm im Leibe. Vor Schmerzen und Verlegenheit schnitt er ein klägliches Gesicht.

Aber der gnädige Herr bemerkte es nicht. „Wo ist die Marinka — he?“

Der Pferdeknecht atmete erleichtert auf, wenn ihm auch grade wieder ein Schneiden durch den Leib fuhr wie mit Messern. „Ah, die Marinka?! Die Marinka, da ist sie, beim Kompost!“ Der Schmerz verzog sein grinsendes Gesicht, er verschwand eilig.

Auch Restner verließ schnell den Hof, durchs Battentor mit dem Stacheldraht schritt er in den Garten. Da lag hinterm Treibhaus der Komposthaufen, an dem Frau Therese die Champignons züchtete, die sie frisch den Söhnen schickte oder auch eingemacht.

Wollte das Frauenzimmer, die Hühnermagd, etwa auch Champignons pflanzen, jetzt, wo alles draußen auf dem Felde und sie sich unbeobachtet wählte? Ganz sacht schlich der Herr sich heran, den Stock erhoben — weiß Gott, da kniete die Diebin vorm Komposthaufen, ganz vertieft in ihre Mauseerei!

„Daß dich die Kurzepepla*) hole! He, du!“
Schwer ließ der Herr seinen Stock auf den Rücken der Antennen niederfallen.

Mit einem erschrockenen Aufschrei fuhr die kleine Marinka herum. Ihr Gesicht war ganz von Tränen überströmt; ein sich sträubendes, junges Perlhuhn hatte sie unter den Händen, zwischen den Zähnen hielt sie das zum Schlachten bestimmte Messer.

„Werd' ich es ja schlachten, gleich, gleich!“ schluchzte sie. „O mein liebes Hühnchen, so jung und soll schon sterben. Sagt die Mamsell, gnädige Pani hat bestimmt dieses, es muß gebraten werden und fahren weit, wo ist Deutschland. Hat es gelbe Füßchen und ist so schön schwarz und weiß! Ach, Panie Kestner“ — sie drückte das zitternde Huhn an ihr Kindergeßicht und sah den gnädigen Herrn, unter Tränen blinzeln, bittend an: „Muß Hühnchen dieses wirklich sterben?“

So — hm — also Therese schickte schon wieder einen Freßbock nach Berlin? Als ob man da nicht genug zu essen kriegte. Der Junge ließ sich doch wahrlich nichts abgehen! Kestner zog die Augenbrauen hoch, aber dann sagte er unwirsch: „Dali, dali, laß die Pani nicht warten! Schlachte sofort das Huhn! Und hier“ — er scharrte mit dem Stock — „hier grabst du die Eingeweide ein!“ Das gab guttun für die Champignonbrut, die wuchsen dann reichlicher. Die Zungen würden sich freuen!

Er ging am Vienenstand und den Spargelbeeten, die jetzt in hohen grünen Räumchen mit roten Beeren standen, vorbei, und durch das Blumenrundell zur Veranda auf der Rückseite des Wohnhauses.

Die kleine Marinka, das Messer zwischen den Zähnen, sah ihrem Herrn traurig nach. Ach, armes Hühnchen! Wenn sie „put, put“ gemacht, war es immer zuerst gekommen!

Unwillkürlich loderten sich ihre Hände, mit einem Ausrufen entwichte ihr das Huhn — fort war es, saß auf dem Lattentor und drehte ängselnd das Köpfschen, war jetzt schon dräben auf dem Hof und stob mit gespreizten Flügeln davon.

Sie war ihm nachgelaufen, die Hände ausgestreckt, um es zu greifen. Ueber den Hof bis zur ersten Scheune ging die Jagd. Es ließ sich nicht fangen.

„Put, put — put, put!“ Da hielt es zutraulich an, plußterte sich auf und pickte ein Körnchen.

Heilige Maria, nein, sie konnte es nicht schlachten! Vater, Mutter waren im Himmel, Hühnchen durfte nicht auch dahin gehen! Sich niederkauernnd beim pickenden Liebling, weinte die kleine Marinka aufs neue bitterlich. Hilfesuchend

irrte ihr Blick über den öden Hof. Da — sah sie recht? — wie Sonnenschein bligte es plötzlich durch den Schleier ihrer Tränen, schnell war sie auf den Füßen, schnell zugesprungen — da lag was am Boden zwischen Untraut und Spreu mit gelben Füßchen und schön schwarz und weiß und war schon tot!

„Heilige Mutter, heilige Schutzpatronin, du hast gesehen armes Waisenkind!“ Entzückt stammelte die kleine Marinka; das Messer entglitt ihren Zähnen, flugs nahm sie es wieder zur Hand. Rasch das tote Hühnchen noch abgeschlachtet! Perlhuhn ist Perlhuhn — wer wird es merken?!

Frau Therese war beschäftigt, in der geräumigen Speisekammer, auf dem Tisch hinter dem nach dem Hofe herausgehenden stark vergitterten Fenster, die Kiste für ihren Kellerten zu packen. Er hatte geschrieben, daß er einem abkommandierten Regimentskameraden ein letztes kleines Frühstück zu geben beabsichtige. Und das war so viel gemüthlicher in den eignen hübschen Räumen als bei Dressel — und auch so viel billiger! Die Mutter schickte. Ein Korb Krebse, in Messeln verpackt, kam morgen früh noch dazu, per expreß; Löß Schefstel hatte sich beim Haupt seiner Kinder verschworen, daß er die in der Nacht gefangenen Krebse bereit halten würde bei Morgengrauen. Der Milchjunge konnte sie bei ihm abholen, viel-mehr besser, sie besorgten beide miteinander die Kollis zur Post, Schefstel den Milchjungen und der Milchjunge den Löß Schefstel kontrollierend.

Die Krebse aus dem See von Masteczko hatten eine gewisse Verühmtheit im Kreis der Kameraden; Frau Therese konnte schon eine ganze Anzahl von Ansichtspostkarten aufweisen:

„Der gütigen Frau Mama unferß lieben Kestner heißen Dank!“

Die selbstbereitete Gänseleberpaste — die Mamsell hatte ein Geheimrezept — war auch nicht zu verachten, konnte neben jeder Straßburger bestehen. Entenpottrame in einem hohen Steintopf, sorglich mit Pergament verbunden, brauchte nur warm gemacht zu werden; Rebhühnchen, in Weinblättern und Speckscheiben geschmort, lagen ein Duzend bei, und für Paul, der keine Rebhühner mehr sehen konnte, wurde eben noch rasch ein ganz zartes Perlhuhn abgebraten.

Wenn nur alles gut ankam, die frischen Butterkuchen nicht zermürbten, die Ananasbeeren in dem dicken Zuckerfaß und die Glastraufe voll Rumpfrüchte nicht in Scherben gingen!

Besorgt packte die Mutter, und ihr strenges Gesicht wurde weich dabei. Der gute Junge, wie würde er wieder schmunzeln! Sie sah so deutlich sein gebräuntes Gesicht mit der weißen Stirn über dem roten Attila und seine lachenden Augen. Sie konnte es nicht ändern, der Dufar war nun einmal ihr Verzug; nicht, daß sie den Referendar weniger geliebt hätte, aber der war ja so in der

*) Gesepeß mit Hühnerfüßen.

Nähe, kam fast alle Sonntage von Posen herüber. Und Cornelia? Nun, die war ohnehin schon des Vaters Liebling! Frau Therese wußte, ihr Mann legte bereits zurück für eine große Mitgift.

Wenn nur der Hoppe nicht so abgänglich wäre, dann würde man noch besser fahren bei den schlechten Zeiten! Solange sie selber ihren guten Augen trauen durfte, ging's ja noch an, aber wenn Gott ihr die Kraft nicht mehr ließ, was dann? Wenn denn durchaus keiner der Söhne Pzzyborowo übernehmen wollte — und konnte man's ihnen verdenken, daß sie nicht auf der Klitsche verbauern, sich nicht in der Provinz vergraben wollten? — war es das Beste, zu verkaufen. Der Boden war glänzend und noch hoch in Kultur — das liebe Pzzyborowo, es war einem doch sehr teuer!

Frau Kestner verschloß ihre Vorratsschränke und hatte die Schlüssel in ihren Schlüsselbund; den überließ sie niemand, auch der Mamsell nur für Augenblicke. Mit dem Bewußtsein, die Kiste bis zum Rande gefüllt zu haben, schritt sie, ihre stattliche Gestalt ein wenig bückend, unter den selbst gegossenen Talglöchtern her, die in langen Kränzen von der Decke baumelten, zum Ausgang.

Da hörte sie ihren Mann aufgeregt rufen:

„Therese, Therese!“

Gott verhüte, es war doch etwa keine schlechte Nachricht von den Jungen gekommen? Eben hatte sie den Landbrieusträger mit seinem Knotenstock und der umgehängten Posttasche vom Hof gehen sehen.

Sie lief ins Studierzimmer.

Kestner saß auf seinem Sofa unter dem Bildnis des Kaisers und rang nach Luft.

„Da siehst du nun, Therese, da haben wir's — da schreibt der Paul schon wieder nach Geld!“ Er legte den im ersten Alzerger zerknitterten Brief vor sie auf den Tisch. „Und warum? Haha!“ Er lachte gezwungen. „Weil er jetzt, da er Rittmeister geworden, noch ein Pferd haben mußte — was sagt man dazu: zwei für sich, eins für den Burschen und eins für das neue Vreak! — Der Junge denkt wohl, ich finde das Geld auf der Straße! Lies nur, lies!“

Sie las, las lange. Die großen steilen Schritzüge waren leicht zu entziffern, viel stand nicht auf dem Bogen, aber sie überlegte bei jeder Zeile: war es wirklich nur wegen des neuen Pferdes, oder hatte er etwa wieder gespielt?!

Kestner stöhnte. „Da hab' ich ihm was von ganz leiblicher Ernte geschrieben — natürlich, nun wird gleich darauf losgelebt wie ein Wilder!“ „Das kannst du nicht sagen, das ist unrecht!“ Die Mutter hielt sich den Brief dichter vor die Augen und las und las. „Er schreibt, alle andern haben mindestens so viel im Stall!“

„Unfinn! Das soll er jemand anderm einreden — mir nicht!“

„Aber da lies doch — es ist nicht anders möglich!“ Therese's Stimme klang gereizt. „Baron Kramstal hat vier, Herr von Krowendzsi fünf, Graf Dohnat vier, Falk von Falkenstein fünf, und der Weichmeier hat sogar einen ganzen Rennstall! Da kann man es Paul doch wahrhaftig nicht verdenken, daß er nicht gänzlich zurückstehen will. Du mußt ein Einsehen haben, Moriz! Dann hätten wir unsern Sohn eben nicht Dfjzier werden lassen dürfen!“

„Ja, da hast du recht — hm, ja!“ Er nickte mehrmals rasch hintereinander. „Freilich — was sein muß — hm — muß sein!“ Den Kopf in die Hand stützend, grübelte er vor sich hin.

Therese stand ruhig und wartete. Sie wußte, er würde sich ihrer besseren Einsicht nicht verschließen. Sie würde übrigens mal selber Hoppe vornehmen und sich informieren, was in diesem Monat einging. Ohnehin wollte sie ihm sagen, daß diese Verschwendung von Doppelportan nicht am Platz sei. Mochten die Dirnen nur draußen mehr mithelfen — weibliche Arbeitskraft ist doch immer noch nicht so teuer wie männliche —, wenn zwölf zur Melke blieben, waren's reichlich genug, die konnten siebzig Milchkühe bequem schaffen, mochten sie ihre Taumen brauchen! Und die Hühnermagd konnte noch die Schweine mit übernehmen — Hühner machen ja gar keine Arbeit! Man mußte sparen an allen Enden!

Ihre scharfen Augen gingen durchs Fenster auf den Hof, dessen Breite, mit dem Tor in der Mitte, man bequem vom Studierzimmer aus übersehen konnte. Und noch weiter sah man, wie ein Bild, von den Posten des offenen Hofstors eingerahmt, ein Stück der Felder, sich in den Himmel verlierend.

Auf der baumlosen Fläche, dunkel gerect, ragte am Horizontan der Turm von Pocielcha. So hatte man den immer gesehen, alle die 35 Jahre, die man hier gemohnt, er würde einem ordentlich fehlen. Aber daß sich da jetzt noch Ziegelbäcker erhoben — wenn die Sonne darauf schien, blendeten sie — das war störend!

„Du,“ sagte Frau Kestner plötzlich und wendete sich ihrem Manne zu, „ist es wahr, daß der Niemczyer mit den Anstieblern fraternisiert? Er soll immer hinfahren, sich um jeden Quart kümmern, als wär's seine eigne Angelegenheit. Wenn Scheffel das Fleisch in die Küche liefert, erzählt er immer der Mamsell — natürlich, der Jude ist entzückt von so was! Ich muß gestehen, ich hätte Dolejschal für innerlich vornehmer gehalten. Man sieht, das Hochnäsigsein mach't's nicht!“

„Ein Efel ist er!“ Unwirsch fuhr Kestner auf. „Proletariat ladet er uns auf den Hals! Was sollen wir mit den Leuten? Zu Arbeitern sind sie viel zu anspruchsvoll, sie heßen uns nur unsre eignen Leute auf. Hätte sich früher einer von den Dfjzieren unterstanden, zu sagen, er will nur

bis acht Uhr arbeiten?! Bis die Sterne am Himmel standen, bei Mondschein noch haben unsre Sensen gemäht! Die Kussen im Afford hauen die ganze Nacht durch, wenn's sein muß. Und Sonntag, Sonntagsruhe — ei, daß dich!" Er zog die seidene Mütze herunter, die er immer trug, sowohl im Hause als auf dem Hofe, und warf sie auf den Tisch. „Nun muß man ruhig zu sehen, wie einem das ganze Getreide verpladdert!"

„Rege dich nicht auf," bat Theresje. „Jeder vertritt eben, was er für gut hält!"

„Gut hält — gut hält! Kann ich denn tun, was ich für gut halte?! Wie ein Spürhund ist die Regierung einem auf den Hacken. Und der Dolefschal macht den Aufpasser. Ich werde es aber Paul sagen, daß mir die dicke Freundschaft nicht mehr paßt. Wenn wir uns hier zusammenschließen, alle an einem Strang zögen, dann möchte ich doch sehen, wer die Karre anders schiebt. Aber Dolefschal ist eben liiert mit dem H-K-T — seit wir den hier haben, ist alles zugespitzt. Es ist einfach nicht mehr auszuhalten!"

„Ja," sagte sie rasch, „es wäre das Beste, wir verkaufen, dann wissen doch auch die Kinder, woran sie sind."

„Nun natürlich!" Er stand auf und ging an seinen Geldschrank. Umständlich schloß er auf. Und dann entnahm er einem besonderen Kästchen einen Schein. „Da, schick das dem Jungen! — Aber nicht von Miaszefsko aus," grämelte er nach einer Pause, in der er gestanden und starr in den noch geöffneten Geldschrank hineingeguckt. „Es wird sonst gleich ruchbar. Ich mag nicht, daß sie wissen, was ich verschicke. Man wird so wie so immer überschätzt."

„Ich werde morgen nach der Kreisstadt fahren — schade, daß es heute zu spät — und von da schicken, per eingeschriebenen Brief. Bei Gelegenheit fahre ich bei der Landrätin vor. Ich will ihre Kinder in den Herbstferien zu uns heraus laden."

„Die Kinder — in den Ferien?" Sein Gesicht wurde lang. „Muß das sein?!"

„Ich bitte dich, Moriz, es muß nicht grade sein, aber" — eine kleine, ungeduldige Röte stieg in ihr Gesicht — „wenn wir verkaufen wollen! Und — da es mir gerade einfällt —, du hättest auch längst mal einen Besuch bei Dolefschal machen können! Garzynski ist zehumal klüger — neulich sollen sie sogar zusammen spazieren gefahren sein. Das weißt du doch selbst ganz gut, wie man sich henzutage dazu halten muß!"

„Gott weiß es — das muß man!" Er stieß einen tiefen Seufzer aus. —

Ueber den Hof kam jetzt der Inspektor Hoppe. Breitbeinig ging er, man sah's, er war steif vom Weiten.

Theresje, die schon im Gehen begriffen, zögerte

noch. Da konnte sie ihm ja gleich wegen morgen sagen.

Hoppe trat zugleich mit seinem Klopfen ein; mit den schweren, vom Ackerstaub wie mit grauem Mehl besetzten Stiefeln tappste er achlos in die Stube.

Ein unwilliger Blick der Gutsherrin traf ihn: hatte der denn noch immer nicht gelernt, eine saubere Diele zu schonen? Womöglich lief er so auf den Teppich! Und nicht einmal die Mütze nahm er ab!

Die Miene des Inspektors war erregt; die Hornesader seiner Stirn dick geschwollen, aber um den Mund lag Bekümmernis. „Herr Kestner," sagte er hastig, „kommen Sie doch, bitte, mal raus! Herr Kestner, beim neuen Schober machen sie Skandal!"

„Wo, wer? Ach was!" Ungläubig sah ihn der Herr an. Frau Theresje lächelte ein wenig spöttisch; da wurde mal wieder aus der Mücke ein Elefant gemacht!

„Herr Hoppe," sagte sie, „ich brauche morgen den Landauer. Bitte, um zwei Uhr! Und schicken Sie gefälligst den Milchwagen statt um vier schon um drei Uhr nach Miaszefsko. Eine Kiste muß zur Frühpflanz zurecht kommen."

Er hörte sie gar nicht. „Sie glauben es nicht, Herr Kestner? Sehen Sie!" Er nahm die Mütze ab. Ueber den grauen Kopf, mitten herüber, lief eine tüchtige Schmarre; das Blut war geronnen und hatte ringum das Haar verklebt. Der wetterharte Mann schloß einen Moment wie im Schmerz die Augen, und dann machte er sie groß und vorwurfsvoll auf. „Sie haben den Leuten die doppelte Ration Schnaps geben lassen, Herr Kestner! Auch den Weibern. Nun sind sie aus Rand und Band. Halb acht Uhr Arbeitsschluß wollen sie jetzt haben. Der Vogt hat mich zur Hilfe gerufen, er ist ihnen nicht gewachsen."

„Und Sie auch nicht," brüllte der Pragnborwoer. „Dummes Zeug! Warum haben Sie nicht drunter gehauen?!"

„Ich habe."

„Aber wie! Ich weiß ja, es widerstrebt Ihnen, sonst wäre die Sache sofort erledigt. Also heute abend: keinen Gurkenalat fürs Gefsinde, die saure Milch nur zu den Kartoffeln! Und den Komornits erlaube ich es nicht mehr, daß sie sich die Sau halten, wenn sie nicht kuschen. Ueber den Scheffel Weizen reden wir auch noch einen Ton. Und den Knissen sagen Sie nur: „pacholl!" — einfach „pacholl!"

„Herr Kestner, wir brauchen aber die Leute, alle Leute!"

„Ach was! Offner Aufruhr, was wollen Sie denn?" Er zeigte auf des Inspektors blutrünstige Schmarre. „Sie sind Zeuge. Na, die haben Ihnen ja ordentlich ein's ausgewischt! Mütze vom Kopf runter geschlagen, und dann mit

der Gabel drauf los — was? Und die Weiber natürlich! Haha! Kenne ich. Auf mich sind auch schon mal ein paar Abstaterinnen losgegangen — wegen 'ner Lappalie, sozusagen aus Uebermut — ich habe sie aber umgeritten, und nachher war nie mehr davon die Rede. Wie die Kinder sind sie, wie die Kinder, nicht wahr, Therese?"

Frau Kestner nickte stumm. Sie ärgerte sich über den Inspektor.

Der Gutsherr hatte sich nach und nach beruhigt. „Keine Sorge, Hoppe, die Kerle gehen nicht; wohin sollen sie denn auch jezt? Ruhe, sonst pascholl! Ich brauche nur zur nächsten Behörde zu schicken, und — eins, zwei drei — über die Grenze seid ihr per Schub!“

Der Inspektor sah vor sich nieder; er ging noch nicht, es kämpfte in seinem Gesicht. „Wenn die Weiber wenigstens um halb acht aufhören dürften! Es sind Mütter darunter von ganz kleinen Kindern. Und die Arbeit ist schwer!“

„Lieber Hoppe, tun Sie mir den Gefallen,“ — verdrießlich sagte sich der Pryboroweer an die Stirn — „kommen Sie mir nicht mit den Geschichten! Die Leute sind an Arbeit gewöhnt. Um acht, nicht früher, sagen Sie ihnen das! Sie müssen eben 'ran, jede Minute ist kostbar!“

Schwerfällig wandte sich der Inspektor zur Tür. „Bitte, einen Augenblick!“ Frau Kestner hielt ihn noch zurück. „Also der Milchwagen fährt morgen um drei statt um vier, nicht wahr?“

„Schon um drei?! Gnädige Frau“ — er sah sie verduht an — „dann müßten die Mägde ja schon um zwei in der Frühe zur Melke aufstehen!“

„Es muß unbedingt etwas zur ersten Post!“ Die helle Röte stieg ihr ins Gesicht. Der Ton, in dem sie jezt sagte: „Und um zwei nachmittags den Landbauer mit den beiden Fächsen für mich!“ hatte nichts mehr von einer Bitte an sich.

Sie sah nach ihrem Manne hin: würde der ihn nicht zurechtweisen?

Der Inspektor hatte einen ungehobenen Diener gemacht, aber er stand noch wie angewurzelt. „Herr Kestner,“ — er sagte es leise, aber es zitterte etwas in seiner Stimme — „könnte die gnädige Frau nicht vielleicht einen andern Tag fahren? Grade morgen?! Die Gespanne haben dringend zu tun. Das Wetter droht umzuschlagen. Ich brauche alle Pferde, auch die Kutschpferde; sie müssen eben 'ran, jede Minute ist kostbar!“

Kestner zögerte, der Einwand leuchtete ihm ein. Frau Therese sah's an seiner gerunzelten Stirn und dem verlegenen Blick. So sagte sie schnell — der Schein brannte sie förmlich in der Tasche —: „Moriz, bedenke — Paul wartet!“ Und dann, mit einem verabschiedenden Neigen des Kopfes: „Ueberhaupt, Feldarbeit ist viel zu schwer, die Fächse müssen geschont werden!“

(Fortsetzung folgt)



Das deutsche Vereinshaus zu Rawitsch in Posen



Nach einer Radierung von Ludwig Richter
Verlag von Alphonse Zurr in Leipzig

Weihnachten in der klassischen Kunst

von
Prof. Dr. Eduard Heydt

Bei dem Worte „Weihnachten“ strahlt in unserer Vorstellung der flimmernde, glitzernde Tannenbaum mit seinen Lichtern auf, mit seinem satten Grün und seinen goldenen Sternen und Glitzern. So untrennbar scheint das alles zum deutschen Weihnachten zu gehören, daß der Verzicht auf den Tannenbaum beinahe schon Verzicht auf Weihnachtsstimmung überhaupt ist. Doch erst seit dreihundert Jahren hat sich der lichtstrahlende Weihnachtsbaum über die deutschen Landschaften verbreitet. Und zwar nicht etwa von den großen Waldgebieten Scandinaviens, wie viele unwillkürlich annehmen, sondern vom deutschen, alamannischen Südwesten her, wo ihn neuere Forschung als zuerst in Straßburg auftauchend nachgewiesen hat. Von Straßburg aus hat er sich, zuerst langsam, dann rascher, das protestantische Deutschland erobert und ist in jüngerer Zeit auch in die katholische Weihnachtsfeier eingebrungen, wo er als siegreicher Wettbewerber der „Krippen“ austritt. Heute geht sein Siegeslauf über die Welt, als eine Neuerung, die immer mehr Eingang bei den gebildeten Schichten der übrigen Nationen findet: in diesem Falle eine Kulturmode, die ansatzweise nicht bloß der üblichen Nachahmungssucht und Neugierigkeit entspringt, sondern bei der die Saiten des Herzens mitschwingen.

Die Kulturgeschichte des Weihnachtsbaumes liegt noch zu großen Teilen im Dunkel. Auf jeden Fall wird der Ausgangspunkt bescheidener, bauerländlicher Art sein. Das Bedürfnis, auch zu Weihnachten den volksbeliebten grünen Baum schmuck der übrigen Jahresfeste nicht ganz zu entbehren, hat sowohl den Nadelbaum wie ganz ebenso die englische Mistel, diese beiden Immergrünen des Nordens, ins Haus geführt. Kerzen brannte man an den Abenden obnedies, als man noch nicht die bis zur Stufenfähigkeit verbesserten Lampen hatte; da lag es nicht allzu fern, daß man diese Lichter auf dem Tannenbaum selber anbrachte, zumal dadurch sonstige Vorrichtungen (z. B. die „Pyramiden“) überflüssig wurden, worauf man sonst die festlich vermehrte Zahl der Kerzen herrichtete. Diermit ist eigentlich die Herkunft des Weihnachtsbaumes schon bezeichnet. Dann spielt die uralte, im germanischen Heidentum wurzelnde Opulenz und Freigebigkeit der schmaulenden Füllezeit mit hinein; Springerte, Dagebrot, Schnitzlaib, Lebkuchen, Gukete, Konfekt, und was man sonst etwa an den Tannenbaum hängen mag, das hat seine ehrwürdigen Ahnen schon in jenen honiggelächten, heidnisch-symbolisch

geformten „Gebildbrotten“, die die germanische Hanssrau für die Füllezeit in Vorrat buk.

Mit dem ganzen lieblichen Zauber seiner zum deutschen Herzen redenden Kunst hat Ludwig Richter den lichterflamenden Weihnachtsbaum gezeichnet, mit dem die Engel durch die Christnacht herabschweben ins altertümliche Städtchen und ins Haus, wo seiner die selige Ungebuld der Kinder harret (I. S. 250). Und ebenso hat die farbenschöne und poesi-volle Aquarellistin Paul Mohs (des Schöpfers der schönsten Kinderbücher, die es gibt) Christnacht und Weihnachtsbaum im Bilde verewigt und mühelos den gewissen Widerstand überpunden, den der lichterbrennende Baum einer malerischen Behandlung entgegenstellt. Die übrige Kunst ist den beiden auf diese Behandlung des Themas wenig gefolgt, sie geht, wenn man von Bildern wie das des Grafen Kalkreuth abliest (vgl. die Bilder „Weil. d. H.“), dem Tannenbaum aus dem Wege. Durchaus logisch und berechtigt stellt sie über die Weihnachtsfeier den Weihnachtsgedanken, was selbstverständlich auch jene beiden dadurch nicht ändern wollten, daß sie die Weihnachtsfeier so lieblich darstellten. Die Karl Müller, Sintel, der Engländer Frenne oder wie sonst die Maler volkstümlich-gemeinverständlicher Weihnachtsbilder heißen, sie halten sich stofflich in der alten Tradition, die seit vielen Jahrhunderten die gleiche ist und bis in die Frühzeiten der abendländischen, ja der christlichen Kunst überhaupt zurückleitet. Selbst Uebe und die von ihm beeinflussten Künstler haben wohl die Personen und Genere des Weihnachtsbildes ins Realistische zu vertäglichen gesucht, an dem tausendjährigen Inhalt an sich aber nichts geändert. „Weihnachten in der Kunst“ wird somit seit ältesten bis in neueste Zeiten repräsentiert durch die Darstellung der heiligen Nacht von Bethlehem. Diese Darstellung geschieht gleicherweise durch die Malerei wie durch die Skulptur, in deren Kreis sich auch die mehr oder minder kunstvoll geschnitten und bemalten Weihnachtskrippen mit einreihen, die man seit früh nicht bloß in den Kirchen, sondern auch in den Familien aufgestellt hat und vielfach noch heute aufstellt. Man sieht, mit der Veranschaulichung der heiligen Nacht stehen wir, anders als beim Tannenbaum, überall auf dem Boden uralt zusammenhängender Tradition. Diese nun sollen unsere heutigen Darlegungen für das Gebiet der großen Malerei verfolgen und sie durch eine Auswahl von Weihnachtsbildern veranschaulichen, die der Kunstgeschichte angehören.



Uccello de Buoninfegna, Geburt Christi

Berlin, Galerie

Für die Geschichte des Weihnachtsbildes bezeichnend ist nicht so sehr die Mannigfaltigkeit als vielmehr die Sparsamkeit und gewisse Ecken, womit sich Neuerungen vorwagten. Der konservative Charakter jeder religiösen Kunst, und zumal der älteren, wird dadurch bedingt, daß die Laien schon an der äußeren Behandlung des Gegenständlichen, an der Gruppierung der Personen und an deren Gebärden ohne weiteres erkennen sollen, was das Bild darstellt. Die Verkündigung an Maria, die Geburt Christi, die Anbetung der heiligen drei Könige, die Stationen der Passion Christi, das alles waren Darstellungen mit selbststehendem Personal und unverbrüchlicher Anordnung. Der Künstler blieb an diese gebunden; nur in den Einzelheiten hatte er Spielraum, konnte er seine individuelle Fähigkeit zur Charakteristik oder sein malerisches Talent entfalten. Und jeweils nur ganz leise, so daß er das sofortige Verständnis nicht trübte, durfte ein schöpferischer Künstler an der stofflichen Darstellung selber modeln. Erst durch den weiten Bogen von mehr als einem Jahrtausend verfolgt, erhalten diese kleinen Wandlungen Betracht-

lichkeit und wird aus lauter Uebergängen schließlich doch ein Neues. Wenn die Abbildungen, die diesen Aufsatz begleiten, immerhin eine gewisse Mannigfaltigkeit darbieten, so muß man sich vergegenwärtigen, daß sie zwischen Tausenden von Wiederholungen und Einsamkeiten als interessantere Erscheinungen herausgehoben worden sind.

Weihnachtsdarstellungen hat es natürlich erst gegeben, seit Weihnachten selber, die Geburt Christi, zum kirchlichen Gedächtnisfest geworden war. Der Märtyrerverstimmung der ersten frühchristlichen Jahrhunderte entsprach es mehr, die Todestage zu feiern. Hierbei gilt das gleiche wie von den Aposteln und Heiligen, von Christus selber, und Karfreitag mit Ostern ist demnach früher als Weihnachten zum großen Kirchenfest geworden. Erst nach dem Siege des Christentums über das römische Weltreich gestellte sich die Geburtsfeier mit ähnlich hoher Festbedeutung hinzu, und zwar so, daß seit der Mitte des vierten Jahrhunderts der 25. Dezember als der Geburtstag des Heilandes galt.

Das Datum von Bethlehem wird von den Evangelien nicht überliefert. Aber nicht etwa des germanischen Julfestes wegen, wie gern gemeint wird, hat man Weihnachten auf seinen winterlichen Termin verlegt. Vielmehr ist dies auf Grund einer schon älteren chronologischen Konstruktion geschehen. In dem julianischen, d. h. von Julius Cäsar reformierten Kalender der Römer bezichnete der 25. März den Frühlingsbeginn. Auf diesen Kalendertermin alles wiedererwachenden Lebens konnte die frühe



Giovanni Pisano, Geburt Christi

Vistola, Kirche S. Andrea

Kirche nun zwar nicht die Geburt dessen verlegen, der selber im höchsten Sinne das Leben war; sie wäre damit zu sehr in die geschichtlich begründete Osterfestzeit hineingeraten. Wohl aber legte sie auf diesen 25. März die Verkündigung von Christi Geburt durch den der Maria erscheinenden Engel. Also den Vortermin, den Beginn seiner Menschwerdung, womit sich dann der drei Vierteljahre später liegende 25. Dezember von selber als Geburtstag ergab.

Als Geburtstag Christi stand der 25. Dezember bereits fest, wie die Mission zu den Germanen kam. Die Jahres-

rechnung der vorchristlichen Germanen war keine so exakte gewesen, wie die der Römer. Sie rechneten genauer nur mit Voll- und Neumond, monach sich u. a. ihre Thingtage richteten; bei allem dagegen, was mit der Sonne zusammenhing, kam es auf ein paar Tage so genau nicht an. Den Germanen waren die „Fröhlsten“ unheimlich, die von allem Geistespul erfüllten zwölf trübsten Tage und längsten Nächte des Jahres; ferner feierten sie, als „Zulzeit“, die deutlich werdende Wiedergunahme der Tage mit Gelagen, Spenden und Mummereien, deren Fröhlichkeit und Scherzen allerlei mythologische Vorstellungen zugrunde liegen. Erst der bei den Germanen eingeführte christlich-römische Kalender band jene Fröhlsten oder Rauhnächte an die bestimmte Zeit vom 25. Dezember bis Epiphania, den Tag der Ankunft der Weisen aus dem Morgenlande (6. Januar). Und er hat ferner eine Art Aufteilung des Zulfestes verursacht, das ursprünglich etwa um Ende Januar gefeiert wurde. Dasselbe wurde nun einerseits von den schon sichtbar zunehmenden gegen die kürzesten Tage zurückgerückt, d. h. mit Weihnachten und Epiphania verbunden, andererseits vermochte es aber auch noch der christlichen Vorkastenzzeit einen guten Teil seiner Fröhlichkeit und seiner Maskeraden zu hinterlassen.

Seit der Zeit, da die frühchristliche Kirche die Geburt Christi zu beachten und zu feiern begann, stellte man diese unter den christlichen Malereien dar,



Giotto, Weihnachtsfeier in Greccio 1288. Obertisch

womit man die Grabgewölbe und Andachtstätten schmückte. Feiern fehlen auf den gemeinlichen Sarkophagen, die noch immer nach alt-römischer Sitte mit Reliefs verziert wurden, wenn auch sparsamer und bei findender Kunst, die Bezüge auf Weihnachten nicht. Der Alt, der dargestellt wird, ist nun niemals die Fleischwerdung selber, sondern regelmäßig die Verehrung des schon in Windeln daliegenden Kindes. Und zwar haben bei dieser Verehrung die Hirten den zeitlichen Vorrang, Maria ist sehr viel seltener in den ältesten Darstellungen anwesend. Noch weit entfernt von aller Marien-

mythik des künftigen Mittelalters faßt diese Zeit die Mutter Christi einfach als die Wöchnerin auf, der man außerhalb der Szene Ruhe gönnt. Tagegen tauchen neben den Hirten sehr früh, auf Grund frühchristlicher, apokrypher Legenden, zwei Frauen auf, die hilfsreich das Kind waschen und pflegen, eine Salome und ihre Freundin Jelemi. Diese beiden Frauen gehören durch das ganze Mittelalter zum Weihnachtsbilde und schwinden erst in der Zeit der Frührenaissance aus den Schilderungen des Vorganges. Tagegen verschwinden überhaupt nicht wieder, sondern gehören bis auf den heutigen Tag zu der Szene der heiligen Nacht



Giotto, Geburt Christi

1288. Untertisch

untrennbar zwei Lebewesen, die von den ersten Anfängen an aufgenommen worden waren. Das sind der Ochse und der Esel, letzterer als das alltägliche und gegenüber dem Pferde viel wichtigere Reittier Palästinas. Sie in erster Linie sollten die Eigenschaft der Geburtsstätte als Stall kenntlich machen, während die biblische Krippe dem Künstler die Veranschaulichung eines darin liegenden Kindes etwas unbequem erschwerte. Mit der unbestimmten Naivität, die der frühmittelalterlichen Kunst überhaupt eigen ist, zeigt man nun das Christkind durchweg zweimal im Bilde anwesend. Das eine Mal, wie es von den beiden Frauen gebadet wird, das zweite Mal, wie es gewickelt in der angegedeuteten Krippe oder auf einer stellvertretenden Plattform liegt, und Ochse und Esel mit zutunlichem Anschauen ihre großen Nasen in seine unmittelbare Nähe strecken. Maria wird, nach den allerfrühesten Darstellungen, dann ebenfalls in die Szene mit eingeführt. Aber stets noch als ansehend lagernde Frau, durchaus als Mutter, noch nicht als die über das Wunder auf ihrem Schoße stehende mädchenhafte Jungfrau der hochmittelalterlichen Auffassung und der späteren Kunst.

Dies ist für die Schilderungen der Weihnachtszene der Kanon, der sich durch das eigentliche Mittelalter hindurch erhält. Man mag zu den anbetenden Hirten umrahmend auch noch die lobpreisenden Engel gesellen, wesentlich für die Hauptdarstellung ist doch immer die Wochenstubeinstimmung. Die Verlichkeit war von der altchristlich-orientalischen Kirche und in deren bildlichen Darstellungen regelmäßig als eine Höhle, eine Felsgrotte aufgefaßt worden. Solche dienten (und dienen) in Palästina tatsächlich als Unterschlupf für Vieh und Menschen. Sie sind gerade im Kallgelein um Jerusalem und Bethleem sehr häufig; eben über einer dieser Felsgrotten von Bethleem, derjenigen, die die lokale Tradition bezeichnete, ist im Jahre 335 die heute noch stehende Geburtskirche des Heilandes erbaut worden. Auf den abendländischen Schilderungen dagegen hatte man die Höhle als Ge-

burtsort durch eine Art Stabel, ein Schutzdach für Weidevieh, ersetzt, weil das den dortigen Vorstellungen geläufiger war und sich natürlicher mit dem italischen Dürtenwesen verband. Seit aber das verkehrsrächtige Zeitalter der Kreuzzüge das Abendland auch mit den religiös-künstlerischen Schöpfungen des Morgenlandes und des Byzantinismus in sehr viel enger Beziehung setzte, nahmen wir wahr, wie im Abendlande eine Kombination des Schutzdaches mit der Felsgrotte ankommt, die sich neben dem einfacheren, auf freiem Felde stehenden Stabel erhält.

Um in den Abbildungen zu unsern Darlegungen das Mittelalter nicht unvertreten sein zu lassen, geben wir die im Berliner Museum befindliche Geburt Christi von dem Sieneesen Uccio di Anoninfegna (um 1260 bis nach 1320 wieder (s. S. 252), dessen Anmut die Scheidewände niederlegt, die in der Regel zwischen der mittelalterlichen Kunst und dem Geschmack unsers Publikums bestehen bleiben und letzterem einen unmitttelbaren Genuß verkümmern. Das Bild ist kein großes selbständiges Gemälde, sondern nur ein Teil von der Predella des großen Altarwerkes, das Uccio seit 1308 für den Dom der säkularisierten Stadt Siena, der damaligen Führerin in der Kunst



Ara Angelico, Geburt Christi

Florenz, S. Marco

Italiens, geschaffen hat. Aber um dieselbe Zeit, da die Bürger von Siena Uccios Altarwerk mit Glockengeläute und Trompetensfanfaren aus der Werkstatt in den Dom überführten und es als das vollendetste aller jemals erlebten Gemälde feierten, wurden schon durch einen künstlerischen Schulgenossen Uccios diejenigen neuen Wege der Malerei gewiesen, auf denen sie weiterhin die Höhen der Renaissance erreichen und zu Leonardo, zu Michelangelo und zu Raffael gelangen sollte. Was Giotto di Bondone (um 1266 bis 1337) bedeutet, vermag der heutige Betrachter völlig nur dann nachzuverstehen, wenn er den Künstler an dem mißt, was vor ihm war, wenn er die Fesseln erkennt, die dieser bahnbrechende Florentiner, der Freund Dantes, von sich geworfen hat. Giotto erlöst von dem Schablonentum und der innerlichen Starrheit. Das Konventionelle,

Typenhafte der mittelalterlichen Malerei macht bei ihm Platz für menschliche Erscheinungen, die weniger anmutig sein mögen als oft bei den gleichzeitigen Sienesen, die aber Eigenleben und Inhalt besitzen. Giotto sieht seinem Thema nicht als der ängstliche Schüler des Bisherigen gegenüber, sondern paßt es mit originalem Denken an. Er schafft aus sich selber ein jedesmal Eigenes, und daher sind auch seine Figuren Individualitäten, sind Menschen. So auf dem Geburtsbilde aus der Reihenfolge des Lebens Christi, die er in der Franziskanerkirche zu Assisi gemalt hat (s. S. 253). Wie natürlich ausdrucksvoll (italienisch = natürlich!) sind die Hirten, die der Botschaft des Engels lauschen, desgleichen die das Kind wartenden Frauen; wie gut kommt die beabsichtigte Stimmung Josepchs heraus, dem seit Jahrhunderten, aus einer Art halb-bewußter Ironie, im Weihnachtsbilde nur die Rolle des Ueberflüssigen,



Perugino, Anbetung der Könige

Perugia, Pinakothek

des Grubelnd-Unbeteiligten zugestanden worden war! Was aber in dieser Giotto'schen Schilderung das ganz Neue ist, das ist, daß Maria sich aufgerichtet hat und mit zärtlichem Ausdruck ihr Kindchen auf den Arm nimmt, anstatt es fürder dem Ochsen und Esel zu überlassen. Mit dieser einen Neuerung wird der Bannkreis der alten Darstellung in folgenwichtiger Weise durchbrochen. Die Szene zerfällt nicht mehr in eine Anzahl isolierter Figuren, es kommt Zusammenhang, Charakteristik, Erzählung und Einheit in das Ganze. Nun ist es lediglich weitere Konsequenz, wenn von den Schülern Giotto's die abgeforderte Badeszene beseitigt wird. Die beiden Frauen bleiben zwar zunächst noch erhalten, denn, wie gesagt, alle Neuerungen geschehen und müssen geschehen in allmählichen Uebergängen. Aber die Doppelvorführung des Kindes wird nach Giotto vermieden. Es wird von Marias Armen gehalten, ruht in deren Schoß



Raffael, Die Anbetung der Könige

Rom, Vatikan

oder auch auf dem Boden, die beiden Frauen jedoch nehmen mit ihrer Waschwanne und ihren Tüchern lebendig eine dienstbereite, zumwartende Stellung ein. Sie ordnen sich mit in die verehrenden Zuschauer ein, und während des fünfzehnten Jahrhunderts, des Quattrocento, haben sie die weitere Dikretion, aus der Darstellung völlig zu verschwinden.

Von Giotto besigen wir aber noch ein Unikum von ganz besonderem Interesse für unsern Gegenstand. Das ist die Schilderung einer zeitgenössischen, resp. ums Jahr 1200 gedachten Weihnachtsfeier in Italien. Sie liegt vor in Giotto's gleichfalls an Alfissi in der Kirche gemalten Freske: wie der Heilige dieser Kirche, Franziskus, in dem Orte Greccio das Geburtsfest des Herrn begeht (Abb. a. S. 253). Die Feiernden haben eine Art lebendes Bild geschaffen, nämlich eine Krippe aufgestellt und Ochsen und Esel herbeigeführt, die man ganz klein im Vordergrund erblickt. Lichter brennen, denn als die Zeit des heiligen Ereignisses gilt allgemein die Winternacht, und die religiöse Feier findet daher in dieser Stunde statt. Ueber der Krippe hält der Heilige die Messe ab, laut erschallt der Lobgesang der an ihren Tonfüßen kenntlichen Jünger des lebenswürdigen Ordensstifters und Heiligen. So weit ist es ganz die zeitgenössische Weihnachtsfeier mit der aufgestellten Krippe, was geschildert ist. Hier kommt nun aber noch das Wunder hinzu, das ein aufwender frommverwandter Laie, Giovanni di Greccio, beobachtet und berichtet hat: in der Krippe erscheint plötzlich während der Messe die leibliche Gestalt des Christuskindes, und Franziskus, der es gleichfalls wahrnimmt, schließt, sich herabbeugend und von Ehrfurcht durchschauert, den Heiland der Welt in seine Arme.

Was die Skulptur anlangt, so haben wir nun auch bei Giovanni Pisano (ca. 1250—1328) die Anteilnehmende Bewegung der Maria, während die älteren Mitglieder der Familie nur die höflichsvoll ausruhende Frau gezeigt hatten. Auch bei den jüngeren Bildhauern, italienischen wie deutschen, hält sich die Plastik in Uebereinstimmung mit der Malerei.

Denn wir können weiterhin zwei Hauptrichtungen unterscheiden, worin sich die Schilderung der Geburt Christi seitens der von Giotto eingeleiteten Renaissance bewegt und ausbildet. Die einen Künstler wollen vor allen Dingen erzählen, sie schwelgen in der Fülle des Dargestellten. Die andern verfolgen das vornehmere Ziel der harmonischen Vereinfachung, der Konzentration und Verinnerlichung. Als Beispiel für letztere Art sei die Darstellung Fra Angelico's in dem von ihm ausgemalten Kloster San Marco zu Florenz genannt (s. S. 254). Die ganze demüthvolle Anacht und herzeseinfache Innigkeit, die in diesem Dominikanermönche von Fiesole, dem Manne des beginnenden fünfzehnten Jahrhunderts, wohnt, gelangt in dem Compositionell sein abgeroegenen Bilde zum unmittelbarsten Ausdruck. Und dann sei etwa noch Ferrigno (1446 bis 1524), der Lehrmeister Raffaels, genannt (s. S. 255), dessen liebe Art eines Kommentars gleichfalls nicht bedarf.

Auf der andern Seite die Erzähler. Aber eines bleibt ihnen nun mit Fra Angelico gemeinsam: die geistige Einheitslichkeit in der Hauptgruppe. Der halb verdrossen für sich hochende Joseph des Mittel-

alters kommt nur noch ganz ausnahmsweise vor; die Regel ist, daß er sich abtendend zu Maria gestellt. Hauptgedanke des Bildes ist durchaus diese Verehrung des Kindes geworden, womit letzteres viel eindrucksvoller als in den mittelalterlichen Szenen zum Mittelpunkt des Ganzen wird. Darum auch wird es von der Krippe gelöst und frei sichtbar auf den Boden gelegt, nicht ohne daß ihm sorglich eine Bahn des mütterlichen Mantels oder ein besonderes Gewandstück untergebreitet sind. Verschwinden sind die Windeln und Wickeln; die Freude der Renaissance an der Darstellung des Körperlichen führt uns den nackten Putto mit mehr oder minder natürlichen Bewegungen vor.

So ist der Wochenstübchencharakter der Szene in seinen letzten Resten beseitigt; der Kulturhistoriker, der ihn sucht, wendet sich an den Schilderungen der Geburt Mariä einschädigen, wie ihn Ghirlandajo, Andrea del Sarto oder der kölnische Meister des Marienlebens liebedoll erhalten und ausgeflattet haben.

In der Prachtentfaltung, die die quattrocentistischen Erzähler lieben, war nun die Höhle oder der Stall von Bethlehem nicht ganz der geeignete Ort. Aber man mußte sich zu helfen. So eröffnet uns Signorelli (1441 bis 1523) einen aus halber Kenntnis phantasiereich gestalteten Ausblick von Bethlehem auf das unferne, „hochgebauete“ Jerusalem (S. d. Abb. a. S. 257). Kulturgeschichtlich bemerkenswert ist der Hirte mit dem Tubelsack, der in der Felsöffnung zur Rechten sitzt; wir werden diesem heute fast verschollenen oder für spezifisch „schottisch“ erachteten Hirteninstrument aus dem Ziegenbalg auch auf einem deutschen Gemälde noch wieder begegnen. Domenico Ghirlandajo (1449 bis 1494) muß zwar auch die Türigkeit des Stabels von Bethlehem respektieren, und er tut es durch ein verkommenes Bretterdach, aber er setzt dieses auf schön lamellierte Renaissancepfeiler (S. d. Abb. a. S. 259). Und den beiden von dem Vorgange unzertrennlichen Tierfiguren, Ochse und Esel, gibt er zum Trost einen jener schönen antiken Sarkophagen, wie man sie in Italien überall massenhaft hatte und, statt sie schon in Museen zu tun, tatsächlich gern als Brunnenbecken, als Stallkrippen und dergleichen benutzte. Wenn nun ferner bei Maria und Joseph ebenfowenig Kleiderstaat zu machen war wie bei den Hirten, so fanden die Künstler doch einen Ausweg: auch bei Ghirlandajo öffnet sich der Blick in die Landschaft des heiligen Landes, so wie die italienische Phantasia sich dieses dachte, und auf dem Felswege von Osten her, durch einen schönen Portikus hindurch, rückt bereits der Zug der Weisen aus dem Morgenlande, der heiligen drei Könige, mit Koffen und Waffenträgern und Dienern, mit schimmernden Profastgewändern und edeln Weihnachtsgeschenken stattlich und prunkvoll heran. Vollends in den vielgemalten „Anbetungen der heiligen drei Könige“, die aber aus unserm Thema hinausführen, zieht diese ganze Pracht in den Vordergrund ein. Durch sie erhalten die Künstler die Gelegenheit, in allem Geschmack und Reichtum ihres Zeitalters zu schwelgen und die staunenden Zuschauer dieser Altargemälde, die einfachen Leute der Gemeinden, auf dem psychologischen Wege einer mehr klembürgerlich-naiven Bewunderung als der religiösen Vertiefung zu erfüllen mit der Herrlichkeit



Die Geburt Christi

Nach dem Gemälde von Luca Signorelli (London, Nationalgalerie)

des von so großen und reichen Königen angebeteten Christuskinde.

Die florentinische und römische Hochrenaissance auf ihrer geistig und künstlerisch vollendeten Stufe hat dieses religiöse Prunkten mit irdischem

Reichtum endgültig überwunden und durch die innere Erhabenheit der Vorgänge ersetzt. Andererseits wird um diese Zeit der Stoffkreis der Malerei beträchtlich und namentlich nach der weltlichen Seite hin erweitert. Gerade Raffael hat seine höchste Kraft auf die gewaltigen historisch-theosophischen Fresken in den Gemächern des Vatikanus gewendet. Aber auch bei seinen lieblich-frommen Schilderungen der Madonna mit ihrem Kinde, also bei denjenigen seiner Gemälde, womit er von unsern Herzen für alle Zeiten Besitz genommen hat, ist er der Darstellung der heiligen Nacht aus dem Wege gegangen, bis auf ein allenfalls zu nennendes Bild in den vatikanischen Loggien (I. S. 255), das ihn doch nicht selb-



Antonio Rossellino Geburt Christi
Neapel, Kirche zu Monte Cliveto

ständig und vollständig vertritt. Das Thema der heiligen Nacht an sich bleibt darum doch auch nach Raffael erhalten. Die Venezianer haben es mit ihrer ganzen Freude an leuchtender Farbe und anmutig-schöner, bewußter Menschlichkeit gemalt. Und andererseits bot sich just die Geburtszene Christi in allererster Linie dar, als in der nachraffaelischen Periode die Künstler sich, wenn sie noch etwas Neues erschließen wollten, auf die noch unangerührten Probleme des Lichtes und der Beleuchtung gewiesen fanden, weil nunmehr auf dem Gebiete der edelharmonischen Komposition, des seelischen Ausdrucks und der schönen Inhaltsvertiefung nichts mehr zu erobern übrig geblieben war. Eben aus solcher Absicht nahm man mit Bewußtsein wieder auf, wotan schon Fra Angelico und andre, aber nur ganz nebenbei, gedacht hatten: das himmlische Kind, dessen Menschwerdung die Welt erleuchtete, zur Lichtquelle des



Palma Vecchio, Anbetung der Könige

Petersburg, Eremitage



Tommaso Ghirlandajo, Anbetung der Könige

Florenz, Akademie

Gemäldes zu machen. Die Meisterschaft, wie Correggio mit dem vom Kinde ausgehenden Glanze nicht nur die unmittelbar nahe Mutter, sondern auch die Hirten und Engel überflutet und die Wirkung des wunderbaren mächtigen Schimmers erst in der umgebenden Nacht da draußen auszittern läßt, das ist es, was den Weltruhm seiner Heiligen Nacht (Dresdener Galerie) ausmacht. Auf die gleiche Weise haben sowohl anderweitige Cinquecentisten Italiens wie die Spanier des siebzehnten Jahrhunderts, voran Velasquez und Murillo, den Beleuchtungseffekt zur vertieften Stimmungsgebung verwendet.

Fragen wir, wie die germanische Malerei diesseits der Alpen sich mit unserm Weihnachtsbilde abgefunden hat, so springt auch von dieser Seite her der enge Zusammenhang der ganzen älteren Kunst, ihre internationale Einheitlichkeit in die Augen, die sich keineswegs ja nur auf die gemeinsamen christlich-religiösen Auffassungen und Auf-

gaben stützt. In den mittelalterlich-deutschen Schilderungen der heiligen Nacht macht sich zwar gegenüber den Mittelmeerländern die etwas abweichende Täglichkeit geltend, worin unsere Vorfahren lebten. Wir haben mehr Holzbau, wo die Italiener Stein haben, haben Korbslechtwerk anstatt des antiken Sarkophags, woraus bei jenen der Ochse und Esel ihr Heu zupfen; anstatt in bronzenen Wanne wird das Christuskind in einem biedereren Holzbottich gebadet und schließlich wohl in eine deutsche Gängelwiege gelegt. Aber sonst, in den Grundzügen, ist alles dasselbe, und bei dem regen Kulturaustausch zwischen Italien und Deutschland, der ganz voraus auf der Pfaffenstraße des Rheins stattfand und sich bis in die Niederlande erstreckte, hat man diesseits der Alpen auch mit jenseits auskommenden Neuerungen gleichen Schritt gehalten. Die Darstellungen der heiligen Nacht durch die große altniederländische Kunst um 1500,

in den reichen, blühenden Städteländern Flandern und Brabant, weichen im Vortrag des Stoffes kaum von den Italienern ab. Die immerhin bemerkbaren Unterschiede erstrecken sich auf die veränderten Rassegesichter der Menschen, die bedächtigen niederdeutsche Germanen sind und deren trotz aller Innigkeit unverkennbare persönliche Zurückhaltung einerseits die lebhafteste Gestikulation der Romanen ausschließt, andererseits sich aber auch nicht ganz mit deren zeremoniöser Graubezug deckt. Natürlich haben wir Schulunterschiede und solche der Technik; die altniederländische Kunst ist namentlich, von Anfang an, von den van Eycks her, viel minutiöser, weil sie durch die mikroskopisch feine Miniaturmalerei erzogen war. Und dann ist der Germane stets der Denker und Logiker gegenüber dem leicht durch die Erscheinung an sich, durch das Auge befriedigten Italiener. Der Italiener malt ein schönes Weib und hält ihre Schönheit für Motivierung genug; der Germane gibt ihr noch einen Spiegel und nennt's „Eitelkeit“, weil er nach einer stofflichen Begründung seiner Darstellung sucht. Diese stete germanische Mitarbeit des Gedanklichen finden wir außer bei den Altniederländern, und sogar noch deutlicher, in den Malerschulen Teutsch-

lands (im engeren, heutigen Sinn) auch dann, wenn sie die Bethlehemszene darstellen. Stoffliche Erfindungsgabe waltet hier umfanglicher als bei den Italienern, die, von Ansnahmen und gelegentlichen Neuerungen abgesehen, den gleichen herkömmlichen Vorgang schildern und ihn nur durch die künstlerische Sonderart des betreffenden Malers variieren. Daher die auf deutscher Seite relativ größere Mannigfaltigkeit und geistige Unabhängigkeit. Sie tritt uns schon in einem Kölner Werke aus dem ausgehenden 14. Jahrhundert entgegen, das mit unter dem Sammelnamen des „Meisters Wilhelm“ geht und, abgesehen von dem bereits erwähnten Dirten mit dem Tubelfad, in ganz ungewöhnlicher Weise Maria und Joseph als diejenigen zeigt, die das Kind baden. Sie bleibt auch, als die niederländischen Kunstströme auf dem Wege über Köln das übrige Teutschland erfassen und mächtig dazu helfen, dessen Malerei auf die Höhe der deutschen Renaissance zu führen.

Gerade im Gedankenreichtum, in der Unerforschlichkeit der Erfindung kommt niemand Albrecht Dürer gleich. Niemand überhaupt kann westdeutscher sein als dieser Nürnberger Meister mit der Grundthätigkeit seiner ganzen Betanlagung,



Hugo van der Goes, Anbetung der Könige

Florenz, Uffizien



Die Anbetung der Hirten

Nach dem Gemälde von Rembrandt (Münchener Pinakothek)

Große Abbildung aus dem Rembrandt-Verde der „Kunstler der Kunst“ (J. S. 204)





Stephan Lochner, Anbetung der Könige

Köln, Rom

der Jungheit seiner Auffassung und nicht zuletzt mit seinem die freie Bahn erst eröffnenden poetischen Landschaftssinn. Kommt Dürer diesen bei dem Thema der Geburt Christi weniger betätigen — um so weniger, als er den Hergang konzentrieren und ihn nicht in der Art der schilderungsfrohen italienischen Quattrocentisten räumlich zerflattern lassen wollte —, so fühlt sich Dürer überhaupt in der Malerei, bei aller Höhe des hier Erreichten, doch nicht derartig frei und überlegen, wie dies im Kupferstich und Holzschnitt bei ihm der Fall ist. Und so hat er gerade in einem Kupferstich die amnützigste Geburt Christi geschaffen (s. d. Abb. a. S. 262). Die Szenerie ist eine etwas herabgekommene Herberge unmittelbar an zerbrochener Stadtmauer. Sie hat eine offene Laube im Erdgeschoß, das auch den Stall (für Esel und Ochsen) enthält, wie man ähnliches noch jetzt in mainischen und andern fränkischen Gegenden zu sehen vermag. In der offenen Laube herbergt Maria mit dem Kinde; Joseph aber, worauf kein Italiener verfallen wäre, ist sorglich-hausväterlich beschäftigt, vom Ziehbrunnen im Hofe Wasser zu holen. Alles traulich-bürgerlich,

nichts von Engeln; selbst die Hirten sind nur durch eine bescheiden im Hintergrunde, beim Stall, zurückbleibende Gestalt vertreten. Mit Recht ist von dieser Schöpfung einmal gesagt worden, daß kaum eine Darstellung so unmittelbar wie diese aus der Dürerschen Zeit hinüberleite zu Ludwigs Richters Art.

In Gegensatz zu solcher ganz ins Schlichte und Heimliche gewendeten Auffassung, die Dürer auch bei seinem jetzt in München befindlichen „Kammgärtnerischen“ Altargemälde nicht verläßt, steht die mächtige italienische Hochrenaissancearchitektur, wohin ein Gemälde in der Univeritätskapelle des Freiburger Münsters die Geburt Christi mit den anbetenden Eltern und Hirten verlegt (s. d. Abb. a. S. 263). In bemerkenswerter Weise geht hier das Licht schon von dem auf weißem Laten liegenden Kinde aus. Die Urheberschaft des Gemäldes ist neuerdings in Erörterung gezogen worden, doch wird daran festzuhalten sein, daß Hans Wolbein d. J. es in der Zeit nach seiner oberitalienischen Reise, um 1521, geschaffen und nur einen Teil der Fertigstellung seinem älteren Bruder Ambrosius überlassen hat.

Mit seiner ganzen Sturmgewalt, die er in den herbeilebenden Sirten lebendig macht, schildert der Name P. P. Rubens auch die heilige Nacht, während man bei Rembrandt, dem Niederländer der protestantischen Nordstaaten, die Correggioschen Lichtprobleme mit unerreichter Kunst des Hellbunzel behandelt findet (s. d. Einschnittbild d. S.). Nur das Gemälde selber, das die Münchener Pinakothek bewahrt, kann allerdings die volle Wirkung der Meisterschaft erkennen lassen, womit der Künstler das von dem Kinde ausgehende göttliche Licht in die Finsternis hineinleuchten läßt und der ganzen Nachtscene ein feierlich-heimnisvolles Leben gibt.

Mit Dürer und Goltbein hatte die deutsche Malerei ihren Höhepunkt erreicht, um dann sehr bald noch rascher und noch vollständiger als diejenige Italiens zu verflauen und herunterzukommen. Die Jahrhunderte der neueren deutschen Geschichte haben Geisteskämpfe gewaltigster Art durchzukämpfen gehabt, aber nicht Evolutionen der Kunst zu voll-



Albrecht Dürer, Weihnacht

ziehen. Auch das suchende Wiedergelangen auf die klassische Renaissance, das am Anfang des 19. Jahrhunderts durch P. Cornelius und die Nazarener geschah, brachte noch keine selbstständige Neuerhebung. Als dann jedoch später, in der heute jüngst zurückliegenden Generation, wieder einmal der Sturm und Drang ehrlichen naturalistischen Vorwornbeginns die Kunst ergriff, da ist hiervon auch das religiöse Weihnachtbild nicht übergangen worden, und namentlich ist es allbekannt, wie Frh. v. Uhde neben andern heiligen Szenen die Geburt Christi unter moderne arme Leute verlegt hat. Etwas Nachdenkliches, eine Art bewußter oder unbeabsichtigter religiöser Adee liegt in seinem Verfahren unzweifelhaft. Andererseits lassen sich aber wieder logische Einwände erheben. Die einstigen Menschen des 15. und 16. Jahrhunderts, für die man mit damals moderner und heimischer Umgebung die Szene von Bethlehem malte, respektive im Schwarzweißbild zeigte, ahnten noch nichts von



Cberreim, Meister, Schnitzaltar Freiburg i. Br., Münster



Michael Pacher, Schnitzaltar München, Nationalmuseum

Kostümgeschichte und Kulturwandel; ihnen war das Bild desto natürlicher und vertrauter, je weniger fremdbartig es erschien. Heute dagegen hat der Angelehrteste eine Vorstellung von dem historischen Abstand Christi und von Palästina. Außerdem ist er nun einmal gewöhnt, die Kostüme der heiligen Personen zwar nicht in der wirklichen Originalität, wohl aber so zu sehen, wie sie vor und seit Raffael traditionell immer wieder gemalt worden sind. So wird dem Deutigen die Weihnachtsgene eher erst ins Fremdartige und Unbehagliche verkehrt, wenn man ihn zwingen will, sie als etwas mitzuerleben, das sich jenen im modernen Nachbarhause begibt; der

Zweck, sie uns „näher zu rücken“, wird, vorläufig wenigstens, nicht erreicht.

Uebrigens ist alles schon dagegewesen, wie Ben Aliba sagt. Im 16. Jahrhundert hat Pieter Breughel der Ältere etliche Szenen von Bethlehem, Schatzung und Kindermord, mit spielender Absicht zwischen die kahlen Obstbäume und die Backsteinhäuser eines tief verschneiten flandrischen Dorfes verlegt. Mit diesen (im Brüsseler Museum befindlichen) Gemälden hat schon der alte flämische Meister das Konsequenteste an Modernisierung von Vorgang und Menschen aus der biblischen Geschichte geleistet, was bis auf den heutigen Tag überhaupt gewagt worden ist.



Hans Holbein d. J., Geburt Christi und Anbetung der Könige

Freiburg L. St., Universitätskapelle im Münster



Weihnacht

Nun prangt herein der heil'ge Abend,
 Geschmückt, entflammt steht mancher Baum.
 Der heil'ge Christ macht, hold begabend,
 Mit Glanz und Duft die Herzen labend,
 Zur Wahrheit frommer Kinder Traum.

Die Alten schauen zu und sonnen
 Sich in dem sel'gen Wunderglüd.
 Sie trinken aus dem Märchenbrunnen
 Der eignen Jugend Himmelswonnen;
 Nach Eden ging ihr Weg zurück.

Mir aber lächelt keine Feier.
 Wie taugte sie in mein Gemach!
 Kalt weht herein der Dämmerung Schleier,
 Begraben liegt die goldne Leier,
 Wie dort der Schnee begrub das Dach.

Hart treibt der Wandubr lautes Tiden
 Mein Sinnen in ein ödes Nichts.
 Kein Gottessternlein läßt sich blicken,
 Mir ist's, als jög' mit Todesstricken
 Mich alles fort vom Quell des Lichts.

Der Weihnachtsglaube? Eitles Wähnen!
 Was hielt der Kindheitstraum dem Mann?
 Was frommen Neu' und Sehnsuchtstränen,
 Wenn Schuldabgründe mich umgähnen,
 Der Zweifel mich zum Raub gewann?

Ha! Ködert Narren mit den Brocken
 Verbrauchter Schwärmerphantasie.
 Ihr könnt den Wissenden nicht locken,
 Und jög't ihr tausend Weihnachtsglocken,
 Mich zwingt kein Ton zur Krippe. Nie!

Doch horch! Was tastet auf der Stiege?
 Nun poch't's behende an die Tür,
 Und schon zu zärtlichstem Geschmiege
 Stürmt's an die Brust im sichern Siege! —
 Gemach! Du tolle Angehör!

Doch die ruft: „Ohm, wie hast du's dunkel!
 Hu! Warum bist du so allein?
 Treibst mit Gespenstern du Gemunkel?
 Komm mit zum Weihnachtsbaumgefunkel!
 Wir alle, alle harren dein!“

Und ich, ich gebe mich gefangen —
 Wie kam der Schwachheit solche Macht? —
 Bin stille mit dem Kind gegangen,
 Und in mein einsam Herz mit Prangen
 zog ein der Glanz der heil'gen Nacht.

Ernst Willrich



Weihnachten. Nach dem Gemälde von Graf Leopold von Kalckreuth



1. Saccotabium Giganteum
2. Oncidium Ampliatum Majus
3. Odontoglossum Humeanum
4. Laelia Harpophylla
5. Lycaste Skinneri und Alba
6. Oncidium Jonesianum Phacanthum
7. Maillaria Sanderiana

Heimische und fremdländische Orchideen

(Mit Abbildungen nach Aquarellen von Gbr. Volzker)

Orchideen sind die Möbelblumen und Luxuspflanzen der Gegenwart. Durch die Seltsamkeit ihrer Blütenformen, die funkelnde Farbenpracht und den süßen Wohlgeruch verdienen sie auch vollauf die Bevorzugung, die sie genießen. Hier begegnet sich einmal die Mode mit wirklicher Schönheit. Aber es gibt etwas von unsern heimischen Orchideen? Ja, es ist kein Schertz, auch auf deutschem Boden grünen und blühen Orchideen. Und sie sind nicht weniger anziehend in ihrer ganzen Eigenart und ihren wechselnden Lebensbedingungen als ihre fremdländischen Verwandten.

Auf den Mooren Norddeutschlands, in den Buchenwäldern Schleswig-Vohlfens, den Nichtenwäldern Pommerns, der Mark und der Lausitz, auf den Wiesen der Niederungen, auf den Matten und Gehängen Thüringens, des Harzes und des Erzgebirges, überall werden Orchideen angetroffen. Sie steigen sogar das Hochgebirge

hinauf und bewohnen noch die grasigen Hochristen der Alpen und ihrer Ansländer. Zumeist wachsen sie nicht gesellig, nur im Mittel- und Hochgebirge trifft man sie mitunter so zahlreich, daß durch ihre leuchtenden Blumen in roten und gelblich-weißen Farben die grüne Grasnarbe in einen bunten Teppich verwandelt erscheint. Der Blütenreichtum wechselt übrigens in den einzelnen Jahren recht beträchtlich. Zumeilen muß man nach blühenden Orchideen aufmerksam suchen, dann wieder blüht und blüht es allervvegen, so daß man von wirklichen Orchideenjahren reden kann.

Man zählt in Deutschland 55 Hauptarten. Mit auch eine Reihe von ihnen, wie die Dunschwurz, das rote Walddögelein und die Salp-orchis, mit prägnanten Farben geschmückt, so ist es doch mehr der zarte Schmelz, der bei der salben Orchis sogar mit demjenigen tropischer Alpenrosen wetteifern kann, und die eigentümliche Form der Blüten, die unsern Orchideen den festesten Reiz verleiht. Im allgemeinen gleicht die Einzelblüte einem Helm. Am bemerkenswerthesten ist jenes Blütenblatt, das gewöhnlich nach abwärts gewendet ist und nach unten am weitesten hervorstreckt und, wie schon angedeutet, wegen seiner Gestalt als Lippe bezeichnet wird. Jedoch hat es verschiedentlich



Ophrys Aranifera

auch die Form einer Zunge, eines Rahms oder eines Schuhs. Die Lippe dient den Insekten, die die Orchideen ihres Honigs willen besuchen, als Anflugsvorlag. Die Hummeln suchen auf die Saleporschis, die Wiesenorchis, den Kriechstendel, die Bienen den Frauenschuh, die weiße Sumpfpurpur, die Wespen die grüne Sumpfpurpur, Schlupfwespen und Käfer das Weizenweiblatt, die Fliegen die Fleckenorchis, die Netzpurpur und die Fliegenorchis, Nachtfalter die kleine Stendelwurz und die große Nachtdrüse. Bei dem Anspüren des Honigs beladen sich die Insekten mit dem Blütenstaub der einen Blüte, den sie dann bei der Abflucht der andern Blüte auf deren Narbe übertragen. Gerade unsere heimischen Orchideen zeigen Einrichtungen von wunderbarer Vollendung, um die Beladung der Insekten mit dem Blütenstaub und seine Uebertragung zu bewirken. Es seien nur einige der interessantesten Beispiele davon angeführt. Die Lippe unseres Frauenschuhs gleicht einem Holzschuh mit einer weit hinaufreichenden Kappe für die Zehen und den Fußrücken. Von dem Dackenteil dieses Holzschuhs wölbt sich eine breite, schildförmige und purpurgefleckte Platte in die Höhlung des Schuhs hinein. Diese Platte trägt unten an ihrer Spitze



Cattleya Citrina



Laelio-Cattleya Homblei, Mrs. Astor

die Narbe und weiter hinten an der rechten und linken Seite je ein Blütenstaublöbchen. Es werden auf diese Weise drei Oeffnungen hergestellt. Die eine, und zwar die größere, befindet sich oben zwischen dem Rand der Schuhkappe und der von hinten vorpringenden Platte, die beiden andern kleineren dagegen liegen rechts und links von der Platte zwischen ihrer Ansatzstelle und dem Dackenteil des Schuhs. Auf dem Boden der Schuhhöhle stehen safterfüllte und winzige, Nektartröpfchen auscheidende Haare. Die Besucher der Frauenschuhblüten sind eine kleine Biemenart. Wollen die Biemenchen zu den saftreichen Haaren gelangen, um sie anzufangen, so kriechen sie durch die obere und größere Oeffnung in die Schuhhöhle. Haben sie die Haare angefaßt und trachten sie danach, die Höhlung wieder zu verlassen, so ist für sie jetzt die obere, große Oeffnung nicht passierbar. Denn die inneren Seiten der Wände der Schuhhöhle sind sehr glatt und ihre Ränder etwas nach einwärts gebogen. Es bleibt ihnen daher nichts andres übrig, als unter der Spitze der Platte und der Narbe hindurchzukriechen und durch eine der beiden hinteren seitlichen Oeffnungen einen Ausweg zu suchen. Während sie sich durch die eine dieser kleinen Oeffnungen hindurchzuwängen, streifen sie je nachdem mit der rechten oder linken Schulter ein Blütenstaublöbchen und beladen sich dabei mit dem klebrigen Blütenstaub. Bei der nächsten Blüte, der sie einen Besuch abstatten, wiederholt sich der ganze Vorgang. Wollen die Biemenchen diese Blüte verlassen, so müssen sie auch hier zuerst unter der Narbe hinwegkriechen und streifen dabei den auf der Schulter haltenden Blütenstaub der ersten Blüte an der Narbe dieser zweiten Blüte ab.



1. *Cattleya Dowiana* Var. *Chrysotoxa* — 2. *Laelia Hybrida* *Behrensiana* — 3. *Dendrobium Hybridum* *Chaslope*
 — 4. *Cymbidium* *Hyb.* *Winnianum* — 5. Hybrid. *Masdevallias* *Courtauldiana* — 6. *Laelia Grandis* —
 7. *Selenipedium* (Hybridum) *Weidlichianum* — 8. *Oncidium Tigrinum* — 9. *Cattleya Warszewiczii*

Die grüne Stumpfwurze besitzt eine andre, aber ebenjo sinnreiche Einrichtung. Ihre Befucherinnen sind Wespen. Die Lippe der grünen Stumpfwurze ist in ihrem oberen Teile beckenförmig vertieft und birgt dort reichliche Honig. Ueber der Ansatzstelle der Lippe liegt die vieredrige Narbe, über dieser eine Warze, die eine vogelähnliche, klebrige Masse anscheidet, und über dieser Warze und an ihren Füßchen mit ihr verbunden stehen zwei Blütenstaubblöbchen. Die herbeigelogene Wespe legt das

wiederum deren Lippe von unten nach oben nach Honig abfucht, so berührt das Insekt mit den beiden Blütenstaubwülsten die Narbe und läßt auf ihr den Blütenstaub zurück. Das so zweckmäßige und wunderbare Herabbiegen der Staubblöbchen kommt auch bei den Nachtdrüsen und dem Stenbelwurzarten vor. Die Blütenstaubvermittler sind hier Falter. Sie müssen sich so weit in den Dienst ihrer Lieblingsblüten stellen, daß zeitweilig ihr Sehvermögen beeinträchtigt wird. Wollen die Falter den Honig aus dem langen Sporn der Lippen dieser Blüten ausfangen, so müssen sie den Kopf unter den beiden Staubblöbchen hinwegführen und zugleich die dort befindlichen Klebscheiben streifen. Die Kölbchen mit ihren Klebscheiben stehen hier weiter auseinander, so daß die Scheiben zum Teil auf den Augen der Falter festhaften. Ihr Sehvermögen wird demnach beschränkt. Sie gewinnen es erst vollständig wieder, wenn die Staubblöbchen auf den Narben der nächsten Blüte leben bleiben und sich von den Augen abreißen. Bei dem Wiesenzweiblatt spielt sogar eine Explosion mit. Der Klebstoffbehälter wölbt sich hier blattartig über die Narbe, und auf dem Rücken des Blättchens sind zugleich die Staubblöbchen angebracht. Bei der leisesten Verührung explodiert der Klebstoffbehälter und stößt zwei sich in einem Tropfen vereinigende Massen von Klebflüssigkeit aus, die sich an die Schlupfwespen und Käfer anlegt und die Staubblöbchen befestigt. Die Explosion geschieht so schnell, und die an der Luft erhärtende Flüssigkeit ist so klebrig, daß es schwer hält, den Klebstoffbehälter mit einer Nadel zu berühren, ohne die Staubblöbchen mit zu entfernen.



Cattleya granulosa Var. *scholfieldiana* *Selenipedium thyb. nitidissimum*

honighaltige Becken der Lippe von unten nach oben aus, drückt dabei auch die Stirn auf die Klebscheibe der Warze, die nun sogleich auf der Stirn der Wespe festklebt. Bei der Hebung des Kopfes reißt die Wespe die beiden an der Klebscheibe anstehenden Blütenstaubblöbchen aus der Blüte heraus, und wenn sie jetzt davonfliegt, so hat sie auf dem Kopf in Gestalt der beiden Staubblöbchen zwei kleine Hörner stehen. Diese Hörnerchen stehen zunächst noch aufrecht. In den nächsten Minuten indessen biegen sich die Blütenstaubhörnerchen nach vorn gegen die Mundwerkzeuge der Wespe herab. Wenn jetzt die Wespe auf der nächsten Blüte

Die Blüten mitler Orchideen zeichnen sich anherdem durch lange Dauerhaftigkeit aus. Sie bleiben wochenlang frisch und wellen auch abgesehen von sehr langsam. Der Same ist staubförmig klein. Ein Samenkörnerchen der Fliegenmutterdrüse wiegt 0,000008 und dasjenige des Kriechendels sogar nur 0,000002 Gramm.

Unsre heimischen Orchideen verdienen aber auch in andern Beziehungen eine eingehende Beachtung. So entwickeln die in den Simpsen wachsenden Orchideen an den oberirdischen Teilen Brutnester, die, wie schon ihr Name besagt, die Grundlage von jungem Nachwuchs abgeben. Bei der Dorfdrüchis

entstehen diese winzigen Brutknospen an der oberen Blattfläche und am Blattrande der grünen Laubblätter; sie sehen wie kurze Wimperhärchen aus. Wer es nicht weiß, daß diese Brutknospen Gebilde der Laubblätter sind, würde sie für Samenkörner halten, denn sie ähneln in ihrem feineren Bau dem Samen der Torforchis außerordentlich, indem sie aus einem gelbgrünen Kern bestehen, der von einem lockeren Säckchen umschlossen wird. Eine andre Sumpforchidee entwickelt aus dem untersten Gliede des Blütenstandes eine wirkliche kleine Luftknolle, ein Vorgang, der sonst nur den tropischen Luftorchideen eigentümlich ist. Die Bildung von Brutknospen und Luftknollen hat den Zweck, die Erhaltung der Art zu fördern. Die sumpfliebenden Orchideen sind sehr klein und werden leicht vom Sumpfschmooß überwuchert. Durch die Ueberwucherung wird dann der Aufstehenbesuch erschwert und damit die Entstehung des Samens gehemmt, wenn nicht völlig verhindert. Das Ausbleiben der Samenbildung wird ersetzt durch die Brutknospen und



1. *Epipogonum Aphyllum* — 2. *Cypripedium Calceolus* — 3. *Orchis Latifolia* — 4. *Ophrys Musitara* — 5. *Nigritella Angustifolia*



Epidendrum Arto-Purpureum Var. *Randianum*

Luftknollen. Sie lösen sich ab, fallen zu Boden, keimen und wachsen zu neuen Pflanzen heran.

Wir haben in unserer Heimat nur Erdorchideen. So merkwürdig die Ernährung der tropischen Luftorchideen ist, die mit ihren Luftwurzeln aus der Atmosphäre Wasserdampf und Nährgase auffangen, so merkwürdig sind doch auch in ihren Ernährungsverhältnissen einige der bei uns verbreiteten Orchideen, so daß sie einen Vergleich mit ihren tropischen Verwandten sehr wohl anstellen. Zu diesen unserer Ernährungsfinderlingen gehört in erster Linie die Korallenwurz und das Chneblatt. Man kann sie als wurzellose Pflanzen bezeichnen, insofern wenigstens, als sie keine Wurzelhärchen, die die Nährstoffe aus dem Boden aufnehmen, besitzen. Diese im schwarzbraunen Waldhumus stehenden Orchideen endigen nach unten in einen Wurzelstock. Bei der Korallenwurz gehen vom Wurzelstock blaßbraune, breit gepreßte und lappenförmige Verzweigungen aus, die sich untereinander verschränken und in ihrer Gesamtheit an einen Korallenstock erinnern. Ganz ähnlich sind auch die unterirdischen Teile des Chneblatts gestaltet, nur daß von ihnen noch längere Fadensprossen auslaufen, die an ihren Enden knollig anschwellen. Die Ernährung dieser Pflanzen übernehmen nun verschiedene Gattungen von im Waldhumus gedeihenden Kleinpilzen. Die



Laelia Autumnalis Xanthotrophis

Kleinpilze siedeln sich zuerst auf der Oberfläche der unterirdischen Teile an, wuchern dann in die Oberhautzellen hinein, entwickeln sich hier zu förmlichen Nestern und Knäueln, werden aber dann von dem flüssigen Zellinhalt angezogen und ihrer Eiweißstoffe, an denen sie sehr reich sind, beraubt. Die Eiweißstoffe finden im Haushalt der Pflanzen Verwendung. Man kann daher diese Orchiden Pilzesser nennen. Sie sind auf den Wiederersatz der verdauten Kleinpilze zur Befriedigung ihrer Nahrungsbedürfnisse ebenso angewiesen wie die Spinne auf das Einfangen der Fliegen in ihrem Netz. Unsere heimischen Orchideen haben den Vorzug, daß sie sich ohne größere Schwierigkeiten im Garten ziehen lassen. Berücksichtigt man auch nur einigermaßen die besonderen Anforderungen, die die einzelnen Arten stellen, indem man den Stallliebhabern eine leichte Kalkdüngung gibt und denen, die ihren natürlichen Standort auf schwerem Lehmboden haben, lehmige Erde unter den Gartenboden mischt, so gedeihen sie vortreflich. Eine sonnige Lage vertragen auch diejenigen gut, die eigentlich im Waldesdickichten wachsen. Dazu sind sie winterhart. Endlich blühen die verschiedenen Arten das ganze Jahr hindurch. Anfang Mai blüht die Salep-orchis, Ende Mai die Helmorchis und die salbe Orchis, im Juni gelangen zur Blüte die Waldvögelin und der schwarzrote Stendel, im Juli die Hundswurze, im August Stendelwurzarten und im

September die Schranbenorchis. Wer den Versuch macht, in seinem Garten ein Orchideenbeet anzulegen, wird an ihm Vergnügen und Freude erleben.

Die fremdländischen Orchideen sind im Gegensatz zu unseren heimischen vorwiegend Luftpflanzen. Mit ihren von einer weißen Hülle umgebenen Luftwurzeln saugen diese Leberpflanzen jedes Wassertropfen wie Löschpapier auf. Feuchtigkeit und Licht bestimmen ihren Wohnort.

Man kennt gegenwärtig 410 Gattungen mit gegen 10000 Arten. Die Gattung Odontoglossum und Masdevallia zählen 100 verschiedene Arten,

Tendrobium und Encidium je 300 und Epidendrum über 400 Arten. Die Hauptverbreitungsgebiete der Luftpflanzen sind Süd- und Mittelamerika, sowie die südlicheren Teile Nordamerikas, mit Brasilien, Peru, Ecuador, Guayana und Mexiko, Süd-Asien mit Ostindien, Birma, Java und China, und die Küstentrifte Westafrikas. Etwas mehr zurück tritt Polynesien und Australien. Von den in unsern Gewächshäusern am häufigsten gepflegten und zu den Blumen-



Odontoglossum Edvardii

arrangements am meisten verwendeten Orchideen entnahmen die Gattungen Cattleya, Epidendrum und Lucidaria: Brasilien, die Arten von Obotoglossum, Masdevallia und Stanhopea: Mexiko und Guatemala, während die Dendrobium- und Bandoarten Ostindien angehören. Schon diese kurze Uebersicht deutet an, daß die fremdländischen Orchideen nicht ausschließlich ein tropisches Klima erfordern, sondern daß sie auch in der gemäßigteren Zone gedeihen. Im Himalaja steigt eine Bandoart sogar bis zu dem Gürtel der Eichenwäldungen auf. Die feuchten, vom Urwald bedeckten Bergabhänge, wo die Luft beinahe vollständig mit Wasserdampf gesättigt ist, sind denn auch die Lieblingsstätten der Orchideen. Hier wachsen sie auf den Stämmen und in den Gabelungen der Zweige oder auf gestütztem Holz. Daneben breiten sie sich über Felsen aus und hängen an den Straußflächen steiler Felsgründe herab. Keineswegs aber darf man glauben, daß man von der Leppigkeit der Entwicklung und von der Farbenpracht und Formfülle der Blüten auf Schritt und Tritt geblendet wird. Die Größe der einzelnen Orchideenarten schwankt viel mehr außerordentlich. Es gibt unter ihnen winzige, kriechende Stämmchen, die mit ihrer kleinen und flachen Beblätterung Moosen gleichen. Auf der andern Seite bilden die großen Grammatophyllumarten Borneos eine dichte Masse von drei Meter langen, laubreichen Schössen. Die Niefenwanda Birmas trägt mehr als einen Fuß lange, hängende Blütentrauben von gelbleuchtender Farbe. Eine einzelne, von einem Banne losgelöste Pflanze macht eine schwere Manneslast aus. Der glänzende Prunk der in unsern Gewächshäusern gezogenen Orchideenarten erweckt in uns wiederum eine falsche Vorstellung über die Farbenpracht und den Blütenreichtum dieser Pflanzenfamilie. Viele tragen nur unansehnliche Blüten. Man führt diese Arten nicht ein, weil sie für die Kultur nicht lohnen. Außerdem blühen die einzelnen Arten zu verschiedenen Zeiten.

Außerdem überraschen die Orchideen vereinzelt auch in ihren Heimatländern durch

ihre Blütenfülle. Die goldenen Encidien der überfluteten Wälder des oberen Amazonas, die wellig gekräuselten Cattleyas der mehr trockenen Wälder, die träumenden Cöloannes der Sümpfe und die fast drei Meter langen Blütentrauben der Bandoas in den Hügelwäldern Borneos bieten einen Anblick von entzückendem Reiz. Aber wir brauchen heute nicht mehr in die Ferne zu schweifen. Die Kunst und der Fleiß unserer Gärtner führen uns die zauberhafte Schönheit dieser Pflanzenfamilie tagtäglich vor Augen. Welch ein wunderbarer Wechsel der Formen! Falter, Kolibris, Ampeln, Urnen, Kelche, zierliche Pantöffelchen werden in diesen Blüten verkörpert. Und Welch ein berückender Farbenrausch!



1. Cattleya (Hybrida) Hardiana — 2. Laelia Purpurata — 3. Masdevallia Chamaera Var. Mooreana — 4. Miltonia Morehana — 5. Lactio-Cattleya (Hybrida) Phoebe — 6. Spatoglottis Kimballiana — 7. Arachnante Clarkei

Wer hätte sie nicht schon festgebaunt bewundert: die weißblütigen, gelb getupften Blütenzweige von *Dendrobium*, das rotgetigerte *Trichocentrum*, die weißen oder zartrosa *Cattlenas* mit purpurroten Lippen, die lila *Vandablüten*ähren, die großblütige, rote *Masdevallia* mit gedrehtem Sporn, die weißen, gelben und rötlichen Trauben der *Väliensarten*, die einen halben Meter langen, schmalen braunen Wimperl von *Selenipedium* und die braungelben, gefleckten Falter von *Lucidium* und *Stanhopea*? Ein Formenreichtum verbindet sich hier mit einer Farbenharmonie, wie sie nur die Vollkraft der Natur erschaffen und schaffen kann. Wie man bis vor kurzem die Schwierigkeiten bei der Kultur

unserer heimischen Orchideen überschätzt hat, so hat man sich vordem selbst Hindernisse für eine erfolgreiche Aufzucht der Ausländer entgegenstellt. Man stand unter dem Banne des Irrtums, es durchweg mit Tropenländern zu tun zu haben, und heizte sie zu Tode. Jetzt weiß man, daß eine ganze Reihe nur eine Temperatur von 12 bis 20° C. verlangt, und damit stiegen einerseits die Züchtergebnisse, während andererseits für die willigeren Arten die Preise fielen. Man braucht heute nicht mehr ein eignes Orchideenhäus zu besitzen oder Millionär zu sein, um sich einen Strauch mit Orchideen in die Wase setzen oder eine rosarote *Cattleya* mit schwefelgelber Lippe im Zimmer halten zu können, die rannend erzählen, wie es im fernem Urwald lebt und webt.

Ch. Seelmann



Cattleya Mendellii Quorndon House Var.



Wie wohnen wir?

Eine volkswirtschaftliche Skizze

von
Max May



Die Antwort auf diese Frage dürfte bei den Befern sehr verschieden lauten; man wird mancherlei an Größe, Lage, Komfort, Ruhe der Wohnungen, die man inne hat, tadeln, wird über die Stockwerkshöhe oder über Staubbelästigung klagen, wird die Mietpreise zu hoch finden, die Hausordnung als schätlanös bezeichnen, aber alle diese Klagen kommen nur wenig in Betracht gegenüber der so viel erörterten Wohnungsnot. Beschwerden über schlechte Wohnungen gab es längst; aber die neueren allgemeinen Klagen haben einen Kern, der mit der modernen Entwicklung zusammenhängt, und eine weitere Begründung in der fortschreitenden Erkenntnis über Volkskrankheiten und deren Uebertragung und Verbreitung in den Fortschritten der Hygiene und den Naturwissenschaften. Gegen üble Geruchheiten und schlechte Anlagen der Menschen muß man mit Aufklärung vorgehen, und gegen die alten schlechten, zu engen oder sonstwie ungeeigneten Wohnungen muß der Gesetzgeber und die Verwaltung in Stadt und Land einschreiten. Wenn aber von Wohnungsnot allgemein die Rede ist, dann hat man vorzugsweise oder überhaupt nur im Auge die Wohnungsnot in Städten, in Industriezentren, vor allem in den Großstädten, und sie ist erst erzeugt durch die große Bevölkerungszunahme in allgemeinen und speziell an den genannten Orten.

Die Zunahme der Bevölkerung ist zwar zu erheblichem Teil durch Abnahme der Sterbefälle entstanden, aber die Menschlichkeit erfordert es, diese noch mehr zu beschränken, und die Wissenschaft bietet uns die Hilfe hierfür. Zu den Hindernissen der Erhöhung von Lebensdauer und Volksgesundheit gehört die schlechte Wohnung, wie sie bei dem Zustrom der Bevölkerung in den Städten und Industriezentren nur dargeboten werden kann. Man wähe nicht, daß diese Abwanderung vom Lande — das ja auch schlechte Wohnungen und nicht nur für die Ärmsten genug aufweist — etwa aus Uebermut, Vergnügungssucht und ähnlichem erfolgt, sondern bedenke, daß sie eine Notwendigkeit ist, weil das Land den Zuwachs der Bevölkerung nicht beschäftigen kann und nicht zu ernähren vermag, die Stadt, die Industrie, der Handel und Verkehr aber Arbeitskräfte in großer Zahl bedürfen und sie auch zu ernähren vermögen. Das Wohnungsbedürfnis ist daher in den Städten und Industriezentren, aber auch in sogenannten Fremdstädten, die durch Lage und Naturschönheiten, durch Darbietungen der Kunst und der Wissenschaften (soweit sie etwa Hochschulen und Akade-

mien beherbergen) ein so starkes geworden, daß die Bautätigkeit und die Herstellung von kleinen Wohnungen nicht zu folgen vermochte oder bezüglich letzterer auch des rechten Willens entbehrte. Es sind nicht nur die eigentlichen Großstädte, die über Wohnungsnot klagen, sondern auch viele kleineren Gemeinwesen, und die Klage beschränkt sich auch nicht auf den Mangel an kleinen Wohnungen, sondern gilt auch der erheblichen Verteuerung durch das Steigen der Grundstückspreise.

Wohnt auch in der Regel der Inhaber kleiner und kleinster Wohnung relativ teurer als der einer größeren, so ist doch gerade auch der Mittelstand, sowohl bezüglich der Wohnung als auch der Räume für den Gewerbebetrieb von den Steigerungen der Mieten infolge der Verteuerung von Grund und Boden hart betroffen. Manches zu enge Wohnen hat darin seine Ursache auch beim Mittelstand, und die hohen Grundstückspreise sind die Folge der gesteigerten Nachfrage nach einem doch nicht vermehrbaren Naturprodukt, dem Grund und Boden. Man muß sich zu Entschuldigungen auf andern Gebieten, an Speise und Trank, an Kleidung, an geistigen Genüssen entschließen, um die teure Wohnung zu bestreiten, wenn das Einkommen ein festes, nicht steigendes oder etwa gar ein fallendes ist durch Minderwerte und dergleichen.

Hart betroffen sind Gewerbetreibende, die sich an Zahl ja mehren müssen, wenn sie einer allgemeinen Bevölkerungsvermehrung gerecht werden wollen, indem sie in Verkehrszentren einander die Mietpreise oder Hauspreise erst recht ins Ungemeinere steigern. Dazu kommt bei Handwerksbetrieben ein Verdrängen aus den Verkehrsmittelpunkten durch größere Betriebe, durch Umbauten der Häuser zu Wohnzwecken, Läden, Wirtschaften u. s. w., aber auch diese Umstände stehen in innigem Zusammenhang mit dem allgemeinen Wachsen der Bevölkerungszahlen.

Die hauptsächlichste Not aber trifft die weniger bemittelte Mehrheit der Bevölkerung, die entweder schwer Wohnung findet oder eine schlechte nehmen muß und deren Einkommen in trassem Mißverhältnis zu den Wohnungspreisen steht. Betrachten wir uns diese Mehrheit etwas näher und zwar an der Hand der preussischen Steuerstatistik, die sich anlehnt an die Bevölkerungszahlen und an die Berufszählung von 1895, die ja die letzte dieser Art ist. Nach jener Statistik und Zählung gab es damals in Preußen 13 588 134 Berufstätige, und davon hatten nur 2 278 998 Personen ein Einkommen über 900 Mark im Jahre, 324 294 nur ein solches

von 3000 Mark und darüber; während 10984812 Personen, weil sie weniger als 900 Mark Jahreseinkommen hatten, steuerfrei bleiben mußten. Von 13 $\frac{1}{2}$ Millionen Berufstätigen blieben in dem nicht als zu milde in Steuerfachen versessenen Preußen 11 Millionen mit weniger als 900 Mark Einkommen, also etwa $\frac{1}{3}$ der Berufstätigen des Landes. Von diesen Berufstätigen wohnt, wie wir schon erwähnt, nicht aus Übermut und Genußsucht, die Mehrheit heute in Städten und Industriorten, und daß sie dort gebraucht werden, zeigt uns deutlich, daß sie in normalen Zeiten beschäftigt sind und daß man in Zeiten des industriellen Aufschwungs genötigt war, noch aus dem Auslande Arbeitskräfte mit heranzuziehen. Erfordert doch neben der Industriearbeit auch schon die Bedienung der Wohlhabenden, die Herstellung und Ausstattung der Wohnungen der Wohlhabenden und Reichen einen steten Zuzug von Arbeitskräften. Ist doch auch tatsächlich die Wohnungsherstellung für Wohlhabende neben den vielen öffentlichen Bauten in den letzten günstigen Wirtschaftsjahren, Ende des 19. Jahrhunderts, hinter dem Bedürfnis zurückgeblieben, weil es an geeigneten Arbeitskräften fehlte oder die Nachfrage nach solchen die Löhne in die Höhe trieb und die Bauunternehmungen dadurch abschreckte. Daß in solchen Gemeinwesen dann auch kleine Wohnungen fehlten und selbst Familien dazu gebrängt wurden, nur Schlafstellen zu mieten und ihre Speisen dem Wirtschaftshaus zu entnehmen, ist mehrfach zu öffentlicher Erörterung gelangt. Dieses Aboermieten von Zimmern hat dann auch wieder böse Rückwirkung auf die Inhaber von an sich für die Familien ausreichenden Wohnungen.

Fehlt es aber schon dem Mittelstand an Wohnungen, dann selbstverständlich den Kleinen und Kleinsten erst recht. Ist es doch eine Tatsache, daß das Unternehmertum nur schwer an die Herstellung von Häusern mit kleinen Wohnungen geht, weil sie schwerer veräußlich sind als die mit größeren und weit größere Mühe und Unannehmlichkeiten bereiten, wenn man sie vermietet. Sowohl der Hausbesitzer, der das Vermieten als Gewerbe betreibt und der ja nur in größeren Städten vorkommt, als auch der Besitzer, der das Vermieten nur als Nebenverdienst oder als mehr oder weniger notwendiges Übel betreibt, weil er ein eignes Haus für sein Gewerbe braucht, sie alle ziehen es vor, mit wenigen Mietern und nicht mit kleinen Leuten zu tun zu haben, denen die Aufbringung des Mietzinses schwer fällt.

Nur der Umstand, daß das Vermieten kleiner Wohnungen lukrativer ist als das größerer; der Umstand, daß die Not die kleinen Leute zwingt, verhältnismäßig höhere Miete pro Kubikmeter Lustraum, ja sogar per Quadratmeter Fläche zu zahlen als sie die Inhaber größerer Wohnungen zahlen, schafft noch Unternehmers für Vermietung und Herstellung kleiner Wohnungen; der Wohnungsmieter schafft noch einigermaßen Obdach für zahlreiche kleine Leute.

Die Beobachtung des wirklichen Mangels an kleinen Wohnungen, an Wohnungen jener Millionen, die unter 900 Mark oder wenig darüber Einkommen haben, sowie die Erkenntnis, daß diese um ihres geringen Einkommens von direkter Staatssteuer

frei gelassenen erwerbstätigen Personen einen sehr erheblichen Teil ihres Einkommens (von 20 bis 35%) für mangelhaftes, zu kleines oder schlechtes Obdach ausgeben müssen, hat dann auch dazu geführt, daß an verschiedene Weise eine Fürsorge getroffen wurde, Arbeitern Wohnungen darzubieten. Industrieunternehmungen haben schon in ihrem eignen Interesse behufs Sicherung eines entsprechenden Arbeiterstammes Wohnungen für ihre Arbeiter gebaut und zum Selbstkostenpreis an diese vermietet, teilweise früher auch verkauft (neuerdings nur noch selten) und sich die vorgestreckten Summen allmählich abzahlen lassen. Weiter haben gemeinnützige Gesellschaften Arbeiterhäuser zum Verkauf auf langsame Abzahlungen oder zum Vermieten gebaut, haben sich Genossenschaften aus Arbeitern und andern Ständen gebildet, um durch Selbsthilfe und mit Kapitalunterstützung von Stiftungen und gemeinnützig denkenden Privatpersonen Häuser für ihre Mitglieder zu errichten oder Mietshäuser zu erbauen, in denen sie preiswert gesunde Wohnungen finden sollten. Diese Vaugenossenschaften haben erst eine leichtere Existenz erlangt durch die bei den Genossenschaften im allgemeinen seit 1889 ermöglichte beschränkte Haftpflicht im Vergleich zu der früheren Haftpflicht, die auf jedes Genossenschaftsgesamt und Gut gerichtet war. Aber wesentliche Fortschritte haben sie erst gemacht, als die Invaliditätsversicherungsanstalten, die Landesversicherungsanstalten begannen, den Wert der guten Wohnung für die Gesundheit der Arbeiter und somit die Dianschiebung des Alters der Invalidität zu würdigen und den Wohnungsbau für Arbeiter oder der Arbeiter, sei es in Genossenschaften oder allein, direkt oder durch Gemeindeermittlung mit Kapital zu mäßigem Zins zu unterstützen.

Auch manche Städte haben sich direkt für das Beschaffen kleiner Wohnungen im Interesse der Wenigbemittelten und speziell der kinderreichen Familien interessiert, haben entweder selbst Wohnhäuser gebaut und vermietet oder solche Bauten, die von gemeinnützigen Gesellschaften ausgeführt wurden, mit Baugrund, mit Kapital, neuerdings durch Ueberlassung von Bauplänen auf Erbbaupfandvertrag unterstützt. Wenn Städte für ihre Angestellten oder für einen Teil des Personals gewisser Gemeindebetriebe Wohnungen schufen, haben sie nur das gleiche getan, was, wie schon erwähnt, auch Industrielle taten und immer aus neuem tun.

Wenn wir uns aber gründlich umsehen in manchen Großstädten, in denen die herrlichsten Paläste für öffentliche wie für Wohnzwecke, die prächtigsten Villen, die schönsten Straßen und Läden, Verkaufsstätten aller Art, Gasthäuser und Cafés, Bier- und Weinrestaurants sich häufen und entweder vom Wohlstand zeugen oder solchen vermuten lassen, wenn wir da in die alten Stadtteile oder in die Außenteile, die der Industrie dienen oder den Stätten derselben nahe liegen, kommen und die Mietskasernen nicht nur von außen, sondern auch von innen betrachten, dann sehen wir, wie eine große Mehrheit der Bevölkerung schlecht, eng, ungesund und doch teuer wohnt, da erkennen wir, was Wohnungsnote bedeutet. Gar manches dieser Viertel, das in den letzten Jahrzehnten erst entstand, zeigt uns solche Mietskasernen,



Ein gefährliches Tete-a-tete: Miß Heliot mit ihrem Lieblingslöwen
Nach einer Naturaufnahme von Hofphot. Hildebrand in Stuttgart

die von außen einen ganz günstigen Eindruck machen, aber fragt man nach der Zahl der Bewohner solcher Häuser mit Hinter- und Seitenbauten, dann kommt uns mit dem Erstaunen über die Zahlen auch zugleich das Bedenken, wie elend diese Menge untergebracht sein muß.

Wir haben keine Gesamtbilder von den Wohnzuständen großer Städte, aber die Statistiker wie die Hygieniker und Techniker haben doch manches Einzelbild aus solchen Städten geliefert und darauf ihre Forderungen zur Abhilfe von Wohnungsnot an Reich, Staat und Gemeinde, aber auch an die wohlhabende und reiche Bevölkerung begründet. Nehmen wir hier aus solchen Bildern einiges heraus und beginnen mit Berlin, wo man bei dem ungeheuren Wachstum nach der Schaffung des neuen Reiches die Not zuerst am heftigsten spürte und sie schon 1872 auf dem Vereinstag des neu begründeten Vereins für Sozialpolitik besprach. Wir entnehmen der mit der letzten Volkszählung am 1. Dezember 1900 verbundenen statistischen Aufnahme, daß dort damals 4086 Wohnungen gezählt wurden, die nur aus einer Küche bestanden. Die Vororte Berlins zählten solcher kleinster Wohnungen auch noch nahezu 600.

In solchen Wohnungen, in denen mindestens eine Person, aber manchmal selbst 12 Personen Obdach hatten, mußten die Bewohner teilweise ganz und gar leben, ein Teil, der am Tage auswärts arbeitete, doch die Nacht verbringen, und es wurde darin auch gekocht und gewaschen. In 250 solcher Küchen wurden noch je vier Bewohner gezählt, die Mehrzahl allerdings blieb unter vier Bewohnern und mehr als vier (bis zu 12) waren es nur eine kleinere Zahl, als die eingangs gedachte. Ein unbeheizbares Zimmer ohne Küche diente 745 mal als Wohnung und dabei war zweimal die Familie 9 Köpfe, zweimal 8, sechsmal 7, siebenmal 6, 21 mal 5, 35 mal 4 Köpfe stark. Ein unbeheizbares Zimmer teilweise mit, teilweise ohne Küche wurde als Familienwohnung 2114 mal vorgefunden, und es gab darunter 88 Familien mit 8 Köpfen, aber je kleinere Zahlen mit Familien von 9, 10, 11, 12 und 13 Köpfen. Ein heizbares Zimmer ohne alle Nebenräume hatten 36537 Familien als Wohnung. Ein heizbares Zimmer mit Nebenraum oder Küche hatten 248552 Familien als Wohnung inne. Zweizimmerwohnungen wurden 175331 gezählt. Dabei bedenke man, daß bei den Zweizimmerwohnungen und den Einzimmerwohnungen mit Küche oder Nebenräumen noch eine sehr große Zahl gefunden wurden, die noch Schlafgänger außer den Familienangehörigen aufwiesen.

Franchen wir bei Besprechung dieser kleinen Wohnungen noch besonders darauf hinzuweisen, daß hier keine Trennung von alt und jung, keine Trennung der Geschlechter möglich ist, und wie in solchen Räumen, in denen man stetig, Tag und Nacht haust, lacht und wäscht, die Luft sein muß? Vermieter und Schlafgänger kommen aber auch noch bei den Dreizimmerwohnungen vor, und auch unter diesen ist eine sehr große Zahl als Pestherd mitzuzählen; Pestherd nicht nur in hygienischem Sinne, sondern auch im sittlichen. Ist nun auch in Berlin mit den bei dieser statistischen Aufnahme

in Betracht kommenden Vororten nur der vierundzwanzigste Teil des deutschen Volkes zu Hause, und dürfen gleich schlimme Zustände — wenn man nur die absoluten Zahlen ins Auge faßt — nirgends weiter vorhanden sein, so ist doch dieses Vierundzwanzigste schon bedenklich genug. Wir wissen aber, daß ähnliches in allen Großstädten und Industriorten mehr oder weniger gefunden würde, wenn man gründliche Nachsicht anstellte. Immerhin wollen wir zeigen, daß es z. B. in süddeutschen Großstädten, die Untersuchungen und Zählungen, wenn auch keine Totaluntersuchungen vornahm, weniger schlimm ausfällt als in der so rasch und erheblich gewachsenen Reichshauptstadt. In einer Schrift des Statistischen Amtes der Stadt Stuttgart über Stadterweiterung wird berichtet, daß 1880 bis 1898 10117 Stodwerke in Stuttgart errichtet wurden und daß diese, für je 5 Personen berechnet, Wohngelegenheit für 50588 Personen Bevölkerungszunahme boten, letztere betrug aber in der Periode 55151 Köpfe. Die Wohngelegenheit hatte sich also auch gemindert, aber nicht so sehr. In jener Schrift wird auch gesagt, daß 1898 für Familien mit 500 bis 1000 Mark Einkommen 112 Wohnungen hätten zur Wahl stehen müssen, es waren aber davon nur 10 Einzimmerwohnungen dafür frei.

In Mannheim ergaben die Untersuchungen und Wohnungszählungen fortgesetzt Mangel an kleinen und kleinsten Wohnungen; jetzt aber, in wirtschaftlicher Depression, ist daran schon Ueberfluß vorhanden. In Karlsruhe waren unter 20650 gezählten Wohnungen nur 1295 mit einem Zimmer, aber dagegen 6781 Zweizimmerwohnungen, also ein wesentlich günstigerer Zustand als in Berlin. Immerhin ließen sich auch trassere Zustände aus kleineren Industriorten und Städten mit rapidem Wachstum nachweisen, doch liegen dafür keine amtlichen Belege vor. Unbestritten und unbestreitbar ist, daß die überwiegende Mehrheit unsers Volkes unzureichend oder schlecht wohnt, und wenn unsre Reichshauptstadt selbst auch noch besser daran ist als etwa Ost-London (Whitechapel), so sind doch die gesundheitlichen und sittlichen Wohnzustände höchst betrübend.

Wer aber wohnt von uns wirklich gut? Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil und ein weiterer Teil, wenn auch einigermaßen befriedigend, — teilweise aus eigener Schuld, teilweise durch die gesamten Verhältnisse und Zustände doch nicht ganz zureichend. Hohe Mietpreise, hohe Grundstückspreise erschweren der übergroßen Mehrheit das genügend gute Wohnen, aber der großen Zahl der Schlechtwohnenden kann nur geholfen werden durch Wenderung unsers Rechts, durch mannigfache Verbesserung unsrer Gesetzgebung und durch Wenderungen in unserm Wirtschaftsleben, wie z. B. Verlegung der Industrie aufs Land, wo man billig bauen könnte. Dazu gehören lange Zeiträume, inzwischen aber kann und muß gebessert und geholfen werden von Reich, Staat, Gemeinde, gemeinnützigen Vereinen und gemeinnützig denkenden wohlhabenden Einzelpersonen. Dann wird die Beantwortung der Frage, wo wir wohnen, immerhin von Jahr zu Jahr weniger ungünstig beantwortet werden als heute noch unsre Antwort lautet.

Wie das Münchener Bier entsteht

Plauderei von B. Rauchenecker



Ein Gespann Münchener Bräufers

Unter den vielen Tausenden, die jährlich die Stadt München besuchen, werden nur wenige weiter wandern, ohne dem berühmten Produkt des Münchener Gewerbes, dem Münchener Bier, und dem, was damit in Zusam-

menhang gebracht werden kann, einige Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Unter den sogenannten Lebenswürdigkeiten der bairischen Metropole nimmt, B. das Hofbräuhaus einen hervorragenden Platz ein. Man geht dorthin, um den originellen Verkehr in Augenschein zu nehmen, der sich schon zur Vormittagszeit in den weitgedehnten Hallen entwickelt. Da gibt es keine Seidel- oder Schoppenläufer; der Gast versteht sich mit einem der zu Hunderten vorrätig dastehenden Steinkrüge und holt sich in den meisten Fällen sein liter Bier selbst, das von den flinken Schenkknecchten eifertigst abgegeben wird, weil die Abwidlung dieses dringenden Geschäftes seine Verzögerung gestattet. Dann nimmt der Fremdling mit einiger Befangenheit Platz, wo eben Platz zu finden ist, gleichviel, in welche Gesellschaft er versetzt wird; Rangunterschiede gibt es bekanntlich im Hofbräuhaus nicht. Er kann nicht begreifen, daß man um diese Zeit Bier trinken könne; aber er nippt an dem schäumenden Getränk, er nippt wieder — es darf auch eine „sic“ sein — und endlich ist der Zeitpunkt des Begegnens erreicht.

So wie hier geht es aber auch in den verschiedensten andern Domänen des Gambrinus zu; München steht eben im gewissen Sinne unter der Herrschaft des Bieres, das als Genuß- und Volksnahrungsmittel eine hervorragende Stellung einnimmt.

Aber die Beliebtheit des Münchener Bieres ist nicht durch die Mauern der Stadt begrenzt; seine Verehrer sind über das ganze Erdenrund verstreut; das echte Münchener geht durch alle Länder und Zonen und findet überall freudigen Willkomm. Der hierdurch bedingte Konsum hat die kleinen Braustätten zu Großbetrieben umgewandelt, und heute hat München eine Bierindustrie, deren Wesen euer, wenn auch nur skizzenhaften, Betrachtung wert ist.

Um welche Zeit die erste Braustätte in München entstanden ist, weiß auch der Chronist nicht genau anzugeben. Ein herzogliches Brauhaus gab es schon im dreizehnten Jahrhundert; im Jahre 1286 verließ Herzog Ludwig der Strenge dem Spital eine Bierbrauergerechtigkeit. 1360 gab es schon 12 Brauer; 1372 bereits 21, Anno 1500 deren 38, im Jahre 1618 zählte man 69; ihre Zahl sank in weiteren Verlaufe der Zeit bis auf 18 im Jahre 1870

und stieg dann im Jahre 1900 wieder bis auf 86. Im Hofbräuhaus wurde im Jahre 1591 mit dem Brauen begonnen; der erste Braumeister war Haimeran Fongraz aus Geisenfeld; dieser bezog einen Wochenlohn von 2 Gulden. Im Jahre 1621 wurde das erste Bod Bier gebraut; 1808 hebelte das Bräugeschäft nach dem „Klax“ über; 1890 wurde die Bierfabrikation in ein für den Großbetrieb eingerichtetes Anwesen verlegt; 1897 wurde der gegenwärtige Prachtbau bezogen.

Eine der ältesten Brauereien Münchens ist die Löwenbrauerei; sie wird in der Chronik der Stadt schon um das Jahr 1500 erwähnt; damals befand sie sich inmitten der Stadt in der Nähe der Frauenkirche. Sie hat sich, wie bekannt, als Aktiengesellschaft zum größten Einzelbetriebe in ganz Deutschland entwickelt. Alle Münchener Brauereien betrieben ihre Bierfabrikation anfänglich in ihren in der Stadt gelegenen Anwesen; die zur Lagerung des Bieres notwendigen Keller befanden sich außerhalb der Stadt auf den diese umgrenzenden, damals noch nicht bebauten Höhen. Mit Beginn des Großbetriebs wurden alle Sudwerke dorthin verlegt, und an Stelle der alten Braustätten erhoben sich fast durchweg prächtige Bierpaläste, die nur noch dem lokalen Absatz dienen. Wie ganz anders stellt sich jetzt der fabrikmäßige Großbetrieb im Gegensatz zum handverzmäßen Betrieb dar! Das Verfahren ist ja im Grunde genommen das gleiche. Zuerst kommt die Malzbereitung, dann die Bereitung der Würze, hernach die Gärung und



Im großen Sudhaus



Ein Fortschritt der Technik: die Bahwaschmaschine

schließlich die Lagerung. Das Mälzen oder die Verwandlung der Gerste in Malz geschieht folgendermaßen: Zuerst wird die Gerste gepulvt, fortiert und gewaschen, dann wird sie in Wasser eingeweicht, um das notwendige Keimen zu fördern, und endlich wird die gekimte Gerste getrocknet und kommt dann auf die Tarré, um hier förmlich geröstet zu werden; das so behandelte Produkt ist das Malz. Das fertige Malz wird wieder gepulvt, d. h. von den Keimen befreit, und dann in sogenannten Silos, geschlossenen Kästen aus Holz oder Eisen, sechs bis zehn Wochen gelagert. Hierauf wird es zur Würzebereitung hergenommen. Das Malz wird auf der Schrotmühle zerquetscht, dann mit Wasser gemischt, und nun gelangt es zuerst in den Maischbottich, dann in den Maischfestel, in den Läuterbottich und endlich in die Würzpfanne. Das Umrühren der Maische, das früher von den Bräulern mit großem Kraftaufwand besorgt werden mußte, geschieht jetzt auf mechanischem Wege. Beim Kochen der Würze wird das nötige Quantum Hopfen zugeföhrt. Nach dem Kochen muß die Würze möglichst rasch abgekühlt werden, das geschieht auf den Kühlkühnen; zuvor paßiert sie den Hopfenreiber, der das Hopfenstroh zurückhält. Nach der Abkühlung wird die Würze in den Gärfeller geleitet und in Eichenbottiche, die einen Inhalt von 20 bis 30 Hektolitern haben, abgeföhrt; dann wird die Hefe zugegeben. Die Temperatur im Gärraum wird immer mehr verringert, bis sie derjenigen des Lagerkellers gleich ist. Nunmehr wird das Bier geföhrt, d. h. auf irgend einem Wege in den Lagerkeller abgeföhrt, wo es einer nochmaligen Gärung durchmacht. Bier mit einer Lagerdauer von drei bis sechs Wochen heißen Winter-

biere, solche mit mehrmonatlicher Lagerung Sommerbiere.

Zur Bierfabrikation bedient man sich der verschiedenartigsten hinreichend konstruierten Maschinen. Bei den Großbrauereien ist durchweg der Dampftrieb eingeföhrt. In der Art und Weise der Produktion werden die Münchener Großbrauereien: Augustiner, Bürgerbräu, Edel,

Franziskaner, Pader, Postbräuhaus, Löwenbräu, Mathefer, Münchener Kindl, Paulaner, Pschorr, Spaten und Thomas wenig voneinander abweichen; sie alle wetteifern in bezug auf neueste und bewährteste Einrichtungen. Um aber ein Bild des, wie erwähnt, überall gleich getriebenen Betriebes zu geben, soll einiges über Produktion und Produktionsverhältnisse des größten Einzelbetriebes, der Löwenbrauerei, hier kurz erwähnt werden.

Tiefe Brauerei arbeitet mit fünf Dampfmaschinen von mehr als 600 Pferdekraften, neun Dampfesseln mit 660 Quadratmetern Heizfläche; in der Mälzerei können 250000 Hektoliter Malz hergestellt werden. Damit ist jedoch der effektive Bedarf nicht gedeckt; es wird noch an verschiedenen andern Stellen für die Brauerei gemälzt. Die mit Solnhofener Platten gepflasterten Mälzernen haben einen Flächeninhalt von 18861 Quadratmetern = 5 $\frac{1}{2}$ bagrischen Tagwerken. Die 15 Doppelbarren bemessen sich auf 1156 Quadratmeter. Auf 4 Sudwerken können täglich über 2000 Hektoliter Bier gesotten werden. Die Gär- und Lagerkeller sind mit einer modernen Kühlanlage auf Grund großartiger Lüftischen Eismaschinen versehen, die im Jahre 56940000 Kilo Eis liefern können. Teilweise wird diese Kälte auch zur Erzeugung von Eis zum Versand und zur Abgabe an die Kunden benutzt. In den Lagerkellern können 200000 Hektoliter Bier gelagert werden; die Leistungsfähigkeit der Brauerei beträgt im Jahre weit über eine halbe Million Hektoliter.

Etwa zwei Drittel des erzeugten Bieres werden in der Stadt München und Umgebung konsumiert; das letzte Drittel wird durch die Bahn verendet, zu welchem Zwecke die Brauerei über 100 eigene Eisenbahnwaggons angeschafft hat. Interessant dürfte auch sein, daß der sogenannte Haus-trunk, d. h. das Freibier, das täglich an die in der Brauerei beschäftigten Personen abgegeben wird, ein Quantum von 25 bis 30 Hektolitern repräsentiert, was einem Jahreskonsum von 7500 bis 8000 Hektolitern gleichkommt. Die Anzahl der Versandfässer beträgt 80000 Stüd. An Transportkosten

für Materialien und Bier werden an die bayrische Staatsbahn allein über 1 Million Mark bezahlt. Bemerkenswert erscheint auch der außerordentliche Wasserverbrauch einer solchen Brauerei; er beträgt in der Hovenbrauerei täglich etwa 4 Millionen Liter, und die Brauerei hat einen jährlichen Wasserzins von etwa 90000 Mark an die Stadt München zu bezahlen. Die Brauerei beschäftigt durchschnittlich 600 bis 700 Personen.

Der Export geht, wie bei den andern Brauereien, nach allen Ländern der Welt; in die überseeischen Länder wird das Bier in Flaschen verschickt, sonst erfolgt der Versand in Fässern. In Paris und London hat die Brauerei eigne Kellereien angelegt, dorthin wird nämlich das Bier in größeren Gebinden geschickt, die dann am Plage in kleinere Fässer nach Bedarf abgefüllt werden. Der Grund hierfür liegt darin, daß z. B. in Frankreich Bier nach dem Gewicht, wobei die Behälter mit eingerechnet werden, verzollt werden muß.

Ein mächtiger Wagenpark ist für Transportzwecke am Plage vorgesehen; die Bespannung besteht aus ungefähr 100 Pferden belgischer Abkunft und ebensoviel Zugochsen.

Selbst für den Laien ist es höchst interessant, den ganzen Betrieb in voller Tätigkeit zu sehen, weil sich gar vieles seinen Blicken bieten wird, von dem er bislang kaum eine Ahnung gehabt hat.

Betritt man den Hofraum, so wird man sich in erster Linie über die Masse des aufgestapelten Faßmaterials wundern. Ganze Eichenwälder sind solchem Bedarfe zum Opfer gefallen; glücklicherweise kommt dabei nicht unfre vielbesungene deutsche Eiche, sondern hauptsächlich slawonisches und bosnisches Produkt in Betracht. Die Fässer werden gewaschen und zwar mittels besonderer Vorrich-

tungen auf mechanischem Wege; ist die Manipulation vollzogen, dann wird noch jedes Faß eigens elektrisch durchleuchtet und einer strengen Kontrolle hinsichtlich der höchsten Sauberkeit unterzogen. Dann kommt es erst zur Füllung. Die für auswärtige Sendungen bestimmten Fässer werden innen ausgepicht; das Pichen war ehemals eine gefährliche und beschwerliche Arbeit, die zudem der Nachbarschaft viele Belästigung durch Rauch und Geruchsbeleidigung verursacht hat. Heute benutzt man auch zu diesem Geschäfte einen Dampfapparat, der die ganze Prozedur schnell und sicher in kürzester Frist erledigt; an den verpichteten Fässern müssen jeweils die lose gewordenen Keisen wieder angetrieben werden; das besorgt gleichfalls eine sinnreich konstruierte Maschine, die mit gewaltigem hydraulischen Druck die ehemalige Arbeit des Eisenschlegels vollzieht. Es ist eine Freude, durch die Sudhäuser zu wandern und die blühblauen Maschinen und Kessel zu betrachten; alles zeigt die peinlichste Reinlichkeit. Man läßt sich hier den ganzen Prozeß der Biermacherei erklären und betrachtet mit Befriedigung alle Apparate, die so genau, so sicher und mit so großer Rücksichtnahme auf die Hygiene arbeiten; aber der Aufenthalt in dieser Bierküche ist nicht besonders angenehm wegen der dort herrschenden tropischen Hitze. Bei Besichtigung der prächtigen Malzböden kann man sich etwas abkühlen, während beim Betreten der riesigen Lagerteller mit ihrer künstlich niedergehaltenen Temperatur eine gewisse Vorsicht nötig ist, um sich gegen Erfältung zu sichern. Es ist gerabegau unheimlich, zwischen den Riesenfässern in dieser totenstillen Unterwelt herumzuwandeln, und man steigt gern wieder aus Tageslicht empor zu jenen Mäumen, wo die Flaschenfüllerei sich befindet. Auch hier erreut



Das Bier wird in die Fässer gefüllt



Die Brauchemiker bei der Arbeit im Laboratorium

man sich an der außerordentlichen Reinlichkeit, mit der die leeren Flaschen behandelt werden. Das Putzen und Auspülen der Flaschen geschieht wieder auf mechanischem Wege, ebenso rasch wird das Füllen und Verschließen besorgt. Die für die überseeische Reise bestimmten Flaschen werden noch pasteurisiert; sie kommen nämlich nach und nach in ein Bad mit etwa 56° N. Wärme, wodurch auch die letzten Gärkeime verichtet werden; dann folgt eine wiederholte Abkühlung, und nun kommt die fertige Verpackung. Die Kisten, die bereits die Aufschrift ihres Bestimmungsortes tragen, werden nicht genagelt, sondern ver-

Weltteile zu tragen und überdies dem fernen Landsmann freundliche Grüße und Augenblicke beseligender Erinnerung an das Heimatland übermitteln.

schraubt, und jede Flasche erhält noch ein hübsches Heißkleid aus Stroh. Eine eigne kleine Fabrik beschäftigt sich mit Herstellung dieser Hülsen. Mitleidig sehen wir Beförderer der meisten Bitterkrüge auf die kleinen Flaschen, die nach den fernsten Zonen wandern, um dort die Lebemänner und Wohlhabenden zu erquickeln, aber mit einem gewissen Stolz muß es uns doch erfüllen, daß auch diese kleinen Flaschen dazu helfen, das Lob der deutschen Industrie in die fernsten



Eine Lagerabteilung drei Stock unter dem Straßenniveau



Füllen und Verschließen der Flaschen in der Brauerei



Verpackung des Flaschenbiers für den überseeischen Transport

Weihnachtsfage in den Alpen

Eine Skizze aus dem Kärntner Volksleben

von

Hans Kerschbaum

Der Städter, der im Sommer zum Vergnügen in den Bergen umherstreift, ist oft der Meinung, daß es wohl um die Sommertage in den Alpen eine recht schöne Sache sei, im Winter aber, denkt er sich, sehe es in diesen entlegenen Bergnestern und einsamen Bauernhöfen übel aus. Aber es ist gar nicht so schlimm! Der Sommer mit seinem lustigen Alm- und Waldleben ist freilich ein flotter Geselle. Wer kümmert sich da weiter viel um ein schützendes Dach, um einen warmen häuslichen Herd? Verkreut in Berg und Wald leben die Leute, dort schaffen sie, laum daß sie für die Nacht ihre Wohnstätten auffuchen; viele von ihnen lassen auch das sein, so die Holzer, die Köhler, die Senner, die Jäger und andre, deren Arbeitsstätte fernab von ihrem Heim liegt, die Tage, Wochen und Monate auf den Almen und in den Wäldern zubringen.

Wenn aber das Laub der Bergwälder röstlich zu werden beginnt und sahle, welle Blätter über die dorrenden Matten hin tanzen und wirbeln und rascheln, wenn das schneidige Bergglül über die Höhen pfeift und durch den Hochwald singt, daß die Bäume winseln, und wenn die Nebelschwaden schon tagelang an den Berglehnen hängen wie ein grauer Wall — dann kommen sie sacht hervor, aus den Bergen und Wäldern, von den Almen und aus den Schluchten, wo sie ihr Sommerquartier gehabt, und gehen heimwärts.

Ter Summar geht umar,
Das Lab fallt An Bam;
Reht giog'n die lustigen
Sendereut ham —

singt der Almhirt, der den ganzen Sommer über in Gemeinschaft mit seiner Rinderschar auf den Hochweiden sein Heim aufgeschlagen hatte; der Abtrieb von der Alm bedeutet für den Helder das Ende des Sommers; das trauliche Klingeln und Schellen der Leittiere ist auf den Almen verstummt, draußen wird's unfreundlich, aber in Hans und Dof wird's um so lauter und lebendiger; die Leute sind alle wieder beisammen, am Abend brennt wieder die Kienholzleuchte, und in der Stube heben die Spinnräder zu schnurren an, die Männer lieben Bremspäne und schnitzen allerlei Geräte für die Wirtschaft, und auf der Ofenbank ist's schon recht behaglich. Da sitzt die Mhl und erzählt den Enkelkindern Geschichten; die Leute wissen viel Neues zu berichten vom Alm- und Waldleben im Sommer, von bösen Wettern und allerlei Gefahren, wie sie den Alpenbewohner heimfuchen. Die Geselligkeit findet kaum anderswo eine so fürsorgliche Pflegestätte als in der Bauernstube zur Spätherbst- und Winterzeit; bei den zumeist wenig anstrengenden häuslichen Arbeiten haben die Leute gern ihre Unterhaltung. Das Schaffen geht dabei kurzweiliger von hatten, und die Winterzeit, die in den Bergen sonst freilich über und langweiliger wäre als anderswo, wird leichter überstanden. Es ist daher

ganz natürlich, daß sich gerade zu dieser Zeit das Seelenleben des Bauernvolkes am reichsten entfaltet, und die Tage um die Wintersonnenwende sind in dieser Hinsicht die bedeutungsvollsten. Die Rauchnächte sind für den Alpenbauer nicht nur eine geheimnisvolle, sondern auch eine heilige Zeit, und bis dahin trachtet er, mit allen schweren wirtschaftlichen Arbeiten zu Ende zu kommen, weil er die Tage vor dem Weihnachtsfeste in anderer Weise benützt.

Mit der Thomasnacht hebt es an, daß ist die erste der Zwölfnächte, in denen der Bergbauer seine Hausräume mit Waldweihrauch und Wacholderbeeren austräuchert und mit Weihwasser besprengt, damit sein Heim gefeit sei gegen alles Ungemach, Krankheit und böse Ansehung. Bei dieser Verbindung hat er seine besonderen Meinungen und wendet alle Vorsicht daran, daß bei der Räucherung kein Stück Kohle aus der Glutpfanne zu Boden fällt, denn diese hätte eine schlimme Vorbedeutung für sein Haus: eine in der Wohnstube gefallene Kohle zeigt den Tod eines Familienmitgliedes an, in der Küche oder im Keller bedeutet es eine Mißernte, unterm Dachboden Feuers- oder Kriegsgefahr und im Stall eine bössartige Krankheit unterm Vieh.

Weil in den Rauchnächten der Mensch nach der Meinung des Volkes auch in die Zukunft zu blicken vermag, gelüftet's schon in der Thomasnacht manch junges Dirndl oder manch vorwichtigen Burchen, auf einem Kreuzweg „Losen“ zu gehen, allwo dem Lauscher seltsame Dinge zu Ohren kommen. Mit einem Stück geweicher Kreide wird ein Kreis gezogen, damit die bösen Geister ordentlich Respekt kriegen; dann wartet man der Dinge, die da kommen mögen. Es sind Stimmen aus dem Jenseits, und wenn dem neugierigen Horcher auch nicht unmittelbar über sein zukünftiges Geschick etwas gesagt wird, vermag er sich dennoch die Sache trefflich zu deuten; und wenn das lausende Dirndl nur den Laut eines Juchzers, eines Gesanges oder gar etwas wie Musik vernimmt, dann weiß es ganz sicher, daß es im kommenden Jahre für sie lustige Zeiten, wenn nicht gar vielleicht eine Hochzeit gibt. Jener aber, der beim „Lösen“ ein Polterer oder Hämmerer vernimmt, der mag sein Testament machen, der überlebt das neue Jahr nimmer.

Die jungen Mädchen sind schrecklich neugierig; deshalb unternehmen sie in der Thomasnacht die seltsamsten Dinge, wobei sie freilich die Kammerthür verriegeln, so daß es nicht zu kontrollieren ist, ob es damit seine Richtigkeit hat, was das alte Threfele erzählte, daß nämlich die heiratslustigen Dirnbelen in der versperrten Kammer wichtige Unterfandlungen mit dem heiligen Thomas anbinden. Der heilige Thomas, sagt das Threfele, kennt sich woltern gut aus in den Ehestandsangelegenheiten, und wenn so ein Dirndl gern heiraten möchte, dann wendet es sich an den heiligen Thomas. Wenn es recht schön umgeben laum mit



Neue Nachrichten
Nach dem Gemälde von Matthias Schmid

ihm, so läßt er sich schon herbei, ihr ihren Herzallerliebsten im Traume zu zeigen. Das ist eine sehr schöne Sache; damit sie aber auch richtig gelinge, muß die liebesdürstige Maid sich am Abend vor dem Schlafengehen am ganzen Leibe sauber waschen und mit dem linken Fuß zuerst ins Bett steigen!

Es gibt aber auch ein einfacheres Mittel, um diesen Zweck zu erreichen. Das Mädchen streut, im Bette liegend, eine Handvoll Feinfamem rückwärts über den Kopf und spricht dazu:

„I saa (saa) an Sam'
In Thomas Nam'.
In Thomas Garten
Will i auf mein Liebsten warten.“

Und vielleicht gar, daß er schon draußen steht vor dem Fensterlein, der Tote oder der Franze oder sonst einer! Mancher Kirfchbaum wird geschüttelt in der geheimnisvollen Thomasnacht, und das Geheiß eines Hundes gibt dem Mädchen den Fingerzeig, von wannen der Zukünftige kommen wird. Nebst andern Bräuchen ist auch das „Lösen“ (Weigießen) während des Abendlätens üblich. Viele dieser Bräuche wiederholen sich am heiligen Abend, so das „Lofengehen“, das Weigießen u. a. Am Christabend geht der Bauer wieder mit Rauchfaß und Weihwasser durch das Haus, und dem Vieh steckt er frisches Futter in die Krippe, weil des Nachts das neugeborene Jesuskind darauf ansruhen wird, und das bringt Segen für das Gedeihen der Haustiere und für das Wachstum des Futters.

Die Kinder, denen ja das Weihnachtsfest als die freudreichste Zeit im Jahre gilt, eilen nach dem Ave Maria-Läuten durchs Dorf und singen vor den Häusern, wofür ihnen mancherlei Gaben zuteil werden. Der Bauer geht in der Abendstunde mit seinem Hausleuten um sein Gehöft, wobei der Hofkranz gebetet wird. Wenn die Leute in die Stube zurückkehren, trägt die Bäuerin das Abendessen auf, denn es würde den ganzen Tag streuge gefastet. Nach dem Essen trinken sie wohl auch einen Kranebetschnaps (Wacholder), der, am heiligen Abend genossen, gegen Krankheiten schützt. Der „Tisch“, ein tüchtiger Holzklotz, wird in die Stube gelegt, um die Stube warm zu halten, bis gegen Morgen die Leute von der Christmette heimkehren. Auf dem bedeckten Tische stehen das Kreuzfiger und geweihte Kerzen, die während der Mette brennen.

Am Weihnachtsabend sitzen die Leute bei der Kienholzleuchte in der sauber geschneerten Stube und erzählen sich allerhand Geschichten, damit sie nicht schläfrig werden bis zur Mitternachtsstunde, da die Glocken der Dorfkirche zu klingen anheben und zur Mette rufen. Mit flackernden Kienholzfaßeln eilen die Leute über verschneite Berge, durch finstere Wälder dem lichtstrahlenden Gottesbause zu, um dort dem neugeborenen Jesuskindelein ein Loblied zu singen. Sie kommen heraus aus den Waldschluchten und herab von den Höhen, wo zu dieser Stunde die Gehöfte vereinsamt sind. Der Bauer allein ist dabeim geblieben, um Haus und Hof vor Dieben zu schützen, die es in der Christnacht auf die verlassensten Gehöfte abgehen haben und dem Bauer gern den Weihnachtsbraten, so sein solcher vorhanden ist, ausführen möchten. Es sind

einsame Stunden im Dause; eine geweihte Kerze brennt auf dem weißgedeckten Tische, und nachdem der Bauer den Kindern, die in der Kammer vom lieben Christkinde träumen, die Weihnachtsgaben in die angestellten Teller und Schübe gelegt hat, setzt er sich mit einem Erbauungsbuch an den Tisch, um die Christmette mitzufeiern.

Wenn gegen Morgen die nächtlichen Kirchgänger ins Banernhaus heimkehren, ihre Kleider und Stiefel oft voll Schnee, dann werden die Kinder geweckt, und da gibt es dann einen frohen Jubel bei jung und alt. O du hochgefeierte Weihnachtszeit! Wie sie gucken, die Kleinen! Und dann wollen sie über das liebe Christkinde allerhand wissen, wie es denn ausgesehen und was es gesagt habe — ja, dem Vater wird orbentlich warm bei den vielen Fragen der glückstrahlenden Kinder.

In der Stube liegt der glimmende Tisch, der die Stube warm gehalten, und nun macht sich die Bäuerin gleich daran, den Leuten einen heißen Kaffee zu kochen. Wenn sie beim Frühstück zusammensitzen, dann wissen sie zu erzählen vom Christkinde, von der Mette und von Bekannten, die sie getroffen im Kirchdorf, und dabei schmecken ihnen der Kaffee und das Zudrot wie nur etwas.

Am Christmorgen geht der Bauer wieder in den Stall, um die Futterkrippen frisch zu füllen, denn auch das liebe Vieh soll es merken, daß Festtage angebrochen sind. Mittags kommt dann das Beste auf den Tisch, vielleicht sogar ein frischer Schweinebraten mit Erdäpfelalat, und hierauf bringt die brave Hausmutter Klebenbrot oder gar einen „Habennickel“, damit es zur Festtagszeit keine Not im Dause hat.

Der Stephanitag (26. Dezember) bringt mitunter eine Veränderung im Dause mit sich. Gene Dienstboten, die für das folgende Jahr nicht mehr bei dem Bauer bedientet bleiben, schünnen an diesem Tage ihr Wanderbündel und nehmen Abschied vom Bauernhause und seinen Bewohnern.

Der Johannitag (27. Dezember) gehört bei den Bauern auch noch zu den Festtagen, wenn auch nicht mehr ganz so wie sein Vorgänger. Die Arbeit, die zu dieser Zeit meistens nicht drängt, läßt man ruhen und geht dafür in die Kirche, um sich den Johannisseggen zu holen; am Nachmittag gehen die Bauern gern ins Wirtshaus, um den Johannwein zu trinken. In Uggoviz (Oberfärenten) tragen an Johannesstige die Burschen die „Brina“ — das ist ein mit Geldstücken geschmückter großer Tannenast — im Dorfe umher und suchen die heiratsfähigen Mädchen auf, die sie mit der kostbaren Seite der „Brina“ berühren; läßt das Mädchen sich dies gern gefallen, dann gilt dies als Jawort für den Burschen, der es mit der „Brina“ berührt hat.

Mag's ergründen wer will, die Leute wissen es heute gar nicht mehr, woher solch sonderbare Gebräuche gekommen sind, aber sie üben sie immer noch und haben ihr Ergözen daran.

In den Tagen zwischen Weihnachten und Dreikönigsfest ziehen die Dreikönigsfänger mit ihren naiven Hirtenliedern im Lande umher und heimten als Lohn für ihre Aufführungen die Ueberreste der Festtagsstuden ein. In früheren Jahren gingen die sogenannten „Sternfänger“ im Kirchspiel herum. Das war der Organist mit seinen Chorängern; sie

tragen auf einer Stange einen großen „Kometstern“ und fangen den Bauern Weihnachtslieder vor, bei welcher Gelegenheit der Organist seine Naturalgebühren einjammelt. In besseren Häusern gab es dabei manche Bewirtung, so daß es sich mitunter zugetragen, daß die Sänger auf dem Heimweg ihren papierenen „Kometen“ verloren.

Der Altjahrstag bringt wieder manch Orakelhaftes mit sich, und dem Bauer gilt er auch als Posttag für die Witterung und die Fruchtbarkeit des neuen Jahres. Für die Dorfjugend ist der Unschuldigen Kindertag noch eine vergnügte Zeit in der Weihnachtsperiode. Schon am frühen Morgen sind die Kinder auf den Gassen und stürmen mit ihrem „Pließnaftl“ und dem Sammelsack in die Häuser, um die erwachsenen Personen, die ihnen in den Weg kommen, zu „schappen“ und ihnen ein „Frisch und gesund“ anzuwünschen. Am Abend gehen dann auch die erwachsenen Burchen mit Kutten zu ihren Dirnbeln im Schoppen herum.

Am Abend vor Heiligendreikönig, als der letzten Rauchnacht, nimmt der Bauer nochmals eine Räucherung seiner Hausräume vor, und gleichzeitig schreibt er mit geweihter Kreide auf alle Türen die Namen der drei Weisen aus dem Morgenlande, Kaspar, Melchior, Balthasar in folgender Form:

19 K + M + B + 03

und zur Vorsicht malt der Knecht noch an die Stalltür ein fünfzackiges Trudenkreuz, und die Mädchen tun desgleichen an ihren Bettstätten, damit keine böse Trud über sie komme.

Mit der letzten Rauchnacht hat auch die geheiligte Adventzeit ihr Ende erreicht, es winkt schon wieder die Lustbarkeit, die tolle Fastnacht hebt an, und am Dreikönigstag fahren die Alpenbauern lustig in den „Haarlang“ aus, hinaus ins Kirchdorf. Dort streichen die Musflanten die Fiedel und spielen zum Tanz auf. Wer möchte noch zweifeln, daß es im winterlichen Bergdorf lustig ist?



Christmette in den Bergen. Nach dem Gemälde von Th. Kleehaus



Mehrsche Korsettsfigur

Zehnhundert Wäuerin

Korsetts-Tracht

Moloto-Böhm

Korsett-Trachten von heute und einst

Frauentracht und Frauenschönheit

Im turbanrischen Intelligenzblatte von 1783 findet sich unter der Ueberschrift: „Warnung an das Franzenzimmer“ ein von einem Arzte geschriebener Aufsatz, der höchst erbaulich zu lesen ist und also beginnt: „Alle Aerzte kommen daruin überein, daß die Schürbrüste, oder Mieder, wie man sie hierzulande nennt, auf die Gesundheit die schädlichste Wirkung haben, und einige neuere eifern dagegen mit Gründen, die das beredsamste Franzenzimmer zu widerlegen vergebens suchen wird. Franzenzimmer, die sich in diesen Kürasß so gern einpauszern, mögen es zu ihrer Warnung, und die, welche denselben selten oder gar nicht anlegen, zur Befestigung ihrer vernünftig gefassten Gesundheitsregel lesen.“ Danu kommt ein ausführliches Verzeichniß aller durch das Korsett hervorgerufenen Krankheiten, eine lange Liste, die heute noch ihre Geltung hat, abgesehen vielleicht von einer zu starken Hervorhebung der Milz, deren Bedeutung in der ganzen älteren Heilkunde überschätzt wurde. Der Aufsatz schließt mit den Worten: „Wahrlich eine Summe aller möglichen Uebel! Woß daruin könnte man den Schürbrüsten oder Miederu einigen Nutzen eingestehen, daß sie gewissen Leidsmängeln ansbessern könnten.“ So geschrieben in jener Zeit, da Philosophen und Künstler gegen die Uebertultur des Moloto zu Felde zogen, der Klassizismus den „Kopfstil“ bekämpfte und die Schäferinnen in Reifrock und Schürbrüst schließ-

lich den à la grecque gekleideten Schönen weichen mußten. Fast ein Menschenalter behauptete sich die Empiretracht, die den Frauen die Werthschätzung der eignen unverschürten Körperpersönlichkeit wiedergab. Erst als nach dem Empire die ganze organische Kunstentwicklung abbrach, tauchte das Korsett wieder auf, und auch die Krinoline blieb dem 19. Jahrhundert nicht erspart. Die Aerzte waren resigniert geworden, die Künstler, selbst die Plastiker, begaunnen schon da und dort den durch die Tracht verbildeten Körper als den normalen anzusehen und in die Kunst zu übertragen. Erst in den letzten Jahren regt es sich wieder mächtig, um dem Frauenkörper zu seinem natürlichen Rechte zu verhelfen und ihn von Fischbein und Stahl zu befreien. Heute wie damals im 18. Jahrhundert tönt der Mahuruf der Aerzte sehr vernünftig, und eine Menge namhafter Künstler ist an der Arbeit, die naturgemäße und hygienische Kleidung auch schön zu gestalten.

In München fand unlängst eine Ausstellung statt, die ein getreues Bild vom gegenwärtigen Stande der Bewegung gab, um so mehr, als gerade in München zum erstenmal die ganze Frage in umfassender und dadurch um so überzeugenderer Weise behandelt wurde. Auch an Ausdehnung übertraf die Münchener alle bisherigen ähnlichen Veranstaltungen; nahm doch die Ausstellung das ganze

Studiengebäude des Neuen Nationalmuseums, 12 Säle mit mehr als 1000 Quadratmetern Flächenraum, ein.

Gleich beim Eingang fanden sich in Rahmen eine große Anzahl von Modebildern aus illustrierten Zeitschriften ange stellt, sowie Photographien nach be rühmten Pariser und internationalen Modefürstinnen. Zu denken gab schon ein Rahmen mit Illu strationen aus fran zösischen und deut schen Korsett katalo gen, inmitten aber eine antike Gewand statue. Noch beun ruhigender wirkte die Gegenüberstellung der Körpermrisse einer Modeschönheit, wie sie erstrebt, wenn auch glücklicherweise nicht immer erreicht werden, daneben die Gestalt eines Kasserweibes, und wir sind überrascht, zu sehen, daß beide ganz bedenkliche Ähnlichkeiten aufweisen. Allmählich dämmert das Empfinden



Modo-Kostüme aus dem Familienbesitz Bassermann-Jordan in Teidesheim

auf, daß wir den bekleideten, verschürzten Körper zwar schön finden, denselben Körper dagegen in nacktem Zustande nicht mehr, sondern daß hier das Schönheitsideal der Antike und der Renaissance auch noch das unstre ist, so sehr sich auch die Mode bestrebt, es zu entstellen und un wiederbringlich zu zerstören.

In einer eignen anatomisch-pathologischen Abteilung der Ausstellung wurde dann mit Hilfe von anatomischen Präparaten, Abgüssen nach Leichen, Röntgen aufnahmen u. s. w. die Schädlichkeit des Korsetts dargelegt. Nichts hatte man beschönigt, nichts verschwiegen, aber auch nichts übertrieben, wie die als Gegenbeispiele überall angebrachten Photographien von Modeschönheiten zeigten. Es wurde im Gegenteil besonderer Nachdruck darauf gelegt, die Schädlichkeit auch des nicht fest ge schnürten Korsetts zu



Ogynische Trachten der Vergangenheit (Empire)



Schwarze Crépe de Chine-Toilette, entworfen von Max Pfeiffer (München)

beweisen, was um so wichtiger ist, als sich bekanntlich keine Dame — nach ihrer eignen Aussage — überhaupt schnürt oder je geschnürt hat. Besonders überzeugend wirkten zwei Skelette, das normale einer jungen Frau, mit nach der Leibesmitte zu immer weiter und kräftiger ausladenden Rippen, das andre mit verschürtem, nach unten trichterförmig sich verengerndem Brustkorbe. Anatomische Abgüsse nach geöffneten Leichen machten die Beweisführung in diesem Teile der Ausstellung besonders drastisch, aber auch unbedingt zwingend; mit so reichem und überzeugendem Material ist sie

noch nie versucht worden. Also das Korsett soll fallen, ebenso alle Schürvorrichtungen an der Unterkleidung; der Kumpf muß seine volle Bewegungsfähigkeit wiedererlangen. Das Gewicht der Oberkleidung wird soviel wie nur möglich verringert und von den widerstandsfähigsten Teilen des Knochengerüsts, den Schultern vor allem, aber mit Zuhilfenahme des festen Beckengürtels getragen, bei der Arbeitskleidung sogar vorwiegend von den Hüften. Der wichtigen Frage der Unterkleidung war ein ganzer Saal gewidmet.

Der nächste Saal gab eine Geschichte der Korsett-



Dieses Festkleid für junge Frauen, entworfen von Max Pfeiffer (München)

trachten, dargestellt durch ein reiches Material von gleichzeitigen Gemälden, Handzeichnungen und Stichen seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Daneben fehlten nicht Originalmieder vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, Kostüm- und Niedermeierkostüme, Karikaturen gegen das Korsett und gegen die Krinoline des 18. und des 19. Jahrhunderts, sowie die älteren Streitschriften der Ärzte. Als Beispiel für unhygienische Volkstrachten war das Kleid einer Tachauer Bäuerin ausgestellt, die einen Teil ihres Wohlstandes auf dem Leibe trägt, indem sie einen Rock aus über zehn Metern schwersten Wollstoffes

benutzt. Den gegenwärtigen und hoffentlich endgültigen Schlussspinnst der Reihe bildete eine moderne Toilette „façon sans ventre“.

Der nächste Mann suchte die Vorstellung vom normalen weiblichen Körper und von einer naturgemäßen Bekleidung wieder wachzurufen und zu befestigen, nachdem sie uns, dank unserer heutigen modischen Frauentracht, fast ganz verloren gegangen ist. Hier ward deshalb eine größere Zahl von Abgüssen nach antiken Bildwerken und solchen aus der Renaissance ausgestellt, die uns alle, wenn auch in verschiedenen Stilisierungen, eine Vorstellung

geben vom normalen weiblichen Körper und seinem Mangel an allem, was die Mode „Taille“ nennt. Aus der ganzen Reihe der formlosen und gesunden Trachten des vorclassischen Altertums, der asiatischen Kulturvölker, sowie des ganzen Mittelalters waren nur verhältnismäßig wenige Proben gegeben, da die oft sehr primitive Stilisierung und das geringe Verständnis der alten Künstler für den von der Kleidung bedeckten Körper meist nicht normale Körper, sondern lediglich die gesunden Trachten wiederzugeben imstande war.

In allen übrigen Sälen fand man nun die Kleider ausgestellt, die als Vorwürfe für gesunde und dabei künstlerisch schöne Frauenkleidung dienen können. Schmund und Spitzen waren dabei so wenig vergriffen wie naturgemäßes Schuhwerk, das beiden Geschlechtern noch in gleicher Weise fehlt.

So war es eine Menge des Unregenden und Hochkünstlerischen, das man hier bot, neben manchem noch Unfertigen und einzelner Mißglückten freilich. Ausgeschieden waren alle Sach- und Trägerkleider, die der guten Sache in der Öffentlichkeit bisher nur schaden. Das Gesellschafts- und das Hauskleid überwogen zwar noch, doch fanden sich auch einfache Straßenkleider und zweckmäßige Arbeitskleider, die vor allem nützlich, schon in größerer Anzahl ausgestellt. Zwei Gruppen von Kleidern sind vor allem zu unterscheiden, eine kleine, die in Neußerlichkeiten nicht alle Beziehungen zur herrschenden Mode abbrechen will, um zaghaften Frauen, die nicht auffallen wollen, den Uebergang zur neuen Tracht zu erleichtern, und eine größere Gruppe, die auf eignen Wegen zu ganz neuen, selbständigen und durchaus persönlichen Ergebnissen gelangt ist. Wir müssen leider hier darauf verzichten, einzelnes von

dem hervorzuheben, was uns als besonders gelungen aufgefallen ist.

Dass die neue Frauentracht allmählich aufhört, nur belächelt und bewigelt zu werden und Stiefkind der modernen Kunst zu sein, bewies das lebhafteste Interesse, das man in München und auch außerhalb Bayerns der ganzen Ausstellung entgegenbrachte. Bayerns greiser Regent und fast alle zurzeit in München anwesenden Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses haben eingehend die Ausstellung

besichtigt, die von einer ganzen Anzahl von Staatsinstituten in jeder Weise gefördert wurde. Schon zwei Wochen nach der Eröffnung hatten über 11000 vollzählende Besucher die Ausstellung besichtigt, an 2000 Schülerinnen städtischer und privater Lehranstalten wurden durch Führungsvorträge mit den Zielen der Veranstaltung vertraut gemacht, die dahin gehen, nicht eine neue Mode zu schaffen, die rasch verschwindet, ohne Fortschritt gebracht zu haben, vielmehr eine gesunde Grundlage, die der Weiterentwicklung der Mode in Zukunft den weitesten Spielraum gewähren soll für lange Zeit.

Wenn Prophezeiungen überhaupt zwecklos sind, so sind sie es besonders auf dem Gebiete der Entwicklung

unserer Tracht. Tatsache ist, daß heute schon Tausende von Frauen in Deutschland den Mut gefunden haben, sich loszumachen von der herrschenden, gesundheitsschädigenden Mode.

Die Münchener Ausstellung wird die Zahl derer, die sich gesund und vernunftgemäß kleiden, beträchtlich vermehren und dazu beitragen, daß die Frage der Umgestaltung der Frauenkleidung auch immer mehr in künstlerischer Weise beantwortet wird.



Die Viedlerfängerin Vollen Kallion als „Gerb“ in Dolger Trachmanns „Junter Ral“
Umfassungsam Erstgärters Festivator, Erziehungsausschuss des Volksbildungs- & Wandlers



In der Premiere
Nach einer Zeichnung von Ed. Cucuel

Chamberlain zu Hause

Zum Rücktritt des englischen Kolonialministers

Joe Chamberlain hat sein Amt niedergelegt und das Regierungsgebäude in



Chamberlain bei einer Agitationsscene

gewaltigung der beiden Bureaurepubliken ist heute noch zu frisch in aller Erinnerung. In seinem Vaterlande dagegen genießt er eine Popularität, wie nur die größten Staatsmänner der früheren Zeiten. Das Volk nennt ihn meistens nur mit seinem Vornamen Joe (Joses), und wo er sich nur zeigen mag, das stereotype Monofel ins Auge geflemmt, eine prachtvolle seltene Orchidee im Knopfloch, das englische Publikum, das für eigentlich staatsmännisches Wirken immer mehr Sympathie gehabt hat als andre Nationen, jubelt ihm stürmisch entgegen. Als die Nachricht von seinem Rücktritt sich verbreitete, nannten englische Blätter diese Abdanlung sogar das größte politische Ereignis seit dem Rücktritt des Fürsten Bismarck. Das ist etwas hoch gegriffen in der Wertung des Mannes, der für uns doch niemals mehr als der groteske Nachahmer des Eisernen Kanzlers sein wird. Jedenfalls steckt aber in dem ehemaligen Schraubenfabrikanten eine gewaltige Energie, eine große Summe lebendiger Kraft; er weiß die Augen einer großen Nation immer wieder auf sich

zu ziehen, und die ganze gebildete Welt verfolgt sein Wirken mit Spannung.

Wie anders ist die Stellung, die der gewesene Kolonialminister zurzeit in England einnimmt, verglichen mit der Rolle, die ein gestürzter Minister in Deutschland spielt! Hier das stille, lautlose Verschwinden auf einen Oberpräsidentenposten oder eine ausländische Botschaft — dort das fortgesetzte politische Wirken großen Stils, hinausgetragen in die weiteste Öffentlichkeit vor das Forum eines ganzen Volkes.

Chamberlain kann sich das leisten! Ein nicht geringfügiger Faktor, die englischen Minister selbständig zu machen, ist der Umstand, daß sie meistens pekuniär unabhängig gestellt sind. So trat denn auch Chamberlain erst in das politische Leben ein, als er bereits in jungen Jahren ein beträchtliches Vermögen erworben hatte und den Launen der veränderlichen Here Politik ruhiger zusehen konnte. Obwohl er eigentlich ein Londoner Kind ist — er wurde dort im Jahre 1836 geboren, zählt also bereits 67 Jahre —, war Birmingham, die Metropole des Midland, die Stadt, wo er zuerst im Geschäft seines Vaters Reichtum und als kommunaler Politiker auch Ruf erwarb.

Als er dann zum ersten Male im Unterhause erschien, betrachtete Disraeli, damals sein wütendster Gegner, lange die markante Figur und bemerkte dann trocken: „Er trägt sein Monofel wie ein Gentleman!“ Welche Fülle der Ironie in diesen Worten aus dem Munde des frischegebackenen Lord Beaconsfield. Und ganz leicht ist die Stellung des Birminghamer Großindustriellen inmitten eines hocharistokratischen Kabinetts niemals gewesen. Uebrigens



Chamberlains Haus und Park in Dighbury



Eingang zum Lusthause des früheren Colonialministers

ist es nicht richtig, Chamberlain als den Typus eines Vollblutengländers hinzustellen, er hat viele durchaus nuenglische Eigenschaften. So steht er z. B. dem Sport, diesem Schöpfung der ganzen Nation, ziemlich kühl gegenüber, und besonderen körperlichen Anstrengungen ist er durchaus abgeneigt. Richtiger Engländer ist er jedoch in seinem „home“. Er hat selber einmal scherzhaft in einer Rede geäußert, man müsse nicht glauben, daß er einen kleinen Buren täglich zum Frühstück verpeise, und in der Tat führt er ein einfaches, herzliches Familienleben und ist ein musterhafter Gatte und zärtlicher Familienvater. Wenn es sich um seine Kinder handelt, kann dieser Mann mit der ehernen Stirn sogar weich werden. Als sein Sohn Austin Chamberlain, der jetzt dank der väterlichen Fürsorge, Finanzminister mit einem jährlichen Einkommen von 100000 Mark geworden ist, im Unterhause seine Jungferrede hielt, bemerkte Gladstone, dem gerade damals Chamberlain durch seinen Abfall in der irischen Politik wohl den schwersten Schlag seines Lebens versetzt hatte, das sei eine Rede, über die das Herz eines Vaters sich freuen könne. Da stürzten ihm die Tränen aus den Augen!

Seine Vorliebe für die Orchideen, diese Edelblumen unserer Zeit, ist weltbekannt.

Einen großen Teil seiner freien Zeit verbringt er in den riesigen Gewächshäusern, und seine Fürsorge für diese zarten Kinder Floras kann man beinahe zärtlich nennen. In seiner Heimat ist er jedoch noch bekannter als Landschaftsgärtner. Zumer weiter hat er seinen Besitz nach und nach ausgedehnt, und jetzt umgeben sein Heim weite Rasenflächen, prächtige Parkanlagen mit stillen Seen und fließendem Wasser. Sein Haus zeigt den charakteristischen englischen Villenstil. Ein Ziegelrohbau mit mannigfachen Erkeru und Vorbauten, von frischem Grün umrankt, paßt es sich harmonisch der umgebenden Landschaft an. Eine große Halle empfängt den Besucher, ein helles Kaminfeuer verbreitet an trüben, unwirtlichen Tagen, die ja in England nicht selten sind, eine angenehme Wärme, und die vornehm einfache Ausstattung des Raumes, die bequemen Polstermöbel, mit dunklem Leder bezogen, lassen bald die behagliche Stimmung aufkommen, die jedem, der einmal in England gelebt hat, unvergänglich sein wird. In dieser Umgebung bereitet zurzeit Chamberlain seine großen Redeschlachten vor. Er ist ein Mann von eisernen Nerven, dem man sein Alter nicht anmerkt. Stundenlang kann er vor einem Auditorium von Tausenden von Köpfen sprechen, ohne zu ermüden. Ob ihn rasender Beifall umstößt oder ob gellende Pfiffe seine Ausführungen begleiten, er bleibt völlig gelassen. Auch am Tage vor solchen entscheidenden Reden ist ihm seine Erregung anzumerken. Er arbeitet wie gewöhnlich. Schon im Bette beginnt er mit der Lektüre der Zeitungen, denn er ist kein Frühaufsteher. Dann folgt die Erledigung der Korrespondenz und der Verkehr mit den Vertretern der Presse, denen Chamberlain besonders liebenswürdig entgegenkommt. Nur das gemeinschaftliche Dinner am Abend mit seiner Familie reißt ihn für kurze Stunden aus der Arbeit. Seine Frau — er ist zum zweitenmal verheiratet —, eine geborene Amerikanerin, nimmt lebhaftesten Teil an seiner



Der See in Chamberlains Garten

öffentlichen Tätigkeit. Als ihn nach der glücklichen Beendigung des südafrikanischen Krieges die Nation nach dem unglücklichen Lande entsandte, damit er nach den Kriegsjahren den Boden für die Saat des Friedens bereiten möge, war sie an seiner Seite.

Chamberlain benutzt für seine großen öffentlichen Reden meistens eigene Notizen; für seinen zollpolitischen Feldzug jedoch haben ihm außerdem hervorragende Autoritäten auf diesem Gebiet das nötige Material geliefert. Es heißt, daß er förmliche Generalproben vor seinem Auftreten auf der Rednerbühne abhält. Sein Sekretär stellt das Auditorium dar, er selbst geht deklamierend im Zimmer auf und ab. In dieser Werkstatt werden dann die prägnanten Sätze, die klingenden Schlagworte, die darauf bedacht sind, von Mund zu Mund zu gehen, sehr sorgfältig geprägt und fein säuberlich ziselirt. Im übrigen ist die Gabe der politischen Beredsamkeit in England zu Hause, und Chamberlain hat im englischen Parlament manchen nicht unebenbürtigen Gegner. Aufsten

Chamberlain ist das treue Abbild seines Vaters, sogar das Augenglas fehlt nicht. Nur weisen seine Züge nicht diese unbeinliche Schärfe auf. Er begann seine Karriere als Sekretär seines Vaters und lebte auch bis jetzt in seinem Hause. Nach seiner letzten Beförderung erlauben ihm seine Verbältnisse allerdings, sich etwas auszu dehnen.

Man mag über den Politiker Chamberlain denken, wie man will, mag vor der Skrupellosigkeit, mit der er seine Mittel wählt, innerlich zurückbeben — eine imposante Erscheinung bleibt er immerhin, der „Abenteurer aus Birmingham“, wie man ihn wohl treffend genannt hat. Seine Pläne sind groß gedacht, vielleicht manchmal uferlos, seine Rede dagegen von äußerster Prägnanz, von lakonischer Schärfe und ungeheurer Trefflichkeit, seine Wirkung auf die große Masse beinahe unwiderstehlich. Wenn aber etwas imstande ist,



Chamberlains Lieblinge: Orchideen im Treibhaus

Licht und heitere Farben dem Bild dieses düsteren und scharfen Charakters zu verleihen, so ist sein Leben im Kreise der Seinen in Highbury.

Gustav Eberleins: Kapitän Braun auf dem untergehenden „Itlis“

(Zu dem Bilde Seite 297)

Es ist in Deutschland noch unvergessen, wie das Kanonenboot „Itlis“ mit 6 Offizieren und 62 Unteroffizieren und Mannschaften am 23. Juli 1896 in einem Taifun während einer Kreuztour von Schifu nach Kantschou unterging. In der von Wirbelsturm durchrauten regnerischen Nacht besaß das kleine Fahrzeug sich nicht weit von dem Vorgebirge von Schantung; es wurde durch eine unwiderstehliche Strömung zu dicht an die chinesische Küste herangetrieben und dann von den wilden Wogen mit solcher Macht auf einen Felsen geschleubert, daß es in zwei Teile zerbrach. Den Tod unmittelbar vor Augen, brachte der Kommandant, Kapitänleutnant Braun, drei Hurras auf den

Kaiser aus, in die die todesmutige Mannschaft begeistert einstimmte. Dann verschwand das Dunterschiff mit sämtlichen Offizieren und dem größten Teil der Mannschaft in den Wellen; alle sanken furchtlos in das nasse Grab, unter den Tönen des von Feuerwerksmaaten rühmangestimmten deutschen Flaggennliedes. Nur elf Mann von der ganzen Besatzung wurden gerettet, von denen zwei an die Küste gespült wurden, während die andern auf dem Borderschiff ausharrten, bis das Unwetter vorüber war, und dann vom Land aus geborgen wurden. An diesen Schiffsuntergang, der eines der ruhmreichsten Blätter in der Geschichte der deutschen Kriegsmarine darstellt, erinnert nun Eberleins monumentales Bildwerk.

Meyer

Novelle

von

Georg Freiherrn von Pampeda

Herr Meyer hatte eben die Abfahrt der Hochzeitswagen von der Jerusalemkirche mit angesehen. Die Menge verließ sich, er ließ sich von ihr treiben, nachdenklich, denn er überlegte eben, ob es nicht angebracht wäre, auch zu heiraten.

Aber wie? Er war kein Jüngling mehr und hatte auch kein leicht entschuldigbares Herz, er war also vollkommen geeignet, um in aller Vernunft und Ruhe sich eine Frau zu wählen, deren Vermögensverhältnisse seinen Wünschen entsprechen hätten, deren Familie keinen Makel aufwies, die einen guten verträglichen Charakter besaß.

In früheren Jahren, als er noch als Wildfang auf der Friedrichstraße gebummelt, da wäre es etwas andres gewesen, da hätte er sich die Sache nicht so überlegt. Wenn er damals geheiratet hätte, o Gott! O Gott! Eigentlich konnte er sich frenen, daß er es nicht getan, denn er wäre sicher dabei reingefallen. Und er dachte an die stolze schlanke Helene Schlackenbergs, in die er so verliebt gewesen, daß es doch beinahe zur Hochzeit gekommen wäre. Und was hätte er davon gehabt? Heute hatte sie schon den dritten Mann unter die Erde gebracht, er hätte also schon zwei Nachfolger gehabt!

Meyer ließ sich weiter von der Menge treiben, aber immer kehrte ihm der Gedanke wieder, denn der Bräutigam, der eben an der Seite seiner jungen Frau die Kirche verlassen, war auch nicht jünger als er und hatte es doch noch gemagt, er hatte sogar ein ganz junges Mädchen genommen, denn die Braut mochte kaum mehr als achtzehn Jahre zählen. Aber nein, nein, so etwas tat er nicht; seine Frau hätte älter sein müssen; er wollte Ruhe haben in seiner Ehe und nicht noch Aufregung, da brauchte er sich ja gar nicht erst zu verheiraten.

Und merkwürdig, da fiel ihm wieder Helene Schlackenbergs ein. Heute hieß sie natürlich ganz anders, aber wer konnte sich das merken, da sie doch dreimal schon den Namen gewechselt. Im Grunde genommen — Gott, vielleicht hatte sie auch ihre drei Männer nicht gerade unter die Erde gerärgert, sie hatte eben Pech gehabt. Es gab ja auch Leute, die das Pech hatten, ihre Gehälfte siebzig Jahre lang zu behalten; bei ihr war es eben gerade das Gegenteil.

Herr Meyer begann schon in Gedanken allerlei Gutes an Helene Schlackenbergs zu finden. Er überlegte: wie alt möchte sie sein? Nun, höchstens achtunddreißig bis neununddreißig! Er war ein hoher Bierziger, also gerade recht. Und plötzlich ertappte sich Herr Meyer dabei, daß er links ab-

gehoben war und im Begriff stand, nach der Wilhelmstraße zu gehen, wo sie wohnte. Er hatte sich die Nummer genau gemerkt, er wußte sie, seitdem die Todesanzeige ihres letzten Mannes gekommen, denn im stillen hatte er immer einmal seine alte Liebe aussuchen wollen.

Das Hans enthielt unten links einen Korsett-laden, die andre Seite neben der Tür hatte ein Buchhändler inne. Herr Meyer blieb stehen und sah zu den Fenstern hinauf; er wußte nicht, in welchem Stock sie wohnte, konnte den Portier auch nicht fragen, denn er hatte den Namen vergessen. Wer sollte sich denn auch dreimal einen andern merken?

Während er noch überlegte, ob es vielleicht besser wäre, nach Haus zu gehen, um die Todesanzeige zu suchen, erschien ein Schatten in der Tür. Er prallte zurück. Eine gewaltig dicke Dame kam heraus, in stolzer, aufrechter Haltung, von einer andern, viel kleineren, ganz schlaunlos gefolgt. In einem Augenblick war es Herrn Meyer klar, weniger durch die Augen als durch das Gefühl: das war Helene Schlackenbergs, und unwillkürlich listete er den Hut, indem er zurücktrat und ihr Platz machte.

Die Dame blickte ihn an, dankte durch ein leises Kopfnicken, und über ihr Gesicht ging etwas wie ein Lächeln. Er redete sie an: „Ach, gnädige Frau. Sie sind es!“

Sie fragte ägernd, als wäre sie ihrer Sache nicht ganz gewiß: „Herr Meyer?“

„Gewiß, August Meyer. Ich habe doch die Ehre, mit Frau Schlackenbergs zu sprechen?“

Sie verbesserte ganz mechanisch: „Kirchhübel!“ Und er sagte, ohne darauf einzugehen: „Ich wollte mir gerade erlauben, Ihnen meine Aufmerksamkeit zu machen!“

„Sehr liebenswürdig!“

„Ich habe nämlich ein schlechtes Gewissen. Sie haben einen so schweren Verlust gehabt!“

Frau Helene Kirchhübel meinte nur trocken: „Ja, mein Mann ist vor einem halben Jahr gestorben!“

Er fuhr fort: „Und Sie haben die Liebenswürdigkeit gehabt, es mir anzuzeigen, und ich habe darauf gar nichts getan, und das wollte ich erklären, ja mit — ja, eigentlich mit meiner Vergeßlichkeit und Dummheit.“

Sie waren ein paar Schritte die Straße hinuntergegangen, da erinnerte sich Frau Kirchhübel ihrer Tochter und stellte Herrn Meyer vor. Sie gebrauchte dabei die Worte: „Ein Jugendfreund“.

Das gab den Anlaß, daß er von der Bergangenheit sprach, und indem er die drei Männer übersehnd, die er nicht gekannt hatte, eigentlich immer wie mit der stolzen einfügtigen Helene Schlacken- berg rebete. Auch Frau Kirchhübel frische Erinnerungen an, und der Spaziergang endigte an der Leipzigertrabe damit, die die Witwe sagte: „Ich habe jetzt während meiner Trauer keinen Jour, aber kommen Sie doch einmal so zu uns, morgen zum Beispiel bin ich zu Hause.“

Er zog zum Abschied den Zylinder, der wunderbar glänzte, wie er sich dabei durch einen Seitenblick überzeugte. Die beiden Damen gingen weiter, und er lehrte denselben Weg wieder zurück. Er fühlte sich ein wenig enttäuscht. Donnerwetter noch mal, war die dick geworden! Der reine Koloß! Und dabei hatte er sie in der Erinnerung schlank wie eine Pappel!

Sofort war er sich darüber klar: Frau Kirchhübel kam für ihn nicht in Frage! Aber die Tochter, den Teufel noch mal, das war ja die Mutter wie vor zwanzig Jahren, nur nicht ganz so groß! Immerhin kein Nachteil, denn Helene war, noch verstärkt durch ihre gewaltige Körperfülle, doch vielleicht etwas zu groß für ihn, aber die Tochter wäre schon recht gewesen.

Am nächsten Tage erschien Herr Meyer zur festgesetzten Zeit. Kirchhübel wohnten im ersten Stock, und es war ein prachtvolles Haus. Der Salon war reizend, das Voudoir ein Idyll; im Herrenzimmer, das etwas Unbewohntes hatte, schien wirklich der Geist der drei Verstorbenen zu schweben. Sie machten schnell die Thür zu, — da war es drüben hübscher. Nur eins ärgerte Herrn Meyer: die Tochter erschien nicht! Aber er war mit Frau Kirchhübel sehr lebenswürdig. Sie erzählte ihm ihre Lebensgeschichte, und er hatte offenbar richtig gertheilt, sie hatte wirklich Recht gehabt. Die Männer waren ihr nur so unter den Händen gestorben.

Als Herr Meyer wieder auf der Straße stand, war er sich über eins noch klarer als am Tage zuvor: Nr. 4 würde er nicht sein! Tagegen Schwiegerlohn . . . na, das ließe sich hören. Und hierin ward er noch mehr bestärkt. Zufällig erfuhr er im Café durch einen Bekannten, daß das ganze Riesengeld von dem ersten Mann, einem Herrn Säumling, dem Vater des jungen Mädchens, stammte; die beiden andern hätten nicht einen Pfennig befesten.

Ein paar Tage darauf machte Herr Meyer seinen zweiten Versuch. Geduldig saß er eine Viertelstunde da, aber immer erschien nicht die Tochter. Da fragte er endlich nach ihr. Es hieß, sie wäre von einer Freundin abgeholt worden. Nach ein paar Augenblicken stand Herr Meyer auf und empfahl sich.

Er ließ wieder ein paar Tage verstreichen, dann kam er, aber etwas früher, da konnte sie doch nicht ausgegangen sein. Er saß abermals eine Viertelstunde da, dann fragte er wieder nach der Tochter. Sie war vom Spaziergang noch nicht zurückgekehrt, und Herr Meyer, dem die wohlbeleibte Jugendfreundin auf die Netzen zu gehen begann, erhob sich beinahe sofort.

Frau Kirchhübel schien traurig, daß er sie verlassen wollte; sie sagte, sie fühle sich sehr einsam, die Trauer brächte es mit sich, daß sie beinahe

keinen Verkehr hätte, und sie lud ihn zu Tisch ein. Er nahm dankend an und rieb sich vergnügt die Hände, denn einmal mochte er, der Feinschmecker, das Junggefellensleben im Restaurant nicht leiden, und dann mußte er ja nun endlich die Tochter sehen.

Den ganzen Tag war er guter Laune und konnte den Augenblick kaum erwarten. Aber die Tochter erschien nicht im Salon. Das Mädchen machte die Thür auf, man sah den gebekten Gesicht. Herr Meyer reichte Frau Kirchhübel den Arm, und die beiden setzten sich zu Tisch.

Bevor er seine Suppe zu essen begann, fragte er: „Nun, das gnädige Fräulein?“

Ueber das runde Gesicht der lebenswürdigen Wirtin lief ein freundliches Lächeln: „Ach, ich vergaß es Ihnen zu sagen, lieber Freund, meine Tochter ist nämlich gerade heute eingeladen.“

Herr Meyer war verschnapst, er sagte sich: „Aha, das ist Absicht, sie soll versteckt werden!“ Und der Entschluß stand bei ihm fest, trotz allem offenbaren Entgegenkommen seiner Jugendfreundin, auf sie keinesfalls hineinzufallen! So eine Hinterlist mußte bestraft werden.

Er sprach kaum ein Wort mehr, aber das Essen schmeckte ihm sehr gut. Er hatte keinen festen Mittagstisch, sondern pflegte, wie es gerade kam, in der Stadt herum zu essen, und das hatte er schon sehr satt. Denn da er, der nichts war und nur eine magere Reute besaß, aus Sparsamkeit nicht gerade die ersten Restaurants aufsuchte, so pflegte seine Mahlzeiten ihm meist nicht zu schmecken. Eins konnte er aber gefessehen — man muß immer gerecht sein —, eine solche Suppe hatte er seit Jahren nicht mehr gegessen. Sie war mit Liebe gemacht; sie enthielt die kondensirte Kraft von vielen Pfunden Fleisch. O, er war einft Kenner gewesen!

Das Mahl verlief ziemlich einfüßig; einerseits war Herr Meyer die Laune verdorben, andererseits aber sammelte er seine ganze Aufmerksamkeit auf das Essen. Denn in demselben Stil wie die Suppe ging es weiter. Teufel noch einmal, die Jugendfreundin schien auf gute Küche zu halten. Das war ja alles erste Klasse! Keine komplizierten schwierigen Speisen, aber richtige, gute bürgerliche Küche. Und der Fasan — Donnerwetter! — war der geträffelt! Das war ja schon mehr Träffeln mit Fasan! Herr Meyer aß dreimal davon.

Und einen Salat gab es! Einen Salat, scharf wie der Teufel, das einem gleich ganz heiß wurde! O, wie er den liebte! Er hätte ganze Berge davon vertilgen können.

Endlich wischte sich Herr Meyer den Mund, man stand auf, und feierlich führte er seine Gastgeberin wieder in den Salon zurück.

„Dat es Ihnen geschmeckt?“ fragte sie freundlich und schien gar nicht darauf zu achten, wie einfüßig er gewesen.

Er antwortete in ehrlicher Begeisterung: „So gut habe ich seit Jahren nicht gegessen!“

Da ging ein strahlendes Lächeln über ihre Züge, und sie sagte: „Ja, sehen Sie, mein lieber August, — jetzt nannte sie ihn angesichts ihrer alten Freundschaft beim Vornamen —, hätten Sie sich Ihrer alten Freunde erinnert! Das kommt davon, wenn man sie so lange vergißt. Na, ich hoffe, daß Sie nun öfters bei mir essen werden. Es ist so traurig,



Kapitän Braun bringt auf dem untergehenden Schiff „Iltis“ das letzte Hurra auf den Deutschen Kaiser aus
Gipsgruppe von Gustav Eberlein (Text S. 204)

so ganz allein!" Dabei machte sie mandelförmige, schmerzmüde Augen, so daß sie ihm doch nicht ganz ohne Reiz zu sein schien.

Sie setzten sich jetzt ins Vouboir, und zum erstenmal, seitdem sie sich wiedergegeben, begann sie von ihren verstorbenen drei Männern zu sprechen. Sie redete von ihnen weich und ärtlich, aber doch wie von etwas, das eben längst hinter ihr lag. Jeder hatte seine besonderen Verdienste gehabt. Den ersten hatte sie keines Vermögens wegen geheiratet, und sie ließ dabei durchblicken, als hätte sie es bloß getan wegen ihres Schmerzes, daß sich ihr einst ein gewisser August Meyer nicht genahet. Den zweiten hatte sie genommen wegen seiner unendlichen Güte, und vom dritten hatte sie sich eigentlich, wie sie gestand, überrumpelt lassen, allerdings mit dem Gedanken, daß sie für die Zukunft ihrer Tochter besser wäre, wenn ein Mann im Hause sei. Am Schluß begann sie zu weinen, und das konnte Herr Meyer nicht vertragen. Wenn eine Frau weinte, war es um ihn geschehen, da mußte er gleich mittun. Und da er seine Schwäche schon kommen fühlte, stand er auf und empfahl sich, mit dem Versprechen, bald wiederzukommen.

Am nächsten Tage sah er in einem kleinen Restaurant in der Taubenstraße, wo eilige Geschäftsleute zwischen zwei Abschlüssen in einer Viertelstunde für ein geringes Geld ihr Mahl hinunterwürgen. Er fand schon die Suppe so entsetzlich, daß seine Spülwasser, daß er kaum den Mut mehr hatte, weiter zu essen. Am zweiten Tage ging er in ein Bräu im Norden. Das tausendmal tausend Menschen vorgesezte Allerweltessen zu gewiß sehr annehmbaren Preisen schlöste ihm fast Etel ein. Und richtig, am dritten Tage sagte er sich, wie er versprochen, bei seiner Jugendfreundin an.

Die Tochter war wieder nicht da, sie weilte auf einige Zeit bei einer Freundin in Stendal, wie die Mutter erzählte. Aber ihre Abwesenheit kränkte Herr Meyer diesmal nicht, er dachte eigentlich nur ans Essen. Schweigend setzte er sich hin, schweigend genoß er einen Gang nach dem andern: ausgezeichnet, ja fast noch besser wie das erste Mal. Und am Schluß wuschte er sich den fettigen Mund, trank den Rest seines Glases Schloßabzug und sagte, als er mit Frau Kirchhübel im Salon stand: "Das war aber gut!"

Sie strahlte über das ganze Gesicht: "So, hat es Ihnen geschmeckt? Das freut mich. Ich lege nämlich Wert aufs Essen!"

Nun begannen sie von der Küche zu reden. Er klagte sein Leid, wie schlecht man im Durchschnitt aße, und er sagte, obgleich das der Wahrheit nicht ganz entsprach, denn bei seinen nicht glänzenden Verhältnissen und da er nie in seinem Leben eigentlich etwas getan, konnte er die erstklassigen Restaurants nicht ansuchen:

"Ich esse ab und zu bei Biller, Niesenstahl, Weislof oder bei Vorchert, aber wissen Sie, so wunderbar es dort ist, ich ziehe doch die richtige Hausmannskost vor, die echte bürgerliche Küche. Für ein Stück Rinderbrust mit Meerrettich könnte ich mich hängen lassen."

Wieder lächelte Frau Kirchhübel: "Aber lieber Freund, das können Sie ja haben, das können Sie ja täglich haben! Sehen Sie mal, mein erster

Mann hat mich in Verhältnissen zurückgelassen, die so sind, daß ich mich nicht zu fragen brauche, ob ich einen Gast zu Tisch haben darf. Na also, bitte, essen Sie doch hier! Essen Sie bei mir so und so oft die Woche, jeden Tag, so oft Sie wollen!"

Er war ganz starr, aber er sagte, indem ihm plötzlich das möglichste Unpassende einfiel: "Ja, würde denn das gehen?"

Jetzt lachte sie ihn aus: "Ach, Sie meinen, was die Menschen dazu sagen! O bitte, das ist ja meine Sache, und lassen Sie sich nur davon nicht beirren; wenn die Menschen reden wollen, reden sie doch!"

Von diesem Tage an kämpfte Herr Meyer einen Heldenkampf mit sich selbst. Er wollte nicht, durfte er wirklich die Gastfreundschaft in dieser Art missbrauchen? Und wenn er auf dem Wege zur Wilhelmstraße war und um die Essenszeit aus irgendetwas einer Garfküche, aus einem kleinen Restaurant, wo er selbst einmal gegessen, der Geruch ihm in die Nase zog, so wiberte es ihn förmlich an, und er war entschlossen, dorthin nie wieder zurückzukehren.

Vierzehn Tage gingen vorbei, Herr Meyer hatte täglich bei Frau Kirchhübel gegessen, er konnte es jetzt gar nicht anders, und der Gedanke, diese Angewohnheit etwa aufgeben zu sollen, kam ihm nicht einen Augenblick. Die Tochter hatte er nicht wieder gesehen. Es hieß, es gefiele ihr außerordentlich in Stendal. Frau Kirchhübel zeigte ihm Briefe, worin ihre Tochter sie bat, sie doch noch bei ihrer Freundin zu lassen. Dabei fragte Helene ihren Jugendfreund August um Rat: "Soll die Kleine dort bleiben, oder rufe ich sie zurück?"

Da meinte er, in dessen Erinnerung die Tochter mehr und mehr verblaßt, ja fast verschwunden war: "Lassen Sie sie ruhig dort, das arme Kind unterhält sich gewiß sehr gut."

Aber die Mutter hatte Bedenken: "Wenn sie sich nun meiner ganz entzöhnt? Es wird ihr dann vielleicht zu Hause gar nicht mehr gefallen."

Er schlug die Hände zusammen: "Nicht gefallen? Wie sollte das möglich sein? Wem sollte es hier nicht gefallen?! Bei der Küche?"

Helene sagte, indem sie ihn von der Seite ansah: "Sie sind ja ganz begeistert!"

"Gewiß, das bin ich auch!"

"Das freut mich! Es gefällt Ihnen also bei mir?" Und er gestand, daß er ein ganz anderer Mensch wäre, seitdem er täglich bei ihr säße.

So ging wieder eine Woche dahin, während der er auch noch ein- oder zweimal zum Frühstück dagewesen war. Und als Herr Meyer wieder eines Tages an der Jerusalemer Kirche vorüberkam und wieder die Hochzeitswagen dort warteten, drängte er sich durch die Menschen und sah, wie abermals ein Brautpaar aus der Kirche trat, durch die Menge der Gaffer schritt und in den Wagen stieg.

Das brachte ihn seinem Gedanken wieder nahe, zu heiraten, und er sagte sich, nur eine läme in Betracht, seine Jugendfreundin! Es erschien ihm fast selbstverständlich. Da gab es täglich gut zu essen, da brauchte er sich nicht mehr vor dem unjanzbaren Tischstuch zu eklein und heimlich Messer und Gabel abzuwischen. Da bekam er keine Brähe vorgelegt, in der kein Fleisch je gewesen, und nicht Pferd und Kaninchen!

Er war entschlossen. Und wie er an die steife

Sauce Mouffeline dachte, die er gestern zu den Artischocken bekommen, ließ ihm das Wasser im Munde zusammen, so daß ihm fast übel wurde vor Hunger. Sofort rannte er nach der Wilhelmstraße, blieb keine Sekunde vor dem Hause stehen, wo links der Korsett-, rechts der Buchladen war, sondern stürmte die Treppe hinauf, flügelte, ward angenommen, und nachdem sich die Tür hinter ihm geschlossen, sagte er bloß: „Meine liebe Freundin, wenn wir nun immer zusammen lieben?“

Sie streckte ihm beide Hände entgegen und antwortete: „Mein lieber August, dann würden wir immer gut essen!“

Sie wurden ausgeboten, und nun kam die Tochter zurück. Herr Meyer gab ihr einen väterlichen Kuß auf die Stirn, und unwillkürlich verglich er die etwas zu schlaffe Gestalt des Mädchens mit der angenehmen Fülle ihrer Mutter. Und er, der, da er unwillkürlich in der Hinblickung die Wirkung guter Ernährung erblickte, jetzt eine wahre Vorliebe für die Menschen hatte, war einem Moment ganz verduht und sagte sich: „Hergott nochmal, wie habe ich bloß zweifelhaft sein können!“

Helene und August wurden ein glückliches Paar. Er stellte keine Anforderungen ans Leben, als gut zu essen, und sie erfüllte ihm das. Er wurde sauler mit jedem Tag, er dachte nur noch daran, was es zum Mittag- oder zum Abendessen geben würde. Und sie bekräftigte ihn darin: das Essen schien auch ihr Lebensinhalt zu sein. Sie zerbrach sich den Kopf, wo man am besten dieses und jenes einkaufte. Sie zeigte ihm ein Rezeptbuch von einem ganz erschreckenden Umfang, das sie in ihren früheren drei Ehen zusammengebracht.

Die Unterhaltung des Ehepaares nach Tisch bestand darin, eine förmliche Kritik über die Küche abzuhalten. Sie waren immer einig, ein Herz und ein Sinn, und mit einem liebevollen Lächeln pflegte Helene zu sagen: „Meinungsverschiedenheiten sind nicht gut für den Magen, sie stören die Verdauung. Bist du nicht glücklich, mein Herzens-August?“

Er gestand es ihr zu, und er war glücklich. Er hätte nie geglaubt, einmal so glücklich werden zu können. Die ganze frühere Zeit seines Lebens erschien ihm wie ein tödlicher Streich. Wenn er damals Helene Schlackenberg geheiratet hätte, würde er vielleicht fünfundsiebzig Jahre mehr Glück und Zufriedenheit in seinem Leben gehabt haben, als ihn beschieden gewesen war. Und als er nun eines Tages seine Stiefmutter verheiratet hatte, gut verheiratet, an einen lebenswürdigen und sehr wohlhabenden Mann, war jede Sorge für die Zukunft dem Paar genommen, und sie konnten sich ganz ihrer Leidenschaft hingeben.

Und die Leidenschaft schlug bei Herrn Meyer gut an. Sein Büchlein rundete sich, seine Wangen wurden dick, wenn auch etwas schwammig; Wülste bildeten sich auf den kurzen, breiten Fingern. Die Kleider waren ihm alle zu eng geworden, er wurde dick, dicker und immer dicker.

Seine Frau freute sich darüber. Sie betrachtete ihn liebevoll, sie strich ihm die Wangen und den runden Rücken, und sie sagte zärtlich, wie eine ganz junge Frau: „Mein Mädchen, du warst so ein

armes verhungertes Hühnchen, wie wir heirateten. Gott, bist du jetzt schön rund!“

Sie hatte ihre Freude daran, etwa wie eine Köchin, die Gänge mäktet. Und sie rebete ihm zu, wenn er nicht gleich zugriff, sie häufte ihm den Teller voll, er mußte essen, essen und immer essen. Hatte er früher sich an der Qualität begeistert, so kam jetzt bei zunehmendem Körperumfang die Quantität dazu. Er hatte immer Hunger, und er legte sich die Redensart zurecht, indem er lachend auf seinen gewaltigen Umfang sah: „Eine große Maschine braucht auch starke Feuerung!“

Da sagte eines Tages Doktor Kraut, der langjährige Hausarzt der Kirchhübel, den sie eben zu Tisch gehabt, zu ihm: „Hören Sie mal, mein Lieber, das Essen war ja wundervoll, aber nehmen Sie es mir nicht übel, Sie leisten zu viel. Stärker dürfen Sie nun nicht werden!“

Meyer, dessen Stimme jetzt etwas Fettiges bekommen hatte, näherte sich ihm, soweit es sein Umfang erlaubte, klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter und sagte: „Glauben Sie etwa, daß ich wieder ein Hungerleider werden will, wie ich früher einer war?“

Der Doktor meinte, indem er sich den Dampf der guten Zigarre, die ihm Meyer gegeben, zuwehte: „Ach meine bloß, Sie sollten sich doch ein bißchen in acht nehmen. Es gibt allerlei Folgen von zu gutem Leben! Einer kriegt dies, und einer kriegt das.“

Aber Meyer fing herzhaf zu lachen an: „Jhr Aerzte bleibt euch doch immer gleich!“

Der Doktor runzelte die Stirn: „Nein, nein, ich erlebe es doch oft genug in meiner Praxis: einer kriegt Gicht, einer Magenverengung, einer gar Herzverfettung.“

Doch der Dicke bewegte die wulstigen Finger hin und her und verzog das Gesicht, daß das Unterlinsen aus dem Kragen quoll: „Papperlapapp!“

Tiefer Unglaube ärgerte den Arzt, er paffte den Rauch seiner Zigarre zur Seite und sagte, indem er sich umblidde, ob Frau Helene Meyer nicht etwa im Zimmer wäre: „Nehmen Sie sich nur ein Beispiel an dem seligen Kirchhübel!“

Meyer machte große Augen: „Was ist denn mit dem?“

„Gott, der ist doch an den Folgen zu guten Lebens gestorben!“

Meyer öffnete den Mund und sah den Doktor an: „So, so, meine Frau hat mir aber doch gesagt, er ist am Herzen gestorben!“

Der Doktor lächelte: „Gewiß, Herzverfettung! Eben durch zu gutes Leben.“

Meyer ging im Zimmer auf und ab und sagte, indem er eine abwehrende Bewegung machte: „Na ja, der, aber die Naturen sind verschieden. Das war wahrscheinlich ein kranker Mensch.“

Der Doktor schüttelte den Kopf: „Durchaus nicht! Als sie heirateten, war er ganz gesund. Ich habe ihn doch von Anfang an gekannt. Der hat sich das bloß durch zu gutes Essen zugeeignet.“

Meyer wurde nachdenklich. Es fiel ihm plötzlich auf, wie er allerdings jetzt die Treppe schwer ging, wie er manchmal nicht gut hatte schlafen können, daß er ab und zu — erst neulich nach der Krantsvogelpastete — ein dumpfes Gefühl mitten auf dem

Leib empfunden. Und plötzlich fragte er den Arzt: „Sagen Sie mal, haben Sie den zweiten Mann meiner Frau etwa auch gefannt?“

„Weinigel? Natürlich! Selbstverständlich!“

„Jögernnd fragte Meyer: „Der war aber wohl nicht bid?“

Der Doktor schüttelte den Kopf: „Nein, durchaus nicht! Wie ein Span. Aber kein Wunder, wo sollte das bei dem auch herkommen? Er war ja immer ganz gelb, der arme Kerl! Die letzten Jahre konnte er die Speisen nicht mehr bei sich behalten. Er starb ja auch an einem unheilbaren Magenleiden!“

Meyer hatte siegesgewiß gelächelt, nun nahm er eine etwas ernstere Miene an und fragte: „Aber das hing doch nicht mit dem Essen zusammen?“

„Gewiß! Es kam eben durch das Essen. Ich habe es damals seiner Frau oft gesagt: nur nicht so fette Speisen! Aber sie konnte es nicht lassen, er mußte immer Gänseleberpastete essen, immer gab es die unverdaulichsten, schwersten Sachen! Kein Wunder, kein Wunder!“

Meyer spielte nervös mit seiner Uhrkette, die wie ein Seil straff gespannt über dem sahrtigen Leibe saß. Er starrte vor sich hin. Ein Gedanke schien ihn fortwährend zu beschäftigen. Endlich meinte er: „Sagen Sie mal, Doktor, den ersten Mann meiner Frau, den haben Sie aber doch wohl nicht gefannt?“

Der Arzt strich sich den grauen Bart: „Aber natürlich, ich bin doch seit zwanzig Jahren Hausarzt!“ Meyer fragte fast ängstlich: „Nun, wie war denn der?“

„Ein sehr netter Mann!“

„Ja, das mag sein, ich meine aber, ich meine gesundheitslich?“

Der Doktor runzelte die Stirn und sah sich wieder um, ob nicht etwa doch Frau Meyer hereinläme. Dann flüsterte er: „Er hatte zu viel Geld! Der hat ja nie was andres gemacht wie gut gelebt! Von ihm stammt ja das Vermögen. Der konnte sich gar nicht ängeln, der hat ja die Freude am guten Essen und Trinken seiner jungen Frau erst beigebracht. Als sie heirateten, war sie ja gar nicht so! Sie hatte ja kein Pfund Fett am Leibe!“

Meyer starrte den Arzt mit aufgerissenen Augen an. Er konnte nicht erwarten, die Entscheidung

zu hören, er war nervös, seine Finger zitterten, und er blickte dem Doktor auf die Lippen, um schnell die Antwort zu vernehmen, nachdem er gefragt: „Woran ist er denn gestorben?“

Doktor Kraut zuckte die Achseln und ließ langsam die Hände zur Seite niedersinken: „Ich habe es ihm vorher gesagt. Ein Schlaganfall bei Tisch! Es war schrecklich! Die arme junge Frau!“ Dann aber legte er plötzlich den Finger auf den Mund und sagte: „Ps!“

Man hörte im Boudoir ein Kleid rauschen und die übervolle Gestalt der Frau Helene Meyer, verwitweten Kirchhübel, verwitwet gewesenen Weinigel, verwitwet gewesenen Säunling, geborenen Schladenberg, trat ein. Sie ging auf ihren Mann zu, faßte ihn unter den wulstigen Arm und sagte mit einem freundlichen Lächeln und einem Seitenblick auf den alten Hausfreund: „Hör mal, Dickchen, die Köchin ist auf eine wundervolle Idee gekommen. Du hast doch jetzt abends beim Schlafengehen immer noch solchen Heißhunger gehabt! Nun, ich sage dir, sie hat einen Aspik heute, goldig! Der wunderbarste Fleischsaft, nicht ein bißchen Gelatine!“

Und sie wandte sich zum Doktor: „Denn das darf in einer guten Küche nicht sein, lieber Doktor, wir verstehen das! — Und dann hat sie dir eine Trüffelpastete dazu gemacht, einfach wundervoll! Wenn du die Schüssel siehst, wirst du stauen, so appetitlich! Ach, unsre Zette ist ein Fumel.“ Sie hat dir die Pastete auf den Nachttisch gestellt.“

Aber Meyer war bleich wie eine Wand geworden. Er wich vor der Verunsicherung zurück, als hätte er ein Gespenst gesehen. Er wehrte mit beiden dicken Händen ab und rief mit tragischer Gebärde des fürchterlichsten Entsetzens: „Um Gottes willen, ich esse nichts! Ich esse nichts! Ich rühre nichts an!“

Frau Meyer war ganz erstaunt, sie verstand ihn nicht, sie fragte, fast erschrocken über das Aussehen und die Abwehr ihres Mannes: „Aber um Gottes willen, was hast du denn?“

Doch der Tode schrie, als drohe ihm eine furchtbare Gefahr, als sähe er schon den sicheren Tod wie seine drei Vorgänger vor Augen: „Ich rühre nichts an! Ich esse keinen Bissen mehr! Und wenn ich verhungern sollte!“

Im Dunkel

Ich bin nicht, wie die andern sind,
Das hat mich oft verdrossen.
Ich steh' vor dir wie ein Bettelkind,
Verschüchtert und verschlossen.

Meine Augen sind müd', meine Wangen hoch!
Vom langen Weinen und Härmen,
Und doch bin ich tausendmal reichler wohl!
Als alle, die dich umschwärmen.

Ich könnte dir geben, was keine dir gab
Von den blühenden, lachenden Scharen;
Doch du weißt ja nicht, wie lieb ich dich hab',
Und wirfst es nie erfahren.

Maidy Koch



Pieve di Cadore mit dem Monte Tuzano

Pieve di Cadore

Tizians Geburtsort

Pieve di Cadore, Tizians Geburtsort, liegt in hochromantischer Gegend auf der Scheide zwischen Deutschland und Welschland, mitten im Herzen der unvergleichlichen Tiroler Dolomiten. Von deutscher Seite erreicht man den Ort von dem im Buxtertal an der Strecke Marburg-Franzensfeste der österreichischen Südbahn gelegenen Toblach aus, von Italien entweder über Belluno, den Endpunkt der von Venedig über Treviso dorthin führenden Bahnlinie, oder über das an der Venedig mit Triest verbindenden Linie gelegene Vittorio. Welchen Ausgangspunkt man auch wählt, immer muß man, lege man den Weg zu Fuß oder zu Wagen zurück, eine der schönsten aller Alpenstraßen benutzen, um zu dem kaum etwas mehr als 3000 Einwohner zählenden, unweit der deutschen Grenze gelegenen Distrikthauptort der italienischen Provinz Belluno zu gelangen, die in ihrer Art einzig dastehende Ampezzaner Straße. Von beiden Ausgangspunkten aus nimmt die Wagenfahrt, zu der auch die Post benutzt werden kann, zwei bis drei Stunden in Anspruch.

Besonders lohnend gestaltet sich die Fahrt von deutscher Seite aus. Die Straße verfolgt von Toblach an zunächst die Richtung des auf das Buxtertal sich öffnenden, ziemlich direkt von Süden

nach Norden streichenden Tales der Rienz, erreicht bei Schluderbach die Wasserscheide zwischen diesem Flüsschen und dem Poite und tritt dann, der Entlung des letzteren Wasserlaufs folgend, erst in das eigentliche, nach Süden sich öffnende Ampezzotal ein. Noch bevor die Grenze erreicht wird, nimmt das Landschaftsbild schon ganz den italienischen Charakter an, der bei dem unvergleichlich schön, leider nur in einer fast ganz schattenlosen Umgebung gelegenen Cortina d'Ampezzo auch in der Sprache und dem Wesen der Bewohner hervortritt. Der letzte Tiroler Ort ist Aequa buona, bei San Vito liegt die italienische Dogana — das Zollhaus — und in Borca gelangen wir zur ersten italienischen Poststation. Die Straße führt denn jetzt auch statt des auf der deutschen Strecke gebräuchlichen Namens der Ampezzaner Straße die offizielle Bezeichnung „Strada d'Alemagna“.

Bevor wir nach Pieve di Cadore gelangen, beschreibt die Straße einen weiten Bogen, der uns in die eigentliche Talandschaft von Cadore einführt, in die Niederung, die von dem Piave durchflossen und rings von hohen Berggülden eingeschlossen wird, den Cadorischen Alpen, wie man sie ihrer charakteristischen Eigenschaften wegen genannt hat, mit den ansehnlichen Erhebungen des Antelao (3253 Meter),



Tizian-Platz

der Eridola (2583 Meter) und des Premaggiore (2471 Meter). Pieve di Cadore liegt drei Miglien oberhalb der Hauptstation und dem Sitz des Holzhandels auf dem Piave, Perarolo, und macht, wie es hoch über der Talsohle an dem Hange eines Bergfattles klebt, den Eindruck, als bestände es nur aus ein paar Häuschen, die dort einmal bei einer allgemeinen Ueberschreunung der Flussniederung hängen geblieben seien. Im Gegensatz zu der Umgebung von Cortina d'Ampezzo atmet das Landschaftsbild hier nichts weniger als spezifisch italienischen Charakter; im Gegenteil, man könnte meinen, die mit hohen Fichtenwäldern bestandenen wildzerklüfteten Berge wollten energisch Protest gegen die Angliederung an Italien als das Land und die Heimstätte der klassischen Hirtenlandschaft erheben, denn fast könnte es einem vorkommen, als sei ein Stück amerikanischen Urwalds hierher veretzt worden, um in seiner Urwüchsigkeit an einem redenben Beispiel der Zivilisation zu zeigen, was für Fortschritte sie gemacht habe.

Nur wenige Fremde scheinen die wildromantische Schönheit dieses Alpentales zu kennen; wer hierher kommt, ist meist noch von den Eindrücken des

sonnenverbrannten Tales von Cortina eingenommen und bleibt höchstens zum Frühstück oder über Nacht; wenn er fortgeht, bleibt ihm von Pieve nichts in Erinnerung, als daß es ein verschlafenes, langweiliges Dorf sei, und daß es im Reisehandbuch als Geburtsort des großen Malers Tizian Vecellio verzeichnet stehe. Selbst Landschafter halten sich selten lange genug hier auf, um eine Ahnung davon zu bekommen, welche Fülle von Motiven und eine wie unendliche Kombination dieser sich hier ihrem Pinsel darbietet. Für das Landschaftsbild ist in der Tat kein anderer Ort in dem ganzen südlichen Alpengebiete eine gleich ergiebige Fundgrube zu nennen. Tam kommt die unge störte Ruhe eines Aufenthaltsortes ohne Handelsverkehr, gute, saubere Verpflegung und eine Luft, wie man sie reiner nicht auf der Spitze des Montblanc oder in dem als Eldorado für alle Lungenkranken so vielgepriesenen Engadin einatmen kann.

Pieve di Cadore (wörtlich: die Landbehauei von Cadore) liegt etwa 1000 Fuß über der Talsohle. Das nach zwei Seiten abfallende Gelände gestattet der Malaria keinen Zutritt, und die Fannennäuber und die weiten grünen Flächen lassen Staub kaum irgendwo aufkommen. Der wohlthuende Anblick des Wald- und Wiesengrüns wird nichts weniger als beeinträchtigt durch die nackten grauen Tolomitfirten, die in duftiger Ferne über ihren kräftiger markierten, mit Wald bestandenen, aber weniger hohen Genossen, dem Duramo, dem Mar-marole, den Tizian so sehr liebte, dem schon genannten Antelao und der fast endlosen, im Süden sich über den Genssenweiden erhebenden Reihe von Bergspitzen emportragen.

Pieve selbst hat sich keines weiteren Vorzugs zu rühmen, als daß es der Geburtsort Tizians, des merreichten italienischen Koloristen und des Begründers der berühmten venezianischen Malerschule ist, denn der Umstand, daß 1797 hier die Oesterreicher von den Franzosen geschlagen wurden, kommt in seinen Erinnerungen kaum in Betracht.



Angebliches Geburtshaus Tizians in Camp bei Cortina



Tizians Geburtshaus in Pieve di Cadore

Dafür ist es aber auch ganz Tizian oder Vecellio — der große Platz heißt „Piazza Tiziano“, die Druckerei „Stampa Tiziano“, und selbst der Bäckereiladen nennt sich pomphaft „Forno Tiziano Vecellio“. Um die Ehre, das Geburtshaus des großen Malerfürsten zu sein, streiten sich mehrere Bauwerke, und es läßt sich kaum entscheiden, welchem dabei der Vorzug gebührt. Wollte man boshaft sein, so könnte man sagen, das Haus, das offiziell als Geburtshaus bezeichnet und als solches gezeigt werde, scheine nur deshalb zu dieser Ehre gekommen zu sein, weil es die wenigste Wahrscheinlichkeit darbiete, es wirklich zu sein. Alles, was mit Tizians Ursprung zusammenhängt, ist unklar und verworren nach jeder Richtung hin. Wissen wir doch nicht einmal zuverlässig, wann er geboren ist, denn wenn Vasari das Jahr 1480 als Geburtsjahr angibt, widersprechen persönliche Freunde des großen Malers dem ersten Geschichtsschreiber der italienischen Kunst und bezeichnen das Jahr 1477 als Geburtsjahr. Der Volksüberlieferung nach wäre Tizian überhaupt nicht in Pieve, sondern in Camp bei Cortina, also auf deutschem Grund und Boden, geboren, und durch die Inschrifttafel an einem Hause



Tizian-Denkmal in Pieve di Cadore

des gedachten Ortes wird diese Ueberlieferung heute noch ausdrücklich aufrecht erhalten. Seitdem in Pieve im Jahre 1880 das Tizian-Denkmal mit dem von dem italienischen Bildhauer Dal Zotto geschaffenen Standbilde des großen Malers enthüllt worden ist, muß Tizian ein für allemal als Piever gelten. Ein Haus in Pieve ist jedenfalls einmal für einen Vecellio gebaut worden, denn es trägt über der Tür das Familienwappen, und in einem seiner Zimmer befindet sich ein Wandgemälde, an dessen Herstellung Tizian beteiligt gewesen ist. f. h.



Klassiker-Ausgaben in der bildenden Kunst

(Hierzu zwei Abbildungen)

In deutschen Geisteswesen und Leben vollzieht sich seit einigen Jahrzehnten eine merkwürdige Verschiebung, die schon heute unschwer zu erkennen ist, die aber in ihrer ganzen Bedeutung und Weite wohl erst einmal später abgefaßt werden kann. Aus dem Volk der Dichter und Denker beginnt ein Volk der Techniker und Kaufleute zu werden; die Erhebungen, mit denen deutsches Forchten und Schanen die Menschheit bereichert, liegen nicht mehr auf den Gebieten der Philosophie, der Literatur, der Geschichte, sondern auf denen der Naturwissenschaften, der Technik, der Sozialpolitik. Und der Schwerpunkt unsrer künstlerischen Interessen rückt allmählich von Poesie und Musik immer mehr zu den bildenden Künsten hinüber. Es bestätigt sich einmal wieder die alte Wahrheit, daß wohl Dichtung und Musik in beschiedenem Hause wohnen können, ja, daß sie ihre reinste Töne finden, ihren stolzesten Flug wagen aus Schlichtheit und Enge der Umgebung heraus; daß aber die bildende Kunst nur im Boden eines verbreiteten und gesicherten materiellen Wohlstandes wirklich fest wurzeln und zu Schmuck und Ehre des ganzen Volkes sich entfalten kann. Des ganzen Volkes; denn so gewiß seine Kennerchaft, vielseitiges Verständnis immer nur die Sache Weniger bleiben werden, so gewiß kann durch gesunde, geduldige Pflege der kunstschaffenden Faktoren eine künstlerische Kultur heranwachsen, die sich nicht in großen Aufgaben erschöpft, sondern auch kleinen Tingen ihr Adelsprädicat aussprüht, und die zu den Nachkommen aus dem Eisenbeslag einer einfachen Haustür so deutlich spricht wie aus einem stolzen Monumentalbau. Solche Kultur hat es im Deutschland des 15. und 16. Jahrhunderts so gut, wenn auch in herberer und derberer Form, gegeben, wie im Italien der Renaissance; sie hat sich nach der Sintflut des Dreißigjährigen Krieges im 18. Jahrhundert wiederum zu entsalten begonnen, bis ihr die Auflösung der alten Staatsformen und das Elend der napoleonischen Kriege aufs neue ein trauriges Ende bereitet. Und sie wagt sich heute, nachdem die Einigung des Reiches die reale Grundlage für den Wohlstand des Volkes neu geschaffen und fest gesichert hat, zum drittenmal hervor. Ob sie diesmal zu Reife und Vollendung gedeihen wird, hängt zu gleichen Teilen von der Gunst des Schicksals ab, das über Frieden und Krieg, über Sieg und Unterliegen entscheidet, und von dem Verständnis und der Liebe, womit wir uns der Pflege der Kunst zuwenden.

Jedenfalls, ob auch im großen und ganzen bei uns Sinn und Sinne zum Genießen bildender Kunst noch recht wenig geschärft sind, eine Freude am Sehen, eine Lust an Bildern herrscht heute in Deutschland, wie vielleicht nur in den Blütejahren des Reformationszeitalters, als die ehrfame Frau Türcin die Holgen, die ihr Ehegemahl gefertigt, am Markte in Nürnberg verkaufte und Lukas Cranachs Holzschnitte mit den Flugschriften D. Martin Luthers zusammen hinans in den Kampf der Geister zogen. Wie damals die Erfindung der Buchdruckerkunst, so kommen heute all die Erfindungen und Fort-

schritte der mechanischen Reproduktionsverfahren der Bewegung zu Hilfe, die die Kunst ins Volk trägt oder, sagen wir bescheidener, beim Volk den Hunger nach Bildern weckt und steigert. Worauf es jetzt ankommt, ist dies, daß die Freude am Sehen zu einem im edelsten Sinn erzieherischen Faktor ausgebildet, daß der Bilderhunger zum Kunstsinne veredelt werde. Schon ist dies Erziehungswert von volksfreundlichen Kunstgelehrten und von kunstfreundlichen Schulmännern in Angriff genommen worden, und es wird seinen Fortgang haben trotz dem Gerede vom „aristokratischen“ Charakter der Kunst und trotz der lächerlichen Furcht, daß nun jeder Junge, der ordentlichen Zeichenunterricht erhalten und an den früher so trostlos kahlen Schulwänden schöne Bilder gesehen hat, werde Künstler werden wollen. Es gilt eben auch hier, den Samen des Guten in weitem Vogen auszustreuen, denn die natürlichen Anlagen des Menschen (zu denen Kunstempfindlichkeit in erster Reihe gehört) sind nicht nach Ständen und Steuerklassen verteilt; und unter sozialem Gewissen, d. h. das ethisch vertiefte Bewußtsein von den Notwendigkeiten der modernen Organisation des Staates und der Gesellschaft, gebietet uns, dafür zu sorgen, daß keine Volkschicht von der geistigen Kultur der Nation ausgeschlossen bleibe, und daß soweit nur irgend möglich jede Vergabung gewerdet werde und Gelegenheit erhalte, sich ihrer selbst bewußt zu werden und sich zu entfalten.

Und läßen wir Wohlhabenden, wir „Gebildeten“ doch ein wenig Selbsterkenntnis! So gewiß ein bestimmter Grad allgemeinen Wohlstands Vorbedingung für eine fräftige Kunstblüte ist — hat je der Reichtum an sich beim Einzelnen Kunstsinne und Geschmack zur notwendigen Folge gehabt? So wenig, daß man vielmehr sagen muß, der schlimmste Kunstverderber ist der Banane im Goldpanzer, der Prosz. Und welch schönes Ding es sein mag, wenn einer recht viel Bücher gelesen hat — macht das Lesen allein, das für viele immer noch das eigentliche Symptom der Bildung ist, das Auge klar und empfänglich, die Schönheit der Welt zu genießen und die Werke der Kunst zu verstehen? So wenig, daß die entscheidende Hinwendung zu künstlerischer Kultur, von der oben die Rede war, geradezu mit eingeleitet wurde durch die Erkenntnis und das Bewusstsein wahrer Kunstfreunde: wir haben bisher viel zu viel über Kunst gelesen und geschrieben; lernen wir lieber zuerst ihre Werke sehen! Nicht ästhetische Theorien, nicht historische Daten lehren uns ein Bild verstehen: sein Inneres erschließt sich nur unserm Auge, und Tinge, die es uns nicht in seiner äußeren Erscheinung, in Formen und Farben mitteilt, hat der Künstler uns auch nicht mitteilen wollen.

Es darf wohl gesagt werden, daß eine neue Epoche in unserm Verhältnis zur Kunst mit dem Augenblick begonnen hat, da einige unsrer besten Kunstgelehrten diese Wahrheit, die lange nur bei Künstlern und ein paar feinen Liebhabern in Ansehen standen, als eine Grund- und Hauptnotwendigkeit für die wissenschaftliche Betrachtung aufstellten.



Die Madonna aus dem Hause Orleans

Nach dem Gemälde von Raffael (Schloß Chantilly)

Probe-Abbildung aus dem Raffael-Bande der „Klassiker der Kunst“ (I. B. 204)

Die kunstgeschichtliche Forschung tritt jetzt ihren Objekten ganz anders gegenüber, die Aesthetik maßt sich nicht mehr an, zu bestimmen, was die Kunst „soll“, sondern bemüht sich, zu erkennen, was die Künstler wollten (oder richtiger: mußten), als sie ihre Werke schufen. Und auch die künstlerischen Publikationen sind in Tendenz und Aussehen von der „neuen Lehre“ nicht unberührt geblieben. Es mehren sich die Ausgaben von Reproduktionen, deren Zweck es ist, das Publikum durch Anschauung zur Anschauung zu erziehen, und die nur mit ein paar beigefügten erklärenden Worten das Verständnis für die formale Eigenart und die bildnerische Absicht, die in dem betreffenden Werk liegt, fördern wollen. Wir erinnern hier an die bei Bruckmann erscheinende Publikation moderner Bilder „Die Kunst des Jahres“, an Spemanns „Museum“, das alte und neue Kunst vorführt, und besonders auch an die für die weitesten Kreise bestimmten „Meisterbilder“ des „Kunstwart“, der ja in dieser ganzen Bewegung zu den Bahnbrechern und Führern gehört.

Am schärfsten ausgeprägt, am konsequentesten durchgeführt erscheint diese Tendenz, vor allem, ja allein der Anschauung zu dienen, in einer groß angelegten Publikation, deren beide erste Bände soeben die Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Leipzig, herausgibt. „Die Klassiker der Kunst“ ist der Gesamttitel dieser Veröffentlichung, und ihre Absicht wird auch dem, der nur den Titel hört, klar, wenn er sich der im gleichen Verlag erschienenen einbändigen Ausgaben der Klassiker der Literatur erinnert. Wie hier der Literaturfreund die Werke eines seiner Dichter, in einem handlichen Bände vereinigt, bequem und übersichtlich vor sich hat, so soll ihm je ein Band jener neuen Serie die Schöpfungen eines Meisters der bildenden Kunst in tunlichster Vollständigkeit gesammelt darbieten. Und die Wissenschaft soll ihm den Zutritt zur Welt statt des schaffenden Künstlers nicht erschweren, sondern nur erleichtern; in einer rein sachlich gehaltenen Einleitung gibt sie einen lebendigen Überblick über das Leben des Künstlers und tritt dann das Wort an die einzelnen Werke selbst ab, die, chronologisch geordnet, mit knapper Angabe der Größe, des Materials und des Standortes dem Beschauer fänden mögen, was ihr Meister in ihnen von seiner Art, die Welt zu sehen und zu gestalten, von seinen Erlebnissen des Auges und der Seele, von seinem Wachsen, Reifsein und Altern in bewußtem oder unfreiwilligem Selbstbekenntnis niedergelegt hat. So wird jeder dieser Bände, wenn man es so nennen will, nichts sein als ein Bilderbuch, aber ein solches, das nur Meisterbilder enthält, zugleich jedoch neben und über den Bildern ein Bild gibt, das Bild eines Künstlers, seines ganzen Wollens und Vollbringens.

Es leuchtet ohne weiteres ein, wie schon das wiederholte anspruchsvolle Durchblättern, das rein genießende Betrachten eines solchen Bandes dem Beschauer den betreffenden Künstler näher bringen muß als die Lektüre des geistvollsten Buches, das über ihn geschrieben ist. Ganz unbewußt prägt sich seine Formensprache, die Eigenart seiner Bildwirkungen unserm Auge ein; wir lernen dadurch wieder das einzelne Kunstwerk inniger verstehen,

als Schöpfung für sich in der Kraft und Schönheit seiner Erscheinung voller würdigen und erkennen es zugleich doch als Glied in der Entwicklung des Künstlers, als Ausdruck seiner Persönlichkeit.

Aber auch der rein praktische Wert dieser „Gesamtausgaben“ ist sehr hoch anzuschlagen. Willen sie doch für den Gelehrten und den Laien eine Sammlung systematisch geordneter, vollständigen Materials, das bisher auf so bequeme Weise überhaupt nicht beisammen zu haben war. So treten sie vor allem auch als vorzügliches Supplement zu eingehenden Monographien hinzu, die keine oder nur wenige oder ungenügende Abbildungen der besprochenen Kunstwerke enthalten. Es sei hier nur an Carl Neumanns klassisches Buch über Rembrandt erinnert, dem verhältnismäßig wenige Reproduktionen, noch dazu in sehr kleinem Maßstabe, beigegeben sind. Wie sehr wird da dem Studium des Neumannschen Buches der Rembrandt-Band der „Klassiker der Kunst“ zugute kommen können! Bringt er doch nicht weniger als 405 Werke des Meisters, und zwar in einem Format, das auch die Einzelheiten noch gut erkennen läßt, und in technisch vorzüglichen Wiedergaben der besten Photographien.

Raffaël und Rembrandt — das sind die beiden Künstler, deren Werke die Reihe der „Klassiker der Kunst“ eröffnen.*) Auch dies Nebeneinander erinnert an die große Wandlung, die sich in den letzten Jahrzehnten in der allgemeinen Kunstanschauung vollzogen hat, vor allem eben insoweit dessen, daß wir wieder mehr gelernt haben, den Nachdruck auf die Anschauung zu legen. Wie lange hat Raffaël für die Malerei als das absolute Ideal gegolten, seine Formensprache als das im Grunde einzige Ausdrucksmittel, das der hohen Ideen würdig wäre, die sich in der Kunst verkörpern „sollten“. Noch heute lebt diese falsche Raffaël-Verehrung, zur traurigsten Süßlichkeit und Schwächlichkeit degeneriert, in einer gewissen Kunststübingung fort, die als die allein christliche gelten möchte. Bei Künstlern und Kunsthistorikern aber drohte, wie es denn bei keinem Rückschlag ohne Liebertreibungen herzugehen pflegt, nach der Vergötterung eine starke Unterschätzung Raffaëls einzutreten. Doch darf man auch diese Wahn- und überwunden betrachten. Heute erkennen und bewundern wir die Kunst Raffaëls nicht mehr als ein einzig Gültiges und Unbedingtes, sondern als die harmonische und reine Vollendung einer langen, organisch verlaufenen Entwicklung, gleichermaßen bedingt durch das Vorangegangene wie durch die Umgebung.

Tafel es eben keine allein und überall gültigen Normen in der Kunst gibt, diese Erkenntnis verdanken wir zum großen Teil gerade der Offenbarung, die uns über die Größe Rembrandts zuteil geworden ist. Bei ihm ist nichts von der formalen Vollkommenheit der Raffaëlschen Formenvelt, nichts

*) Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Erster Band: Raffaël. Des Meisters Gemälde in 202 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Adolf Hoesenberg. In vornehmem Zeinenband M. 5.—. Luxusausgabe in feinstem Lederband M. 25.—

Zweiter Band: Rembrandt. Des Meisters Gemälde in 405 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Adolf Hoesenberg. In vornehmem Zeinenband M. 8.—. Luxusausgabe M. 30.—

von jener Idealisierung der menschlichen Gestalt, zu der die italienische Kunst durch die Schönheit des südlichen Menschenschlags und durch die unmittelbare Einwirkung der Antike wie zu etwas Selbstverständlichem hingeleitet wurde, während sie im Norden Unwahrheit und Abstraktion bleiben mußte. Statt dessen aber eine Kraft in der Erfassung des Individuellen, eine Innerlichkeit in der Schilderung seelischer Vorgänge, eine Entfaltung der zartesten und mächtigsten Wunder, die das Leben des Lichts, die Musik der Farbe dem Auge erschließt, wie bei keinem Künstler vorher oder nachher. Neben dem apollinisch hellen und heiteren Raffael steht Rembrandt als der Magus aus Norden, der Prophet der Dämmerung, der Kündler neuer innerer Gesichte. Wem der Blick erschlossen worden ist für die Eigenart und die Größe dieser beiden, der wird nie mehr in dem befreienden Glauben wandeln werden, daß es keine „ewig gültigen Ideale“ in der Kunst gibt, sondern nur ein ewig gültiges Gesetz

für die Künstler: in Wahrhaftigkeit und mit dem Mut der Ueberzeugung sich selbst in ihren Werken zu geben. Nur wer sich dieser Wahrheit beugt, kann ohne Phrase und ohne Aufopferung des eignen individuellen Empfindens Raffael und Rembrandt, Titian und Tücher, Böcklin und Liebermann als die großen Meister bewundern, als die ihr Lebenswerk und ihre geschichtliche Stellung sie beglaubigt.

Zu solcher Erkenntnis aber gelangen wir, es sei noch einmal wiederholt, allein durch die Anschauung. Und so zweifeln wir nicht, daß die neue Publikation, auf die wir im Vorstehenden hingewiesen haben, dazu beitragen wird, Liebe und Verständnis für die Klassiker der Kunst verbreiten und vertiefen zu helfen im Sinne der Goethe'schen Worte:

Anschau, wenn es dir gelingt,
Doch es erst ins Inn're dringt,
Dann noch außen wiederkehrt,
Bist am herrlichsten belehrt.



Paris, Louvre

Auf Holz, H. 0,68, B. 0,65

Christus und die Jünger in Emmaus. Nach dem Gemälde von Rembrandt

Große-Abbildung aus dem Rembrandt-Bande der „Klassiker der Kunst“



Hector Berlioz

(Zu seinem hundertsten Geburtstag)

Am 11. Dezember d. J. werden hundert Jahre verlossen sein seit dem Tage, an dem den Franzosen ihr größter Lieddichter und der musikalischen Welt überhaupt einer ihrer originellsten Geister geboren wurde, Hector Berlioz. Eine eigenartige, seltsame Erscheinung! Seltsam in den Spuren, die ihre Erdentage hinterlassen, seltsam aber auch in der Art, wie sie diese Erdentage verbrachte. Die Schilderung von Berlioz' Leben, Tichten und Trachten ist ein buntbewegter Roman. Weniger vielleicht wegen der Einzelschicksale und Erlebnisse an sich, als vielmehr wegen der unerhört intensiven Einwirkung alles Erlebten und Geschehens auf Seele und Gemüt dieses Ausnahmemenschen, wegen der unausgesetzte heftig flutenden Wechselbeziehungen zwischen seiner bis ins hohe Alter siedenden Phantasie und der Außenwelt.

Die Musikhändler, die Kunstschulmeister, die den Äußerungen des Genies gegenüber mit Taubheit Geschlagenen, noch heute wissen sie mit Berlioz nichts Rechtes anzufangen. Es heißt oft: Berlioz sei um ein Menschenalter zu früh auf die Welt gekommen. Aber wäre er vor jenen Feinden des Künstlers sicher gewesen, wenn er am Ende des Jahrhunderts gelebt hätte? — Im übrigen ist angefangen einer Erscheinung wie Berlioz mit solcher müßiger Spekulation, mit „wenn“ und „wäre“

nicht viel anzufangen; man muß sie aus ihrer Zeit, aus ihren Schicksalen, aus ihrem Wesen heraus zu verstehen suchen. Berlioz' Lehr- und Wanderjahre fallen mit der Blütezeit der französischen Romantik zusammen. Victor Hugo ist die ständige Lektüre des jungen Musikers; aus der Poesie Hugos hallt ihm das Echo des eignen Fühlens und Schwärmens entgegen. Und was er fühlt und wofür er schwärmt, das soll tönend lebendig, das soll Musik werden. Durch die Musik dankt ihn alles darstellbar. Sein Lehrer (Lesueur) arbeitet dieser Auffassung kaum entgegen, zeigt er doch selbst in seinen Kompositionen vielfach poetisierende Tendenzen, Neigungen zur Tonmalerei und zu prägnanter musikalischer Charakteristik. Das machtvollste aber, was bis dahin auf dem Gebiete der Instrumentalmusik geleistet worden ist, sieht Berlioz in den Sinfonien Beethovens, und da es für ihn hinsichtlich der Instrumentalformen weiter keine sonderlich verbindlichen Traditionen gibt, übernimmt er das Formengerüst, wie er es bei seinem großen deutschen Vorbilde findet. Unversehens gerät sein Schaffen hiermit aber in eine gewisse Unfreiheit. Berlioz erkennt wohl, daß sich seine lieddichterischen Intentionen keineswegs ohne weiteres mit dem, was des deutschen Meisters natürliche, sozusagen angeborene Äußerungsform

ist, in Einklang bringen lassen. Heute erblicken wir hierin ein interessantes musikhistorisches Moment: das Mißverhältnis zwischen der musikalisch-poetischen Absicht und dem überkommenen Formenschema mußte in Berlioz' Schaffen evident werden, um Lixt den Weg finden zu lassen von der klassischen Form zur „sinfonischen Dichtung“.

Im Formalen — wie nebenbei bemerkt auch in der Harmonik — bringt Berlioz also nichts Unerhörtes. Denn für das Einbeziehen der menschlichen Stimmen (solistisch und chorisch) in das Reich der Sinfonie, wie z. B. in „Romeo und Julia“, war schon Beethoven vorbildlich gewesen. Etwas Neuartiges scheint der Lelio zu bieten. Ein Schauspieler muß den Titelhelden vor einem Vorhang mimen. Dahinter befinden sich Chor und Orchester, und mit diesem Klangkörper werden die musikalischen Träumereien und Stimmungen, die in Lelios Gemüt aufsteigen, dargestellt. Die declamierten Monologe ergeben die Verbindungsbrücken von einem Musikstück zum andern. Schließlich hebt sich der Vorhang und Lelio tritt ins Orchester, um mit diesem (seinen „Schülern“) seine neue Komposition aufzuführen. Das ganze ist weniger eine fruchtbringende Neuheit als eine abstruse Versteigerung, die aber wiederum aus Berlioz' Eigenart heraus wohl zu verstehen ist. Er will in seiner Musik so deutlich wie möglich sein, er will sein ganzes Herz ausschütten, die Musik soll ihm beinahe Verständigungssprache werden, sie soll ein Erleben (und immer nur sein persönlichstes Erleben!) so ohrenfällig wie möglich darstellen. Eine andre Natur hätte das unsehbar auf die Bahn des musikalischen Dramas gelenkt. Wiederum ist es Berlioz' Individualität, die ihm hier selber im Wege steht und macht, daß er — nach Bülow's Wort — zeitlebens „im blütenreichsten Opennirtum tiefst befangen“ bleibt. Er ist ein zu wenig objektiver Geist, es gelingt ihm nie, vom individuellen Einzelfall zum allgemein Menschlichen, zum Typus vorzuschreiten. Daher sind auch seine Bühnenwerke, trotz un-g-zählter musikalischer Einzelschönheiten, das Schwächste aus seinem Schaffen. Ihnen fehlt gerade das, was in den übrigen großen Kompositionen als Haupteigentümlichkeit so scharf hervortritt: die dramatische Lebendigkeit.

Eins ist nach all diesem wohl klar: daß es Berlioz nie darum zu tun sein kann, die Form nur sozusagen mit „abstrakt schönem“ Inhalt zu füllen. In der Tat hat er denn auch kaum zwei oder drei Instrumentalkompositionen hinterlassen, die nicht mindestens durch eine poetische Ueberschrift die Phantasie auf das dichterische Gebiet hinleiten, aus dessen Stimmungsbereich die musikalischen Ideen des Tonsetzers stammen und die nicht dattun, daß es sich für Berlioz keineswegs um ein oberflächliches Tonspiel, um eitle Gefälligkeitskunst, sondern um die Kunst des musikalischen

Ausdrucks im engsten Sinne handelt. Was Beethoven an Erweiterung und Vertiefung dieser Kunst geleistet hat, das erhält durch den kraftgenialen Berlioz eine Ergänzung nach seiten des Phantastischen, Dämonischen und Exaltierten hin.

Und wie Berlioz hierdurch auf seine künstlerischen Nachfahren eingewirkt hat, das ist offenkundig. Noch deutlicher freilich, auch dem Laienverständigen unmittelbar einleuchtend, zeigt sich sein Einfluß in bezug auf eine mehr technische Frage der musikalischen Kunst, auf die Instrumentation. Es erscheint uns heute ganz selbstverständlich, daß ein Mann wie Berlioz, der jedes Moment im Bereiche seiner Kunst dem Ausdruck dienlich zu machen sucht, nicht achtlos an dem wunderbaren Kunstmittel der Klangfarbe vorübergeht. Ein Umstand kam dem Meister bei seinen Entdeckungsfahrten in das Land des differenzierten Orchestercolorits außerordentlich zu statten, der nämlich, daß das Klavier in seiner künstlerischen Entwicklung fast gar keine Rolle gespielt hatte. Er hatte von vornherein zu den einzelnen Orchesterinstrumenten ein inniges Verhältnis bekommen, er wußte insolgebeßsen die Besonderheit eines jeden bis ins letzte auszunutzen. Jede Absicht, jede grobe Effecthalserei lag ihm dabei durchaus fern. Man erkennt Berlioz vollständig, wenn man ihn als „Orchesteringenieur“, als instrumentalen Experimentator abtut. Seine Instrumentation ist nicht nur musterhaft wegen ihrer Vielsfarbigkeit und Klangschönheit, sondern vor allem auch deshalb, weil sie sich stets als Mittel zum Zweck, nie aber als Selbstzweck erweist. Da, wo Berlioz Kleinhaftes, Unerhörtes darstellen will (Requiem, Weltgericht!), da greift er auch zu unerhörten Mitteln, da genügt seiner überstulenden Phantasie eine zart andeutende Soloposaune selbstverständlich nicht! Wo ihn aber nicht dergleichen gigantische Vorstellungen erfüllen, da herrscht bei ihm auch „weise Mäßigung“ in bezug auf die Instrumentation. Da braucht er häufig nicht einmal das volle Beethovensche Orchester. Man sehe sich nur daraufhin einmal seine reizvollen, feinsinnigen, viel zu wenig bekannten kleineren Sachen an, seine Lyrin, in der sich eine so zart empfindende Seele offenbart. Ich denke da z. B. an die „Sommernächte“, op. 7, und an Stellen aus der „Kindheit Christi“. Seit ein paar Jahren ist Berlioz ja verlagsfrei und in Neudruden leichter zugänglich.

Von einer deutschen Gesamtausgabe seiner Werke in Leipzig hat Berlioz so oft sehnlichst geträumt. Sie liegt jetzt vollständig vor, und damit hat Deutschland das würdigste Entmal dem Meister geleist, dessen Name — neben dem von Lixt und Wagner — unauslöschlich bestehen bleiben wird in der Ueberschrift des wichtigsten Kapitels der neueren Musikgeschichte.

Wilhelm Klatte





Eine Gewissensfrage

Nach dem Gemälde von Ferdinand Brütt



Tafel fogenannte Große Tor

Die steilste Strecke der Bahn

Hotel „Echo Mountain“ auf halber Bergeshöhe

Bahnbrückenweg in der Nähe des Gipfels

Eine Drahtseilbahn in der südkalifornischen Sierra Madre

Eine der großartigsten Bergbahnen der Welt in bezug auf technische Anlage und die sie umgebende Naturszenerie ist ohne Zweifel die Drahtseilbahn der Sierra Madre in Südkalifornien, die auf den Mount Lowe fährt. Von dem zauberhaft schönen Altadenatal fährt man zunächst mit der elektrischen Bahn $2\frac{1}{2}$ englische Meilen aufwärts

zu dem Rubio Cañon mit dem Rubio-Jun, einem kleinen Gasthaus, von dem aus die Bergpfade für den Fußgänger in die wildromantischen Canons (Steilschluchten) führen. Wer jedoch zum Gipfel des Mount Lowe wie auf Adlerschwüngen gelangen will, der besteigt hier den in dreiteiliger Terrassenform gebauten, weiß angestrichenen Passagierwagen

— White Chariot — der Drahtseilbahn. Ihre erste direkte Linie erstreckt sich 2200 Fuß (engl.) über dem Meeresspiegel zum Gipfel des sogenannten Echo-Mountain (3500 Fuß). Die Steigung beginnt mit 60 Prozent (d. h. 60 Fuß auf je 100); nachdem die Weiche passiert ist, erreicht sie für eine ziemlich breite Strecke 62 Prozent. Dann macht die Linie zwei Krümmungen, eine zu 58 Prozent und in der Nähe des Gipfels eine mit 48 Prozent. Als Zugmittel dient ein endloses Drahtseil; die Wagen sind so balanciert, daß sie sich beim Auf- und Abstieg in einer automatisch bedienten Weichstelle genau in der Mitte der ganzen Strecke begegnen. Die Aussicht, die sich den Passagieren während der Fahrt bietet, wird immer grandioser, je mehr sich das Panorama ausdehnt. Bewunderung erregt auch die Leppigkeit und Schönheit der Vegetation in diesem fruchtbaren Lande mit ewigem Sonnenschein. Nachdem man das große Hotel Echo-Mountain auf halber Bergeshöhe erreicht hat, findet ein Wagenwechsel statt. Nun windet sich die Bahn in staunenswerter Weise geradezu wie eine Spirale. Oft führt der Weg über schwindelnde Stege an Abgründen vorüber, die steil 4000 bis 5000 Fuß abfallen; es ist einem auf diesen Strecken zumute, als schwebte man ganz in der Luft. Dann wieder hat man das Gefühl, als sei man eingemauert zwischen steilen Felswänden ohne einen sichtbaren Ausgang. Mitten aus schneeiger Landschaft ragen blüten- und fruchttragende Bäume hervor, und die Urngroßbäuer des kalifornischen Baumriesengeschlechts wurzeln in so unabhäufiger Tiefe, daß

man außerstande ist, ihre Höhe zu ermessen. Das Endziel der Fahrt bildet das Alpine Club House (Alpenklubhaus), 5000 Fuß hoch gelegen, eine Art großer, aus Holz erbauter Tirolerbütte, mit einem Kamin, 12 Fuß lang und 7 Fuß breit, vielen Schaukelstühlen, einem Klavier und Sofa. Ueber dem Kamin steht in allenglischer Sprache und bunten Lettern: „Ye ornament of a house is ye guest, who does frequent it“ (Der Schmuck des Hauses ist der Gast, der es besucht). Um zum Gipfel des Mount Lowe, noch 300 Fuß höher, zu gelangen, benutzt man Maulfelser oder, wenn man nicht so bequem ist, Schusters Klappen. Der Weg ist allerdings beschwerlich wegen des sandigen, schneebedeckten Bodens, der so weich ist, daß man bei jedem Schritte tief einsinkt; auch ist das Gebüsch sehr dicht. Die Aussicht bei klarem Wetter ist die grandioseste und ausgedehnteste, die man sich denken kann: eine Rundschau über Tausende von Meilen im Umkreis, bis weit hinüber zum Stillen Ozean. Auf der Heimfahrt leuchtete uns das berühmte Great World's Fair Searchlight von Chicago. Seine elektrischen Strahlen können 150 englische Meilen weit am Stillen Ozean gesehen werden. In einer Entfernung von 35 Meilen kann man noch den Kleindruck amerikanischer Tagesblätter lesen. Es hat 3000000 Wachslichtstrahlengewalt, Totalgewicht 6000 englische Pfund, Linse 3¼ Zoll dick, ist aufgestellt in der Mount Lowe Sternwarte, nahe dem Echo-Mountain Hotel. Die Mondaufnahme, die eines unserer Bilder zeigt, geschah vermitteltst eines 16zölligen Equatorial Teleskop.

Melina Lampadius

Eine Gewissensfrage

Su dem Bilde von Ferdinand Brütt (zwischen Seite 208 und 209)

Seit Monaten ist der Mann in Untersuchungshaft. Sie möchte ja so gern an seine Unschuld glauben. Aber die Anklage klingt so furchtbar: schwere Körperverletzung! Und sie weiß ja, daß er im Raufsch zu allem fähig ist. Wenn er das Verbrechen doch begangen hätte? Aber nein: er ist ja sonst so gut. Und doch — und doch! So hat sie zwischen Hoffnung und Verzweiflung gelebt die vielen, vielen Wochen hindurch. Endlich ist der Tag der Entscheidung gekommen. Lange vor Beginn der Verhandlung ist sie im Gerichtsgebäude. Das Jüngste auf dem Arm lauert sie in einer Ecke der weiten, öden Vorhalle. Mit klopfendem Herzen horcht sie auf die Schläge der Uhr. Aber die Zeit vergeht so langsam, und von Minute zu Minute wächst ihre Angst. — Wird sie ohne ihn dieses Haus verlassen müssen? — Sie denkt an die Schande und an die Not. Wie soll sie ihre Kinder durchbringen, wenn der Ernährer fehlt, vielleicht noch viele Monate lang? Und niemand ist da, dem sie sich anvertrauen, der ihr Trost zusprechen könnte. — Da endlich ein bekanntes Ge-

sicht — der alte Justizrat, der die Verteidigung führen soll. Kommt, die Alten unter dem Arm, daher. Er war so freundlich zu ihr, als sie bei ihm war. Ob sie es wagen darf, ihn anzusprechen? Aber er sieht heute so anders aus in Talar und Barett. Dennoch faßt sie sich ein Herz und tritt an ihn heran mit der aus einem tief geängstigten Gemüte kommenden Frage: „Ach, Herr Justizrat, darf ich hoffen, — wird mein armer Mann freilommen?“ Das ist nun freilich eine Gewissensfrage, denn den Ausgang eines solchen Falles vermag auch der gewiegteste Jurist nicht mit Sicherheit vorherzusagen. In der ganzen Haltung des alten Herrn liegt es ausgedrückt, daß die Chancen seines Klienten wohl nicht allzu günstig stehen. Mit der armen Frau empfindet er aufrichtiges Mitleid; zweifellos wird er sie nach Möglichkeit zu trösten versuchen und ihr die Versicherung geben, daß er ihrem Mann nach bester Kraft zur Seite stehen werde, um zum wenigsten ihm die Zübilligung mitbender Umstände zu erwirken.



Herders Kunstanschauungen und das Volkslied

(Zum hundertsten Todestag des Dichters am 18. Dezember)

„... Meine Herren! Ich danke Ihnen für den Eifer, mit dem Sie sich der Aufgabe gewidmet haben, und die große Zahl, in der Sie erschienen sind, ist ein erfreuliches Zeichen, daß bei der großen Menge von Zeit, die die ernste Arbeit in Anspruch nimmt, doch die Pflege der Kunst in Deutschland nicht leidet... In der Instrumentalmusik sind wir schon auf dem Gipfel der Kompliziertheit angelangt, das mag charakteristisch sein, aber schön ist es nicht. Sie müssen sich auf den Volksgefang verlegen, nicht die Musik im großen Stile. Ich verlange nicht von Ihnen, daß Sie nur Volkslieder singen, aber diese müssen mehr gepflegt werden. Meine Herren, ich sage noch einmal: ich kann Ihre Leistungen nur bewundern, aber Sie befinden sich nicht auf dem richtigen Wege. Ich werde jetzt eine Volksliederammlung veranstalten lassen, die studieren Sie und zeigen Sie dann Deutschland und dem Auslande, welch eine Fülle von Poesie und Kunst im deutschen Liede vorhanden ist!“

So sprach Kaiser Wilhelm II. am Schlusse der Vorträge im Sängerkampfstreite, der zu Frankfurt am Main in den Junitagen stattfand, zu den versammelten Dirigenten und Preisrichtern. Und diese fanden lebhaften Widerhall in allen deutsch fühlenden Herzen, denn der kunstfreundliche Kaiser knüpfte dort an, von wo der deutsche Männergesang vor fünfzig Jahren ausgegangen war, der, durch den Schweizer Nägeli angeregt, anfangs nur

das Volkslied pflegte. Diese Worte erinnern uns aber unwillkürlich an den Erwecker des Volksliedes, der trotz seines nationalen Feuers und seiner mannigfachen Anregungen voll modernen Geistes, heute als veralteter Diktator nur in den Literaturgeschichten ein verschollenes Dasein fristet, an den Mann, zu dessen Füßen Goethe geessen und nationale Begeisterung in Leben und Kunst und Dichtung geschöpft hat: an Johann Gottfried Herder.

Hundert Jahre sind am 18. Dezember seit dem Tode dieses großen Reformators verfloßen, wir sind in den Bahnen fortgewandelt, die er gewiesen hat, den Lehrer haben wir aber undankbarerweise vergessen. Herder hat uns gelehrt, die Geschichte mit ihren Ursachen und Wirkungen philosophisch zu erfassen, die Menschen und ihre Werke in ihrer Zeit und Umgebung zu betrachten, und so wurde er auch zum Vater der Literaturgeschichte; er ist ein feinführender Uebersetzer von bewundernswürdiger Schmiegsamkeit des Stiles und hat so den Weg geebnet zu einer Weltliteratur in deutscher Sprache. Ebenso hat er aber auch in geistvollen Träumen geahnt, was Grimm und seine Jünger auf streng wissenschaftlicher Grundlage aufbauten, die vergleichende Sprachforschung. Obgleich er mit seiner Liebe, seinem Humanitätsdrange die ganze Menschheit umfaßte und Jung-Stilling mit Recht von ihm sagte: „Herder hatte nur einen Gedanken, und dieser ist die ganze Welt.“ obwohl er gegen eiteln Nationaldünkel eiferte, jedem Volke gerecht

zu werden suchte, so ist er doch einer unsrer nationalsten Dichter. Gleich Klopstock warnte er die Deutschen vor blinder Nachahmung der Franzosen, ging aber noch einen Schritt weiter, indem er den nationalen Standpunkt auch gegenüber einer blinden Nachahmung der Antike verteidigte. Er sprach das sühne, erlösende Wort: „Wir sind schüme Römer in Sprache, Philosophie, Mythologie, Ode, philosophischen Lehrgedicht, wenn wir nichts als Horaz, Lucrez, Tibulle, Cicero sein wollen.“ Und er hat dieses nationale Selbstbewußtsein auch praktisch betätigt. Wie Kaiser Wilhelm II. einst betonte, es müsse dem Deutschunterricht eine hervorragende Stelle eingeräumt werden, so tadelte er die Deutschen in den „Fragmenten“ auf das heftigste, weil sie ihre Sprache der lateinischen zuliebe vernachlässigten, er suchte am Weimarer Gymnasium die alte Sitte des Lateinsprechens möglichst zu beschränken und in einer Schulausgabe daselbst rief er den Schülern zu: „Lernt Deutsch, denn ihr seid Deutsche; lernt es reden, schreiben, lernt, was ihr denkt und wollt, sagen.“ So wagt es Herder mit unzähligen Fasern seiner Wesenheit in der modernen Zeit. Neu sind seine Kunstanschauungen, die teilweise mit dem antikerischen Geschmack brechen und prophetisch den modernsten Verismus predigen. So spricht er im vierten kritischen Wälzchen zugunsten der im 18. Jahrhundert verachteten Landschaftsmalerei: „Diegenen sind nicht klug.“ sagt er, „die die Landschaftsmalerei, die Naturstücke des großen Zusammenhanges der Schöpfung verachten, heruntersetzen oder gar dem Künstler unterlagen. Ein Maler und soll kein Maler sein? Ein Schilderer und soll nicht schildern? Bildsäulen drehfeln soll er mit seinem Pinsel und mit seinen Farben zeigen, wie er ihrem echten antiken Geschmack bebagt?“ Modern ist sein Bestreben, die Wissenschaft vollständig zu machen, und wenn man heute daran geht, in Volksbildungsvereinen und Universitätskursen auch dem Volke die Pforten des strengen Wissens zu öffnen, so besaßte er, angeregt durch ein Preisaus Schreiben der Berner patriotischen Gesellschaft vom Jahre 1763, sich mit einer Untersuchung, „daß und wie die Philosophie für das Volk nutzbar zu machen sei.“ Und wie er der Aufklärung als der Grundbedingung zum höchsten Menschendeal, der Humanität, das Wort redet, so fordert er auch die Freiheit der Feder:

„Hört, ihr Mächtigen, hört! Der Feder größte Freiheit Herricht aneigt; es schreib! jede, was jeder gefaßt. Loben und tadeln dürfen wir laut ohn' alle Verognis; Was Basquino gebent, sprich er und findet Gehör. Eins nur wagen wir nicht, rein aus zu sagen die Wahrheit. Weisbrauch liebet man wohl, aber kein wärriges Salz.“

Zu den Humanitätsbriefen zieht er übrigens auch gegen die Zensur zu Felde mit allen Waffen der Verurteilt. Und ferner preist er die Universitäten als Wacht- und Leuchttürme der Wissenschaft, die da anspähen, was in der Ferne und Fremde vorgeht, es fördern und andern selbst vorauleuchten. „Universitäten sollten die letzten Freistätten und eine Schutzwehr der Wissenschaften sein, wenn solche nirgends eine Freistatt fänden. Was allenthalben verlannt würde, was im Geschäst hier und da seine Stimme wechlos erhöhe, sollte hier einer unparteiischen Aufmerksamkeit und

eines Bestandes genießen, der von keinem Einfluß geföhrt würde.“ So hat er die freie Forschung gefordert und die hohen Schulen als ihren Sitz gerufen, eine Mahnung, die gerade in der neuesten Zeit wieder erhoben werden muß. Er ist in Befolgung seiner Humanitätsideale natürlich auch ein Verläufer der modernen Friedensbewegung, der er in seinen Humanitätsbriefen praktische Winke gibt; und wie er den Menschensfuß predigt, wird er auch zu einem hervorragenden Förderer der Tierfußbestrebungen.

Dieser ideale Sinn hat aber seinen politischen Scharfbild nicht getrübt und ihm das Verständnis für Deutschlands Vorzüge und Schwächen nicht geraubt. Er ist, wie schon erwähnt wurde, ein Feind des Chauvinismus und sagt einen Völkerfrühling voraus, wo es nur einen kulturellen Wettbewerb geben werde. Als er davon träumte, der Reformator Volands zu werden, wies er auf die Bedeutung hin, die der Osten Europas für unsern Weltteil haben müßte, wenn auch dort die Leuchte der Aufklärung die Menschen veredele. Er sehnte ein geeinigtes Deutschland herbei und forderte eine freiere Verfassung und verlangte auch, Bismarcks Gedanken voraussetzend, eine deutsche Kolonialpolitik. Deutschland müsse an der See festen Fuß fassen, da es sonst infolge seiner eingegengten Lage zu Verwicklungen kommen müsse. Preußens Hegemonie in Deutschland ahnte er in der „Adrastra“ mit klugem Geiste, wir finden aber auch bei ihm geradezu mit Sehrgabe das Wahrwort gesprochen, die einzige Sicherung Deutschlands gegen äußere Feinde, gegen den drohenden Rußen im Osten und den stets bereiten Kämpfer im Westen biete der Bund Preußens mit Oesterreich.

„Weiter schau. Du siehst, ferne im Osten steht
Dir ein Rie; du siehst lehrete ihn, sein Schwert,
Seine Keule zu schwingen.
Jorndorf probie sie auch an dir.“

Schau gen Westen; es droht fertig in jedem Kampf,
Wielgewandt und entläßt, trotzend auf Glück und Pacht,
Dir ein andrer Kämpfer.
Der dir schon eine Lode nahm.

Und du säumest noch, dich zu ermannen, dich
Nag zu eine n? Du säumst, kleinlich im Eigennuß,
Statt des polnischen Reichstags
Dich zu ordnen, ein mächtig Volk? ...

Träume ich oder ich sah wach einen Genüß
Niederreiben? Er knüpft, einig verknüpft er
Zwei germanische Freunds-
hände, Preußen und Oesterreich.“

Die größte nationale Tat Herders aber ist und bleibt seine Liebe zu dem Volkstümlichen in der Dichtung, seine Förderung des Volksliedes. Diese Neigung begleitete ihn von der Jugend bis zum Grabe, ihr blieb er treu in all den großen und kleinen Kränkungen seines Lebens. Herder ging aus dem Volke hervor. In Mährungen stand seine Wiege in der ärnlichen Kusterstadt, und sein Vater, selbst dem Bauernblute entsprossen, war früher Weber. Ein schlechtes geistliches Lieb beschloß den Tag im Kreise der Familie. Damer war die Lieblingslektüre des in sich gekehrten stillen Knaben, Klavierpiel und Kirchengesang weckten in ihm jenes Verständnis für die Macht des Volksliedes, das für sein späteres Wirken so bedeutsam wurde. Und

in der Königsberger Studentenzeit übte auf ihn Hamann einen gewaltigen Einfluß, dieser führte ihn in seine Ideen von Originaldichtung und Volkspoesie ein, las mit ihm Shakespeare und den im 18. Jahrhundert als Muster alles Volkstümlichen gepriesenen Ossian. Als Tomschullehrer in Riga begründete Herder seinen Ruhm durch seine „Fragmente über neuere deutsche Literatur“ und seine „kritischen Wälder“; in jenen untersucht der Dichter die Sprache der neueren deutschen Schriftsteller und tadelt an ihnen vor allem den Mangel an Originalität und Volkstümlichkeit und eifert gegen die Nachahmung. In diesen preist er besonders Homer als Naturdichter und Hauptvertreter der volkstümlichen Dichtung. Auf seiner Seereise nach Nantes wird ihm im Angesichte der Nordlandsküste die herbe Kraft Ossians und die Staldepoesie lebendig, in Straburg pflanzte er die Liebe zum Volksliede auch in Goethes Herz und forderte ihn auf, im Elsaß die reichen Schätze im Schoße des Volkes zu sammeln. Und als er in Bückeburg als Hofprediger und Konsistorialrat wirkte, hinderten ihn die Beschwerden und kleinlichen Unannehmlichkeiten seines Amtes nicht, fleißig selbst nach solchen Kindern der deutschen und ausländischen Volksmuse auszufpähen, in seinem „Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker“ in geradem dithyrambischen Schwunge die Frische, Lebendigkeit und Natürlichkeit des Volksgesanges zu schildern und in der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes“ und in der Schrift „Vom Geiste der ebräischen Poesie“ auch den poetischen Gehalt der Bibel zu preisen. In Weimar endlich er schien die Frucht dieser reichen Saat, die „Volkslieder“, später mit vollem Rechte „Stimmen der Völker in Liedern“ genannt, und noch nach seinem Tode erlangten die volkstümlichen spanischen Romanezen: im Jahre 1805 erschien sein „Gid“.

So hat denn Herder sein ganzes Leben der Belebung des Volksliedes geweiht. Mit diesem war es vor ihm recht schlecht bestellt. Wohl hatten Luther und seine Zeit alle volkstümlichen Regungen im Dichten und Denken des Volkes zu wecken gewußt, doch der Dreißigjährige Krieg mit seinen Folgen, der Ausländer und manierten schwülstigen Gelehrsamkeit machte dieser schlichten Muse ein Ende, bis endlich wieder der gärende Sturm und Drang und die meisten unsrer Klassiker dem Liede die richtigen Wege zeigten. Freilich fanden auch sie nicht überall das gebührende Verständnis, wie schon der Spott beweist, mit dem der nüchtere Nicolai Herders Bestrebungen verfolgte. Doch all dies konnte Herder nicht wandern machen. War er doch der einzig richtige Mann zur Durchführung dieser hohen Sendung. Mit sicherem historischem Gefühle, einer tiefpoetischen Anschauung und einem hellsehenden Einblicke in die Poesie der verschiedensten Zonen und Zeiten verband er eine bewunderungswürdige Schmieglamkeit der Sprache und seltene Gemütsiefe.

Er hatte aber auch ein feines Gehör für das Musikalische dieser Dichtungsart, in dem ja deren ganzes Wesen begründet ist. „Gesang, nicht Gemälde,“ sagt er in seiner Vorrede zu den Volksliedern, „bildet das Wesen des Liedes; seine Vollkommenheit liegt nicht in Glanz und Politur,

sondern im melodischen Gange der Leidenschaft oder Empfindung, der Weise. Ohne Ton und Fortgang poetischer Modulation ist es trotz Bild und glänzender Farbe kein Lied: hinweg dann mit Gesang und Freude! Ein Lied soll gehört werden, nicht gesehen: gehört mit dem Ohre der Seele, das nicht die Silben zählt und mißt und wägt, sondern lauscht auf ihren harmonischen Fortklang.“ So hat er denn nicht bloß zur literar-historischen Schätzung der Volkslieder gedrängt, sondern auch daran gemahnt, daß sie gelungen würden. Immer lehrt er zu diesem seinem Lebensziele zurück. Immer dieselbe Klage über die Teilnahmslosigkeit der Gelehrten, über ihre Vorurteile, daß sie barbarisch zu halten, was vom Volke komme. Voll Bitterkeit ruft er aus, als er mit seinem Sammeleifer wenig Anklang findet: „Der Reiz der älteren, der wahren Volksstücke mag mit der sogenannten, täglich verbreiteteren Kultur ganz untergehen, wie schon solche Schätze untergegangen sind — wir haben ja Metaphysik und Dogmatik und Aften und träumen ruhig hin.“ Weil aber Herder, wie Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ sagt, von der Ansicht ausgeht, die Poesie sei nicht das Privaterebteil einiger weniger Gebildeten, sondern vielmehr eine allgemeine Welt- und Völkergabe, weil er das Volkslied für die Naturgeschichte der Nationen hält, so brachte er uns in seiner Sammlung nicht bloß deutsche Lieder, sondern er wollte zeigen, wie bei allen Völkern, selbst bei den sogenannten wilden Stämmen, wahre Herzenstöne im Liede leben und wehen. Er lauscht den Völkern des Nordens, den Grönländern, Lappen, Letten und Wenden, er spiegelt im Gange südlische Blut, hellenischen Freiheitsdrang und römische Fülle, er führt uns zu den Fischen Siziiliens und nach der Heimat der Romanezen. Und neben den ritterlichen Sonetten der Franzosen erklingen herb Ossians Töne und die eiligen Lieder der Schotten, die stolzen Weisen der Briten und die Kriegsrufe der Stalben, und dann bietet er uns Verlen aus unserm eignen Liederborne. Er singt vom Heideröschchen, vom Herrn von Falkenstein, vom Tüske und Babel und das schlichte „Wenn ich ein Vöglein wär“. Das „Kennechen von Tharau“ von Tach, Goethes „Fischer“, das „Abendlied“ von Claudius, diese und andre Kunftlieder hat er mit seinem Gefühle den Volksliedern beigelegt, und sie sind es ja in der That noch heute. Den Beschluß aber machen „Die Lieder der Wilden“, für die der Apostel der Humanität kühn eine Lauge bricht.

Er war der Pfadfinder auf so vielen Gebieten menschlichen Tichtens und Denkens, er hat die Bahnen gewiesen, auf denen aber geschritten sind, er hat uns das Volkslied wiedergegeben, und dafür gebührt ihm Dank. Und wenn er einst erbittert sagte: „Wer ist, der sich um Lieder des Volkes bekümmert auf Straßen und Gassen und Fischmärkten, im ungelehrten Mundgesange des Landvolkes, um Lieder, die oft nicht laubdient und oft schlecht gereimt sind — wer sollte sie sammeln, wer für unsre Kritiker, die ja so gut Silben zählen und standieren können, drucken lassen?“ so haben ihn seine Jünger Lügen gestraft, die da sammelten und sicherten und uns der Schätze genug bescherten.

Professor Dr. Leo Sanger

Literatur

„Aus Uragrohmutter's Garten. Ein Frühlings-
strauch aus dem Hofe“ betitelt sich ein bei C. Neisner
in Trebbin erscheinender, überaus schund und stilvoll aus-
gestatteter Band April des 18. Jahrhunderts, den Arno Holz
zusammengestellt hat. Weicher Einband mit Goldprägung,
die wie auch der Goldschnitt, in mannigfachen Farben spielt,
dünnes Vorpapier nach altem Hofmutter, Titelblatt,
Kopfsätze und Schlusszettelchen aufs genaueste nach alten
Vollhöden reproduziert — alle diese Reuehrlichkeiten schon
verlesen uns ganz in die sichtlich künstliche, gestreift am-
mutige Welt des Hofes. Und gar die Gedichte, in denen
Tamon und Phyllis die süßen Reizungen verlielter Schmer-
mut und wohlnehmender Küßgen singen, in denen der ge-
sehtere Mann die Freuden des sraffatischen Webers (aber des
Weins, nicht des Scherlingswebers) preist, in denen der Land-
mann das bescheidene Glück des Dorfes gegenüber dem un-
zufriedenen Prunk des Stadtlebens rühmt — sie lassen uns
wirklich von einem alten Hofnotgarden träumen, auf dessen
wohlgegritzelten Beeten Wuslablössen und Goldblat-
dullen und in dessen schattiger Weißtüllauwe vielleicht ein
„artiges Wägen“, in einem Wand Bleim aber 13 oder 14 oder 15
dornen blühten, den Erkeren ihres Herkes erwaht. Wie
mitten unter den Rosen und Vorkommen und Tulpen steht
ein Rosenkranz, voll schwebender Knospen; Uragrohmutter's Garten
ist verunken, aber wenn ein Fichter, wie Arno Holz, selbst ein
„Meister Autor“, nach Wilhelm Noabes Wort den Garten, der
verlunken ist, wieder aus der Tiefe hebt, freuen wir uns an der
halbverblühten Farbenpracht, an dem letzten schwachen Wohl-
geruch seines verschollenen Flors, und legen dem „Blumen-
strauch aus dem Hofe“ einem literarischen Feinschmecker, der
ihn mit Begegnen zu Aufmann's Liederbuch für almöbische
Leute stellt, oder einem „hohen Kinde“ — sofern es nicht
also grade ist — unter den Weisheitsbüchern.

— Ald in der „Zeitschrift Neue“ eine Folge von Briefen
und Tagebuchsblättern aus dem Nachlaß des am 29. Februar
1898 verstorbenen Generals und Admirals a. T. v. Stofz,
herausgegeben von seinem Sohne, Ulrich v. Stofz, Haupt-
mann a. T., erschien, erregten diese Aufzeichnungen alsbald
in seltenem Grade die öffentliche Aufmerksamkeit. Sie liegen
nunmehr, an verschriebenen Stellen vervollständig, in einem
stättlichen, mit dem Bildnis des Verewigten geschmückten
Bande als Buch vor unter dem Titel: „Entwürdigkeiten
des Generals und Admirals Albrecht v. Stofz,
ersten Chefs der Admiralität“ (Zulandt und Leipzig,
Teutsche Verlags-Anstalt. Preis 3/6 in vornehmerem Ein-
band M. 7.). Es ist sehr erfreulich, daß der Öffentlichkeit
die Entwürdigkeiten des Mannes nicht vorenthalten wurden,
der schon 1896 als Oberquartiermeister der kronprinzlichen
Kreuzer fl. heroorat, sich dann in deutsch-französischen Kriege
hohe Verdienste als Generalintendant der deutschen Flotte wie
als Generalabschefe des Großherzogs von Mecklenburg er-
warb und endlich als Chef der Admiralität der deutschen
Kriegsmarine eine feste innere Ordnung und Wiederher-
scherte. Tiefe Aufzeichnungen dürfen unter den in neuerer
Zeit erschienenen Memoirenwerken einen Platz in allererster
Reihe beanspruchen und bilden wegen ihrer Frische und Un-
mittelbarkeit eine ungemein anziehende und lesende Lektüre.
Sie geben wertvolle Aufschlüsse über die wichtigsten Verlöben
der vaterländischen Seeflotte im letzten Drittel des vorigen
Jahrhunderts und werfen überraschende Streiflichter auf viele
diplomatische und militärische Vorgänge und die daran be-
teiligten Persönlichkeiten. Es fehlt auch nicht an zahlreichen
charakteristischen und pittoresken Einzelzügen. Mit besonders
lebhaftem Interesse verfolgt man die Entwicklung der Be-
ziehungen zwischen Stofz und Bismarck, zu deren Kenn-
zeichnung die Neuerung des ersten in einem Briefe an
v. Hornemann vom 8. Februar 1888, nach der berühmten Reichs-
tagrede des Kanakles, herorgehoben zu werden verdient:
„Ich kann ihn nicht lieben, aber ich muß ihn besonders mit
allen meinen geistigen Kräften.“ Das Werk schließt mit der
Ernennung Stofz zum Chef der Kaiserlichen Admiralität
im Jahre 1872, da der Herausgeber seine Fortsetzung bis 1898
für alle absehbare Zukunft als ausgeschlossen betrachtet; man
hat aber allen Grund, ihm auch für das hier Gebotene auf-
richtig dankbar zu sein.

— Im Jahre 1898 erschien ein Band „Gedichte“ von einem
früheren bayerischen Offizier Fr. P. Frey, der für sein Er-
scheinen auf dem deutschen Vornach das Pseudonym Martin

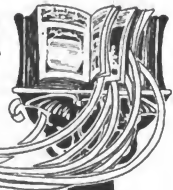
Greif gewöhnt hatte. Kein Ergrößerer als Mörike hatte
diese Vöseln gelobt und der Reistheiter J. Klauer sie Gotta
empfohlen; auch die Kritik erkannte das Talent dieses Wer-
fassers an, trotzdem dauerte es dreizehn Jahre, bis eine neue
Ausgabe nötig wurde. Seitdem sind dieser oder noch mehrere
gefolgt; der Name Martin Greif ist weithin bekannt und
einer großen Gemeinde von Verehrern besonders lieb und
wohl genöhnt. Soeben hat nun der Fichter eine neue Samm-
lung von Kindern seiner Muse unter dem Titel „Neue
Lieder und Mären“ (Leipzig, G. F. Meisinger's Verlag)
erschienen lassen, die in ihrer Frische und schlichten Natürlich-
keit einen wohlthuenden Gegenatz zu so manchen modernen
Versuchen, um jeden Preis originell zu scheinen, bilden.
Das Buch umfaßt: Lieder, Naturbilder, Stimmen und
Gefalten, Balladen und Mären, Widmungen, deutsche
Gedensblätter, Sinngedichte, Sprüche und Epigramme,
und befindet abermals, daß Greif ein echter Lyriker ist, der
tiefen Empfindungsgehalt besitzt und der Eigenart nicht
entbehrt.

— Kaum zehn Jahre sind verlossen, daß Ernst Zahn
mit seinem ersten Werke an die Öffentlichkeit trat, und heute
gehört er nicht nur zu den gelehrtesten Dichtern seiner Heimat,
der Schweiz, sondern zu den besourztesten Dichtern in allen
deutschen Ländern. Im Boden seines Geburtslandes ruhen die
starken Wurzeln seiner Kraft. Wie kaum ein anderer weiß er
die Derrlichkeit der erhabenen Alpenwelt hinreichend zu schil-
dern, aber auch ihre Schrecken und die harre Cebe der Bergeinsam-
keit ergreifend zu malen. Und wie verliert er den gewaltigen
Jauber der Landshaft, der hier den Zeier wie in einem Wau zu
lichteren Höhen hebt, dort ihn mit betlemmendem Schauer
erfüllt, mit seinen Menschen zu beleben! Das sind keine
schablonenhaften Alpenweltsskizzen, nur mit einem alpinen
Wäntchen aufgesetzt, nein, das sind die echten, unwürdigen
Schreibsbemöher in ihrer ganzen knorrigen Eigenart, mit
allen ihren Vorzügen und natürlich auch ihren Schwächen,
die vorwiegend bedingt sind durch den engen Gesichtskreis,
innerhalb dessen das Leben des weltabgelehnten Kiepers sich
abspielt. Freilich ist das Grundmotiv auch hier das gleiche
wie überall auf dem Erdennrund: die Liebe, die heißbeghebrte,
die verständighe, die heldenmütig sich aufopfernde, die still ent-
sagende. „Schattenhalb“ hat der Fichter nach einem Ver-
zicht seiner Heimat sein neues, drei Erzählungen umfassendes Buch
benannt (Zulandt, Teutsche Verlags-Anstalt, geb. 4/50 Mark),
geb. 5/50 Mark). Die erste, „Der Schatten“, die zuerst in
unserer Zeitschrift erschien, behandelt ein wahrhaft tragisches
Frauenstück. Einst in Unbisheriger Inerfahrtheit die Beute
eines Gewissenlosen geworden, wird die Selbin nach Jahren
das Weib eines modernen Mannes, den sie liebt und verehrt.
Taburch, daß sie das Vergangene ihm verwichig, lud sie eine
schwere Schuld auf sich, die sie grausam bitzen muß. Fern
der Verlüfter erscheint wieder auf dem Wan, seine alten
„Rechte“ geltend zu machen, ihr Ehe- und Mutterglück mit
Vernichtung bedrohend. Indem sie den Nichtswürdigen aus
dem Wege räumt, gibt sie sich selbst den Tod — eine neue,
doppelte Schuld und doch eine heroische Tat, denn durch ihre
Opfer bewahrt sie Gatten und Kinder vor unaußersichlichem
Schimpf. — Als eine Art Gegenstück zu dieser ungewöhnlich
paffen, festlich vertriehen Erzählung erscheint die zweite:
„Leintin“. Hier ist der Held ein armer Bub, der sich ver-
pflichtet fühlt, eine schwere Schuld seines Vaters zu süßen.
Zweigen, in deren Frontdienst er sich nunmehr füllt, machen
sein Leben zu einem wahren Martyrium, aber er buhelt schwei-
gend und bleibt selbst in äußerster Verdrängnis am am Sterbe-
bede des Vaters gelesichten Schow getreu. Aufrecht erhält
ihn in allen Qualen die Liebe zu einem Mädchen, das schließ-
lich aus sein eigen wird. — Im Vordergrund der dritten
Erzählung, „Das Rittergöttesli“, steht wieder eine edle
Frauengeschichte. Die arme Etina ist im dunkelsten Schatten ge-
boren, nur einmal lächelt ihr ein lüchtiger Sonnenbild, um
aber bald düstern Wollen zu weichen. Und doch findet sie
in treuer Pflichterfüllung den Weg zu lüchtigen Höhen, erringt
sie sich ihr trauliches Plätzchen an der Sonne. In allen drei
Erzählungen betundet Ernst Zahn seine große Meisterschaft,
mit der plastischen Naturfildierung eine feste Charakteristik
zu verbinden. Er schafft seine feinsten Gebilde, die schnell
in der Erinnerung des Lesers verbleiben, sondern
markige Gestalten, die seinen Worten dauernden Wert ver-
leihen.



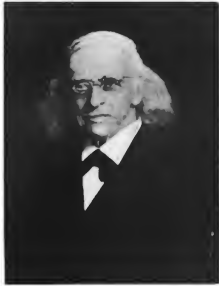
FRITZ HECKENBART.

AUS ALLER WELT



Theodor Mommsen †

Der Hülfleiter deutscher Wissenschaft ist gestorben, der Rechte aus der Reihe großer Geschichtsschreiber, die die Zeit unserer nationalen Werden herangezogen, ist von uns geschieden! Ein glänzender Stern hat über Theodor Mommsens Leben gewaltet. Nach einer langen Reihe von Jahren, die



Wohlt vonlicher A. Straß, Berlin

Theodor Mommsen, † 1. November

gebauten Mann mit dem mächtigen Kopf, dessen scharfschnittene Züge, dessen vollendetes reiches Haar sich dem Gedächtnis das wissenschaftlich und politische Leben der Nation mit wachsamem Auge verfolgte. Wie oft hat er gerade in den letzten Jahren seine Stimme erhoben, wenn es galt, der Reaktion entgegenzutreten, und sein Wort von der voraussetzunglosen Wissenschaft lief von Mund zu Mund. In Mommsen einte sich das liebevolle Verlangen in die Vergangenheit mit der lebendigen Anteilnahme an der Gegenwart zu vollendet Harmonie. So weit der Politiker in ihm auch hinter dem Historiker an Bedeutung zurücktrat, seine politische Persönlichkeit bleibt darum nicht minder anziehend, und die Mannhaftigkeit, mit der er selbst einem Wismarck gegenübertrat, hat auch den Gegnern Respekt abgenötigt. In seiner Römischen Geschichte hat er sich selbst ein monumentum aere perennius errichtet. Wägen die Fachgenossen auch sein Römisches Staatsrecht höher stellen, mit seiner Geschichte eroberte Mommsen das deutsche Volk. Mit hinreichender Darstellungsgabe und in vollendeter künstlerischer Gruppierung schildert er den dramatisch bewegten Kampf der politischen Mächte aus der Bühne der Geschichte. Mit treffsicherer Charakteristik stellt er die handelnden Personen lebendig vor das geistige Auge des Lesers. Ein sprühender, feinstreuer Stil läßt den Zeitabwand von Jahrhunderten vergessen und reißt zu warmem Mitempfinden fort. Das Buch fiel in die Hände eines Volkes, das gleichsam traumwandelnd seiner Einigung entgegenging. Es mußte zünden! Mommsens Römische Geschichte spornte das deutsche Volk zur Teilnahme am öffentlichen Leben an. Sie half die Geister vorbereiten für die kommende Zeit. — Theodor Mommsen wurde am 17. No-

vember 1817 als dänischer Untertan im evangelischen Pfarrhause zu Garding in Schleswig geboren. Die Freiheitskriege waren gerade vorübergezogen, Goethes harmonische Weltanschauung beherrschte noch das geistige Leben Deutschlands. Die Wüste gab dem auch dem jungen Studenten der Jurisprudenz und Philologie aus der Universität Kiel die erste Begegnung, vor die Öffentlichkeit zu treten. Im Verein mit seinem Bruder Tacho und Theodor Storm gab er eine Sammlung lyrischer Gedichte heraus. So weit ihn auch seine späteren Forschungen von der Dichtung abführten, der Poesie ist er zeit seines Lebens ein treuer Freund geblieben. Er sammelte die Literaturen aller Völker, und Goethes Werke waren ihm stets zur Hand. In dem Sturmjahr 1848 wird er dann kurz entschlossen Zeitungsschreiber und tritt für die Rechte der Elberzogtümer in feurigen Artikeln ein. Die Berufung auf eine außerordentliche Professur des Zivilrechts an die Universität Leipzig setzt seiner journalistischen Laufbahn ein Ziel. Der Leipziger Professor wird bald wieder politischer Umtriebe vor Gericht gestellt und als Verberber der Jugend seines Amtes enthoben. Er findet Aufnahme in der Schweiz und beginnt als Poet in Zürich die Abfassung der römischen Geschichte. Jetzt wachst sein Ruhm rasch und öffnet ihm bald wieder die Pforten der preussischen Universitäten. Nachdem er einige Jahre der Breslauer Hochschule angehört, kommt er 1868 nach Berlin und 1874 wird er ständiger Sekretär der Akademie der Wissenschaften. — Das ist in



Mommsens Geburtsort in Garding

kurzen Zügen der ähner Verlauf des Lebens, das jetzt abgeschlossen vor uns liegt. Er war einer der Letzten aus einer großen Zeit. An der lebenden Generation ist es nun, die Stelle wieder auszufüllen, die der Tote leer gelassen.

Holger Drachmanns „Junker Kai“

Das Stuttgarter Hoftheater brachte vor kurzem ein neues Werk des dänischen Dichters Holger Drachmann „Junker Kai“ zur ersten Aufführung in Teutschland. Das Stück, eine romantische Fiktion, entbehrt des eigentlichen dramatischen Lebens, bietet dafür aber eine reiche Fülle lyrischer Schönheiten. Überall hat der Dichter seine, seine Lieder eingestreut, und er besaubert den Hörer durch die Annuit und die Harmonie seiner Verse. Das Wäntemädchen Gerd, das ihrem Herrn, dem Junker Kai, wie einst das Rädchen von Heibronn dem Ritter Wetter vor dem Strahl, auf Schritt und Tritt folgt, mit ihrer Laute ihn erheitert, ja sogar für ihn singt und spielt, als beide die Tiefen des Lebens durchwandern, ist die liebenswürdigste Gestalt des Stückes. Zur sind auch die Lieder in den Mund gelegt. Die Stuttgarter Intendanz hatte in der bekannten norwegischen Liedersängerin Wilken Lassen (f. b. Bild a. S. 290) wohl die beste Darstellerin für diese Rolle gefunden, die man sich nur denken kann.

Exzellenz Dr. Carl Gutbrod

Der oberste Gerichtshof des Deutschen Reiches hat kürzlich einen neuen Präsidenten erhalten, den dritten seit seiner Errichtung. Graf Eduard von Simson, dem diese Würde nach einer an Erfolgen überreichen politischen und akademischen Laufbahn übertragen wurde, folgte Otto von Cschischlager, der aus der Staatsanwaltschaft hervorgegangen war. Ihn löst nun wiederum der Wirkliche Geheimrat Dr. Carl Gutbrod ab, der aus dem Reichsjustizamt, wo er die Stelle eines Direktors be-



Nach. von Gelpke, G. Nieber, Berlin

Wirkl. Geh. Rat Dr. Carl Gutbrod,
der neue Reichsgerichtspräsident.

kleidete, auf den Präsidentenstuhl berufen wird. Nach der Ernennung des Freiherrn von Stengel zum Staatssekretär des Reichsjustizamts wird damit zum zweitenmal in ganz kurzer Frist ein Süddeutscher mit einem der wichtigsten Ämter, die das Reich zu vergeben hat, betraut. Diese Tatsache wird überall in Nord und Süd Befriedigung herbeizurufen; sie beweist wieder, daß die höchsten Ehrenstellen im Reich den Angehörigen aller Bundesstaaten in gleicher Weise offen stehen. Der neue Reichsgerichtspräsident ist ein geborener Württemberger. Er wurde im Jahre 1844 zu Stuttgart als Sohn eines praktischen Arztes geboren. Nachdem er auf den Universitäten Heidelberg, Leipzig und Tübingen studiert hatte, trat er in den Justizdienst seines Heimatlandes ein, den er im Jahre 1877 verließ, um als händiger Hilfsarbeiter mit dem Titel Regierungsrat beim Reichsjustizamt angestellt zu werden. Seitdem befindet er sich im Reichsdienst. An allen großen Gesetzesvorlagen der letzten Zeit hat er hervorragenden Anteil genommen.

Ludwig Passini †

Der bekannte und geschätzte Aquarellmaler Professor Ludwig Passini ist am 6. November zu Venedig, einundfiebzigjährig,

gestorben. Er war ein geborener Wiener und hatte am 9. Juli 1832 als Sohn des Kupferstechers Johann Passini in der Kaiserstadt das Licht der Welt erblickt. Nachdem er unter Anleitung des Vaters seine ersten Zeichenstunden gemacht hatte, besuchte der junge Künstler die Wiener Akademie; 1850 ging er nach Triest und von dort nach der Lagunenstadt, wo er den ausgezeichneten Aquarellisten Karl Werner kennen lernte. Werners künstlerische Individualität und seine Schaffensweise wirkten so stark auf Passini ein, daß er sich jenen als Vorbild nahm, ihn auf einer Reise durch Talmatien und Italien begleitete, um sich dann in Rom gänzlich der Aquarellmalerei zu widmen. Nachdem er zuerst Architekturen gemalt hatte, wandte er sich bald der Schilderung des italienischen Volkslebens zu und befaßte sich mit diesem Gebiete eine seltene Meisterschaft. Seine Eigenart war: jele im Sonnigen, Lichten und Leichten; neben dem bunten Treiben von Märkten und Aufzügen des Südens liebte er mit Vorliebe römische



Phot. W. H. Jöhner, Berlin

Ludwig Passini, † 6. November

Richtungen dar, in denen Gesichte der verschiedenen Klanklassen, nicht selten mit humoristischer Auffassung, eine Rolle spielen. Später lebte Passini abwechselnd in Berlin und Venedig und wurde als Darsteller von Szenen und Gestalten aus dem Volksleben der Fogenstadt, namentlich der oenetianischen Frauen und Mädchen, allberühmt.

Das neue Stadttheater in Bern

In Bern ist vor einiger Zeit ein neues städtisches Theater mit einem Festsaal von J. H. Widmann und einer Auf- führung des Tonnhäufers feierlich eröffnet worden. Das neue Haus ist ein stattlicher Bau, hoch über dem Markett gelegen, mit dem großartigen Ausblick auf die Alpenkette. Das architektonische Hauptstück ist die 30 Meter breite Vorderfassade mit den ionischen Säulen, den reichen Verzierungen und dem



Das neue Stadttheater in Bern. Erbaut von R. von Wursterberger

schweren kupferartigen Dach. Eine durch die ovalen Fenster des oberen Foyers unterbrochene Balustrade krönt als Attika das Hauptgesims; Giebelpaarons bilden die Endabschlüsse der Seitenfassaden, über deren Dach das Bühnenhaus mit seinem hohen, 20 Meter über der Straße ruhenden Giebel hervortritt. Die äußere Erdgeschossung des von dem Berner Architekten R. von Wursterberger erbauten Hauses fügt sich ausgezeichnet in das stolze Städtebild des alten Bern. Der Zuschauerraum enthält 940 Sitzplätze und etwa 160 Stehplätze. Die Bühnenmaschinerie wurde unter Leitung des Berner Bautechniklers (Mänden) eingerichtet. Für Feuerher-



Welt. K. Wagner, Wien

Aus Franz von Schönthan's „Maria Theresia“: Gratulationstanz der Prinzessinnen

heit und Rettungsmöglichkeiten ist im ganzen Bau reichlich gesondert. Ueber dem prächtigen Aufzuge der Bühne thronen, von zwei aufgestellten Säulen gehalten, in monumentalem Guss das Berner Löwenwappen. Das Deckengemälde des Bühnenraumes ist von Moser gemalt.

Gustav von Moser †

schied ein Mann leicht und schmerzlos

Am 23. Oktober aus dieser Welt, der seinen Mitmenschen gar manche vergnügliche Stunde bereitet hatte, der Lustspieltdichter Gustav von Moser. Er gehörte nicht zu den Größen unserer Literatur, und die Zeit, da seine zahlreichen Lustspiele die deutschen Bühnen beherrschten, wird niemand als eine Blütezeit künstlerischer Kultur bezeichnen. Er war ein harmloses, lebenswürdiges Talent; ein sicherer Blick für das theatralisch Wirksame, launige Erfindungsgabe und ein munterer, ungewohnter Witz, das waren seine besten Gaben. Den deutschen Offizier mit seinen ritterlichen Eigenschaften und mit seinen kleinen Schwächen wählte Moser zum Helden seiner Lustspiele, und die fröhliche Schilderung des Lebens unserer Zeitgenossen und der ganzen militärischen Gesellschaftskreise bedeutete das eigenliche Neue in seiner Pro-

duktion, das das Publikum lange Jahre immer wieder fesselte. Moser wurde im Jahre 1825 als Sohn eines Majors geboren und im Kadettenkorps erzogen. Er trug dann selber die Epauletten, bis er noch als Offizier sein erstes Lustspiel, „Der Husar“, verfasste. In Görlitz wurde das Erstlingswerk aufgeführt, und nun quittierte Moser den Dienst, um sich auf seinem Gut Holstirch bei Lauban in Schlesien ganz seiner heiteren Muse zu widmen. Die bekanntesten seiner Lustspiele sind „Kauzels Gardinenpredigten“, „Ultimo“, „Der Vellchenpfeifer“. Später arbeitete er meistens mit andern Autoren zusammen. Sein erfolgreichstes Stück war „Krieg im Frieden“, das er im Verein mit Franz von Schönthan geschrieben hatte. Eine Zeitlang war Moser wohl der Autor, dessen Stücke die zahlreichen Auführungen auf deutschen Bühnen erlebten. Als dann ein frischerer Wind in der deutschen Literatur einsetzte, mußte auch er den Wandel im Geschmack des Publikums an sich erfahren. In Görlitz, der Stadt seines ersten Erfolges, ist er nun im hohen Alter von 78 Jahren gestorben.

Franz von Schönthan's Lustspiel „Maria Theresia“

Die Wiener hatten kürzlich eine theatrale Sensation allerersten Ranges. Katharina Schrratt, die seit zwei Jahren der Bühne ferngeblieben war, kehrte zu ihr zurück, und zwar in der Rolle der Maria Theresia. Franz von Schönthan, einer unserer erfolgreichsten Lustspieltdichter, hat entschieden von Sardou gelernt und wollte nun auch mal seinen Wienern den



Welt. K. Wagner

Gustav von Moser bei einer Vortragsung im Atelier des Prof. Kraut



Tas Tisch-Fenmal in Stuttgart
Entworfen von Bildhauer W. Fremd

sehen Stämme durch Blut und Eisen gereinigt wurden, lebt in diesen Bildwerken fort. Erst nach und nach kommen auch die Heroen der Kunst und Wissenschaft zu ihrem Recht. Vor

turgem wurde das Berliner Richard Wagner-Fenmal enthüllt, und die unerschrockenen Streitfragen, die die ganze Fenmalgründung begleiteten, sind noch in aller Erinnerung. Tisch hat schon früher ein würdiges Fenmal erhalten. Der Münchener Bildhauer D. Hahn schuf die erste hoheländische Statue für den Heilmater Park, und verschiedene andre Künstler, unter ihnen Max Klinger, versuchten die seltsam gewaltigen Jüge des genialen Virtuosen in der Plastik wiederzugeben.

Tas Stuttgarter Fenmal, eine Schöpfung des Bildhauers W. Fremd, schließt sich den vorhandenen Werken nicht unwürdig an. Es hat in den Stuttgarter Anlagen einen herrlichen Platz.

Hugo v. Hofmannsthal's „Elektra“

Zunächst Staunen, dann tiefe Ergreiftheit rief im Kleinen

österreichischen Hof auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters vorzuführen. Unter Tisch stellt eine der regensten Epifoden dar: die beiden kleinen Prinzessinnen kommen, um der kaiserlichen Mama zum Geburtstag Verse aufzulegen, die ihnen der Vater beigebracht, und ihr in ihren Weisreden ein Gratulationsmünnet vorzutunzen.

Das Stuttgarter Liszt-Denkmal

Wir leben in einer denkmalsfreundigen Zeit. Es vergeht fast keine Woche, in der nicht irgend ein Monument der Lessenllcheit übergeben wird. Weisend sind es aber Derscher, Siasitänner und Derscher, denen diese Ehre zuteil wird. Tie wassentrende Zeit, da die deut-

Theater zu Berlin Hugo von Hofmannsthal mit dem Drama „Elektra“ hervor. Tas Stück trägt unter dem Titel zwar den Berner „nach Sophokles“, und in der Tat sind einige Motive dem unterbliden Werke des großen Hellenen entnommen, ja mehrere Wendungen nach dem Wortlaut des antiken Originals wiedergegeben, trotzdem aber handelt es sich um eine durchaus selbständige Tichtung, und zwar um eine von fortzeikender Gewalt und höchster poetischer Stimmung. Getragen von vorzüglicher Darstellung Frau Gjelbst in der Titelrolle und unterstützt durch einen Stimmungsvollen szenischen Aufbau, ergabte das Drama eine mächtige Wirkung. Eine der packendsten Szenen geben wir im Bilde wieder.

Hofschauspieler Wilhelm Schneider-München †

Der Münchener Hofschauspieler Wilhelm Schneider ist am 17. Oktober in seiner Villa auf der Prinz-Ludwigshöhe an der Isar einem Herzschlage erlegen; sein Hinscheiden bedeutet für das Hoftheater der Marktbl, zu dessen allerersten Kräften der Künstler gehörte, einen großen Verlust. Wilhelm Schneider war im Jahr 1847 in Petersburg geboren. Er begann seine künstlerische Tätigkeit am Schweriner Hoftheater und kam im Februar 1878 von dort nach München, um als Oberarb und Alts an der Hofbühne zu galieren. Dies Gastspiel führte sofort zum Engagement, und seitdem gehörte Schneider in weitausweirter, von Jahr zu Jahr wachsender Tätigkeit, die sich in neuerer Zeit auch auf die Regie erstreckte, dem borigen Hofschauspiel an, in dessen wohlgefügtem Ensemble er eine feste Säule bildete. Er verfügte über glänzende äußere Mittel, eine edle männliche Erscheinung und ein herrliches, machtvoller Steigerung fähiges Organ, und war ein denkender Künstler im besten Sinne des Wortes, der rastlos strebte und mit eisernem Fleiße studierte, wobei er durch eine hohe Intelligenz und gründliche literarische Bildung gefördert wurde. So wußte sich Schneider als Charakterdarsteller bald einen bedeutenden Ruf zu erwerben, dem so gerechtfertigt war durch seine schädte, wahre und allem Theatralischen halbbö Darstellungswelt, an der er unerbüchlich feiltet. Eine seiner größten Leistungen war der Lear, mit dessen erschütternder Darstellung er noch am 20. Mai d. J., als er das Jubiläum seiner fünf- undzwanzigjährigen Tätigkeit an der Hofbühne feierte, Stürme von Begeisterung entfeßte. Aber auch als Wallenstein und Wöh, als Meister Anton in Debbel, „Maria Magdalena“, als Erbsörher, Richter von Jalamea und Präsident in „Kabale und Liebe“, wie als John Gabriel Borkmann und



(Lagameritz Maria Wessand)

Elektra (Gessau Gjelbst)

Von der Erstaufführung der neuen Tichtung „Elektra“ von Hugo von Hofmannsthal



Oberkassapfänger Wilhelm Schneider

Hochschaufler Wilhelm Schneider †

„Iphigenie auf Tauris“ wieder auftrat. Zum letzten Male ist er am 1. September in Philippis „Das große Licht“ auf der langjährigen Bühne seines Wirkens erschienen, dann begann das wohl schon lange im geheimen an seiner Gesundheit nagende Uebel bedenklich zu werden. Von Weidenhall und Bad Kreuzt kehrte Schneider todkrank nach seinem Heim zurück, immerhin ist aber das Ende unerwartet schnell eingetreten.

Rampollas Nachfolger

Nach langem Zögern hat sich Papst Pius X. entschieden, dem bisherigen Kardinalstaatssekretär Rampolla, der, wenn die Nachrichten, die aus dem verschwiegenen Konklave an die Öffentlichkeit drangen, richtig waren, sein gefährlichster Gegner bei der Bewerbung um die dreifache Krone war, einen Nachfolger zu geben. Nach dem ehelichen katalanischen Bischofen, der in sechzehnjähriger unermüdlicher Arbeit die auswärtige Politik des heiligen Stuhles geleitet hat, übernimmt ein verhältnismäßig junger Mann die wichtige Amt. Monsignore Merry del Val steht erst im 30. Lebensjahre und war weiteren Kreisen so gut wie unbekannt geblieben, bis er zum Sekretär des Konklaves ernannt wurde. Er ist kein Italiener, sondern wurde in London geboren, wo sein Vater spanischer Gesandtschaftssekretär war. Seine Mutter ist eine Engländerin. Als Sekretär des Nuntius Galimberti kam er 1888 zu den Beisetzungsfeierlichkeiten für Kaiser Wilhelm I. nach Berlin, nachdem schon vorher Leo XIII. den Dreiundzwanzigjährigen zu seinem Geheimkammerer ernannt hatte. 1897 wurde er päpstlicher Hausprälat, 1900 Titularbischof von Nicaea, später Präsident der Accademia dei Nobili Ecclesiastici, in der junge Adlige zum päpstlichen diplomatischen Dienst herangebildet werden.



Raphael Merry del Val, der neue Kardinalstaatssekretär

Der neue ungarische Ministerpräsident

Die ungarische Krise ist vorläufig zum Abschluß gelangt. Die Kämpfer der Stephanokrone haben wieder einen Ministerpräsidenten.

Nachdem in den letzten Wochen die Kabinettbildung immer und immer wieder gescheitert, hat der Kaiser und Königin den Grafen Stephan Tisza mit der Neubildung eines Ministeriums betraut, als der Entwurf eines Programms, den er vorgelegt, die Billigung der Krone gefunden hatte. Der Erfolg der Mission des Grafen Tisza hängt wesentlich von der Stellung der liberalen Partei ab. Wenn ihm aber auch die Kabinettbildung gelungen ist, so hat er dann noch die viel schwierigere Aufgabe zu lösen, die



Graf Stephan Tisza,

der neue ungarische Ministerpräsident

Beendigung der Obstruktion und damit ein geordnetes parlamentarisches Regieren herbeizuführen. Graf Stephan Tisza ist der älteste Sohn Koloman von Tiszas und ist am 22. April 1861 in Budapest geboren. Er erhielt seine Erziehung zum größten Teile im Elternhause, nur die letzten zwei Gymnasialjahre brachte er in Fehervar zu. Nachdem er in Berlin, Heidelberg und Budapest seinen Universitätsstudien obliegen hatte, trat er in das Ministerium des Innern, um die Verwaltung lernen. In's Abgeordnetenhaus gelangte er im Jahre 1886. Er nahm an dessen Debatten stets regen Anteil, vermochte jedoch nicht, sich Sympathien zu erwerben; so kam es, daß er 1892 in seinem Wahlbezirk in der Minorität blieb. Er konnte seinen Sitz erst wieder erlangen, als ihm der in zwei Wahlbezirken gewählte damalige Ministerpräsident Graf Julius Szapary den einen Bezirk überließ. Tisza verlegte das Schwergewicht seiner parlamentarischen Tätigkeit dann hauptsächlich auf die wirtschaftlichen und Verwaltungssfragen. Von seinem Onkel, dem Grafen Ludwig Tisza, der nach der Uebernahme von Szapary in den Grafenstand erhoben worden war, erbte Stephan Tisza den Grafentitel. Nach der Remission des Herrn von Szell im Juni d. J. wurde Graf Tisza bekanntlich auch schon mit der Kabinettbildung betraut, doch gelang es ihm nicht, die Unterstützung der liberalen Partei zu finden, so daß seine Mission scheiterte. Diesmal scheint er glücklicher zu sein. Nachdem er die Gegenströmung in der liberalen Partei überwunden hat, ist endlich etwas Aussicht auf eine geordnete parlamentarische Regierung in Ungarn vorhanden.

Das Einheitsdenkmal in Frankfurt a. M.

Am 18. Oktober ist in Frankfurt a. M. ein Tenkmal enthüllt worden, das man im Gegenfaz zu fo viel Fürftenkandbildern, die jezt überall in Teuffland errichtet werden, als ein Tenkmal des deutfehen Volkes bezeichnen fönnte. Als im Jahre 1808 Frankfurt a. M. die fünfzigfte Wiederkehr des Tages begina, da das Parlament in der Paulskirche eröffnet wurde, da tauchte der Gedanke auf, der Erinnerung an das Sehnen und Ringen jener bewegten Zeit, dem ehrenden Andenken an die Ideen, die damals unfer Volk befeelten, und an die Männer, die diefen Ideen, liegend oder fallend, den Weg bereitet, ein Monument zu weihen. Es wurde eine Konkurrenz ausgeschrieben, in der der Architekt Friz Hefsemeyer und der Bildhauer Hugo Kaufmann Sieger blieben. Ten beiden Künftlern ist es vortrefflich gelungen, der Schwierigkeit Herr zu werden. Ein fchlan aufftrebender Obelisk wird der Knappheit des Raumes, die nach drei Seiten aus-einandergehende Entwicklung des Volkamts den drei zum Platz führenden Zugängen gerecht. Je zwei Gefaltten, zu einer Gruppe vereinigt, ftehen an jeder der drei Eden des Sockels. Sie verkörpern jene geiftigen Mächte, die das Feuer der großen nationalen Ideen wachhielten und nährten: den



Das Einheitsdenkmal vor der Paulskirche in Frankfurt a. M.



„Zur Freiheit“. Sockelgruppe vom Einheitsdenkmal in Frankfurt a. M.

Freiheitsdrang, an dem das Bürgertum fch immer wieder begeisterte, allen Enttäufchungen zum Trost; die Poefie, die nicht müde ward, von Einheit und Freiheit zu fingen; die Wiffenfchaft, die den Jüngling nicht allein Kenntniffe, fondern die fchließliche Hingabe an allgemein menfchliche Ideale lehrte. So zeigt uns die erfte Gruppe „Zur Freiheit“ (an der linken Seite des Volkamts), wie ein kraftvoll und fchlan aufgerichteter Jüngling, mit erhobenem Haupt gleichfam in eine fchönere Zukunft hinausblidend, die Fesseln feines älteren Geliebten löst, der ermatet und entmutigt auf feinem Sig in fch zufammengelungen ist. Das dramatische Pathos diefer erften Gruppe fcheint zu einer heroifch gefimmten Korik abgemildert in der zweiten (rechten Seite des Volkamts): neben einem häftigen älteren Mann, der ftehend und die Seiten feiner Kurz rührend ein Lied anstimmt, fteht, in der kampfbereiten Rechten das kurze Schwert, ein Jüngling, freudig in den Gefang einftimmend. Es ist die forttreibende Gewalt des Freiheitliebes, die fo ihren plastifchen Ausdruck gefunden hat. Die dritte Gruppe, an der Rechten, wirkt gegenüber den beiden andern fall mit idyllifcher Stimmung auf uns: die deutfehe Wiffenfchaft in der Gefalt der Alma mater, eine lieblich zerkte, jugendfchöne Frau, reich mit mütterlicher Sorgfalt einem neben ihr ftehenden Jüngling von beinahe noch knabenhaftem Ausdruck die Schale mit dem lauterem Tranf, den er in durftigen Zügen fchlürft. Es ist ein fehr annütiges Motiv, wie die Linke der Frau und die Rechte des Jünglings gemeinfam die Schale halten, während die Rechte der Alma mater den fch an fie fchmiegebenden Jünglingskörper leife fchütt, beffen Nadtbeit in ihren großen rubigen Flächen einen guten Kontrast zu den reich, aber nicht fleinlich liehenden Falten ihres antiken Gewandes bildet. Diefe drei Gruppen aber hoch überragend erhebt fch auf dem Obelifen die Wäfe der Gefchichte. Gefichtsausdruck und

Paltung der edel empfundenen Figur erinnern an die Auffassung Goethes von der Gesichtslinie, der der große „Realist“ nur dann einen Wert zusprechen wollte, wenn sie begünstigt auf die nachfolgenden Gesichtszüge wirkte. Und wenn diese Linie die Nachwelt auch belehren und ermahnen will — auch ihr Mahnwort, das sie auf den in ihrem linken Arm ruhenden Schild eingegraben hat, es ist nichts anderes als ein Fichterswort von begeistrender Kraft, das die Lösung in den jahrelangen Kämpfen unser Volkes war, das Wort, das Schiller im „Wilhelm Tell“ seinen Teutlingen zurief und das nicht mehr verhallen sollte: „Seid einig!“ So hat Hugo Kaufmann in diesem Einheitsdenkmal ein Werk von starkem dekorativen Wert und von hoher monumentaler Auffassung geschaffen — ein Werk, das in seinem strengen Stil auch für die Vorkämpfer der neuen Münchener Plastik bezeichnend ist. Hugo Kaufmann, der Frankfurt a. M. seine Vaterstadt nennt, hat in München unter Wilmann seine künstlerische Ausbildung genossen und nimmt heute, im 35. Lebensjahr lebend, unter den jüngeren Münchener Bildhauern eine hervorragende Stelle ein.

Maxim Gorjki's Selbstbiographie

Der russische Begleiter der Werke Gorjki (sein ergreifender Roman „Izoma Gorbjien“) und die „Zwei Novellen“ — Walma und Konomalow — sind in ausgezeichnete Verdeutschung bei der Teutischen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen) wandte sich kürzlich an den Richter der Verfasser und Verkommenen mit der Bitte, für die neueste Auflage seiner Werke seine Biographie niederzuschreiben. Gorjki kam diesem Wunsch nach, und seine originelle Selbstbiographie lautete wörtlich: „1878 trat ich zu einem Schuster in die Lehre; 1879 wurde ich Lehrling bei einem Zeichner; 1880 war ich Rückenjunge auf einem Töpfer; 1883 arbeitete ich bei einem Wäder; 1884 ging ich unter die Kallträger; 1885 etablierte ich mich als Wäder; 1888 wurde ich Chorist bei einer wandernden Operntруппe; 1887 verkaufte ich Äpfel in den Strichen; 1888 beging ich einen Selbstmordversuch; 1889 diente ich als Wachensteller auf einer Eisenbahn; 1890 diente ich bei einem Advokaten als Abschreiber; 1891 unternahm ich eine Fußwanderung durch Rußland; 1892 war ich als Arbeiter in den Werkstätten einer Eisenbahn beschäftigt. In diesem Jahre habe ich meine erste Erzählung publiziert.“

Landoerluste an der Ostseeküste

Kängs ihrer ganzen Erstreckung ist die deutsche Ostseeküste im Abbruch begriffen, und alljährlich geht durch die ozeanische Einwirkung des Meeres wie der Atmosphären von dem Steilufer (Klint oder Kliff) etwas verloren. Wo der Fels an die Wellentante reicht, rückt der Fels immer mehr landeinwärts, und gerade der beste Boden wird am meisten betroffen. Durchschnittlich beträgt das Zurückweichen des Gesteins in Samland bei Granz jährlich 1,98 Meter, bei Kolberg 0,4, bei Warnemünde 1 Meter. Nach Berechnungen von Professor G. Weinig in Vostok beläuft sich der Landoerlust der mecklenburgischen Küste im Jahresdurchschnitt auf mindestens 30837 000 Kubikmeter, wobei nur die hohen Ufer an den exponierten Küsten berücksichtigt sind.

Schnelligkeitsrekord

Bei den elektrischen Schnellfahrten auf der Militärbahnstrecke ist kürzlich die Höchstgeschwindigkeit von 210 Kilometer in der Stunde oder etwa 60 Meter in der Sekunde erzielt worden. Tiefe Leistung stellt einen Rekord dar, der wohl nicht leicht von einem Tampffahrzeug mit hin und her schwingenden Massen überboten werden dürfte. Eine so erstaunliche Schnelligkeit fordert aber unwillkürlich zu Vergleichen mit andern Geschwindigkeitszahlen heraus, von denen hier einige der beachtenswertesten folgen mögen. Mit dem Zweirad lassen sich auf guten Wegen über längere Strecken Geschwindigkeiten

bis zu 80 Metern in der Sekunde erzielen, und auf der Automobilfahrt Paris-Madrid wurden stellenweise 160 Kilometer in der Stunde, also 42 Meter in der Sekunde, zurückgelegt. Mit das schnellste aller lebenden Wesen darf wohl die Rauchschwalbe gelten, die im Maximum 90 Meter in der Sekunde durchfliegt. Die Anfangsgeschwindigkeit der Kanäle aus dem schmalen Schiff beträgt durchschnittlich 730 Meter, während ein Punkt des Äquators infolge der Wölbendrehung der Erde 464 Meter, die Erde selbst auf ihrer Bahn um die Sonne 30 700 Meter in der Sekunde zurücklegt. Die höchste Geschwindigkeit erreicht aber das Licht im Weltraum mit 315 Millionen Metern in der Sekunde.

Die neuen Berliner Denkmäler des Kaisers und der Kaiserin Friedrich

Am 18. Oktober sind in Berlin vorm Brandenburger Tor die Denkmäler des Kaisers und der Kaiserin Friedrich enthüllt worden. Entworfen den Denkmälern der Siegesallee ist jedes der beiden Standbilder Mittelpunkt einer Bankanlage, flankiert von je zwei Büsten großer Männer, die den Fürstlichkeiten im Leben besonders nahe standen: an dem von Professor Brütt geschaffenen Kaiser Friedrich-Denkmal sind Helmold und Feldmarschall Blumenthal, am Victoria-Denkmal dem Werke Fritz Gerth's, sind der Philosoph Eduard Zeller



„Alma mater“. Sockelgruppe vom Einheitsdenkmal in Frankfurt a. M.



Phot. Gander & Zedisch, Berlin

Das Kaiserin Friedrich-Denkmal vor dem Brandenburger Tor in Berlin. Von Fritz Gerth

und der Chemiker von Hofmann mit verezwigt. Ferner erhielt jedes der beiden Denkmäler mehr „Masse“ und Gewicht durch lang gebogene Marmorbalustraden zu beiden Seiten und durch vorgelegte Marmorbalustraden; endlich wird der durch diese Anlage geschaffene Halbkreis noch außen noch durch zwei große Brunnen abgefaßt. Der architektonische Entwurf für das Ganze stammt von Hofbaurat Jhne, die dekorative und bau-

liche Ausgestaltung im einzelnen von den Professoren Vogel und Widemann. — Eine interessante Perspektive eröffnet ein Wort des Kaisers bei der Enthüllungsfeier, das dahin gedeutet wird, die Denkmäler seiner Eltern sollten die Größung bilden für eine Fortsetzung der Statuenreihe der Siegesallee; die Standbilder dieser Fortsetzung würden dann die künftigen Kaiser aus dem Hause Hohenzollern darstellen.

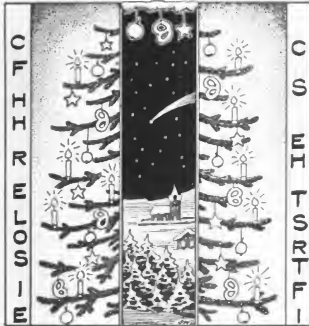


Phot. Gander & Zedisch, Berlin

Das Kaiser Friedrich-Denkmal vor dem Brandenburger Tor in Berlin. Von Adolf Brütt

#- für müßige Stunden #-

Weihnachts-Kryptogramm



Dreißigige Charade

Seit Ewens Pforte ohne Gnade
Ten Menschenkindern sich verloh,
Gesellt die Erde ihrem Pfade
Sich überall, klein oder groß.

Der Hauptperson die andern werden
Gewöhnlich ungefragt auteil;
Mitunter blüht ja noch auf Erden
Auch ohne eignes Zutun Feil.

Wo banger Sorge Schatten walten,
Schwach glimmt ein kleines Lebenslicht,
Vermag zum Feste zu gestalten,
Zum frohen, sich das Ganze nicht. M. Sch.

Homonym

Die Erdbeere hat mich, die dich und grün
In lappiger Hülle das Beet bedekt;
Das Gebirge hat mich, das schroff und süß
Seinen Kamm empor zu den Wolken streckt;
Der Kaufmann hat mich, der in der Stadt
Eine große Anzahl von Kunden hat. J. M. Z.

Silbenrätsel

Die Silben Eins-Zwei nennen
Im Kartenspiel ein Blatt;
Drei gerne macht der Leutnant,
Haus, Mond und Waqern sie hat.
Vier-Fünf muß viel es geben;
Soll's deutliche Handwerk bezeugen;
Wer etwas Tüchtiges lernte,
Eins-Zwei-Drei-Fünf kann sein!

Als liebliches Sommerfrische
Eins-Zwei-Drei weit ist bekannt;
Ein Wuch, das so auch heisset,
Nimmt man noch gern zur Hand.

Drei-Vier-Fünf muß auf Gütern
Durch Ställe und Felder gehn;
Eins-Zwei-Drei-Vier-Fünf kann man
In fürstlichen Schloßern sehn. J. M. Z.

Palindrom

Man braucht zur Ordveränderung ein Wesen,
Das kannst du vorwärts so wie rückwärts lesen;
Noch zu beachten ist dabei:
Der Lösungen gibt es vier jezt. G. S.

Scherz-Pluralrätsel

Woh! gibt es in Wirklichkeit
Angst und Qual genug zu tragen,
Obne daß ich noch bereit,
Tauschend euch damit zu plagen;

Und wie gut es mir gelingt,
Wehrlos sich die Doler fügen,
Doch getroffen! nicht lang erzwung!
Meine Wacht ein Unterliegen!

Wollt ihr einen Plural nun,
Der mir fehlt, für mich erfinden,
Seht zum Lohn für solches Tun
Ihr mich wunderbar gewinnen!

Auf zu blauen Himmelshöhen
Meine weißen Flügel steigen,
Und ihr fäh! der Gotter Wehen,
Staut in andachtsvollem Schwelgen. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 2:

Der magischen Erde:
Des Silbenrätsels: Pum-
pernel.
Der dreißigigen Cha-
rade: Leviathan.
Des Scherzrätsels: Ob-erst.
Des Buchhabenrätsels:
Jerichow, Jericho, Erich,
Des Pluralrätsels: Juist,
Jurist.

H	A	D	R	A	M	A	U	T
A	G	R	O	N	O	M	I	E
D	R	O	N	T	H	E	I	M
R	O	N	N	E	B	U	R	G
A	N	T	E	Q	U	E	R	A
M	O	H	B	U				
A	M	E	U					
U	I	R						
T	E	M	G	A				

Schach (bearbeitet von G. Schalopp)

Wir erlauben die geehrten Abonnenten, in Aufschriften, die die Schach-Aufgaben und -partien betreffen, die sie stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie nummeriert sind.

Partie Nr. 11

Beratungspartie, gespielt zu Wien am 5. Januar 1898

Aligaler-Sambit

Weiß: W. Fietzig und G. Marco

Schwarz: G. Jähndrich und R. Schirchter

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2-e4	e7-e5	13. 0-0-0	T88-f8
2. f2-f4	e5xf4	14. f4-f6	S88-c8
3. Kg4-f3	e7-g5	15. Th1-d1	D88-e7??
4. h2-h4	e5-g4	16. Sc8-d5?	S8Xd6
5. Nf3-g5	h7-h8	17. De2xe4?	Kb7-b8
6. Sd5xf7	Kc8xf7	18. Tf1xf7?	De7xf8
7. d2-d4	d7-d5	19. Tf1-f1	Le8-f6?
8. Le1xf4	Sg8-f6	20. Tf1xf6	Sd6-f6
9. Sd1-c3	d5xe4	21. Tf8xf6!	Lg7xf6
10. Lf1-c4?	Kf7-g5	22. Le4-d3	Df8-f7
11. h4-h5?	Kc8-b7?	23. Kd8xf7	Kb9-g8
12. Dd1-e2	Lf8-g7?	24. De4-g7?	Aufgegeben.?)

1) Nimmt Schwarz den Bauern, so opfert Weiß auf h5 die Qualität und gewinnt dann durch 13. Le4-f7.

2) Der Käufer heist hier andere Figuren im Wege; doch hat Schwarz auch sonst keine befriedigende Fortsetzung. Man prüfe: 12. ... Lf6-d8 13. Lf4-e6 Sd8-c6 14. 0-0-0; 12. ... Sd8-e6 13. 0-0-0 Sc8xd4 14. Td1xd4 Dd8xd4 15. Th1-d1; 12. ... Dd8xd4 13. Ta1-d1.

3) Dieser Frühzug entleert sofort. Aber auch bei Sg8-e7 oder Le8-d7 steht Schwarz sichtlich genug.

4) Dies ist die elegantere Spielweise. Einfach und entscheidend war auch 16. Le6xf6 Lg7-f6 (oder Tf8xf6 17. Sc8-d6 Tf6xf1; 18. Sd5xe7 Tf1xd1; 19. Ke1xd1 Sc6-e7 20. De2xe4 Sg7-f6 21. De4-e8 c3; 17. Sc8-d6 Lf6-g5? (oder Dd7-d8 18. De2xe4) Kb7-b8 19. Sd5xf6 Tf8-f6 20. Tf1xf6 Dd7-d8 21. De4-e8 c3) 18. Ke1-b1 Tf8xf1 19. Td1xf1 und gewinnt, s. B. 19. ... Sc8xd4 20. Sd5xe7 Sd4-e3 21. Tf1-f7 Kb7-b8 22. Se7-g5? Kb8-g8 23. Tf7-d7 matt.

5) Oder 19. ... Df8-cf1? 20. Le4xf1 Sc6(ober Lg7)xe6 21. De4xd3 nebst 22. Lf1-c4.

6) Auch 21. De4-f4 genügt.

7) Auf 24. ... Df7-g8 folgt 26. h5xg6 Sc6-a6 26. b2-b4.

Zum

gelingt jeder Kuchen
Dr. Oetker's



Feste

den man backt mit:
Backpulver.

Lebküchlein.

500 Gramm gestoßenen Zucker, 4 Eier, die abgeriebene Schale einer Zitrone, für 20 Pfg. Zitronat, 65 Gramm feine geschälte Mandeln, 17 Gramm gestoßenen Zimmt, 1 Prife gestoßene Nelken und 500 Gramm Mehl nebst einem Päckchen **Dr. Oetker's Backpulver** verarbeitet man tüchtig, rollt den Teig aus, schneidet Lebkuchen in beliebiger Größe und bestreicht sie mit Ei und Milch, wodurch sie Glanz bekommen. In mäßiger Hitze schön gebacken. Man verlange stets **Dr. Oetker's Pulver** à 10 Pfg.

In den besten Geschäften zu haben.

Spekulatius.

$\frac{1}{2}$ Pfund Butter, $\frac{1}{2}$ Pfund Zucker, 1 Pfund Mehl und 2 ganze Eier werden auf einem Backbrett mit einem Päckchen **Dr. Oetker's Backpulver** unter einander gemengt, dann zu einem Kuchen gut messerrückendick auseinander gewellt, mit Blechformen ausgestochen und auf ein mit Butter bestrichenes Blech gelegt und schön knusperig gebacken. Es empfiehlt sich, das Gebäck in Blechboxen aufzubewahren, damit es längere Zeit knusperig bleibt.

Man verlange stets **Dr. Oetker's Pulver** à 10 Pfg.

In den besten Geschäften zu haben.

Pfeffernüsse. (Sirup-Pläschen.)

Zu einen Kochlöffel von Kupfer oder Messing gibt man 400 Gramm Zucker und 100 Gramm Wasser, setzt auf das Feuer und läßt tüchtig kochen, bis das Wasser verdampft ist. Jetzt gibt man 500 Gramm braunen Zuckersirup hinzu, läßt nochmals aufkochen, nimmt vom Feuer, gibt 150 Gramm Fett (Butter oder Margarine) hinzu und rührt so lange, bis die Masse nur noch lauwarm ist. In diese Masse arbeitet man hinein 1 Pfund Weizenmehl, $\frac{1}{2}$ Pfund Roggenmehl, 2 ganze zerquirte Eier und einen Theelöffel voll Salz. Zuletzt fügt man noch 250 Gramm Roggenmehl hinzu, welches man vorher mit 2 Päckchen **Dr. Oetker's Backpulver**, 5 Gramm pulverisierten Nelken und 3 Gramm pulverisierten Cardamom vermischt hat. Der Teig braucht nicht, wie früher, jezt 8 Tage zu liegen, sondern man kann ihn sofort austrollen und mit Blechformen ausstechen. Bei guter Ofenhitze sind die Pfeffernüsse in 15 bis 20 Minuten gar und obige Masse gibt circa 200 Stück Konfekt von vorzüglichem Geschmack.

Man verlange stets **Dr. Oetker's Pulver** à 10 Pfg.

In den besten Geschäften zu haben.

Recepte gratis Dr. H. Oetker, Institut für Küchenchemie.

Briefmappe

H. S. in W. Schon häufig haben wir bemerkt, daß wir in Rechtstagen kein Urteil abgeben können. Summa! Einem te Intelligenz haße! Sie müssen unter allen Umständen den Rechtsanwalt fragen, ihm offen die Verdätnisse barlegen und ihm die Wege für Ihre Beabsichtigungen unterbreiten. Nur so können Sie eine Beschieunigung des Verfahrens erzielen.

Johanna R. in W. In. Ihre schöne Tiedung „Kuffert aus der Sommerreise“ kommt für die Reise nach Jura bereit zu spät, aber Sie läßt sich doch noch drucken, wenn man den Titel sinngemäß ändert:

Der schöne Bahnhofsorstrand

Am Bahnhof bin ich wieder, im Zug. Wie ein, als dein Blick tiefe Würzen schlug in meinem Gehirn. Du kommst wieder vom Rente heraus, gehst auf und nieder beim Zuge, Bericht abhörend, Befehle erteilend, Und an die Güterplättle, Die robenunranfen, lehnt Du dich dann Und schaust mich wieder für mich ersehnd an, Wie so oft, wenn ich, um dich zu sehen, Am Bahnhof stand und mit Zuckerzweigen Von irgend jemand Bekleidet nahm, Der aus Zufall grab in dem Weg mit kam. Nur das Weirauch, weid, umgränzte Nischen.

Dein Dampf, Wie ich noch Deinen Augen glaubt, Ih weiß und taucht zu Deinen Füßen, Kom Gerdtroind gefest, auf den Bahnhofs- Nischen.

Es ist alles weiß . . . Nur graufam spielt Doch Du mit mir, und ungehört! Wieß das beste Begehren, daß Du entsetzt Mit unüberwindlicher Jäuberndst, Und nun spottest du noch noch meiner Wunden?

Die Sommerfrische, wo alle gefunden, Bewelien, erstarren, muß ich mit blauen, Bergarmen Wägen heute verken. Ich laß' jetzt zurück in die ob Stabt, So glüdentäufelst, so lebensmatt! . . . Nun ein Pfiff, ein Brausen, ein Rollen Und Wägen.

Noch ein schmerzfülltes, leuchtendes Wägen, Dnmächtigt verlangendes Wägenreden, Ein leytes, langes Koplausreden, Erschütterndes Schließen, ein schütterndes Schreit, Und — ach! — all mein Hoffen ist vorbei.

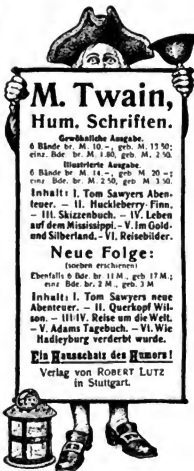
H. R. in G. Die Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika hat ihren Hauptsitz in New York (Vereinstadt Wien); Zweigvereine befinden sich in verschiedenen Großstädten, wie Baltimore, Boston, Chicago, San Francisco, St. Louis, Milwaukee, Washington, Washington. Zweck der Vereinigung ist die Verbindung aller derjenigen in Nordamerika lebenden Männer, die einst auf deutschen Hochschulen studiert haben, die Andachnung eines persönlichen Verkehrs unter den Mitgliedern, die Befestigung des Rufes deutscher Hochschulen und deutscher Wissenschaft in Amerika und, wo es nötig, gegenseitige Unterstützung. Der Jahresbeitrag stellt sich auf 2 Dollars.

Paris und North. Eine gute Anleitung erhalten Sie durch die Schrift „Die Kunst des Schilffschiffes“ von Franz Gail (H. B. Hartmann, A. 1.50). Das durch zahlreiche Figuren illustrierte Buchlein gibt seine Weisungen sowohl dem Anfänger wie dem vorgefertigten Schiffer.

Deutsche Stammtisch in Sibden. Der Dichter Detlev von Sillencor ist in Kiel geboren und hat seinen Wohnsitz in Wilsahlheit bei Hamburg. Am 3. Juni nächsten Jahres feiern er seinen 60. Geburtstag. Welten Sammler und rathliche Förderung Ihres Grutes „über Land und Meer“.

H. S. in G. Ob das von einem Pariser Arzt angefertigte Mittel gegen Husten (ein Gemisch von Sauerstoff) wirklich heilkräftig ist, bleibt noch abzuwarten. Unter allen Umständen muß der Leidende den Arzt befragen.

B. C. in W. In. Der illustrierte Friedrich Christophander, der hochverdiente Herausgeber der Werke Gändels und Biograph dieses Weichers, ist bereits am 3. September 1901 in Bergedorf gestorben.



M. Twain, Hum. Schriften.

Gewöhnliche Ausgabe.
6 Bände br. M. 10.—, geb. M. 17 1/2.—
einz. Bde. br. M. 1.80, geb. M. 2.90.

Illustrierte Ausgabe.
6 Bände br. M. 14.—, geb. M. 20.—
einz. Bde. br. M. 2.50, geb. M. 3.90.

Inhalt: I. Tom Sawyers Abenteuer. — II. Huckleberry Finn. — III. Skizzenbuch. — IV. Leben auf dem Mississippi. — V. Im Gold- und Silberland. — VI. Reisebilder.

Neue Folge:
(soeben erschienen)
Ehefalls 6 Bde. br. 11 M., geb. 17 M.;
einz. Bde. br. 2 M., geb. 3 M.

Inhalt: I. Tom Sawyers neue Abenteuer. — II. Querkopf Wilson. — III IV. Reise um die Welt. — V. Adams Tagebuch. — VI. Wie Hadleyburg verdirbt wurde.

Die Hauscharts des Humors!
Verlag von ROBERT LUTZ in Stuttgart.



Katalog über alle **Musikwerke und -Instrumente** für Erwachsene u. Kinder gratis. franco. Trombonen Mk. 5 u. 9.—, selbstwirbelnde Trommeln für Kinder Mk. 2.50 und 5.—, A. Zuleger, Leipzig, Geogr. 1872.

XXIX Jahrgang **Der Dilettant**, Musterbl. f. Laubg., -Schulz-, Einlege-, Flach- u. Kerbholz-, Holzbr., etc. u. verw. häusl. Kunstarbeiten m. entspr. Text, p. Jahr 12 Nm. m. 20 Originalabg. 4 M. (direkt 4.50). Probennummern 20 Pf. Ney & Widmayer, München.



Officin garantiert reinen, echten **HONIG** unverfälscht. Naturprodukt der Biene (chem. analysirt) in Postflaschen 2 Pf. netto incl. Hölzchen zu 7 Mk. franco! Obere Apotheke und Nahrungsmitteluntersuchungs-Anstalt Kitzingen 7 a. M.

Orient-Fahrten



Unter Levante-Flagge nach **Lissabon, Algier, Tunis, Malta, Piräus, Smyrna, Alexandrien bezw. Konstantinopel**

alle 20 Tage ab Hamburg mit den Expeditionsdampfern „THERAPIA“, „STAMBUL“, „PERA“

Fahrpreis einschließlich Verpflegung 1. Klasse von Hamburg nach Konstantinopel . . . von Mk. 300.— an nach Alexandrien . . . Auf Wunsch Führung an Land und Prospekte durch Carl Stangens Reise Bureau, Berlin W Prospekte und Auskünfte durch

Deutsche Levante-Linie
Hamburg 11.

H. W. in G. Als anerkanntes Handbuch gilt das Werk „Kaninchenzucht“, verfaßt und illustriert von J. Wungarb, dem bekannten Ziermaler (Wagbeburg, Strauß'sche Verlagsbuchhandlung, S. 2.—). Das Buch erzieht genaue Kenntnisse über die verschiedenen Rassen, deren Behandlung, Zucht und Verwertung.

D. W. in Zürich. Jener Leichter noch oft hässliche Wunden findet hier noch einmal in der „Flasche“. Dort sagt Glasofes zu Plombede:

„Gleich wie Blätter im Wald, so sind die Wunden der Menschen, die Wunden der Natur, die Wunden der Welt, die Wunden der Zeit, die Wunden der Arbeit.“

Wieber der grüne Wald, wenn neu auflebet der Frühling.
So auch der Mensch die Wunden, die er sich selbst gemacht hat, wenn er sich selbst wieder erlöst.

H. W. in W. In Wien an. Auf dem Hügel von St. Cloud will die faul' Vorzellanfabrik von Zevres nach Mitteilungen französischer Blätter einen Porzellanmarkt eröffnen. Er soll aus 30.000 Stücken zusammengefaßt werden, in hübschen Rahmen gefaßt sein und als biblische Gemälde Darstellungen der Tier- und Pflanzenwelt des Waldes und der um ihn sich bewegenden Sagen erhalten. Die Ausführung wird etwa fünf Jahre in Anspruch nehmen.

R. v. W. in W. Ihren Wünschen dürfte Mittelbachs „Automobiltarte“ von Mittelreppa entsprechen, die im Verlage: 1:500.000 Deutschland, Österreich-Ungarn, Schweiz, Holland und die benachbarten Teile anderer Länder umfaßt (Köln'sche Mittelbach, S. 2.80).

H. W. in G. Von Ihren ebenso Hinmungsbeulen wie formgeraden Zeichnungen sei die schönste hier in Lebensgröße mitgeteilt:

Herbst.

Dort ist die schöne Frühlingszeit;
Zur Flage ging der Sommer,
Für dieß von alle kein Freud
Im Herzen nur der Kummer.

Ich einmal nur möcht ich den Wind
Zur goldenen Sonne heben,
Und glauben, daß es noch ein Glück,
Ein letztes, noch wird geben.

Tuch heut der Sturm, die Wolken fliehn,
Und schaurig tönt die Welt;
Und letzte Hosen, die ich ziehn,
Im Wind zerfließen selte.

Wozu ist all die Freude wehrt?
Wozu auch all die Mägen?
Wozu das Glück, das ich zerstoirt?
— So hörr' manch' Ders du fragen.

Was wollt ihr noch, mit Tust und Pracht,
Zur Herbst, der freudlosle,
Ihr Alter und Kleiden?
Was mir in trüber Herbstesnacht,
Von eurem Frühling reden?

Wald, und auch euch nimmt er zum Raub,
Zur Herbst, der freudlosle,
Ihr Alter und Kleiden?
Was mir in trüber Herbstesnacht,
Von eurem Frühling reden?

Durch meinen Haaren lauft der Wind
Und blücket meine Wangen...
Wach mir ist ja mein Frühlingstint,
Wein ein's'ges, fortgegangen.

C. W. in Wien. Eine Pachtwaahl ist für den Gewählten ein recht teures Vergnügen. Früher war es Sitte, daß der neue Pächter maximus jede ihm gegebene Stünne mit 100.000 Lire (1 Lire = 91 Pfg.) bezahlte; Leo XIII. ermäßigte diesen Preis jedoch auf 20.000 Lire. Von einer Beschäftigung der Stünnen ist die Kardinalie kann dabei keine Rede sein; jedes derartige Abkommen ist vielmehr unter sehr schweren Strafen verboten. Die Kosten des Konklaves Pius X. sollen sich alles in allem auf 200.000 Lire belaufen haben.

D. W. in Budapest. Manasalo Manasalo, die entthronte Königin von Madagaskar, hat als hängigen Hüfenhelfer ein Landhaus an der algerischen Küste angekauft. Sie hat sich für die Hüfenhelfer mit Erlaubnis der französischen Regierung ein Mineralbad im Departement Cantal gefunden und sich dann — bereits zum zweiten Male — eine Zeitlang in Paris aufgehalten, wo sie in einem ständlich besuchenden Waisenhause untergebracht war.

Vornehme Festgeschenke!



Operngläser mit vorzüglicher optischer Wirkung, von den einfachsten bis zu den hochgelegantesten Ausstattungen in allen Preislagen von Mk. 6.— an.



Stielperngläser in feinst, elegantester Ausstattung von Mk. 13.— an.



Feldstecher neuester Konstruktion, starker Vergrößerung und grossem Gesichtsfelde, mit Einst. und Riemen zum Umhängen für Offiziere, Jäger und Touristen von Mk. 7.50 an.



Mikroskope für Schüler und ansehnlich für alle Untersuchungen von Mk. 5.— an.

Barometer Rodenstock's verbesserte Aneroid- mit Gasfille-Werken in allen Ausstattungen: Holz, Bronze, Eisen, oxydirt etc. von Mk. 5.— an.

Projections- und Vergrößerungs-Apparate



Reisszeug für Schüler und technische Zwecke von Mk. 2.— an.



Optisch-oculistische Anstalt

Josef Rodenstock

H. S. M. Koflerstr. 101-102. München, Bayer-Strasse 3. Preisliste kostenfrei!

Münchner Wollfilz-Manufaktur München

empfeilt als Ersatz teurer Tuche für Damenkleider, Reform-Kostüme, Jupons etc. für Portieren, Vorhänge, Uebergardinen, Möbelüberzüge, Tisch-, Kommode-, Klavier- und Kinderwagendecken, zu Theater- und histor. Kostümen, zu Feld- u. Felddecken-Untertagen. **Stickerei-Tuchfilze, Teppichfilze.** Abgabe und Versand jedes Quantum. Muster und Preisliste franko.



Nicht strohig, sondern von tadellosem Geschmack u. Aroma sind unsere fast völlig

Nicotinfreien Cigarenn,

Cigarillos, Rauchtabelle und Cigaretten. **C. W. Schliebs & Co. Breslau IX.** Prospekt mit Beschreibung des überraschend einfachen Bearbeitungsverfahrens und Angabe der Niederlagen ab hier. Vorzügliche Empfehlung seitens hervorragender Aerzte.

W. v. Z. in O. Die englischen Bücher fernen sich nur nach Großbritannien, Schottland, Island, Dänemark und Norwegen als Hauptziele. Für Tiere der ersten Art sind bis dahin unerbötliche Preise erzielt worden: 30000 und selbst 40000 Mark für eine Kuh. Die besten Pferde, soviel die Amerikaner; dort wurde allerdings schon vor einer Reihe von Jahren, ein Sportpferd mit 42000 Mark, dann mit 62,370 und 3 Monate alt, mit 75,270 Mark bezahlt.

W. v. Z. in O. m. H. Bei den alten Germanen scheint das Hängen auf gewissen hohen Bäumen (Eiben), die entblättert oder wegen ihres Verdorrteins ausgehöhelt wurden, zwischen zwei Hölzern (nachtsmals in Gänge abgehauen), die ursprünglich häufige Art der Wölferdung der Todesstrafe gewesen zu sein. Unverkennbar ist ihre symbolische Natur, ihr Opfercharakter; nach H. Zuhns Angabe dürfte bei dadurch zu verlebten Gott Odinn gemeint sein.

W. in C. r. o. d. n. 1. Von solchen Werken gibt es eine ganze Menge; es kommt nur darauf an, wie umfangreich das vor Jahren gerundete sein und wieviel es kosten soll — ohne diese Angabe können wir Ihnen keinen brauchbaren Rat geben. Viel besser aber ist es, sich an eine höhere Sortimentsbuchhandlung zu wenden, die Ihnen die betreffenden Bücher gleich zur Auswahl vorlegen oder zu senden kann. 2. Weber über den Zeitpunkt noch über die Person ist unter Willens Abwechseln. Zur Zeit, den unsterblichen, auf Grund der banaldriftlichen Lieberlieferungen bieten, gibt eine mittelalterliche Texterzählung, nennigliche deren Würdigen imbehalten bis ins zweite vorchristliche Jahrhundert v. Chr. zurückreichen. Dieser Charakter geht schon aus der Schrift hervor, in der dieser Text überliefert ist. Die Sonagogenbandschriften haben nur den Kontonanzienten, dem dann in Verse und Schandbandartigen eine sonagener Hand binzugelegte Wollschiff beigegen worden ist.

W. S. d. in W. bei Markt Hedwig. Wir müssen dessen danken, da wir reichlich erreichen sind.

W. V. in Hamburg. Die Statistik der Militärpersonale der Kaiserlichen Marine ist für das Rechnungsjahr 1904 auf rund 30000 Köpfe festgesetzt (gegen 35600 für das laufende Statistikjahr).

W. L. Anna O. in Mainz. Das Urbild der Margarete im „Zwötper von Zäffingen“ ist Schaffels heilige Wale aus dem Schmarasale, Emma Geim, gewesen; ihr gait sein vollstimmigstes Gedicht „von der baltischen Einrichtung“. Während des Aufstandes in Italien, wohn er im Vat 1858 gefesselt war, schrieb er sein Epös, das er für bei der Wüchter nach Teutschland überlante; inzwischen aber war Emma die Frau eines andern geworden.

W. Z. d. in W. Der Wund für Vogelichschuß hat im jedes Jahr lo auch heuer den Teilsner Örenumständen eine Belobung dafür gegeben lassen, das sie auf ihren Streifgängen im Weidre auch zugleich dem Schanz der Vogel dienen. Sie haben in diesem Jahr 425 Finken, 1208 Bogen und ähnliche Vorrichtungen und 4228 Hochbaarschlingen weggenommen.

W. Frau O. v. O. in D. Ganz gewis: Kinder und Herren sprechen die Wahrheit; nur dürfen Sie nicht erkennen, daß man es den Kindern dahmöglicht abzugewöhnen lacht und die Herren deswegen einperrt.

W. Z. d. in W. Der Ausdruck „Von Gottes Gnaden“ (Dei gratia) wurde seit der Reichserneuerung eine Belobung dafür gegeben lassen, daß sie auf ihren Streifgängen im Weidre auch zugleich dem Schanz der Vogel dienen. Sie haben in diesem Jahr 425 Finken, 1208 Bogen und ähnliche Vorrichtungen und 4228 Hochbaarschlingen weggenommen.

W. Z. d. in W. Allerdings gibt es eine Preiselbome, doch müssen Sie mit der Bestellung warten, bis die heißen haben wieder blühen. Die nähere Anweisung gibt das Buch „Mittleres Getränke“ von Johanna Titus (Helsig), 2. Zweite-Auflage, 1. 1. 60), das über 300 Rezepte enthält.

W. Frau W. S. in W. R. S. in Hamburg. Otto W. in O. Mit Tant abgelehnt.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart.
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875. Mit Aktiengarantie

Hauptpflicht-, Unfall- u. Lebens-Versicherung

Militärdienst- u. Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse.
Gesamtreserven über 20 Millionen Mark. Gesamtversicherungssumme 70000 Versicherungen.

Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kosten- und portofrei.

Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

Ziehung 9., 10., 11. u. 12. Decbr. 1903
in Freiburg i. Br. 250 000 Lose.

3te Grosse Freiberger Geld-Lotterie
zur Wiederherstellung des Münsters

Loose à M. 3.30 Porto u. Liste 30 Pfg. extra.

12,184 Geldgewinne
ohne Abzug Mark

322500
Hauptgewinne: Mark

100000
40000
20000
10000

1 à	5000	=	5000
2 à	3000	=	6000
2 à	2000	=	4000
5 à	1000	=	5000
20 à	500	=	10000
200 à	100	=	20000
200 à	50	=	10000
1000 à	20	=	20000
2000 à	10	=	20000
8750 à	6	=	52500

Zu beziehen durch
Eberh. Felzer in Stuttgart
u. **Ludw. Müller & Co., Nürnberg.**

Georg Brühl, Kötzschenbroda S.
Weltbekannte Züchterei
feinster tieffourenreicher
Kanarienvogelzucht
neuzeit. Gesangsrichtung,
prägn. m. gold. Medaillen,
Verwand. u. Garant. f. Wert.
Jeb. Ankunft à St. 8, 10,
12, 15, 20, 25 bis 30 Mark
unter Nachn. auf 4 Tage
Probek. in Zuchtwalben.
2 Mk. Preisliste m. Dankeschreiben gratis



Für unsere Mädchen!
Für unsere Knaben!
Dilettantenbeschäftigungen!
3 Bücher f. häusl. Kunstarbeiten eleg. geb. à M. 3.50. Prospekte grat. u. fre.
Key & Widmayer, München.

Bei Husten u. Catarrh verlinge man in Apotheken u. Drogerien

Goefund's Malz-Extract
und Malzextr-Bonbons
als vorzüglich wirksam bewährte Hausmittel.



Teppiche

Preisstücke 3.75, 6.-, 10.-, 20.- bis 500.- M.
Carbin., Fortiren, Möbellefse, Stepp.-u. sibirig im Spezialhaus Berlin 158 im Kranienstr.
Katalog gratis u. fre. Emil Lefevre.

Glasen-Wandfliesen, bewährt seit 1848, geruchlos, nicht feuergefährlich, Heide-Mischeinrichtung, 1-schüßl.-Krank.-u. Kind-Zimmer, 12 höchste Ausz.




Technikum Altenburg (S.-A.)
Höhere und mittlere technische Lehranstalt für Maschinenbau und Elektrotechnik.
Lehrwerkstätte.
Programm kostenfrei durch die Direktion.
Beratungs-Kommission.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.
Rücksendung findet nicht statt.)

- v. **Wlbersfeld**, Valerian, Cufema, „Zrip“, Roman. 4. 4.—, Leipzig, Th. Weidm. jun.
- Wrbnold**, Dr. Karl, Frau und Herr Wrbnold, Lustspiel. Dresden, Selbstverlag.
- Wrbnbaum**, Georg, Romdiantenspiel. (Lustspiel). 1. 50. Dresden, G. Wierlon.
- Wolff**, Alfred, Kantor Schödlitzers Haus. Roman. 4. 2.—, Berlin, Gyon Reichel & Co.
- Wöhme**, Marg., Im Irrißtschein. Roman. 4. 3.—, Berlin, P. Fontane & Co.
- „Zum Glück. Roman. 4. 1. 50. Dresden, Woenig & Köpfer.
- Wreitner**, W., Handglossen zur deutschen Literaturgeschichte. IX: Josef Kauf. 2 Kr. Wien, Wb. bella Torre.
- Wulst**, W., Wermalt. Roman. 4. 1. 50. Dresden, G. Wierlon.
- Wulst**, W., Im Strom unserer Zeit. Aus Briefen eines Angestellten. I. Schicksale. 4. 5.—, Dettelberg, G. Winter.
- Jacques**, Hermann, Münchens Ende. Roman. Dresden, G. Weisner.
- v. **Rabich**, G. H., Aus dem Tagebuch eines Sonntagjägers. Grüttaufschuß und Grüttaufschuß. 4. 1. 50. Dresden, G. Wierlon.
- Roch**, David, Subwig Richter. Ein Rantler für das deutsche Volk. Mit 100 Abbild. 3. 3.—, Stuttgart, J. F. Steinfopf.
- Röhlin**, Dorothea, Wie acht auf die Gassen! Sieh nach den Sternen! Gedichte. 4. 2.—, Stuttgart, W. Neumann.
- v. **Reuden**, Dr. G., Grundzüge der Ernährung und Diätetik. 2. 2.—, Leipzig, W. Thiemel.
- Rellenstein**, G. H., Die Hellandbraut. Drama. 4. 1. 50. Dettelberg, G. Winter.
- „Modernus. Die Tragödie meines Lebens. 4. 3. 00. Gbb.
- Rabin**, Paul, Der frante Aris. Novelle. 4. 2.—, Berlin, P. Fontane & Co.
- Rur**, W. G., W. Novelle. 2. Aufl. 4. 2.—, Berlin, P. Fontane & Co.
- Rur**, G., Das Rästel der Bergnacht. Roman. 60 s. Berlin, H. Goldschmidt.
- Morgenstern**, Elna, Ernährungslere. Grundzüge zur häuslichen Selbstheilung. 2. Aufl. 4. 2. 50. Berlin, Schall & Rentel.
- v. **Ockeren**, Fr. Berner, Die Walfabrik. Eine Geschichte aus Galtjen. Dresden, G. Weisner.
- v. **Ockeren**, Otto, Das offene Fenster. Roman. 4. 4.—, Dettelberg, G. Winter.
- Wjungh**, Arthur, Neue Gedichte. 2. Aufl. 4. 2.—, Berlin, Ferd. Zumbler.
- Holand**, Ana Maria, Im Liebe. Die Geschichte eines jungen Mädchens. 4. 2.—, Dresden, G. Wierlon.
- Sabel**, Rob., Lieberbüchel für gemittelte Leute. (Noch 100 Lieber aus der Schilling.) 20 s. Striegau, W. Hoffmann.
- Selle**, Georg, Alt-Edenburg. Gefammelte Aufsätze zur Geschichte von Stobi und Land. 4. 3.—, Oldenburg, Schwäbische Buchhandlung.
- Semon**, H. A., Im äußerlichen Wuch und an den Reizen des Reizlenneres. 2. Aufl. 4. 16.—, Leipzig, W. Engelmann.
- v. **Stengalewicz**, Seno, Donaufluten. Roman. 4. 3.—, Dresden, G. Wierlon.
- de Sinoja**, J. G., Im Reichthum. Trauerspiel. 4. 1.—, Gbb.
- Stoewer**, Rud., Baltische Noeden und Humoresken. 4. 2.—, Gbb.
- Strodel**, G. H., Reichenheine. Zeichnungen aus dem Leben. 4. 2.—, Dettelberg, G. Winter.
- Weller**, Wil., Frühbilder. Gedichte. 2. Aufl. 4. 3.—, München, Wg. Verlagsgeellschaft.

Haemogallol

ein von hervorragenden medicin. Autoritäten warm empfohlenes, für

Bleichsüchtige u. Blutarme

geradezu unentbehrliches blutbildendes Kräftigungsmittel.

Haemogallol wird nicht nur bei Bleichsucht und Blutarmut, sondern auch bei Schwächenständen aller Art, Skrophulose, Rhachitis, Neurasthenie etc. mit größtem Nutzen verwendet.

Haemogallol wird selbst vom zartesten und kranken Organismus mit Appetit genommen, leicht assimiliert, gut vertragen und eignet sich auch deshalb vorzüglich als Nahrungsmittel für Kinder.

Haemogallol greift nicht, wie andere Eisenpräparate, die Zähne an, sondern ist frei von jeglichen unangenehmen Nebenwirkungen und wird deshalb von jungen Mädchen mit Vorliebe genommen.

Haemogallol ist in Pulver-, Tabletten- und Pastillenform in allen Apotheken zu haben. Eine Schachtel Haemogalloltabletten zum Preise von M. 2.40.

E. Merck, chemische Fabrik, Darmstadt.

Zweignuser in London, Moskau und New-York.

Aus dem Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

Werke von Ludwig Richter:

Für's Haus.

60 Holzschnitte nach den vier Jahreszeiten geordnet.

Folio. Eleg. in Leinwand geb. 20 M.

Dasselbe in vier einzelnen Abteilungen:

a) Winter. 15 Holzschnitte.

b) Frühling. 15 Holzschnitte.

c) Sommer. 15 Holzschnitte.

d) Herbst. 15 Holzschnitte.

In Mappe 6 M.

Unser tägliches Brod

in Bildern.

15 Holzschnitte.

Folio. In Mappe 7.50 M.

Gesammeltes.

15 Bilder fürs Haus.

Folio. In Mappe 7.50 M.

Altes und Neues.

15 Originalzeichnungen in Lichtdruck ausgeführt. Folio. In Mappe 10 M.

Aus der Dichtung und Sage.

Scherz und Ernst in Holzschnitten. Herausgegeben von Georg Scherer. Quart. Eleg. kart. 1.25 M.

Illustrierte Kinderbücher.

Es war einmal.

Ein Bilderbuch von Dresden-Königtern.

Märchen und Kinderlieder mit Bildern von Ludwig Richter, O. Pletsch und A. Zeh. Oktav. Eleg. kart. 2 M.

Der Kinderengel.

Spruchbelehren für Kinder mit Bildern

von C. Peschel und L. Richter. Oktav. Eleg. kart. 1.50 M.

Der Sonntag in Bildern.

10 Holzschnitte in Tondruck.

Folio. In Mappe 3 M.

Schillers

Lied von der Glocke in Bildern.

16 Holzschnitte. Folio. In Mappe 8 M.

Vater Unser in Bildern.

9 Holzschnitte. Folio. In Mappe 6 M.

Bilder und Vignetten.

15 Holzschnitte. Folio. In Mappe 5 M.

Christenfreude

in Lied und Bild.

Gr. Okt. Eleg. geb. in Leinwand mit Goldschnitt 4.50 M.

Naturstudien.

10 Vorlegeblätter für Landschaftszeichner

in Lichtdruck ausgeführt. Folio. In Mappe 5 M.

Aus der Jugendzeit.

Scherz und Ernst in Holzschnitten.

Herausgegeben von Georg Scherer. Quart. Eleg. kart. 1.25 M.

→ Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900. ←



Handschriften = Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Befugung der Abonnementleitung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Eine Blumenfreundin in Canabrud. Der ganze, etwas georgene Taktus Ihrer Schrift läßt darauf schließen, daß Sie an gute Verhältnisse gewohnt sind, die Ihnen ein sorgloses, angenehmes Leben gestalten, aber keinen Anspruch auf raffinierten

Sie halten in allem Maß, sind ordentlich, pünktlich, genau. Nicht rücksichtslos energisch, aber bestimmt im Willen, manchmal auch recht eigenhändig — beharrlich.

C. Schwaben sitzt. Etwas unbehändlich in der Art und Weise, in der Sie auch Kleinem und Bedenkseligen Beachtung schenken: nicht geneigt, die Dinge in Haufsch und Bogen zu nehmen, überhaupt etwas langsam, aber dabei gründlich, genau, gewissenhaft. Ueberlegt in Ihren Handlungen und dabei den eignen Vorteil und die persönlichen Interessen nie aus dem Auge verlierend.

C. Hoffens. Sie fragen mehr nach dem besten Moment der Dinge als nach dem materiellen und haben eine instinktive Abneigung gegen Mobilität, Gemeinheit und Trübselt. Sie sind auch lebhaft in Ihren Empfindungen und Mutmaßungen, und wo letztere vorüberreichen, können Sie ebenso knapp und referenzlos sein wie außerordentlich lebensmüdig-entgegenkommend. Sie haben Phantasie und Wortklaubungsvermögen, lieben Giegang, legen Wert auf gewisse Neugiertheiten und lassen dabei auch Nebenachtliches nicht unbeachtet, wie Sie denn überhaupt mehr Sinn und Tugut für das Sierliche und Feine — auch für das Kleinere — haben als für das Speziell Große und Einfach-Schöne.

*L. Blumenfreundin aus
Os nadruk -*

Lebensgenuss in Ihnen geweckt haben. Uebrigens sind Sie noch jung und in mancher Richtung unerfahre (siehe die noch unferlige, wenig individualisierte Schrift). Sie leben noch etwas „in den Tag hinein“, sind ohne Geld und Zude.

E. R. In Dama. Eine rein weiblich empfindende Frauennatur mit gelindeem Verstand, gutem Urteil und klarem Blick. Sie begreifen nicht zu schreiben, was Sie nicht auch sind, haben nicht viel persönliche Bedürfnisse und wissen das geschickt einzustellen.

Die grösste Errungenschaft der Gegenwart

in Sprechapparaten ist **Grammophon Monarch mit Trompeten-Arm.**

Man verlange
Kataloge und internationale Platten-
Verzeichnisse
gratis und franko



Derselbe reproduziert in bisher

nicht erreichbarer Natürlichkeit Sprache, Musik,
Gesang aller Kultur-Staaten.

Grammophon-

Apparate, -Platten, -Nadeln

nur echt mit Schutzmarke



„Grammophon“ H. Weiss & Co., Berlin W. 8,

Friedrichstrasse 189.

Wien I
Karnthnerstrasse 10.

Hamburg
Neuerwall 17.

Budapest
Karolyi Körut 2.

Versenden gratis Katalog

alter Violinen, Violen, Celli

mit Original-Illustrationen berühmter Italienscher Meister.
Fachmännische Bedienung.
volle Garantie, reelle Preise.
Causch. Gutachten.
Atelier für Reparaturen
Hamma & Co.,
Grösste Handlung
alter Meistertinstrumente,
Stuttgart.

Willkommenes Weihnachtsgeschenk.

EIN NEUES VEILCHEN-PARFUM „VEILCHEN-TROPFEN“

unüber-trefflich

F. WOLFF & SOHN HOF-LIEFERANTEN
BERLIN KARLSRUHE WIEN

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Billige Bücher

Indes Sie im illustrierten Bücherkatalog, 37. Jahrgang, ca. 200
Sellen stark gratis durch
J. M. Spaeth, Berlin C. 2.
gegenüber dem Rathhaus Geig. 1843

W. B. in P. . . . n. Ein liebebedürftiges, weiches und impressionables Gemüt, empfänglich für alte und neue Einbrüche und leicht zu beeinflussten. Ein sinnlich erraten Sie, wo Hobeit und Gemeinheit mit im Spiel sind, und werden sich sofort ab. Freuden und Genüsse, die denen nicht aus etwas für Öers und Öem mit heraufschaut, lassen Sie fall. Ihr Sinn ist in erster Linie auf das ideale Moment der Liebe gerichtet. Sie haben Zeit und Fertigkeit, und auch Lust, jemand in seinen Öern finden zu verlegen, haben Sie auch nicht immer den Mut, zu Örer Ansicht zu stehen. Alles in allem eine angenehme, aber nicht eine unbedingt charakteristische Persönlichkeit.

Leon in H. G. In Örer Schrift macht sich noch recht viel unangenehmes und zum Teil unfertiges Wesen geltend, und neben Zeichen von momentaner Reifheit und Bestimmtheit viel Weiblichkeit und Besorgtheit. Besonders sind Sie mitunter offen und mittelstimm. Nicht man Sie richtig zu nehmen, so kann man Sie fast beeinflussen, aber jeodermann gelangt dies nicht, denn Sie sind auch empfindlich und werden sich nicht ab, wo Sie nicht beteiligt fänden.

Konste W. in M. D. Schwelz. Gebildet, geistig gewandt und lebhaft. Urfahrt und überseht ein großes und Situation falsch und kann sich gefickt anpassen, wo es ihr rasam erhebt, summiert sich aber in Öbrigen wenig um andre und ist oft recht rücksichtslos in der Verfolgung ihrer persönlichen Interessen und Pläne. Sie will gerne dominieren, turmumstelt auch gegenständig und ist überhaupt kühnartig. Momentan energisch, hat sie doch oft Müde, sich zu konzentrieren und Maß zu halten. Sie ist überhaupt etwas oberflächlich und lauft durch ihre Lebhaftigkeit und Ziellosigkeit leicht über den Nabel an und liebt hinweg. Sie scheut den Kampf nicht, ist heiter, lustig, schlagfertig, aber auch leichtfertig und oberst leicht über Öahre. Öhre Sympathien und Antipathien sind sehr ausgesprochen.

W. O. S. Sabarika. Empathisch. Rein weiblich im Empfinden. Vielmalig waren in den Öern ein wenig unnatürlich. Gibt sich so, wie sie ist. Gemüht und bewahrt sich im äußeren Verkehr, aber aber nichts Wenigendes. Beharrlich, manchmal auch eigenhändig, liebertig und vorständig im Öberden, ist sich in nichts ein, was so weit führen könnte.

W. O. S. Roland I. G. Ö. ist in Öefahr, nur zu sehr die Kusenette der Dinge in Betracht zu stehen und sich auch mit Öeinesigkeiten zu begnügen. Sie ist nicht ohne Pretentionen. Im Verkehr lustig, schlagfertig, umganglich und liebenswürdig. Sie hat Sinn für Öumor, ist beweglich, lebhaft und gewandt. Öhr Will ist mehr lebhaft und eigenhändig als energisch; wenn man sie richtig zu nehmen weiß, läßt sie sich leicht beeinflussen und leiten. Sie ist verständig und intelligent. Jedem etwas in Örem Leben scheint nicht nach Öumfs gegangen zu sein, sie hat eine Enttäuschung noch nicht ganz überwunden.

W. O. H. Sie sind eine sensible, feinfühlig Natur mit warmem, liebebedürftigem Gemüt, um sich aber zu zeigen an und sind reserviert und zurückhaltend. Sie geben sich oft anders, als Sie wirklich sind, und süßen sich innerlich unfrö. Öras empfindlich. Sie haben einen tiaren Kopf und gute Intelligenz.

Friedrich Z. in Wien. Ein Mann ein Wort" fällt mir unwillkürlich ein, wenn ich Ihre lebe und dabei ungewöhnlich harte Schrift anse. Za fällt es kein Schwanken in Ören Ansichten, kein Öin und Öer in Ören Entschlüssen. Sie haben den Mut, zu Örer Ansicht zu stehen, mit rücksichtsloser Offenheit sagen Sie die Wahrheit, beschwichtigen nicht und sind Öro gegen sich und andre. Sie sind kein „Liebenswürdig" Mann im landläulichen Sinn des Wortes, aber ein durchaus reuer, richtig abgemessener Öalter. Sie sind intelligent und haben einen tiaren Kopf. Bestimmte Originalität und harte selbständige Ideenproduktion liegen gar nicht in Örer Veranlagung.

Was bedeutet „B. T.“?

Unter dieser Abkürzung bezeichnen die Zeitungen im Allgemeinen das „Berliner Tageblatt“, wenn sie denselben Nachrichten entnehmen.

Die universelle Verbreitung, die das „B. T.“ in Folge seines gediegenen und vielseitigen Inhalts gefunden und die Bedeutung, die seinen Ausföhrungen in der ganzen gebildeten Welt beigemelt wird, geben ihm geradezu den Charakter eines Weltblattes.

Tas „B. T.“ ist durch seine eigenen, an allen Weltplätzen, wie Paris, London, Petersburg, Wien, Moskau, Konstantinopel, Newyork, sowie an allen größeren Verkehrscentren angestellten Spezial-Korrespondenten vertreten, die diesen Plätzen allein zur Verfügung stehen. Die Parlamente überträte werden im „B. T.“ anerkanntermaßen sehr ausführlich behandelt und erscheinen in einer besonderen, sogenannten Parlamentsausgabe, die, noch mit den Nachträgen erledigt, am Morgen des nächstfolgenden Tages den Abonnenten des „B. T.“ zugeht.

Die sorgfältig redigierte, vollständige Dandels-Zeitung des „B. T.“ erfreut sich wegen ihrer unbeeinflussten Haltung in kaufmännischen und industriellen Kreisen eines vorzüglichen Rufes und wird wegen ihrer Unabhängigkeit als zuverlässiger Wegweiser aus dem Privat-Kapitalisten gefischt.

Großen Beifall finden auch die ausgezeichneten Original-Feuilletons aus allen Gebieten der Wissenschaft und schönen Künste, sowie die hervorragenden belletristischen Gaben, insbesondere Romane und Novellen errier Autoren, welche im täglichen Roman-Feuilleton des „B. T.“ erscheinen, so

im nächsten Quartal drei spannende und interessante Erzählungen, „Agnewerbot“ von Rudolf Hirschberg-Jura, „Die Scholle“ von G. Belg.

erner erhält jeder Abonnent des „Berliner Tageblattes“ kostenfrei sechs wertvolle Feuilletons, und zwar an jedem Montag: „Zeitgeist“, wissenschaftliche und feuilletonistische Feuilletons, jedem Mittwoch: „Technische Rundschau“, illustrierte polizeitechnische Fachschrift, jeden Donnerstag und Sonntag: „Der Weltspiegel“, illustrierte Halbwochenchronik, an jedem Freitag: „Ulk“, farbig illustriertes, satirisch-politisches Witzblatt, jedem Sonnabend: „Haus Hof Garten“, illust. Wochen-schrift für Garten- und Hauswirtschaft.

Unterrecht man alle diese Zeitungen des „B. T.“ einer unbefangenen Prüfung, so wird man sich bald überzeugen, daß in Bezug auf Reichhaltigkeit und Giebigkeit des gebotenen Inhalts, sowie im Hinblick auf die rasche, zuverlässige Veröfentlichung das „Berliner Tageblatt“ an erster Stelle steht. Tas „Berliner Tageblatt“, welches gegenwärtig

82000 Abonnenten

besitzt, erscheint täglich 2 mal, auch Montags in einer Morgen- und Abendausgabe, im ganzen 15 mal wöchentlich; Abonnementpreis für alle 7 Blätter zusammen bei allen Postämtern des Deutschen Reiches 6 Mf. 75 Pf. für das Vierteljahr oder 1 Mf. 92 Pf. für den Monat. Dieser Betrag ist im Verhältnis zu dem überaus reichen Inhalt des Blattes und der oben genannten gediegenen 6 Wochen-schriften ein sehr mößiger. Annoncen im „B. T.“ finden namentlich in den gebildeten und beeinflussten Kreisen die erfolgreichste Verbreitung.

Bleyle's Knaben-Anzüge

Sind die gefundeste und bequemste Kleidung der Gegenwart.

Nur aus bestem, reinwollenen Rammgarn angefertigt, verzeihen sie in sich alle Unreinlichkeiten, die an einem taadellosen Anzeuung erheilt werden können; sie sind deatlich, unabwehrbar dauerhaft, stehen vornehm, haben keinen Ötz und bieten für jede Jahreszeit bei jeder Witterung die angemessene und verlässliche Kleidung. Sie haben für 2-16 Jahre. Ausführliche illustrierte Veröffentlichung gratis und franco.

Aug. Friedr. Sauer, Stuttgart P. 47.

Einzige Spezialgeschäft für Bleyle's voröde Oberleitung.

J.L. Rex Berlin, W. Leipzigerstr. 22

empfeilt seine direkt bezogenen Thee's new ster Ernte

Specialmarken:

- à H 240 M Familien- THEE
- „ 300 „ Frühstücks-
- „ 400 „ Fife o'clock-

Rex'sche Thees werden seit 50 Jahren von allen Theekennern bevorzugt.

3. In Petersburg. Selbst Schriftdrucker mit der bemerkenswerten Fehler in ihrem Charakter beim ersten Bild, den

Schrift in Verbindung mit dem Vorhergeleiteten. Sie sind eitel — auch geistig — (starke Trübsinn und Schönfärberei). Material (schwere, unäblicher Schrift). Sie sind itzig und haben initialen lebhafter, energischer Zucht, sind entschlossen und lassen sich durch Schwächen nicht mehr momentan als auf die Dauer einwilligen.

3. B. in B. Sie sind verschlossen und bestritt, sich nicht durchschauen zu lassen (ablenkende Schrift, siehe n in „Dern“, „in“, „Endung in „bistchen“). Senkbar, aber ohne Widersetzlichkeit

*Im Jahre L. Meyer — Maron —
seltst den Regal zu —
für mich die größte Freude*

er auf Ihre Handschrift wirkt, auffallen: Mächtigkeit (siehe die unproportionierten Formen und Buchstaben: B, G, a u. f. w.), dabei sind Sie sehr lebhaft (ganzer Luftzug), energisch (heulenerartige Verbindungen), heilig und manchmal etwas herb (schwere, unidone

und Wiegbarkeit (stark liegende Schrift, dabei ziemlich fein). Ein physisch und dann abweisend. Sie sind einfach in Zielen und Übung (ungenau, einfacher Schriftstil). Sie haben nicht über dem Buchstaben, haben aber auch keine Präzisionen.

Ein Malerprobt, dann unentbehrlich!

Pflegt die Zähne mit
Tilit
chemisch geprüft
wird ärztlich empfohlen!

Tilit-Mundwasser ist das beste und vorzüglichste Präparat der Neuzeit.

Anerkennungen und Dank-schreiben aus allen Kreisen!

Tilit erhält die Zähne gesund und weisst, stärkt das Zahnfleisch!

Auf der Ausstellung für Gesundheits-pflege Wiesbaden 1903 erhielt **Tilit**, als hervorragendes Pflegemittel für Mund und Zähne, die höchste Auszeichnung: Ehrendiplom zum Ehrenkreuz und goldene Medaille.

Stop-Stop
Gesellschaftsspiel

Für Weihnachten!

Unbedingt das schönste und angenehme Festgeschenk!

Darf in keiner Familie fehlen!

Preisliste: 2, 3, 4, 5, 6 Mark.

Eignet sich für Jung und Alt!

Überall erhältlich: Wo nicht, weist sofort Bezugsquelle nach:

Carl Heinrich Krause,
Spielwarenfabrik, Leipzig.

Säuglinge gedeihen am besten mit Löfflunds chemisch reinem Milchzucker.

nach Prof. v. Soxhlet's Verfahren dargestellt. Nur echt in den Original-Packeten mit unserer Formel: zu M. 1.50 und 3.00 Pf.

In den Apotheken, Drogerien und Sanitätsgeschäften zu haben.

Ed. Löfflund & Co.
Grünbach-Stuttgart.

Ein packendes Gemälde des Kriegs von 1870/71

Im Gewande eines Romans ist **Emile Zola's** „Der Zusammenbruch.“ Reife illustriert (Gebunden M. 12.50. (Kattigart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Sollte jeder Deutsche lesen!

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird Arthrose empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gicht- und Steinbeschwerden, Diabetes (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen des Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affektionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse: **Kronenquelle Salzbrunn.**

8. S. in W. Mehr langsam und geräuschlos als rechts und gemäßigt (siehe genauer Schriftstudium mit seinen ungenannten, aber genau geformten Buchstaben). Bleibt den Komfort (Ganz im An-

*Nächst der Sonne ist
augenfälligste Himmels
Ihr hat er schon in*

bruch, Gaten in der Endung) und hat Sinn für Geschäftliches, aber keine vornehmen Manieren. Sie ist empfindungsfähig und gutberät, scheut aber persönliche Opfer (Zeichen von Gefühl und

Wärlichkeit, dabei eingerollte Endungen, siehe 6 in „Himmel“). Sie ist zum Nachgeben bereit und in ihrer Sinne Gemüthsreich (Stundungen am Fuß der Wimperlein), daneben immerhin auch praktisch und verständig (vorwiegend verbundene Schrift, maßvoll in jeder Hinsicht).

3. Margat in N. G. G. Ebenfalls kein besonders reifemäßiger, empfindlicher Charakter. Heißlieber, sehr nettlich im Empfinden, taftvoll, aber auch leicht fremdem Einfluß zugänglich. Umgänglich, mittelstark.

Maria J. in Salonik. Sie halten in Ihrer Art auf Sterilität und Heftigkeit, aber Ihr Geschmack ist fein durchgebildet. Sie sind ordentlich, pünktlich, gewissenhaft, genau, behreht, in allem terrett zu sein. Gewandtheit und Wehrigkeit fehlen, werden aber durch Fleiß und Ausdauer ersetzt. Sie sind intelligent und verständlich. Sentimentalität ist nicht Ihre Sache, und doch liegt unter tiefer Kühle mehr Empfindungsfähigkeit verborgen, als mancher vermutet. Sie sind sehr treu und ausdauernd in Ihren Gefühlen. Was fehlt, ist Anpassungsfähigkeit und eine gewisse Weisheit.

L. Meyer, Ragaz (Schweiz)

Beantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Nachdruck und dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Soennecken's Schreib-

waren Vorzüglichste Geschenke
Goldfüllfedern Nr 544: 12 Mk
Rundschrift z. Selbst-Unterr. m. Federn: 4 Mk
Briefordner für Haushalte Nr 753 A: 2 Mk
Schräge Schreibmappen Nr 75: 6 Mk

Bücherstützen für den Schreibisch Nr 344. 5 Mk
Tintenfässer Nr 291 (1 Glas) M 2.50, Nr 292 2GL M 3.50
Schreibischkalender Nr 266. Mk 3.50
Ideal-Bücherschränke beliebig vergrößerbar
Schreibische m. Centralveracht. Aktenschränke

Überall vorrätig, wo nicht, Lieferung direkt und versandt Deutschlands von 1 M an frei u. Produkte kottsefrei
BERLIN Tauhenstr. 16—18. • F. SOENNECKEN Schreibe- u. Schreibmapp-Fabrik BONN • LEIPZIG • WIEN IV Muhlgr. 20

Musikinstrumente
für Orchester, Schule u. Haus



Neu erschienene
Preisliste frei.

Jul. Wehr, Zimmermann, Leipzig.
Geschäftsh.: St. Petersburg, Moskau, London.

Gratis!

erhält jeder, der durch Selbstunterricht ohne Lehrer und ohne Vorkenntnisse fremde Sprachen leicht, wohlfeil und sicher erlernen will, die Unterricht nach der Methode **Foussaint-Langenscheidt**. Letztere ermöglicht in kurzer Zeit das geläufige Sprechen, Schreiben, Lesen und Verstehen fremder Sprachen und verhilft dadurch zu besserer Stellung mit höherem Einkommen. Tausende von Anerkennungen. Wir bitten um Angabe der gewünschten Sprache.

Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung
Berlin SW. II (Prof. G. Langenscheidt) Hallesche Str. 17

Illustr. Cataloge für 30 Pf.
in Briefmarken.
Ja
Laubsägemaschinen
für Hand- u. Fuhrbetrieb etc.

Key &
Widmayer
in München.

Lindenhof Heilanstalt für Nerven- u. Gemütskranke.
Entziehungskuren.
bei Dresden Bahnhofsstation Ooswig
Näheres durch Prospekt. Sanitätsrat Dr. Pierson.

December 1903.
Ronnefeldt's THEE
in künstlerisch ausgestatteten
Gratis-Weihnachtsdosen.
Bevorzugtes Festgeschenk. — Sendungen von M. 10.— an „France“.
Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.





Kinderbildnis

Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach



Ein Bild in den Garten der Villa Lenbach

Aus der Werkstatt Franz von Lenbachs

Von

Franz Volker

(Mit 12 Abbildungen)

Es war an einem heiteren Septembertage des vergangenen Jahres, als ich in dem Palais Franz von Lenbachs an der Luisenstraße in München den großem Meister in seinem Atelier nach seiner Erkrankung und Wiedergenesung begrüßen konnte. Vom nahen Starnberg munter und frisch zurückgekehrt, hatte er in Schaffensfreude sich wieder der Staffelei zugewandt, und weungleich sein Bart einen silberigen Ton angenommen, die Elastizität des Schrittes etwas nachgelassen hatte: aus den klaren Augen, aus den geistreichen, scharfen Bemerkungen sprach neugestärkte Lebenskraft. — Inmitten der Kunstschätze alter Meister, der kostbaren Gobelins und Malereien standen die Gemälde seiner Hand hier und dort. Das alles schien mir diesmal so neu, so eigenartig; dann Lenbach selbst in seiner hohen, stattlichen, fast ehrwürdigen Erscheinung, daß ich unwillkürlich an die Worte eines ungarischen Kritikers erinnert wurde, der Lenbach das nannte, was Goethe ist: ein europäisches Ereignis. Und in der Tat, der Meister ist ein Ereignis, nicht allein als Maler, sondern mehr noch als Psychologe, Kunstkenner, Geschmacks- und Empfindungs-mensch. Es gibt selten moderne Kunstschöpfungen, die den willigen, andächtigen Beschauer so dem Künstler nahe bringen, daß wir seine Welt mit dem ganzen Gefühl der Liebe erschauen, mitempfunden und wir dadurch teilhaftig dieser Welt werden, die uns mehr gibt, als wir selbst zu fordern vermögen. Vor Werken Lenbachs vollzieht sich dies Mysterium, und dann erscheint uns der Künstler als ein Maler und Psychologe, wie wir ihn bisher in der Kunstgeschichte kaum

zu verzeichnen hatten. Es ist ja schon so viel über Lenbach geschrieben worden, ja es existiert eine ganze Literatur über ihn, auf die ich den wißbegierigen



Der neue Saal in der Villa Lenbach

Leser hinweisen muß. Hier möchte ich nur einiges erzählen, wie der momentane Eindruck es mir ein gibt, diesmal eine wohlgeordnete Disposition direkt ignorierend. — Betrachtet man einmal genau all die verschiedenen Bildnisse und vermischt zuerst das Geheimnis des Technischen zu erforschen, so erkennt man bald, daß es sich bei Lenbach nicht um ein einziges Rezept handelt, nach dem er seine Werke schafft, vielmehr fällt es sogleich auf, daß er die verschiedensten Sprachen der Malerei, die mannigfaltigsten Kunstmittel sonderan beherrscht. Denn er wählt unter diesen Hunderten von Ausdrucksformen seinem Thema entsprechend mit nie fehlender Sicherheit. Keinem der modernen Künstler ist die ganze Technik auch ein solch untertäniges, dankbares Element wie ihm, weil er sie mit tiefem Ernste studiert und sich völlig zu eigen gemacht hat. Da stehen z. B. die Versuche, die er mit allem Farbenmaterial, namentlich der fast ölfreien Tempera, auf kleinen Tafeln machte und die eine Farbenpracht ansstrahlen, die ans Märchenhafte grenzt. Tiefes eindringliche Studium in das Wesen der Farbe, der Grundbedingungen der Malerei überhaupt, des rein Handwerklichen in der Kunst, das lange nicht genug von den



Franz von Lenbach

Papst Leo XIII.



Franz von Lenbach

Bildnis von Reinhold Wegas

Kunststudierenden aus dem praktischen und theoretischen Lager gewürdigt wird, brachte Lenbach zu jenem fabelhaften „Malen-Können“, und deshalb kann es auch nur ihm so gelingen, daß, hat er einmal von der Natur Besitz genommen, er sie festhält und das Gesehene auf die Leinwand bannt, eine zweite Natur, eine zweite Schöpfung schaffend mit positiver Sicherheit. So nahe das Abbild dem Urbild auch kommen mag, immer handelt es sich bei Lenbach um eine künstlerisch geadelte Natur. Dafür ist das herrliche Bildnis der Frau von Lubenz der beste Beweis. Die ganze Figur, die Gestalt gilt ihm sonst, namentlich beim Manne, weniger, die volle Aufmerksamkeit richtet sich auf den Kopf, ja ich vermute sogar, daß er auch in diesem nur ein paar sehr wichtige Organe als das Wesentlichste sieht. Wie dann seine nicht gerade physisch starken Augen, mit den beiden großen, kreisrunden Brillengläsern bewaffnet, in dem etwas vorgeneigten, senkten Kopfe, mit geistiger Schärfe und Tiefe sich in die Seele seines Objektes einfangen. Wie er dann Ton neben Farbenton fügt, sicher und großzügig, die Feinheiten steigert, bis sie sich gegenständig unterfüllen durch die wundervolle Harmonie zur hohen,



Bildnis der Frau von Tabeuf
Nach einem Gemälde von Franz von Lenbach

künstlerischen Wirkung. Sieht man einmal genau zu, so ist jeder Pinselstrich kräftig und zielbewußt an den bestimmten Fleck hingeleitet, hier scharf abgegrenzt, dort weich, unmerklich in den andern übergehend, oder untergeachtet in zartem, eben noch deckendem Lasurensmelz. — Während er mit dem Pinsel die Farbe von der Palette hebt, überlegt und berechnet er schon die Wirkung des von ihm zu erzielenden Effektes und steigert ihn mit jedem neuen Zug mehr, seines Zieles sicher. Und wie kennt er die Grenze seiner Begabung. Ueber diese und die seines Könnens ist er sich genau bewußt und überschreitet sie nicht oder nur höchst selten. Aber innerhalb der sich selbst gesteckten Grenzen kennt Lenbach jedes Fleckchen, jedes Nadelchen und regiert innerhalb dieser Grenze wie ein Fürst und Herrscher von Gottes Gnaden. Dann versteht er noch etwas, das so wenige Künstler können, nämlich die Frische, man kann auch meinetwegen sagen: das Skizzenhafte festzuhalten, er kann, was den meisten Malern am schwersten fällt, zur richtigen Zeit aufhören. Wie viele Kunstschaffende verderben sich oft die beste Arbeit, indem sie dann, wo sie ihr Werk vollendet sehen lassen sollten, weiterpinseln, vertreiben, ansägleichen. Man sehe nur darob das in Knappen längstbekannte Bildnis des Professors Vegas oder des Generals Wolseley an oder sein eignes Porträt inmitten seiner Familie,

welch letzteres gerade auch jene Eigenschaft besitzt, statt Bildnis ein Bild im weiteren Sinne zu sein, das dekorativ schmückend den Wohnraum zu zieren bestimmt ist wie das eines alten Meisters. Von den Alten hat ja Lenbach viel gelernt, ist aber immer ein sich selbst treuer Künstler geblieben. Wenn gleich er mit den Malerfürsten der Renaissance in mancher malerischen Ausdrucksweise verwandt ist, so unterscheidet ihn doch vieles von jenen, vor allem das, was bei ihm direkt modern ist, die Vertiefung der Seelentauerkunst, die mit ihm gleichzeitig auch in der Literatur am Ende des 19. Jahrhunderts immer mehr und mehr als Forderung auftrat. Von der objektiven und sachlichen, in aller Meisterschaft erglänzenden Technik und strahlenden Kunst eines Jau von End und Holbein bis zu den üppigen, fleischfrohen Bildnissen eines Rubens und den in wuchtigen, derben Pinselzügen hingestrichenen eines Frans Hals findet man die Psychologie der dargestellten Personen, kurz die Charaktere mehr oder weniger dem rein technisch künstlerischen, dem Malerischen untergeordnet. Alle die Künstler deuten mit Meisterschaft die geistige Höhe ihrer Menschen an und bringen unbewußt, instinktiv nur durch die genaue Kenntnis ihrer anzuwendenden Mittel Geistreiches hinein. Einen andern Weg geht aber Lenbach, selbst ein geistreicher Mensch, der das Innerste seiner Mitmenschen zu ergründen, bloßzulegen vermag, jede Eigenschaft, jeden Gedanken, der blizartig in seinem Gegenüber aufsteht, bis zu den letzten Quellen in den zuckenden Zügen des Antlitzes, im leuchtenden, brennenden Blick des Auges verfolgt und aus dem geheimnisvollen Halbdunkel an das Tageslicht herbeordrängt, so daß die Gestalt in ihrem ureigensten Wesen, jede rein menschliche Eigenschaft in all ihren Phasen erkennen läßt. Dazu kommt aber noch, daß Lenbach nicht nur den geistreichen Menschen mit allem technischen, malerischen Können allein malt, sondern mit ihm den ganzen feinen Inst, das unbeschreibliche Bufett, das der Geist unsrer modernen Zeit über Gestalten und Gestalt der Menschen verbreitet. Wie köstlich ist dies in dem herrlichen Pastell seiner geistvollen Gattin ansgeprägt, dann wieder in dem andern entzückenden Bildnis, das sie inmitten ihrer lieblichen Kinder zeigt. — Welch eine Welt des Abstandes von dieser traulichen Gruppe zu dem Papstporträt! Dieser Leo XIII. ist bis jetzt das letzte Papstbild, das der Meister geschaffen, und gehört mit zu den ernstesten und faszinierendsten zugleich. Hier hat Lenbach als Seher gemalt einen klugen, vornehmen Greis mit den lebendig sprühenden, funkelnden, tiefdunkeln Augen in dem bleichen Antlitz. Der Künstler kannte den verstorbenen Papst ja sehr gut, den er in den achtziger Jahren in Rom öfters im Vatikan sah und auch malte. Das damals entstandene Bildnis (jetzt in



Franz von Lenbach Bildnis des amerikanischen Generals Wolseley
Für die Weltausstellung in St. Louis bestimmt



Franz von Lenbach

Die Familie des Künstlers

der Königl. Pinakothek in München) erregte aber bei dem höchsten Kirchenfürsten keinen Beifall, vielmehr drückte er unverhohlen seine Meinung aus, indem er unter die Photographie nach diesem Gemälde schrieb: „Num quid haec est vera Leonis imago — Leo XIII. P. M.“ — Lenbach aber sagte, indem er etwas ironisch lächelte, zu mir: „Des Papstes Meinimg war nämlich, ein Papst müsse jung, stehend und segnend dargestellt sein.“ — Wie doch die Anschauungen über Kunst selbst in den höchstgebildeten Kreisen sich oft diametral gegenüberstehen. — Das, was der Kirchenfürst nicht sah, war ja das Beste, denn darin liegt das eigentliche Wesen der Kunst, daß ein Künstler aus den unzähligen Eigenschaften der Natur eine ganz bestimmte, nur seiner Natur entsprechende hervorhebt, sie mit seiner Empfindung durchdringt und sie, losgelöst von allen andern, verkörpert. Und wie löstlich spricht der Meister das auch in den Kinderbildnissen aus, in diesen reinen, unbefleckten Ausügen. Wie er da den unschuldsvollen, fragenden, großen Blick malt, dafür spricht am besten die kleine Menschenknospe mit dem Köschen zu ihren Füßen, die in ihrer Gesamterleuchtung ein Farbengedicht von prächtigster Wirkung genannt werden darf, wie sie auch die beste Reproduktion nicht

vollständig wiederzugeben vermag. Dazu gehören auch die Bildnisse seiner Töchter, hier beide vereinigt in den Familienbildern, dort allein die kleine Gabriele mit ihren fragenden, großen Augen. In der Fülle all dieses Schaffens, in der Vortrefflichkeit der Werke steht der Meister als eine überragende Gestalt da. Seine rein physische Arbeitsleistung, wenn man's so nennen darf, hat in unsrer modernen Zeit kaum etwas Ähnliches aufzuweisen, ja hier wird man beinahe an die alten Meister, an einen Titian, Rubens, Michelangelo erinnert, an diese Titanen, die in einem Tage mehr auf die Leinwand zauberten, als heute vielleicht ein gepriegerer Modemaler im emsigen Bemühen mit knapper Not in einem Monat fertig bringt. Und dann bant sich der Künstler einen Palast, der an und für sich ein Kunstwerk erlesenster Art ist; schafft ein Künstlerhaus nach seinem Geiste und schmückt es ganz nach seinen Intentionen. Auch zur Erzielung solcher künstlerischen Harmonien gehört ein fein empfindendes Auge, das in stände ist, einen Innenraum künstlerisch zu beherrschen, sowohl in allen Einzelheiten als in der Gesamtsimmung. Diese Augen, dies Gefühl besitzt Lenbach in höchstem Grade, man muß nur einmal einen Einblick in des Meisters Atelier und Haus getan haben, und man wird ihn

bewundern müssen. Solche Männe könnten in ihrer einheitlichen Wirkung vorbildlich sein. Für die moderne Wohnung kommen natürlich die jeweiligen Mittel und der vorhandene Raum in Betracht. Worauf es aber Lenbach ankam, als er solches schuf, war nichts andres als die Veredlung und harmonische Ausgestaltung mit den Mitteln der Farbe und der Form, die durch diese beiden Faktoren das Zimmer, den Innerraum überhaupt, in der Dekoration nicht als etwas andres erscheinen lassen will, als das, was er ist. Hier kam allerdings dem Meister seine genaue Kenntniss der Renaissance, der er sich als schmückendes Motiv bediente, günstig zu statten, aber es bleibt bewundernswert, wie der Künstler alles das, was nur zum Schmucke dient und dienen soll, dem großen Ganzen unterordnete, so daß es sich wie selbstverständlich einfügt. Ein jeder schmückende Gegenstand hat seine Bestimmung und gilt als Einzelnes für sich wenig, wenn er nicht in den Raum hineinpaßt. Eine große Wirkung geht durch sämtliche Classen seiner herrlichen Villa an der Luisenstrasse, zu denen der Meister in diesem Jahre einen neuen Saal durch Ausbau hinzufügte, von dessen gediegener, schimmernder Pracht, namentlich der in zartem Eisenbeintone gehaltenen Decke und der kostbaren Wandteppiche die Abbildung nur einen schwachen Begriff gibt. Der Schmuck, die Möbel, kurz jeder Gegenstand ist auch hier des Raumes wegen da und nicht umgekehrt, es steht jedes Ding an dem richtigen Platze. So banal dies klingt, so schwierig ist das

Prinzip in die Praxis umzusetzen, wir können es im Leben alle Tage in unsern nächsten Umgebungen erfahren. Und wie hier im eignen Hause, so suchte Lenbach auch das Künstlerhaus, diesen vielumtrittenen Bau, nach großen Gesichtspunkten zu schmücken, und es war sehr interessant, zu beobachten, wie der Meister sich seiner besten Sachen und Werke entäußerte, alles erdenkliche Schöne aus seinem Besitze hergab und, wenn es im Künstlerhause einen günstigeren Platz fand, dort verwendete. Ja, er verschonte selbst nicht die kostbaren Vasen, die einst seine Gattin als Hochzeitsgeschenk von Fremden des elterlichen Hauses erhielt, weil sie dort an einer Stelle prächtiger zur Wirkung kamen, und dann, damit auch der kunstfreundliche Gast eine Freude an dem Anblick haben sollte. Denn für Lenbach ist Kunst, und dies sollte sie für jeden Menschen sein, Allgemeingut. Wer ihn kennt, der weiß auch, wie gerne er nicht allein seine Kunst andern zugänglich macht, sondern sich herzlich freut, wenn Schöpfungen edelster Art auch von andern mitgenossen werden. Wenn es nur immer selbstlos kunstempfindende Menschen gäbe. Aber solche sind in unsrer Zeit ebenso wenige wie in früheren Tagen, und der Spruch, den ich einmal bei einem längst verstorbenen Sammler fand, dürfte auch hier entsprechen:

Was du hier siehst, ist dein und mein.
Die Kunst wird dich nie mich erfreuen.
Nimmst du was mit, ha! ich's gar gern.
Wenn's geistig, handlich bleib's dir fern. —

Die gleiche Freude der Mittheilbarkeit wollte Lenbach auch bei seiner neuen Villa in Starnberg bekunden, die auf dem hinter dem Schlosse sich erhebenden Mühlberg durch Gabriel von Seidl erbaut wird und zu der im September unter dem Aufzuge der Künstlervereinigung „Allotria“, deren 1. Vorsitzender Lenbach ist, als „Erster Münchener Männer-Künstler-Bau- und Sparverein“ der Grundstein gelegt wurde. Der hier geplante hohe Raum um Garten und Hans mißfiel dem Meister; denn die Vorübergehenden sollten auch etwas von dem Garten, den Bäumen und Blumen mitgenießen können. Trotz aller Einwände rein praktischer Natur für das Laubleben mußte nach Lenbachs Willen eine Umzäunung geschaffen werden, über die man wenigstens hinüberschauen könne. Seine Menschenliebe haben auch viele Kollegen erfahren, und alle, die ihn näher kennen, müssen ihn lieben trotz seines etwas härteßigen Aussehens. Den beiden reizenden Töchtern zumal ist er der beste, süßsamste Vater und den kindlichen Lämmern der Züngsten gegenüber schwach. Als vor einiger Zeit die Familie eine Fahrt mit dem Dampfer auf dem Starnbergersee unternahm, wollte die kleine Gabriele ihren Spielgenossen, einen unnteren Ziegenbock, unter allen Umständen mit aufs Schiff nehmen. Der Vater schlug natürlich diese Bitte nicht ab, jedoch widerlegte sich gegen die Mitnahme



Franz von Lenbach

Bildniß der Frau Professor von Keller



Frau von Lenbach mit Marion und Gabriele Lenbach
Nach einem Gemälde von Franz von Lenbach

eines solchen „Haustieres“, gemäß den Bestimmungen, das Schiffsbeamtenpersonal. Jedoch Meister Lenbach brachte es fertig, für seinen kleinen Liebbling den Ziegenbock als Begleiter auf ein „Hunde-billet“ einzuschmuggeln, der sich dafür aber auf dem Schiffe durchaus als Vork revanchierte.

Anerkennungen, Ehren und Auszeichnungen jeder Art sind dem Meister in reichstem Maße zuteil geworden. Könige und Fürsten, die höchsten kirchlichen Würdenträger, die Spitzen der Geistes- und Adelsaristokratie, die interessantesten und schönsten Frauen, sie alle hat Lenbachs Kunst verehrt. Verdient ist die Verehrung unbedingt, und wenn sie nur allein seiner ehrlichen, wahrhaftigen Kunst gilt, die, wenn auch mitunter rücksichtslos, alles das sagt und aufdeckt, was sie sagen muß. Wie er sich einen der Renaissance nachgeahmten Palast erbaute und sich selbst mit allen möglichen künstlerischen Zeugen jener großen Zeit umgab, so hat er eigentlich auch immer das Leben eines Renaissancekünstlers gelebt. Ein Meister der Geselligkeit, hat er es stets verstanden, jeder gesellschaftlichen Veranstaltung einen Stil zu geben, den man auferwärts vergebens suchte. Als Bismard von der Terrasse seines Hauses den Fadelzug der Münchener Bevölkerung entgegennahm, war das etwas Selbstverständliches. Die Freundschaft mit dem Bismardschen Hau-

gab überhaupt seinen Wirken eine Bedeutung, die über den Rahmen des Kunstschaffens weit hinausging. Lenbach hat sich immer, auch wenn er nicht malte, als Vertreter der Bismardschen Idee gefühlt. Ein Meister der Rede, dem ein schlagkräftiges Wort stets zu Gebote stand, hat er wiederholt seinen großen Freund gefeiert, und ihm vielleicht am allermeisten ist es zu danken, daß bis auf den heutigen Tag in der gebildeten Bevölkerung der bayerischen Hauptstadt eine so glänzende Bismardverehrung herrscht, die stark genug ist, alle partikularistischen Strömungen, mögen sie sich zeigen, wo sie wollen, zu überwinden. Seiner Energie ist es auch größtenteils zuzuschreiben, daß sich jetzt am Starnberger See Bismards Denkmal erhebt, das, wohl an Größe von anderen übertroffen, doch von keinem an seiner, uniger, künstlerischer Empfindung erreicht wird. Man muß schon heute das Kunstschaffen Lenbachs nicht nur vom Standpunkt der Kunstgeschichte betrachten, und darum darf man, wenn man von Lenbach spricht und ihn feiert, in ihm nicht bloß den großen, bedeutenden Künstler, den Erweiterer der Bildniskunst ins psychologische Gebiet, das vor ihm kein andres so durchforschte, sondern man muß auch in ihm den Mann, die ausgezeichnete Persönlichkeit bewundern mit ihrer umfassenden Kenntnis des ganzen, weiten, malerischen Gebietes, was vor uns liegt, und ihrer unvergleichbaren Arbeitskraft: eine prächtige, echt deutsche Erscheinung, ein Charakter von seltener Willensstärke, Größe und Taktgefühl. „Taktvoll — darauf kommt alles an,“ so ist Lenbachs eigenster Anspruch, „Kunst treiben, heißt Takt üben, Takt ist auch im Leben die Grundbedingung eines künstlerischen Verhältnisses der Menschen zueinander. Die Menschen, die Takt besitzen, sind die wahren Aristokraten der Menschheit, und da auch die Künfte vor allem Mochen und Verworrenen frei bleiben müssen, ist die aristokratische Eigenschaft des Tactes auch ihnen unentbehrlich.“



Franz von Lenbach

Gabriele Lenbach

Gedanken über Kunst

Die Kunst gehört keinem Lande an. Sie stammt vom Himmel. Michelangelo

Mit Grubeln kann kein Kunstwerk entstehen. Ein scharfes und gründliches Denken muß zwar seine Entschlung begleiten, das Talent jedoch muß angeboren sein, es kommt aus einem dunklen Naturschoß. Fr. Th. Schöler

Der gnädigste von allen Richtern ist der Kenner. Schöler

Wer es weit bringen will in der Materie, muß arbeiten, ob es ihm freut oder nicht. Morgens, mittags und abends, bis in die Nacht hinein; denn es ist kein Spiel, sondern harte Arbeit, die er zu treiben hat. Joshua Reynolds



Frau von Lenbach
Nach einem Pastell von Franz von Lenbach





Geinrich Heilig fec.

Das schlafende Heer

Roman

von

Clara Viebig

(Fortsetzung)

V

Wie der Inspektor auf Pryzborowo gefürchtet, so war es bald eingetroffen. Das Wetter war umgeschlagen. Regen hatte der Lokomotive den Atem ausgeblasen, tot stand sie unterm Schuppendach.

Landregen. Regen am Morgen, Regen am Mittag, Regen am Abend, Regen den ganzen Tag. Und Regen die ganze Nacht. Er trommelte nicht auf die Dächer im plötzlichen Guß, hart und heftig, nein, friedlich rauschte er, gleichmäßig sacht wie stilles Meer, das an Inseln wächst.

Alle Höfe spiegelnde Seen, die Ställe nur watend zu erreichen, selbst der Herrenhäuser Treppenstufen bis hoch hinauf bespült. Aus allen Dachrinnen gießende Bäche, schwimmenden Blumentellern gleich die Rundelle der Gärten; tiefgeneigt,

bekümmert von den Himmelsfluten, die Bäume des Parkes. Von Nässe dampfend die Hütten der Komornits, der Rauch der kleinen Schlöte niedergedrückt von der schweren Luft, der Acker weich zum Versinken. Zähschlammig, wie mooriges Land, Wege und Pfade, kein Vorwärtskommen für die Räder, kein fester Grund für den Fuß. Wasser-schleier über Stoppel- und Rübenfeldern, fast ertrunken die Rebhühner und jungen Häschen, die Schutz gesucht in den Furchen. Lastende, einschläfernde Regenmächtigkeit über Ansiedlung und Dorf, kein Ton auf den Feldern, kein Zuruf, kein Peitschenthall; nur die Glocke im Turm von Fociecha ruft noch.

Der Pryzborowoer stand am Fenster seines Studierzimmers und sah durchs Hofstor hinaus in die Wasserweite. Seine Ernte war drin, Gott

sei Dank! Was die Scheuern nicht zu fassen vermocht, stand draußen in den Schobern, geborgen unter strobernem Schuttdach. Und für die Hüben war der Regen sogar sehr erwünscht, jämmerlich schlapp hatten die gebangen; jezt standen sie aufgeredt, glänzend und frisch grün mit ihren erquickten Blättern. Zu den drei Regentagen sah man sie wachsen. Nur nicht zu lange durste der Regen anhalten, ja nicht zu lange! Ob der Gwiadliborczyce auch alles drin hatte? Muß der Niemczyce?

Ein behagliches Lächeln glitt über Keitners Gesicht. Der Niemczyce sollte noch etwas draußen haben in Mandeln — na, das konnte er wohl in den Schornstein schreiben! Nun zeigte es sich mal wieder, was bei dem früh Feierabendmachen herauskam und auch, was ein Landwirt, der auf dem Plage ist, zu leisten imstande ist. Freilich, der da oben — er sandte einen Blick hinauf zum grauen Himmel, der dicht und gleichfarbig wie ein Sack tief niederhing — mußte seinen Segen dazu geben!

Noch kein Schieben in den Wolken — Donnerwetter! Da mußte sich aber doch bald der Ostwind aufmachen und klären, sonst kriegten die Hüben zu viel Wasser. Und die Kartoffeln — sorgenvoll schaute er drein —, an die durfte man gar nicht denken, die saulten sicher! Ein Hundewetter, ein ganz miserables Hundewetter, zum Verzweifeln!

Mit finstern Blick ging er zur Stubentür und dann auch zur Haustür hinaus und stapfte, trotz des strömenden Regens, mitten durch hochaufspritzende Pfützen zum Hofstor. Unter der tiefenden Akazie hielt er Umschau. Trostlos, keine Besserung zu hoffen! Niemczyce ganz verhangen, nicht mal der Lysagora zu sehen! Auch gegen Gwiadliborczyce alles grau. Na, die würden sich auch schön langweilen! Es war vielleicht ganz angebracht, heut nachmittag dahin zu fahren — die Fische würden schon durchkommen. Was mochte der Vole neulich bei der Kommission erreicht haben? Ob sie schon einig waren? Freundnachbarlicher Besuch, das war noch das einzige bei dieser Sündflut!

„Wie bei der Sündflut,“ dachte auch die Garczynska. Sie stand am Fenster und sah hinaus, unflorten Auges. Was sollte sie machen? Das Rauschen des Regens hatte ihren leisen Schlaf gestört, früher als sonst war sie aufgewacht. Sie hatte gefürhrt, Klavier gespielt — o wie langweilig! Sie hatte sich von Stasia etwas erzählen lassen, im Missionsbuch der Redemptoristen-Patres gelesen, das Gorka ihr gebracht, auch im neuesten Sienkiewicz geblättert, den er ihr empfohlen — ach, auch „Quo vadis“ langweilte sie heut! Draußen eine Wasserwüste, öde, öde, öde! Sie gähnte. Ein Wind hatte sich plötzlich aufgemacht und schüttelte die schon lang

nicht mehr ausgeholzten Wipfel des Parkes, daß dürre Zweige prasselten.

Da, auch so schütteln und rütteln können — hei, der Wind hatte Gewalt! Sieh, jezt muß sich der schlanke Stamm beugen, der dort ganz allein steht und sich nicht lehnt an andre Bäume! Strach, hei — nieder mit ihm auf die Knie, auf die Knie!

Ein graufames und doch wollüstig-weiches Lächeln öffnete die Lippen der Frau. In der nerodösen Unruhe, die sie immer peinigte, wenn draußen stark der Wind ging, eilte sie von Fenster zu Fenster. Noch immer nichts zu sehen! Doch da — halt — was zeigte sich da auf dem Lysagora, der eben jezt seinen Kopf aus den Regenschleiern wickelte? Neben der einsamen Kiefer, die sie immer ragen sah, flatterte etwas in der bewegten Luft, nickte, wehte, winkte — wie ein Gruß, ein Gruß!

Ihr matter Blick belebte sich plötzlich, die Augen besaßen Glanz. So nah schien ihr heute der Verg gerückt — sie streckte die Hände aus — und dicht dahinter lag Niemczyce! Heute bei dem schlechten Wetter würde der Baron gewiß zu Hause sein, heute traf man auch ihn, nicht bloß die langweilige blonde Frau!

Jadwiga öffnete das Fenster, nicht achtend, daß der Regen die vielen Wellen ihres Haares verdarb, die Stasia gebrannt. Sie streugte die Augen an — was, was ließ denn nur der Baron da oben wehen? Ah — eine jähe Enttäuschung legte sich über ihre Züge — die Fahne war es, schwarz-weiß-rot!

„Hsiakrew!“ Jornig klorrte die Garczynska das Fenster zu. Daß ihr das nicht eingefallen! Heute war ja der Tag, jener Tag, an dem die Deutschen einst den französischen Kaiser gefangen. Und den feierte der deutsche Baron wieder — wie geschmacklos! — und gab der Nachbarschaft ein Aergernis!

Bestig riß sie am Klingelzug. Als Stasia kam, ließ sie sich ein schwarzes Kleid bringen, ein Trauerkleid mit Crepe — sie hatte es unlängst um ihre Mutter getragen — und legte es heute wieder an und hatte heute auch Tränen in den Augen.

Die Garczynska hatte recht gesehen, auf dem unakten Sandbündel des Lysagora wehte die deutsche Fahne.

Dolschal hatte sie aufrichten lassen, trotzdem es eine große Mühe gewesen, die Stange in dem vom Regen unterpülten, rutschenden Sand festzurammen. Er selbst war mit Arbeitern hinaufgegangen. Und als sie nun die Arbeit vollbracht — selbst der deutsche Stellmacher Krauz hatte im strömenden Regen geflucht —, war er allein noch oben geblieben.

Schlapp hing der Wimpel an der Stange nieder, schwer von Nässe; aber nun kam hilfsreich

ein Wind, hob mit starkem Atem das Tuch in die Höhe und blähte es lustig. Die deutsche Fahne flagte vom Hügel weit ins flache Land.

Danns-Martin hatte den Arm um die Stange geschlungen. Ihm war, als müßte er, wie einst als Knabe, fröhlich die Mütze vom Kopf reißen und sie mit „Hurra“ schwenken. Siehe, es hatte genug gerechnet!

Auseinanderweichend zeigte plötzlich das Wolkengefüge, das so undurchdringlich geschienen, einen feim-blauen Streif. Es war doch kein Landregen gewesen, nur der Nachregen eines Gewitters, das irgendwo fern niedergegangen. Schon hoben sich die schweren Nebel von den Aekern, zerrissen vom jähberuhenden Ost. Es war kühl geworden, fast kalt, aber wie lange noch, und die Sonne würde auch wieder kommen und wärmen. Wind und Sonne, die trocken rasch.

Der Niemczyer drehte den Kopf nach der Richtung, wo er seine letzten Mandeln liegen wußte. Morgen würden die umgestellt, heute nicht, heute war Freitag, Ruhetag wie ein Sonntag! Nun, die paar Mandeln würden ja auch noch trocken hereinkommen!

In einem Gefühl großer Sicherheit sah er zu dem sich immer mehr und mehr lichtenden Himmel auf, hinaus ins weite Land, in die Riesenebene bis gen Rußland, und dann zurück auf sein Deutschland. Schöner lag kein andres Herrenhaus und auch stolzer keins auf vorgeschobenem Posten! Es war eine Verantwortung, die damit der Vater, der jetzt längst am See unterm Stein schlief, auf seine Seele gelegt; aber auch eine Genußtaugung. Damals freilich, als der Tod des Vaters ihn jäh vom Regiment abgerufen, hatte er nur die Verantwortung gefühlt — achtundzwanzig Jahre, so jung noch, und ein so großes Gut und so ernste Zeiten! Aber jetzt? Zwölf Jahre seitdem schon allein gewirtschaftet und jeden Fußbreit Erde lieben gelernt, noch anders lieben, als der Knabe den Boden geliebt, auf dem er gespielt. Hatte er doch darum gekämpft in Sonnenschein und Regen, in hellen und dunkeln Tagen, in guten und schlechten Ernten, gekämpft auch darum gegen Böswilligkeit und Unverstand. Ja, die Zeiten waren noch dieselben geblieben, immer noch ernst, dem Anschein nach jetzt fast wirrer noch, aber — Gott sei Dank, es waren Männer aufgestanden, die die Fahne des Deutschtums hochhielten, unentwegt!

In einem jäh aufwallenden Gefühl schossen ihm Tränen in die Augen, aber er wischte sie hastig weg. Psui, ein Mann auf der Höhe des Lebens und noch weinerlich wie das Jungchen, das Relasia einst an der Windel gegängelt?! Mochte man ihn lieber für kalt halten und für hochmütig dazu — er wußte es, Paul Westner hatte es ihm lachend erzählt —, lieber dafür gelten, als es aller Welt zeigen, wie empfindlich man ist, schier überempfindlich, zum Darunter-

leiden. Selbst Helene durfte nicht alles merken — war es Rücksicht, war es eine gewisse Scham? Ach, nicht an alles rühren, — es war ihm peinlich, wenn sie auch seine Frau war, und eine Frau, wie es seiner zweite mehr auf Erden gab!

Mit einer tief innerlichen Begeisterung dachte er ihrer. Das hätte er selber nicht gedacht, als er sich damals auf dem letzten Hofball, den er mitmachte, in das schüchterne, blonde Landfräulein mit der herben Jugendprödigkeit verliebte, daß er so glücklich werden würde. Die herbe Jugend war mütterliche Weichheit geworden, die mädchenhafte Schüchternheit vornehme Zurückhaltung.

„Meine Frau! Meine Kinder!“ Er sagte es innig vor sich hin. Die Fahnenstange loslassend, fügten sich seine Hände ineinander. Wäre es nicht recht und billig, heute nachmittag, wenn alle Männer und Weiber, Knechte und Mägde, und hintennach noch die Kinder, wenn alle kamen im höchsten Puh, die Erntekrone zu bringen, und er dann von der Freitreppe ihnen entgegentrat, auf die zu deuten, die neben ihm stand? Hinzurufen über all die lauschend gereckten Köpfe:

Wem ein tugendhaft Weib besizet ist, die ist viel ebler denn die tollkühnsten Vexien!

Und wenn sie dann gafften mit verdunkelten Blicken, die Mäuler offen, dann mußte er weiter sagen von der Frau, die ihrem Manne Liebesgut und kein Leides ihr Leben lang, die mit Woll und Flachs umgeht und gern arbeitet mit ihren Händen, die vor Tag aufsteht und Speise gibt ihrem Hause und Eisen ihren Dürnen, die an den Acker denkt und gürtet ihre Lenden mit Kraft, die ihre Hände ausbreitet den Armen und reicht ihre Hand dem Dürftigen — die ihren Mund aufstut zu holdseliger Lehre, daß ihre Söhne aufstehen und preisen sie selig!

Er lächelte: und die Krone reichen würde er ihr, die — ach nein, das blieb doch besser ungesagt, sie würden ihn ja gar nicht verstehen! Aber von andern würde er zu ihnen reden, was ihm gleich teuer am Herzen lag. Nicht umsonst hatte er den letzten Angustsonntag, den hergebrachten Tag des Erntefestes, verstreichen lassen und den heutigen gewählt — Sedan! Wann konnten Deutsche freudiger singen: Nun danket alle Gott!?

Weiter summend stieg der Niemczyer vom Hügel herab.

Es wurde ein Sonntag, als hätte der Morgen nicht noch mit nassen Füßen im Schmutz gestanden. Als am frühen Nachmittag die Niemczyer in den Hof einzogen, der älteste Vogt auf hoher Stange die bändergeschmückte Erntekrone tragend, voran, tanzten Sonnenkringel über die in aller Eile aufgeschlagenen Bänke und Tische. Hier auf dem Hof sollten sie feiern, nicht im Krug, so wollte es der Herr.

Er selber stand mit der Frau auf der Freitreppe. Helene lächelte glücklich. An ihr Kleid

drängten sich die Knaben, alle stramm in blauen Matrosenanzügen, nur der kleinste trug noch sein weißes Mädchenröschchen — fünf Knaben — und doch sprach die Rozalia, des Vormähers Kurek hübsche Tochter:

„Wir wünschen der Pani 'nen goldnen Tisch,
An allen vier Ecken gebatnen Fisch.
Wir wünschen der Pani 'ne goldene Kron'
Und übers Jahr einen jungen Herrn Sohn!“

Die hübsche Rozalia in der weißen Tüllschürze, viele Bernstein- und Korallenperlen um den Hals, unzählig flatternde Bänder über den Rücken, stammelte, blutrot im Gesicht, mit ungeleuker Zunge die mühsam erlernten Verse; harrt klang das Deutsch in ihrem Mund, und die A's rollten. Aber Helene erklang, der schon oft gehörte Reim hefte lüchlicher denn je, und das schneeweiße Duhn mit den rosenroten Bändern um die Flügel und dem Goldschäum auf dem Köpfcchen, das ihr das Mädchen mit Kniffen bot, hatte sie nie so hübsch gedeutet.

Zubelud empfangen die Knaben ihre geschnittenen Täuschchen, der älteste aber, der zukünftige Herr, hielt stolz seinen buntschillernden Godel.

Der erste Vogt hatte vor dem gnädigen Herrn das Knie gebeugt:

„Nach den schweren Erntetagen
Hab' die Ehr, ein Wünschchen ich zu sagen —“

Der Mann schwihte; erklang nur irgendwo ein Ränsporn oder Fußscharen, so kam er aus dem Konzept. Die schon oft gelernten Reime machten ihm jedes Jahr wieder neue, unüberwindliche Schwierigkeiten.

„Wir wünschen dem Herrn für sein fernor Leben
Viel Glück und reichen Erntesegen!
Nehm' er die Krone als Unterpfand
Aus einer braunen Schnitterhand!“

Nun war er glücklich zu Ende. Freundlich ernst schauten die Herrschaften drein. Helenes Blide suchten die ihres Mannes; eine tiefe Befriedigung kam über sie beide, und ihre Herzen waren voll Dank. Wieder ein Ernteseit, golden der Tag, golden die Aehren der Erntekrone.

Die war schier ein Wunderwerk. Die alte Nepomufena, des Dudel Frau, war eine Meisterin in der Kunst. Kein Gut in der Runde, dem sie nicht die Erntekrone schloht, schon wenn das Korn noch Saat war, erhielt sie die Bestellungen, und dies Jahr hatte sie sich selbst übertroffen.

Drei Reihen von tieffarbenen Weizenähren übereinander, durch Stäbe in hellerem Roggen- und Gerstengel verbunden, umzittert von den vergoldeten Samentapseln des Flachses und den schlanken Tropfen des Hafers, bildeten die Krone. Diesmal war ihr die Krone der Kronen geglückt; die Form der Tiara. Selbst das Kreuzchen fehlte nicht darauf, von roten Beeren gereiht. Stolz streckte der Vogt sie dem Herrn entgegen.

Eine plötzliche Verstimmung legte sich über des Gutsherrn Gesicht; unter zusammengezogenen Brauen sah er auf die Krone.

Fragend, um Ausrufe der Bewunderung betrogen, starrten ihn seine Leute an: warum gefiel sie dem gnädigen Herrn nicht, war sie nicht schön, trug wohl der heilige Vater eine schönere auf seinem heiligen Haupte? Da gab Dolechal sie rasch seinem Aeltesten, daß er sie hineintrage. Und wie sie ihm aus den Augen war, war auch die Verstimmung fort. Gewiß, die Krone war schön, sehr schön, flatterten doch auch lustige bunte Bänder von ihrem untersten Rand; sie sollte auch wieder an Stelle der vorjährigen überm Eingang zu seinem Zimmer prangen — ja, die Leute hatten es sehr gut gemeint!

Und er dankte ihnen. Seine Stimme schallte von der Freitreppe hinunter über den Hof und klang deutlich bis hinüber zu den Wirtschaftsgebäuden. Mochten es alle hören! Die Türen der Ställe standen geöffnet, das Muehen des Rindviehs hörte auf, beim schläfrigen Wiederkäuen gestört von der lauten Stimme.

„Leute! Ich danke euch. Wie schon manches Jahr, so auch in diesem. Gott hat mir eine gute Ernte gegeben. Der Winterroggen lobt gut. Auch die Sommerung ist gut; wir haben schwereren Weizen geerntet als andre Jahre. Die Einsaat ist famos aufgegangen. Die Mühenausichten sind vielversprechend. Das verdanke ich, nächst Gott, eurem Fleiß! Ihr habt euch für mich bemüht in Sonne und Regen. Und ich —“ er hielt an, mit einem glänzenden Blick sah er sich ringsum, — „ich habe mich auch für euch bemüht, euer Wohl habe ich mir allezeit angelegen sein lassen.“

„Die patriarchalischen Zeiten sind vorbei, hört man sagen. Das ist in vielem auch gut — ihr seid freie Leute geworden. Ihr braucht nicht mehr zu scharwerken wie früher. Ihr bekommt nicht nur Naturallohn, ihr bekommt auch festgesetztes Geld. Ihr habt eure große Stube und Kammer, euren Stall, Bodenraum und Keller. Ihr könnt euch im Gartenland Gemüse bauen und Kartoffeln in eurem Stück Acker. Auch eine Kuh noch neben dem Schwein zu halten, ist euch gestattet. Ihr braucht nicht mehr dem Herrn mit Zittern zu dienen — nur noch Vertrauen verlange ich von euch und gebe euch das meine dafür wieder. Und wem verdankt ihr das alles?“

Er hielt wieder an und ließ seinen Blick suchend von Mann zu Mann gehen.

Mit gesenkten Köpfen standen die Leute und hörten zu, stumpf-ergeben wie in der Kirche. Kein aufstrahlendes Gegenblick des Verständnisses.

Aber das verwunderte ihn nicht, so war es ihre Art; er wollte sie schon aufsträuben. Und mit stärker erhobener Stimme fuhr er fort:

„Wem ihr das verdankt?! Euren Wohlstand, euer Behagen, menschenwürdige Wohnung, Schule für eure Kinder, daß sie lesen und schreiben lernen und ihr Fortkommen finden auf der Welt?! Nun, ich will es euch sagen, dem —“ das Herz schlug ihm, es verzehrte ihm fast den Atem, als er's ansprach, laut und fest und doch wie mit einer stillen Andächtigkeit:

„Dem Deutschtum! Daß ihr's nun wißt und behaltet. Ich sage es euch mit Absicht heute an dem Tage, der unser Vaterland vor nun mehr als fünfundsiebzig Jahren groß gemacht hat und den Erbfeind in unsre Hand gegeben — ich meine den Franzosenkaiser. Denn es gibt noch — gibt noch einen andern —“

Er stockte. Ein Blick Helenens hatte ihn getroffen, überrascht, fast erschrocken, warnend zugleich. Sie fürchtete wohl etwas Unbefonnenes? Nun ja, es mochte besser sein, sich nicht hinreißend zu lassen! So verschluckte er den Rest des Satzes. Sich räuspierend, sprach er, aber mit einer gewissen Strenge und die Stirn zusammenziehend:

„Ich will euch noch sagen, daß ihr immer ans Deutschtum denken sollt, ans Deutschtum denken müßt. Ihr sollt es aber nicht nur sein, ihr sollt es auch bleiben. Die meisten von euch tragen polnische Namen, ich weiß es wohl, aber was tut das? Im Herzen seid ihr deutsch!“

„Auf dem Lysagora weht die Fahne, schwarzweiß-rot — Niemczyca ist Deutschtum geworden! Unser allergnädigster Herr und König, dem eure Söhne mit derselben Begeisterung dienen werden, wie ich die Ehre hatte, ihm zu dienen, und meine Söhne ihm dienen werden — der Deutsche Kaiser, unser Kaiser: Hurra!“

Jauchzend riefen's die Knaben dem Vater nach: „Hurra, hurra, hurra!“

Auch die Leute stimmten mit ein, wie die Herde dem Leittrier folgend, aber ihr Hurra hatte kein Mark, matt fiel es zu Boden.

Doleschal merkte es nicht, er hörte seine Söhne hell um sich. Sein Blick war wieder freudig geworden. Mit kräftiger Stimme intonierte er den Choral, der auf Deutschlan gesungen worden war, am gleichen Fest in gleicher Weise, solange er zurückdenken konnte:

„Nun danket alle Gott,
Mit Herzen, Mund und Händen!“

Helenens hoher Sopran fing hell an zu schweben, die Knaben strebten der Mutter nach, aber der Gesang der Leute fiel auseinander. Ein paar rauhe Bässe versuchten mitzuhalten — die Melodie war ihnen zwar geläufig, doch der Text nicht — sie fielen polnisch ein; die Weiber, deren einige anfänglich nachgesezt, schwiegen bald gänzlich. Ein unharmonisches Durcheinander, vor dem das Vieh keine Scheu mehr trug und laut drein brüllte, stieg zum Himmel auf.

Aber unbeirrt, ans allen Kräften, ans ganzer

Seele sang Hanns-Martin von Doleschal mit den Seinen — alle Verse.

Nud dann, die Hand seiner Frau fassend, rief er froh erregt: „Weht nun und feiert! Trinkt, eßt, tanzt! Man wird euch Kaffee und Kuchen, Semmeln und Würste und Bier geben, so viel ihr mögt. Aber ich bitte, freut euch mit Maßen! Wir wollen uns alle freuen. — So!“ Die Wögte zu sich heran winkend, übergab er ihnen das Gelbeschiff zur Verteilung.

Der Sprecher zog tief den Hut und winkte den andern zu: „Unser gnädiger Pan, und die gnädige Pani, und die jungen gnädigen Herren, — daß sie leben hoch!“

„Hoch, hoch, hoch!“

Dieser Ruf hatte mehr Kraft, er schmetterte laut, daß das Vieh zye Polsta — „Es lebe Polen!“, das plötzlich verstohlen von der hintersten Reihe her erklang, nicht das Ohr des Herrn erreichte. —

Ueber den Hof flatterten die bunten Bänder. Die Ciotka, die Witwe von Sieratowski, dem Dorfmusikanten, die dessen Erbschaft, die Waßgeige, angetreten, saß auf der umgestülpten Tonne, das Ungetüm zwischen den Knien und strich wacker drauf los.

Ignaz Ruda, der Lehrer von Pocielcha, krazte die erste Violine; Krzymowisty, das Schiefmaul, blies das Horn, und Kurek, das Gähnen, der Mann ohne Nase, ein kleiner, halb närrischer, krähend-lachender Alter, spielte den Dudelsack.

Himmliche Musik! Aller Augen funkelten. Sie spielten den Krakowial — was war schöner als der?!

„Wlodarz, laßt Eure Alte sitzen, versucht's mit 'ner Jungen, da geht's besser!“

„Gryfary, tritt du mit der Magdusia an! Entas, nimm die Malgosia! Oe, he, angetreten, stellt euch auf! Dalej, dalej!“

„Komm, Krazutich, tanz mit mir,“ rief die Jofia, die Tochter des Dwornik vom Borwert, ihrem Liebsten, dem Stellmacher Krauz, zu; sie hatte ihn längst den Krakowial tanzen gelehrt.

Die Fornals faßten die Melodie um, der Schmied nahm die Gänsemagd, der Schafmeister die Gesindesöchin, Schnitter und Schnitterinnen paarten sich; der Gärtner suchte sich was Feineres ans, die hübsche Rosalia, die den Keim geprochen, kam ihm gerade recht. Jeder Tänzer schlägt den langschößigen Rock über den Arm und packt seine Tänzerin mit beiden Händen fest um die Taille — dicht Brust an Brust.

Jozej Gryfary hebt an:

„Eine Krakauerin hatte ein Söhnchen aus Holz —“

Rechts um, links um, immer in der Runde herum, in den Knien gewippt, fest zugetrampelt, daß der Boden dröhnt. Die Paare sind wie miteinander verwachsen. Rascher wird der lang-

sam begonnene Tanz, enger noch die Umschlingung, stärker das Kniendippen, röter die Köpfe, feuriger der eintönige Rhythmus. Die Zuschauenden brüllten den Refrain und klatschten in die Hände. Es trampelt und stampft, es dudelt und leucht. Rascher, rascher!

Der Ciotta war die Mühe ins Genick gerutscht, unbedeckt hingen ihr die granen Strähnen bis auf die verdächtig erglühende Nase. Ruda, der Lehrer, war totenblaß geworden, auf den Nackt Knochen brannten ihm heftige Flecken, aber es lohnte sich die Anstrengung schon — wann hätte er je so viel verdient?! Krzymowisty schlenkerte sein Horn hastig aus, allen Speichel aus dem Schiefmaul hatte er da hinein getutet; der Mann ohne Nase blies die Backen auf, daß man die Nase nicht gesehen, auch wenn er noch eine gehabt hätte.

Am Himmel blinkte der Abendstern — Krakowial, Geld in der Tasche! — jetzt fehlte nur noch Schnaps. Aber — o weh! — nur Bier in den Krügen! Wie sie auch goßten, kein Schnaps floß heraus. Und auch keiner zu kriegen.

Es machten sich ihrer ein paar Verwegene auf und stolperten nach der Küche im Seitenbau. Da hantierte die Mamsell, und auf dem Tisch stand die Satte mit dicker Milch für die Herrschaft, Zucker und Zimt und geriebenes Brot. Aber das reizte sie heute nicht — auch nicht der Schinken und die Bratartoffeln in der Pfanne — sie hatten heut selber gut gegessen, nur trinken wollten sie, trinken!

Doch trauten sie sich nicht recht; die Mamsell mußte erst dreimal fragen, was ihr Begehrt. Sie grinsten verlegen und stießen sich an, traten von einem Bein aufs andre und wichen doch nicht. Endlich stotterte es der eine heraus: „Wudki!“

„Nichts da Wudki! Keinen Schnaps, der gnädige Herr hat's verboten!“

Und als sie nicht gingen, hob die Entschlossene drohend die Schöpfkelle: „Pascholl!“

Gehorjam machten sie sich fort, die Köpfe bückend; aber draußen murrten sie. Was, keinen Schnaps?! Nirgendwo ein Erntefest ohne den! Es war auch dem Nüchternsten gegen den Spaß. Wenn denn der Pan durchaus keinen Schnaps gab zur Arbeitszeit, wollte man sich am Ende, wenn auch schwer, drein schicken, aber heut, heut, an dem Tag, wo man nicht Knecht war, wo man feierte, frei wie ein Herr, heute wollte man Schnaps haben.

Bier mochte man gar nicht mehr. Wenn man Krakowial getanzt hat, gehört sich ein Schnaps, sonst verfühlt man das Blut.

„He, Zantchen, was meint Ihr zu einem Schnapschen? Streicht auf! Ignaz Ruda, gebt nur den Takt an zum Trinklied! He, aufgepaßt:

Ruda trinkt dem Jakob zu.
Jakob trinkt dem Michal zu —

Im Krug von Pocielha gibt's Schnaps genug bei Eljakim Giewih! Brüder, auf, laßt uns hingehen und einen trinken! Mein Seelchen, Täubchen, komme du auch mit uns! Aber sacht — sacht — ganz sacht!“ —

„Ich weiß gar nicht,“ sagte Helene, die am offenen Fenster lehnte und auf den dunkelnden Park hinaus sah, dem die Nebel des Sees weiße Schleier überzogen, „die Leute sind diesmal lange nicht so vergnügt!“

„Das kommt dir nur so vor!“ Hanns-Martin trat zu ihr und legte den Arm um ihre Schultern. Sie waren beide fast gleich groß; hochgewachsen standen Mann und Frau in der Dämmerung und schauten hinüber zum Mysagora, auf dessen hochstämmiger Kiefer eben noch ein letzter Tagesstrahl rot gelehrt, aber jetzt jäh erloschen. Von den Farben der Fahne, die den ganzen Tag lustig gewinkt, war auch nichts mehr zu sehen, die Dunkelheit, die herblich herangekrochen, hatte alles verschluckt.

„Ein dunkler Abend heut,“ sagte er, „'s kann leicht sein, daß es morgen wieder trüb ist. Aber der heutige Tag war wie ausgesucht. Wie mich das freut!“

„Nein, ich höre doch gar kein fröhliches Lachen,“ sagte sie und hielt den Kopf laufend vorgeneigt.

„Du kannst es nicht bis hierher hören. Geh an ein Fenster, das nach dem Hof hinaus sieht, da wirst du schon was zu hören kriegen. Vor einer Stunde etwa war ich draußen, die Tanzerei und die Fröhlichkeit waren in vollem Gange.“

„Nein, nein,“ — sie blieb hartnäckig dabei — „andre Male hab' ich den Jubel gehört; fast bis zur Qual. Aber es war mir doch lieber. Weißt du, Hanns, die Leute sind wie die Kinder, wenn die so still sind, ist's immer nicht recht gehener.“

Er lachte laut auf. „Da merkt man die Mutter von Fünfen! Nein, nein, du kannst dich beruhigen, die sind kreuzfidel, harmlos vergnügt. Und seit ich dem Schnapsstrinken Einhalt getan, auch viel gestiteter.“

„Warum wolltest du heut eigentlich von dem — dem — nun, von dem andern Erbfeind anfangen?“ sagte sie ganz unvermittelt. „Ich weiß wohl, was du damit sagen wolltest, aber ich meine —“

„Hab' ich nicht gut gesprochen?“ fragte er rasch.

„Doch — das wohl — aber —“

„Du bist nicht zufrieden mit mir, Helene?“ Es klang leicht verlegt. „Das Herz floß mir über. Wenn man wie wir auf so vorgehobenem Posten lebt — eigentlich exponiert — ohne rechten — nun, wie soll ich sagen? — ja, ohne so rechten Rückhalt, dann klammert man sich um so fester an sein Deutschtum an. Es wird einem A und O. Man steift sich darauf. Verstehst du das?“

„O ja.“ Ihr sehr regelmäßiges und dadurch Fremden oft ausdruckslos erscheinendes Gesicht wurde klug. „Ich verstehe es. Aber man müßte nie vergessen, auch den Gefühlen andrer —“

„Bestimm mich nicht!“ Er unterbrach sie mit einer gewissen Gereiztheit. „Es tut mir leid, daß dir nicht gefallen hat, was ich sagte, aber ich mußte so sprechen, ja, ich war in heutiger Zeit geradezu verpflichtet dazu. Wären nicht die Kwatrasse in unsrer Provinz jetzt so zugespitzt, und spitzten sie sich nicht noch immer mehr zu, hätte ich gewiß was andres gesprochen. Dann hätte ich — er sah sie mit einer ausleuchtenden Freundlichkeit an — „von dir geredet! Ja, ihr Leute, wem ein tugendhaftes Weib bescheret ist, die ist viel edler denn köstlichste Perlen!“

Er zog ihren Kopf an seine Brust und strich ihr zart über das blonde Haar.

„Und dann hätte ich auch von ihren Frauen gesprochen, daß sie die in Ehren halten sollen, — hebt nicht die Hand gegen sie, sie sind die Mütter eurer Kinder! Und den Weibern hätte ich auch ins Gewissen geredet, daß sie nicht herumschlumpfen sollen, wie sie es so gerne tun!“

„D, hättest du's gesagt!“ Das brach laut aus ihr heraus. Den Kopf aufrichtend, warf sie beide Arme um seinen Hals. „Warum nicht das?! Dann — ja, dann hätten sie dich verstanden! Mein guter Mann!“ Sie sagte es mit großer Innigkeit, fast wie mit zärtlicher Besorgnis; er fühlte, wie fest sie ihn umschlang.

Er küßte sie. Mund ruhte auf Mund in einer glücklichen Versunkenheit.

Da schreckten sie auf: horch, was für ein Schrei?! Kein Schreidensruf war es, vielmehr ein Aufjohlen des Jubels. Vom Lysagora her kam's.

Aber wie sie auch lauschten und sich spähend zum Fenster hinaus neigten, der Schrei erklang nicht zum zweitenmal. Ueberm See lastete schweigend der dunkle Herbstabend, der Verg dräben war nicht mehr zu erkennen.

Sie wandten sich ins Zimmer zurück.

Als der Diener jetzt die Lampe herein brachte und die Mamsell erschien, die Herrschaften zum Abendbrot zu bitten, sagte Dolefschal: „Friert dich, Helene, du bist so blaß?!“

„Ja!“ Sie schauerte leicht zusammen. „Und ich habe mich erschrocken.“

„O! Hier nimm dieses Tuch um! Es hing eines über ihrem Stuhl am Nähtisch, er legte es ihr sorglich um die Schultern. „Geh schon ins Esszimmer — ja, wir müssen im Kamin zum Abend heizen, es wird Herbst — ich will nur eben noch einmal nach den Leuten sehen, ehe wir uns zu Tische setzen. Zwei Minuten, entschuldige!“

„Die wird der gnädige Herr nicht mehr finden,“ sagte die Mamsell. „Nicht wahr, Karl?“

Der altgeschulte Diener verzog keine Miene.

„Zu Befehl, gnädiger Herr, fort sind sie, ganz heimlich. Nur ein paar kleine Kinder haben sie dagelassen und die Ciotta. Die liegt unter ihrer Tonne.“

„Was, fort?! Und ganz heimlich?!“

Helene sah, wie ihr Mann die Farbe wechselte. Er wurde glühend rot und dann ganz fahl. Aber er verlor kein Wort mehr darüber. Er sagte nur noch: „Sorgen Sie, daß die Ciotta ins Stroh kommt, in den Stall oder sonst unter Dach. 's ist nicht mehr die Jahreszeit, draußen zu liegen.“

„Ist schon besorgt, gnädiger Herr!“ Die alte Mamsell lachte. „Sternhagelvoll, mit Erlaubnis zu sagen. Na, so was kann vorkommen!“ —

Helene machte in der Nacht einmal auf — was, was war, seufzte hier jemand? Wer — wo? Was war's, daß sie geweckt?! Verschlafen, noch mit geschlossenen Lidern, tastete sie nach ihrem Manne. Nein, der lag ganz still, der schlief ja! Beruhigt horchte sie ein paar Minuten auf seine Atemzüge — sonst alles still —, dann schlief sie weiter.

Aber sie träumte: aus der Ferne, vom Lysagora her, kamen Stimmen, Gesang, den Karl entlang, am Garten vorbei — ah, hin zu den Leutehäusern. Es war Sommer, ein schöner Tag — sie lächelte — froh zogen die Schmitter heim, die Senie über der Schulter, aber jetzt —

In jähem Schreck fuhr sie empor: o, es graute ja schon der Morgen! Die schweren Lider aufreißend, war sie plötzlich ganz wach.

Von jenseit der Parkmauer trunkenes Gröhlen. Und dann, wüß geschrien, und doch pathetisch, ein Lied, jenes Lied! Das verbotene polnische Revolutionslied:

Mit dem Rauch von Feuerbränden,
Mit des Bruderblutes Tanten
Steigt, o Herr, zu deinem Thron
Unser Rächerstimme Ton!

VI

Die Fahne auf dem Buckel des Lysagora hatte Dolefschal umgestürzt gefunden am Morgen nach seinem Erntefest, die Stange zerbrochen und zertrümmert, in Klümpchen zerstückelt, die deutschen Farben zerfetzt. An den unteren Ästen der Riese waren noch ein paar Lappchen hängen geblieben, er nahm sie da herab; alles übrige hatte der Wind verweht, erkaufte im See.

Zu niemand hatte er darüber gesprochen — Gott sei Dank, daß Helene nicht gefragt! Er hatte auch nicht nach den Schuldigen geforscht. Wozu? Sollte er sie schlagen? Es zur Anzeige bringen? Das hätte doch an der Tatsache nichts geändert, und — nur nicht darüber reden müssen! Wie in einer Scham war ihm der Mund verschlossen. Jenen Schrei, den einzigen, aber lauten

Schrei des aufjohlenden Triumphs am dunkeln Abend vom Usjagora hörte er immer noch; der hatte ihn nervös gemacht. —

Nun waren auch die letzten Mandeln längst eingebracht. Schwarz hing das Kartoffelkraut, und sein starker Geruch zog wie Verwesungsdunst über die Felder.

Der Pryborowoer war schon dabei, seine Rüben herauszunehmen. In Swiadliborczyce waren sie noch nicht so weit; in Niemczyce erst recht nicht, da stand die Rübenernte noch am längsten aus, denn der Boden war nasser, kälter wie bei den andern.

Aber überall knallten Schüsse. Die Hasen, die sonst so froh im Acker geseßen und Männchen gemacht, sah man jetzt nur in langgestrecktem Lauf auf der Flucht. Die Rebhühner hatten längst den Reiz der Neuheit verloren, bloß die Bauern warfen sie noch mit Steinen tot.

Der herrschaftliche Förster Frelikowski lief herum und warb bereits Treiber an, da sich ihrer von selber nicht genug meldeten, zu der ersten großen Hasentreibjagd auf Swiadliborczyceer Flur. Nächstens Leute sollten es sein — Trunkenbolde sind nicht verlässlich — aber da er selber gern eins trank, nahm er es damit nicht so genau. Beim ersten Novemberschnee würde die Jagd stattfinden, bis dahin waren die Acker sämtlich blank, leer wie eine gelehrte Tenne. Die Einladungen waren schon ergangen; den Landrat hatte man zuerst bedacht, diejenigen Herren von der Kommission, die Jäger waren, und Dolefschal.

Auch die Pryborowoer hatten angenommen; der junge Rittmeister war nach dem Manöver zu Hause eingetroffen, um sich bei vier Wochen Hasenjagd von den Strapazen des Dienstes zu erholen.

Er schlenderte viel herum. Die Flinte über der Schulter, die Hände in den Hosentaschen, stieg er über die Felder. Nie ging er an einem Acker vorbei, ohne daß die Weiber, die beim Rübenausziehen so gebückt standen, daß sie mit der Nase fast den Erdboden berührten, leise sicherten. „Van Pawel“ war ein lustiger Herr!

Es verging fast kein Vormittag, daß Paul Kestner nicht in Niemczyce erschien. Dann frühstückte er mit den Dolefschals, und wenn Hanns-Martin zu tun hatte, blieb er bei Helene sitzen. Wenn sie nähte oder strickte — die Weihnachtsarbeiten für die Leutetinder sängen jetzt schon an —, quakte er unermüdet auf ihre schönen, schlanken Ringer, die den dickwollenen Strickstrumpf hielten. Und beim Kaffeeln der groben Nadeln kam sein leicht entzündliches, alle paar Wochen neu entflammtes Herz zur Ruh'. Vor diesem Klappern und den friedlichen Augen dieser Frau flüchteten alle Gedanken, die nicht schneeweiß waren, wie Lämmden auf der Weide, sagte er lachend selber. Hier war er ganz der gute alte Freund, — den

flotten Husaren hatte er in der Garnison gelassen — der mit Hanns-Martin einst Dabichte in den verküppelten Akazien von Pryborowo gejagt und den Sandbucdel des Usjagora gegen die anstürmende Meute der Volenjungten verteidigt. Sie hatten miteinander im See getaucht und zu gleicher Zeit die Schulbank in der Kreisstadt gedrückt. Der Aeltere, Dolefschal, war zuerst fortgekommen in die Welt. Knabenfreundschaften pflegen sich nicht in Briefschreiben zu äußern, aber als spätere Jahre den Gardelürassier und den kleinen Husaren aus der benachbarten Garnison wieder zusammenführten, hatten sie stundenlang oft nichts andres getan, als von „damals“ und von „zu Hause“ erzählt.

Als Hanns-Martin den Dienst quittierte, das väterliche Erbe übernahm und Helene, die Tochter des Herrn von Keder auf Klein-Höfchen, freite, war Paul der erste Brautführer gewesen, der hinter dem schönen Paar zum Altar schritt. Der Freund trug damals noch den Trauerflor um den Arm für den verstorbenen Vater, sein „Ja“ hatte sehr ernst geklungen, und der damals überschlanke Braut waren Tränen tiefster Bewegung aufs Wertenbuckelt geflossen.

Donnerwetter, wenn man doch auch eine solche Frau kriegen könnte! Die Mutter, die gern Heiratspläne für ihren Rittmeister schmiedete und nicht verfehlte, sämtliche erreichbaren Töchter des Landes, vorausgesetzt, daß sie vornehm oder reich genug waren, ihm vorzuführen, hatte bis jetzt kein Glück gehabt.

Wozu? Er fühlte sich ja so äußerst wohl in seiner Haut. „Laß Papa mit Kornelie erst mal den Anfang machen! Ich habe noch Zeit.“ Die Bierzehnjährige war in dem letzten halben Jahr gehörig in die Höhe geschossen. Ein allerliebster Nacker! Der Bruder zog sie schäfernd am langen Zopf, der ihr nach Kinderart über den Rücken hing.

Ein allerliebster Nacker war aber auch die Gouvernante, das Fräulein Wollenberg, trotz der etwas verdächtig formierten Nase und den zu gescheiten Augen! Der Rittmeister verschmähte es nicht, mit dem Fräulein oft und lange im Garten auf und ab zu promenieren und angelegentliche Konversation zu machen.

Kornelie hatte jetzt gute Zeit. Zu den Mahlzeiten brachte sie einen ganz intensiven Stallbust mit; immer steckte sie im Pferdestall. Wenn sie sich auch noch vor der Mutter Augen sicher wußte, ritt sie, ein Bein hüben, ein Bein drüben, die Pferde zur Schwemme in den Hofsputz.

Das gab mal eine tüchtige Landwirtin! Kestner bedauerte es aufrichtig, daß die Tochter nicht ein Sohn und zwar nicht gleich der älteste war; dann würde er doch vielleicht nicht an Verkaufsen denken. Aber so! Und er animierte den Sohn zu Besuchen in Swiadliborczyce.



Copyright 1905 by Franz Hanfstaengl, München

Seimkehr vom Markte
Nach dem Gemälde von Hermann Knoff

„Ich mag nicht,“ sagte der Rittmeister. „Die Garczynska erwartet immer, daß man ihr die Cour macht. Und der Bisar, der immer da herumfliehet, ist mir unheimlich. Poch Ruckuck, so ein junger Kerl muß doch auch noch Wünsche haben! Und er, Garczynsky selber — na, weißt du, Papa, dem traue ich nicht recht. Die einzige Nette ist die kleine Stasia, die Zofe — wirklich ein allerliebtestes Mädel!“

Der Vater überhörte das letzte. „Ein sehr intelligenter Mensch, der Garczynsky — und so zuvorkommend! Kein Wunder, daß er diverse Orden hat! Ich muß gestehen, mir sind die Polen noch immer lieber als diese — nun, diese Leute, die sich jetzt auf einmal berufen fühlen, hier die Vorsehung zu spielen. Alle Welt stoßen sie vor den Kopf, ihr Deutschtum tragen sie in geradezu herausfordernder Weise zur Schau!“

Das ging auf Dolechal! Paul klapperte ungeduldig mit seinen langen, spitzen Nägeln auf dem Tisch.

Es war im Studierzimmer des Vaters. Draußen auf dem Hof kommandierte Kornelie, man höre ihre spitze Jungmädchenstimme; sie ließ sich die kleinen Schreden aufzäumen, um zur Post nach Miasieczko zu fahren.

„Es ist etelhaft!“ grämelte der Vater weiter. „Wozu das Geschrei? Wir sollen uns keine Wanderarbeiter aus Russisch-Polen mehr kommen lassen?! Das wäre ja noch netter! Da könnten wir ja bald unter Armenlasten und dergleichen erstickn! So, wenn einer seine Arbeit getan hat und seine Bezahlung gekriegt hat, geht er eben wieder, und weiter was geht uns nichts an. Dem Dolechal werden sie schon noch die Haare vom Kopf freissen — na, mir kann's gleich sein! Nur uns soll er ungehorsam lassen!“

„Aber, Papa!“ Der Rittmeister amüsierte sich über seinen alten Herrn. „Danns-Martin tritt dir doch wirklich nicht zu nah, du siehst ihn ja kaum!“

„So, so — was du weißt! Ich sehe ihn nicht, aber ich höre ihn. Er verdirbt alles hier, rein alles. Ich bin wahrhaftig ein Reichsgetreuer und ein gut protestantischer Christ — unsre Familie hat seit Generationen den Protestantismus hochgehalten in der Provinz — aber warum denn dieser Trara mit Sedan? Das ist lange her! Und was hat das mit hier zu tun? Er soll eine höchst taktlose Rede gehalten haben, der Propst von Pocielcha war tief verletzt. Ich sprach ihn kurzlich. Wir spielen manchmal einen Stat zusammen — ein ganz gemüthlicher Mann! Das geht nicht, hier immer den Deutschen 'rans-beißen! Hier haben Polen und Deutsche mit-sammen auf der Schulbank gesessen, hier können wir keine Heger brauchen. Und dazu noch sind wir ja auf die Leute angewiesen! Ich habe mich aber amüsiert, die Fahne auf dem Vyagora haben sie ihn ungerissen und in tausend Stücke zerrest.“

„Lassen wir das, Papa!“ Des Sohnes lachendes Gesicht wurde ernst. Er runzelte die Brauen. Was ihm Helene erzählt, ganz im geheimen — sie hatte ihn dringend gebeten, bei Danns-Martin nichts davon zu erwähnen, der sollte es ja gar nicht ahnen, daß sie darum wußte — das, was sie ihm mit bebender Stimme, Tränen des Jorns und der Kümmernis in den Augen, anvertraut, das wurde nun schon öffentlich bespöttelt.

„Ich muß doch sehr bitten!“ Er sprach auf, wie die Herren im Offizierkasino aufzuputzen pflegen, und hielt sich sehr gerade. „Freiherr von Dolechal ist mein Freund. Kein Wort mehr auf ihn. Adieu, Papa!“

Er ging steif zur Thür und machte sie unsanft hinter sich zu.

„Na, na!“ Ganz verdußt sah ihm der Vater nach. Aber dann ärgerte er sich: was war denn das für eine Manier? Und alles wegen Dolechal?!

Er trat ans Fenster und sah Paul auf den kleinen Wagen klettern, den Kornelie eben vom Hof herunter kutschieren wollte. Wahrhaftig, da fuhr der Junge mit, und sie hatten sich doch verabredet, zusammen zu den Fohlen zu gehen! Nun hatte man schon mal den Sohn hier und hatte doch nichts von ihm!

Ein heftiger Jorn gegen Dolechal erhob sich in ihm — wäre der Kern, wo der Pfeffer wächst! —

Die Geschwister fuhren gen Miasieczko. Kornelie hatte sich die Zügel nicht nehmen lassen. Der Husar fand rasch seine gute Laune wieder. Die Kleine fuhr ja wie ein Daus, immer auf dem Strich, trotz des miserablen Weges! Er fragte sie ans nach Fräulein Wollenberg: wie alt war die, noch unter zweiundzwanzig?

„So sagt sie!“ Die Kleine lachte verschmüht.

„Die ich voriges Jahr hatte, sagte zwar auch so, aber sie war viel älter; so gräßlich alt ist die jegige nicht. Panienska ist ganz nett, was, Fawelef?“ Die Augen halb schließend, so daß die langen Härchen der Wimpern sich goldig auf die leicht besonmerstprokzte blühende Wange legten, blinzelte sie den großen Bruder an.

Der Rittmeister hatte sich selten so gut amüsiert wie auf dieser Fahrt mit der kleinen Schwester. War die ein geschicktes Mädel! Ueber alles wußte sie Bescheid: was dieser Alter eingebracht und jener, wie der Roggen gelohnt und wie hoch die Weisenpreise, und daß Papa verkaufen wollte — an die Kommission natürlich, wer sollte sonst so hoch bezahlen? Das Verkaufen war ihr unangenehm. Sie wollte gern auf dem Lande bleiben; was sollte man in der Stadt? Wenn doch einer käme und sie heiratete, der ein recht großes Mittergut hätte; am schönsten wäre schon eine Herrschaft! Schade, daß der Boleslaw von Garczynsky erst fünfzehn war — Papa würde

gar nichts dagegen haben! Und der Inspektor ging, Mama konnte ihn nicht mehr sehen. Es hatten sich schon andre gemeldet, aber Papa hatte sich noch nicht entschließen können; im Winter war ja so faule Zeit, vielleicht daß Papa da einen ganz sparen wollte! Wenn doch ein netter genommen würde, ein junger, nicht so ein alter Knopp!

Sie sagte „Knopp“, nicht „Knops“, und beide lachten sie herzlich darüber. Der leichte Wagen flog lustig dahin. Weiße Fäden flogen auch lustig über das Land. Altweiberjommer. Aber heute merkte man es der Natur gar nicht an, daß sie traurig war über die scheidende Jugend. Die Sonne lachte noch einmal freundlich, nicht wie im Sommer — da tat sie weh —, aber wie in einem guten April. Klar wie reines Glas war die Luft. Man konnte noch weiter sehen wie sonst, als sei der Horizont in ewige Fernen gerückt. In den Alkazien von Pryborowo flüsterte ein Wind und schaukelte die reifen Fruchtschoten.

Der See von Matyezko, an dessen hinterem Sandspitzel sich der kleine Flecken mit der großen Kirche um den freistehenden Glockenturm schart, wurde gekräuselt von Wellen und Wellchen. Milchiges Weiß schwamm auf dem heut tiefblauen, himmelblauen Becken; der nutzwillige Wind hatte drin Schaum geschlagen. Kräftigen Oben hauchten das letzte Grün der Raine und die schon wieder neu eingesäten, feingedrückten Aecker aus. Der Abdecker, der sonst, dicht beim Städtchen, die Luft verpestete, hatte heute nichts in Arbeit.

Ganz oben auf der Himmelsbahn tummelten sich unzählige runde, weißwollige Wölkchen gleich Lämmern, die auf der Weide springen, und wie ein Aufpaffer stand schon der blasse, schmalwangige Halbmond bei ihnen.

Es war wirklich schön.

Hui, het!“ Mit gellendem Zuruf, wie Kornelie ihn vielhundertmal im Felde gehört, feuerte sie ihre russischen Schecken an. Fast wäre Inspektor Hoppe umgefahren worden, der, vom Städtchen her, dem Wagen entgegen kam. Er war auf der Post gewesen und so vertieft in die Briefschaften, die er sich abgeholt, daß er gerade vor die Pferde rannte.

Kornelie riß sie noch eben zurück. „Pstakrew!“ und brummte dann „Dämela!“ bei seinem Gruß.

Er war in den Weagraben gesprungen; mit trübem Ausdruck sah er den Wagen nach, dann ging er langsam weiter, wie einer, der müde ist. Der Briefbogen, den er entfaltet in der Hand hielt, zitterte — oder war es der Wind, der den knisternd schwanken machte?

Der letzte Brief, und wieder eine Absage! Und auf so viele Annoncen hin hatte er sich gemeldet, selber so und so viel Offerten eingerückt! Einen Inspektor, der den Fünfzigen nicht mehr

viel näher ist als den Sechzigen, den nimmt man nicht, warum blieb der nicht auf der Stelle, auf der er elf Jahre gewesen?

Ein unendlich bitteres Lächeln verzog das Inspektorengesicht. Ja, wenn er noch jung wäre, frisch und kräftig wie der Herr Rittmeister dort auf dem Wagen, oder wenigstens noch um etwa zehn Jahre jünger als jetzt, da käme er wohl schon an. Damals, als ihn das Mißgeschick getroffen, als er, kein weiteres Vermögen im Rückhalt, sein Gütchen nicht halten konnte, als alles unter den Hammer kam, ihm nichts zu eigen blieb als der Stock in der Hand und der Rock auf dem Leib, damals war er nicht so unglücklich gewesen wie heut; er hatte rasch eine Stelle gefunden, trotz seines Bauerotts — vielleicht gerade darum, so einer macht wenig Ansprüche. Und auch Herr Keitner hatte sich vor elf Jahren nicht daran gestoen. Jetzt aber hieß es: „Schlechte Wirtschaft!“ — grämlich wurde es ihm zum Anhören gegeben, alle Tage, daß eigne Unglück. Und so hatte er selber gekündigt, überwältigt von seinem Gefränksein, fortgerissen von einer Empfindlichkeit ohne Befinnung, wie ein Jüngling. Er war dem Herrn durch seine Kündigung nur entgegen gekommen, das fühlte er wohl. Der hatte zwar verwundert getan, geradezu gekränkt, aber dann die Achseln gezogen: „Wenn Sie denn durchaus wollen, lieber Hoppe!“ Ich denke, wir haben lange genug zusammen gewirtschaftet, um zu wissen, was wir aneinander haben. Aber ich will Ihnen nicht im Wege sein!“

Wohin — wohin nun?!

Mit einem verdüsterten Blick sah der alte Mann um sich: da war der Acker, den er nun elf Jahre bestellt hatte, als sei er ihm selber zu eigen. Wenn man nichts Teures auf der Welt hat — die Eltern längst in Grab, Frau und Kind nie besessen, nichts, für das man zu sorgen hat und das für einen sorgt —, dann hängt man sein Herz an ein Stückchen Erde. Und es war ein dankbares Land, dieses Land von Pryborowo, nie hatte es ihn enttäuscht. Wo gab es so schweren Weizen, so zuckerhaltige Hüben? Keines der Gäter ringsum konnte konfurrieren; und wenn Herr Keitner ewig plagte, ach, so geschah das mehr aus Augenwöhnung.

Der Inspektor bückte sich und raffte eine Handvoll Erde vom nächsten Acker: das war schwarze, gut gedüngte, schwere Krume. Den Schweiß, der auf sie niedergetroffen, zahlte die reichlich wieder! Und hier sollte er nun nicht mehr herumwandern — wenn es auch oft mit mühen Füßen geschehen — diese Winterfaat sollte er nicht mehr aufgeben sehen, fett grünen auch unterm Schnee!

Ein Schmerz ohnegleichen bewegte sein einfaches Herz, und zugleich übermannte ihn die Bitterkeit. Er haßte den Besizenden, wußte der denn eigentlich, was Liebe ist? Ja, wenn hinein-

stecken, um doppelt herauszupressen, wenn das Liebe ist, dann liebte Herr Kestner in der Tat sein Przyborowo!

Mit einem tiefen Seufzer setzte sich Hoppe auf den nächsten Grenzstein. Er fühlte sich auf einmal so müde, die Füße waren ihm dick in den schweren Schmierstiefeln. Nun merkte er's erst, er war ja schon viel zu weit gegangen, der Gutshof von Przyborowo lag ihm bereits im Rücken, nur Bahngeläch schrittete noch bis hierher. Hier fing schon Niemczyce an.

Auch ganz nett! Der Niemczyceer plagte sich rechtlich. Die Brache war auch schon umgebrochen, — da stand eine Drillmaschine — aber — aha, der säte jetzt erst ein! Mit liebendem Stolz vergleichend, blickten des Inspektors Augen hinüber und herüber — nicht mit Przyborowo in einem Atem zu nennen!

Dort, mitten im Acker, lag ein Lug! Ja, Niemczyce war etwas naß — schade, trotz allen Drainierens entschieden zu naß — und sieh, unvermittelt, gleich neben dem nassen Land wieder Sandstreifen! Oh, komplizierte Bestellung!

Kopfschüttelnd war Hoppe aufgestanden und niedergestiegen zum umbuschten Tümpel. Nun stand er am Rand, zwischen dem Weidengestrüpp, und guckte ins Wasser.

Schmitter und Schmitterinnen badeten hier am heißen Tag, es war verboten, der Lug war rätschig — in der Mitte stieg das Wasser einem ausgewachsenen Mann bis unters Kinn, eine ungeschickte Bewegung nur, schwupp hatte man den Mund voll — aber die leichtsinnige Jugend tat es doch und lagerte dann zwischen den Büschen, wo die Störche spazierten. Jetzt waren die auch schon fort, fort wie alle Freuden!

In tiefer Niedergeschlagenheit stand der müde Mann. Ach, wär' man doch auch fort! Aber nicht wie jene, um nächstes Jahr wiederzukommen — nein, ganz fort!

Wohin — wohin?! Der Winter war vor der Tür — wie lange noch, und dieser Kopf beugte sich schneeweiß?

Eine heftige Berührung packte den Heimatlosen. Schweiß trat ihm auf die Stirn, sein Gesicht verserrte sich wie im Krampf. „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopf an.“ hatte Herr Kestner gestern als Text der allabendlichen Betrachtung gelesen — wer tat ihn, ihm denn auf? Niemand! Er hatte keine Stelle und würde auch keine mehr bekommen, er war zu alt.

Zimmer heftiger wurde das jähe, schreckliche Gefühl, das ihm so am Herzen riß, daß dies zitterte und alle Glieder mitzitterten, ohne Kraft zum Widerstand. Das Maß war voll bis zum Rand, voll wie der tiefe Lug hier, den Herbstregen geschwellt — nur ein Schritt tat not.

„Hoppe! Pit, Herr Hoppe!“

Eine Stimme rief aus den Büschen, ganz leise, doch für den Zusammenstreckenden überlaut.

Hinter einer Strauchweide richtete sich der Niemczyceer auf. Da hatte er auf den Knien gelegen, das Gewehr im Anschlag.

„Aber, bester Hoppe, pit — gehen Sie weg, weg da.“ er winkte — „Sie verschrecken mir ja alle Wildenten! Hufsch, — da haben wir's!“

Ein kleines Volk der buntschillernden Vögel war aufgeschwirrt; der Schuß knallte zwar, aber unverletzt fielen die Enten an einer entfernten Stelle des Köhrichts wieder ein.

Mit einem Lachen kam der Niemczyceer auf den Erschrockenen zu, der stand da wie ein er-tappter Knabe. Dolefschals Augen blieben, trotz des Lachens, ernst; sie forschten in dem gewählten Gesicht. „Hören Sie mal, Herr Hoppe, meine Frau wird Ihnen sehr böse sein, wenn ich heute, ohne was geschossen zu haben, nach Hause komme, sie rechnet auf ein paar Enten! Gehen Sie mal hier weg, mein bester Inspektor. Zum Kuckuck, was haben Sie an meinem Lug zu suchen?“

Das klang alles sehr scherzhaft.

„Herr Baron, Herr Baron!“ stotterte der sehr blaßgewordene. Weiter brachte er nichts heraus. Die Knie knickten ihm ein. Sein Gesicht verjog sich, wie bei einem, der weinen möchte. Es war ein kläglicher Anblick.

„Hören Sie,“ sagte Dolefschal und drängte den andern leicht vor sich her, die Böschung hinauf aufs Ackerland, „hätten Sie jetzt vielleicht ein wenig Zeit für mich? Ich würde gern über einiges Ihre Meinung hören. Sie sind doch ein gewiegter Fachmann.“

„Ich — ich?! O, Herr Baron!“ In einem harten Lachen rang die Bitterkeit nach Ausdruck. „Ich verstehe nichts, gar nichts! Fragen Sie Herrn Kestner! Ich bin entlassen!“

„So, also dar —“ das fuhr Dolefschal so wider Willen heraus; er versteckte es unter einem Käuspern. Und dann sagte er, unter einem harmlos gleichgültigen Ton sein Mitgefühl verbergend: „Wenn ich bitten darf, hier entlang — so — nach meinem Gerstenschlag zu!“ Er ließ den andern vor sich her durch die Ackerfurche schreiten, blieb ihm aber immer dicht auf den Fersen.

„So — also Sie gehen von Przyborowo fort, hm!“

„Ja, ich gehe!“ Der Inspektor sah nicht den ihm Folgenden, er hörte nur eine Stimme im Wind, wie einen freundlichen Klang aus besserer Zeit; und er redete, gleichsam zu sich selber, immer vor sich hin, in den Acker hinein: „Ich habe Unglück gehabt, ich habe mein Gut verloren. Ich habe eine gute Stellung gehabt, ich habe sie verloren, — mein Prinzipal starb, die Erben verkauften. Ich habe eine schlechte Stellung gehabt — elf Jahre bin ich bei Herrn Kestner gewesen,

— ich habe auch die verloren. Ich habe Unglück gehabt — unser einer hat immer Unglück — wer keinen Gelfact hinter sich hat, der hat keine Verrechtiung zum Glück — freieren sollte er lieber gleich, der Hund!“

Er schrie das letzte heraus.

Sichtlich unangenehm berührt fürchte der Niemyzcyer die Stirn: war das ein gefäßiger Mensch, der reine Sozialdemokrat! Aber es war doch ein Unglücklicher! Und so blieb sein Ton freundlich, wenn er auch um eine Nuance kühler wurde: „Seien Sie außer Sorge, Herr Hoppe, für Sie findet sich leicht etwas!“

„Für mich — für mich? Haha! Für mich findet sich nichts! Ich weiß das jetzt besser. Hab's auch gedacht und habe gekündigt — ich selber, ich Herrn Kestner! — und doch, wenn er jetzt sagen würde: wollen Sie bleiben? — ich weiß nicht, ob —!“ Er stockte und drehte sich dann plötzlich jäh nach dem hinter ihm Schreitenden um. „Sehen Sie, Herr Baron, solch ein Hund wird man. Aber“ — er lachte wieder auf, daß es dem Hörer weh tat — „er sagt's ja gar nicht! Er ist froh, mich los zu sein, ich bin ihm zu alt. Und sie, die Gnädige, die mag mich erst recht nicht leiden, die“ —

„Bitte sehr, Herr Inspektor, lassen wir das!“ Der Niemyzcyer machte eine abwehrende Handbewegung. „Es interessiert mich nur, was Sie jetzt zu tun gedenken. Werden Sie nach Posen ziehen, bis Sie etwas gefunden haben?“

„Sie hören doch, ich finde nichts! Ich bin vierundfünfzig Jahre — noch älter, denn ich bin verbraucht!“ Hastig riß der Inspektor seinen Rock auf und suchte mit zitternden Händen nach der Brieftasche. „Hier: eins, zwei — sechs, sieben, acht Briefe! Da — da — da —! Lesen Sie! Immer abschlägig beschieden! Und mehr als fünfzig solcher hab' ich noch zu Hause! Auf jedes „Inspektor gesucht“ mich gemeldet, gleichviel wohin. Und selber inseriert — wie oft! — mehr als ein ganzes Monatsgehalt hat's mich gekostet. Immer umsonst. Immer: zu alt, zu alt, zu alt! Ich kann's nicht mehr hören, ich kann's nicht mehr lesen, ich kann's nicht mehr ertragen! O Herr Baron, — ein trockenes Schluchzen erschütterte die Gestalt des Mannes, der zernübt war wie ein von Gewürm und Wetterunbill ausgehöhlter Akazienstamm an der Straße von Prznborowo — „hätten Sie mich doch ruhig gelassen! Mit mir ist's doch vorbei!“

Eine Klage tönte aus der rauhen Stimme, die Dolechal erschütterte. Wie, hatte er's doch wieder nicht recht gemacht?!

„Hätten Sie mich gelassen — eine Verantwortung für dieses Leben legte sich plötzlich auf seine Seele. Seine Hand hatte diesen vom Tode zurück gehalten, seine Hand mußte diesen nun auch stützen!“

Inspektor Hoppe nahm die Mütze ab und fuhr sich durch sein graues Haar. „Ein paar Groschen hab' ich mir erspart,“ sagte er tonlos, „viel ist's nicht. Ich habe noch lange Zeit Schulden nachgeschleppt. Und wenn man auch freie Station hat, Kleidung und Stiefel müssen doch sein — anständige Kleidung, man kann nicht wie ein Bauer zu Tisch kommen, wenn die Herrschaften befehlen, — und ein Pfeisichen und 'ne Zeitung sind doch nicht gerade Luxus, und über landwirtschaftliche Neuerungen soll man doch auch informiert sein. Zum Hinfristen bis zum Sterben, wenn's nicht zu lange währt bis dahin, und dann zum Begrabenwerden würd's nun vielleicht reichen, aber leben ohne den Acker, ohne das hier“ — er breitete beide Arme gegen das Land — „Herr Baron, das kann ich nicht! Gott sei mir gnädig, ich kann's nicht!“

Der helle Tag hatte sich verbunkelt; über die freundliche Sonne waren Wolken gezogen, und sie zeigte sich auch nicht mehr.

Dolechal fühlte den winterlichen Hauch, der ihn streifte. Eine Sehnsucht überkam ihn nach Helene, nach den Kindern, nach seinem ganzen Glück, aber zugleich auch ein Mitleid, das ihm jede reifliche Ueberlegung raubte. Nein, dieser alte Mann sollte nicht von hier gehen!

Ohne zu zaudern, wie ein edles Pferd, das dem leiseften Sporn gehorcht, bot er an: „Herr Hoppe, wie wär's, wenn Sie bei mir einträten? Bis jetzt habe ich mich auf dem Vorwerk mit einem einfacheren Inspektor, sagen wir Wirtschaftler, auf Deutschau selber mit Vögten beholfen, aber es wäre doch gut — es wäre wirklich wünschenswert, ja, ich — ich“ — er suchte nach einem glaubhaften Vorwand, und plötzlich fiel's ihm ein: „ich könnte dann so viel mehr für die Allgemeinheit leisten!“ Mit einer aufquellenden Freudigkeit sagte er das, der Gedanke war ihm gekommen, wie ein schneller Lohn für eine freundliche Tat; und fast im Ton eines Bittenden wiederholte er noch einmal: „wie wär's?“

Und als der andre ihn mit großen, ungläubigen Blicken, in denen es aber doch wie von aufsteigender Hoffnung glimmte, anstarrte, wickte er lächelnd: „Helfen Sie mir, damit mir Zeit bleibt, auch noch einer andern Pflicht zu gedenken! Deutsch werden, aber auch deutsch bleiben, das dünkt mich ein Ziel, aus allen Kräften anzustreben. Und sollte es auch Opfer kosten!“

Der alternde Mann und der auf der Höhe des Lebens gingen miteinander über den Acker. Ringsum war die große Ebene. Nichts Regenbes als der schwarze Kirchturm von Pocięcha-Dorf und Kuba Dudel in seinem schmutzigen, einst weißen, jetzt auch fast schwarzen Schafpelz.

Der Schäfer stand bei seiner Herde, groß und hager, auf seinen langen Stab gestützt, und

schaute angestrengt hinüber zu den zweien, die da so ganz vertieft miteinander redeten. Was sie sprachen, verstand er nicht, auch wenn er es hätte hören können — psakrew, die sprachen ja deutsch! Die Stunde! Er machte eine Faust. Da, der Niemczycer, dem Land auf den Nacken tretend, der Teufel, der allerschlimmste — und der andre, mit wirrem Haar und bösem Gesicht, wie der Räuber Zagac, der im Korn raubt! Er, er, Kuba Dubek, der schon ein langes Leben gesehen, wußte gar wohl, was das für Vögel sind, wenn sie auch ein gar feines Vieh zwitschern, Polen zu betören. Nein, das würde ihnen nie gelingen!

Der alte Schäfer öffnet seine kleinen, sonst immer von den schrumpfligen Lidern halb verdeckten Augen mit einem innigen, sehnsüchtig-traurigen Ausdruck weit. Er sucht den Berg dort am Rande des Sees, der alle Tage schaut, was der Böse treibt — jeuen Berg der Verheißung, darinnen die Hoffnung schläft.

Hunderttausend Ritter und noch viele mehr, ein ganzes großes Heer, schlafen tief im Lysagora. War es noch nicht Zeit? Würden sie noch nicht bald erwachen, aufstehen zu Polens Befreiung?!

Horch! Ach, noch rührt sich kein Waffengeklirr im Lysagora. Noch klingt nicht Kommandoruf und Marschieren im Takt — noch ist die Zeit nicht da!

Zitternd vor Anbrunst ließ der Alte seinen Stecken fahren; das Gesicht zum Berg gefehrt, streckte er bittend die Hände aus. Halb singend, halb sagend, ohne Melodie in eintönigem Rhythmus klagte er in den Wind:

„O mein Polen, wann wickst du vom Schlaf aufstehen?!
Wann, mein Polen, zerbrichst du das Eis und fluchst wieder blühend?!
Ein Jahrhundert schon liegtst unter Sänee du und schlummerst.
Wann steht der Sturzbad der Lüge still? Wann strahlt Gott die Stunde?!
Wann erhellt sich dein Angesicht, Polen, meine Mutter?!
Wann wickst du dich setzen mit deinen Kindern zur Hochzeit?!
O wann?! Gib Antwort! — Werde auch ich dich noch sehen?!“

VII

Förster Jrelikowski hatte heut viel zu tun, darum war er unvorsich. Sein Weib, das gegen sieben früh ihn wecken kam, ward angeschmauzt: wie, war sie toll, mitten in der Nacht schon aufstehen?! Darin ähnelten er und seine Tochter Stasia einander, sie schliefen beide gern bis in den hellen Tag.

Gähmend wälzte der Mann, der noch in den besten Jahren, seinen starken Körper und drohte seiner Josefa, als sie zum zweiten Mal unter der Thür erschien, mit dem Revolver, der immer geladen am Haken über dem Bette hing. Er riß ihn herunter und legte ans sie an. Mit lautem Aufschrei entfloh die Geängstigte, er aber lachte dröhnend hinter ihr drein: das war ein-

mal ein feiner Spaß, so gut wie lange keiner gewesen!

Verdammt, daß der Schnee auch dies Jahr so früh fallen mußte! Daß sie alle zusammen eine Ladung Schrot in die Beine kriegten, diese Sonntagjäger, denen zu lieb er heute so früh aus dem Bette mußte!

Förster Jrelikowski machte sich sein Amt nicht schwer, er hatte ja noch ein paar Jagdburischen unter sich, den Selbstschütz und auch noch einen Waldhüter — mochten die sich doch plagen! — aber heute galt es zu repräsentieren. Seine Frau, die sonst nicht gerade die pünktlichste, hatte heute schon alles zurecht gelegt: sich duckend vor der schweren Hand, die an solchen Tagen immer bereit war, niederzufallen, half sie ihm in die beste Montur. Er sah sehr schmod aus, fast vornehm, in seinem grünen Jägerrock mit den Hirschhornknöpfen, auf den der noch nicht angegraute rotblonde Bart lang herab hing, in der Mitte geteilt.

Seine stämmige Figur aufstreckend, trat er endlich vor die Tür. Da harreten die Treiber, alte Männer und halbwüchsige Unben, schon seit ein paar Stunden; beim ersten Tageslicht war ihnen anbefohlen worden. Am Rand der Sumpfwiese, die sich vom Waldsaum gegen die Flur zieht, lungerten sie in Trüppchen; es hatten sich ihrer welche, trotz der Kälte, platt auf die Erde gesetzt. Geru hätten sie ein Feuerchen angemacht, trockenem Reisig lag genug herum, aber sie fürchteten den Förster; so hatten sie sich nur an der Schnapsflasche gewärmt.

Ein schneidender Wind ging. Wenn der ein paar Augenblicke gerastet, nahm er die Backen doppelt voll und pufete über die Leere der Wacker. Schnee flog, dessen Flocken hart waren wie Eis. „He, he!“ schrie Jrelikowski und klatschte in die Hände — waren sie alle da? Er ließ zählen: wieviel Stück?

Ein Jagdgehilfe trieb sie, immer zehn und zehn, an ihm vorüber.

„Zehne, zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig, sechzig, siebzig, achtzig, neunzig — so!“ das waren ihrer nicht zu viele, der Kessel war weit, sie würden tüchtig rennen müssen.

„Gundebult, was lungert ihr?! Soll ich euch Beine machen? Dalli, dalli! Und Mäntel ab! Das wäre so was, Haken verfedern darunter! Diebsgejindel, verfluchtes!“

Mit scheuem Blick, die Mäntel abwerfend, und den Kopf zwischen die hochgezogenen Schultern duckend, passierten die Treiber. Unter ihnen war auch die Giotfa. Ihre Hütte war eiskalt, im Krug gab's keinen Schnaps umsonst, Inzibarkeiten, bei denen man der Passgeige bedurfte, waren jetzt rar — warum sollte sie sich da beim Treiben mit die paar Groschen verdienen?! Sie hatte Förster Jrelikowski noch zehnmal winkelnd den Kopfipfel geküßt.

Nun flog ihr armseliger Lumpenrock — ihren Mantel hatte sie abtun müssen — frei im Wind; einen alten Schalpfaffen hatte sie über die Haube gefnüpft, drunter glühte ihr pockenarbiges Gesicht, auf dessen klobiger Nase eine Niesenwarze bockte, in blaurotem Feuer. Ein paar Kesseldeckel hatte sie mitgebracht, rasselnd schlug sie die zusammen — das war Musik, die die Hasen schreckte. Jrelitowski hob das Bein und gab ihr lachend einen Tritt gegen die breite Kehreite. „Pfiakrew, einen Gruß, Alte, von deinem Liebsten, von dem mit dem Pferdefuß!“

Meternd nahm sie den Spaß an. Wenn sie trunken über die Dorfstraße trudelte, die ganze Jugend mit Gejohle hinter ihr drein, regnete es noch ganz andre Späße. „Hebe — der Herr Förster! Panie Jrelitowski, ich falle zu Füßen, hebe!“ Sie schielte ihn an. „Schönes Herrchen mit dem schönen Bart, Ziegenböckchen, willst du mit mir tanzen?“

Vodsojotet, schönes Herrchen.
Mußt du geben, mußt du geben“ —

begann sie mit überschnappernder Stimme zu krähen und, die Deckel zusammenschlagend, sich wie ein Kreisel vor ihm herumzudrehen.

Die war am frühen Morgen schon voll! Die Männer lachten.

Des Försters Hunde, die hinter ihrem Herrn her liefen, fuhren ihr an die Waden, über die die blauen Strümpfe halb heruntergerutscht.

„Apport! Faß — fß, fß, fß!“

Mit wütendem Gebelzer fasten die Tiere den verlumpten Kattun des armseligen Rockes zwischen die Zähne.

Tann wirst du das ganze Jahrchen
Ohne Armut glücklich leben!“

Zimmer toller sprang die Giotka und schlug ihre Becken. Die Deckel, die nicht losließen, schleifte sie mit sich im Kreise herum.

Der Förster hielt sich die Seiten; schon hundertmal hatte er's erlebt, daß sie tanzte, bis sie umfiel, wenn sie betrunken war, aber so komisch wie heute, mit den rasselnden Deckeln und den Hundcn, die ihr am Rock hammelten, hatte sich's noch nie angeeignet!

„Haha, hohoho!“ Er feuerte sie noch an: „He, Giotka, dali! Tanze, mein Täubchen, tanze! Faß, mein Hündchen — ei, schönes Hündchen — faß, fß, fß, fß!“

Und die Hunde belferten und verbißten sich von nemem, schäumend vor Wut, in die flatternden Röcke. Die Fexen flogen, die Giotka quirlte herum, immer toller, wilder, wie beehrt, wie besessen.

„Vodsojotet mußt du geben — mußt du — geben —“

Der Atem war ihr ausgegangen, leuchend lallte sie nur noch abgerissene Worte — pardaus,

da, jetzt lag sie, die breite Kehreite in die Höhe geredt. Das Lachen der Männer stieg wie ein Brüllen zum winterlichen Himmel.

„Will sie wohl aufstehen, pfiakrew!“ Ein Tritt und ein Zerren brachten das Tautchen wieder auf die Beine.

Von fern her war ein Rollen gekommen, ein Tröhnen über holprigen Sturzacker — aha, schon die ersten Jagdwagen!

„Wollt ihr wohl das verdammte Lachen lassen?! Hundeblut! Schweine! Achtung, aufgepaßt!“

Mit abgezogenem Hut, respektvoll zur Seite stehend, die Brust, auf der die Kriegsmedaille und das Eiserne Kreuz prangten, vom langen Bart überwallt, begrüßte Förster Jrelitowski die Gäste seines gnädigen Herrn.

Ein schlimmer Tag war es heute für die Hasen von Gwiadliborczyne. Löb Scheffel, der in respektvoller Entfernung von der Schullinie mit seinem Wägelchen hielt, sagte zu Isidor, seinem Sohne: „Gott soll hüten, ich rechne an die zweihundert! Was rechnest du?“

„Bin ich allwissend?“ Der Sohn zog die Schultern hoch. „Wer ich der schon sagen wieviel, wenn ich wer' gezählt haben de Fellscher!“

Löb Scheffel hatte sich eingefunden, weil er ein Geschäft zu machen hoffte. Das wußte er, hätte er vorher erjucht um die Ehre, von den zu erlegenden Hasen welche erhandeln zu dürfen, wäre er rundweg abschlägig beschieden worden. Der Herr von Gwiadliborczyne machte keine Geschäfte mit Juden. Aber sein Förster nahm's nicht so genau. Nun, und was wußte denn der gnädige Herr auch, ob fünfzig Hasen mehr oder weniger an den Wildhändler Janiszewski nach Posen abgingen.

Scheffel zog die Stirn in tiefe Furchen und legte den Zeigefinger bedenklich an die große Nase; wenn der Jrelitowski nur nicht gar so teuer mit seiner Ware war! Wer sollte denn an einem Hasen noch was verdienen bei den schlechten Zeiten!

Er senkte und sah bekümmert in die wintergraue Weite. Gar keine Aussichten mehr! Vor zwanzig Jahren war's anders hier gewesen und vor fünfzig erst recht. Da waren die Faktorsgefahren von Gut zu Gut, und man hatte sie in die Stube geführt und hatte sie auch wieder herausbegleitet und hatte ihnen gerichtet die Hand. Kein Handeldchen ohne so einen, kein großes und auch kein kleines. Jetzt besorgten sie's alle alleine!

„Ei weih!“ Da war die Madame Restner auf Prznborowo, eine reiche Dame, eine vornehme Dame, aber handeln konnte die — Gott soll hüten! Die redete um einen Groschen, und um ein Viertelpfündchen, was am Gewicht fehlte — nein, um zehn Gramm stritt sie, als giug's um einen Dshen!

Löb Scheffel seufzte tief und fuhr sich mit dem Aermel des Klauensdocks unter der schauflernden Nase her: es war ein Kleid mit der Konkurrenz! Und daß dem Leiser Hirsch, seinem Schwiegerohn, dem einzigen Warenaus im Städtchen, sich jetzt auch noch einer auf den Hals gelegt, der eine große Spiegelscheibe im Ladenfenster hatte und Nepomuk mit Vornamen hieß, wie der Heilige, zu dem sie hier beteten, das war gar nicht zu verwinden. Ehe der seinen Laden aufgemacht, war der Herr Propst um den Ladentisch geschritten und hatte seinen Segen gesprochen und mit dem Weihwedel die Wände angespritzt. Wer konnte da noch konkurrieren?! Und war auch der Kleiderstoff bei Leiser Hirsch drei Groschen billiger, der Kaffee das Pfund fünf Pfennige billiger, der Sirup süßer, das Petroleum heller, der Schnaps stärker, der Spring salziger, kostete die Hofe auch nur einen Spottpreis, verloren die Kessel nicht gleich die Böden und die Kartoffelhacken nicht gleich die Stiele, sie liefen doch zum Nepomuk Wisniewski, denn der Herr Propst hatte gesprochen: „Kauft bei dem!“

„Isidor,“ sagte Löb Scheffel und krante sich nachdenklich den spitz zugeschnittenen, von den Ohrschläpchen in schmalen Streifen nach dem Kinn ziehenden Bart, „wirste sehen, wird er mer nicht verkaufen die Hasen, nich einen einzigen. Wird er mer nehmen so hoch, daß es geht über meine Kraft. Nix mehr zu wollen, nix mehr zu handeln! Seit der Herr Propst hat's Geschäft eingeweiht, können wir gehen mechulle.“

„Nu, mer hofft doch!“ Der junge Mann blickte seinen Vater verweisend an: „Wenn du tußt deinen Mund immer zum Bösen auf! Ich zieh nach Posen, ich wer' mer nich ärgeren hier alle Tag!“

„Gott soll hüten, in die große Stadt?!“ Mengstlich sah der Alte seinen Sohn an, als wolle er ihn mit den Augen festhalten.

Aber Isidor lachte. „Bin ich 'n Schlemiehl?! Werden se mer aufessen, de Pofener?! Wer versteht's Geschäft, kann da machen auch sein's. Ich bin nich meichugge, es fällt mer nich ein zu warten, bis der Propst auch wird weihen 'nen Fleischer. Dann werden se dem verkaufen 's Rindviech, und du kannst wieder laufen nach Hasenjeller!“

„Zu du deinen Mund nich zum Bösen auf!“

Ganz erschrocken duckte Löb Scheffel den Kopf zwischen die Schultern und hob abwehrend beide Hände. „Gott der Gerechte wird's nicht leiden, daß er mer ruiniert auch mein Geschäft! Soll mer jedes Pfund Fleisch auf der Seele brennen, was ich je hab' zu spiz gewogen!“

„Nu nu!“ Isidor fing leise an zu pfeifen, und dann machte er eine weite Handbewegung: „Ich wer' der sagen, Vater, mir is es auch in Posen zu eng. Ich wer' lieber gleich ziehen nach

Berlin. Da kann man machen noch en besseres Geschäft. Und wenn ich heirat 'ne Frau mit Meßummes, wer' ich der lassen kommen nach. Und meine Söhne wer' ich lassen studieren Rechtsanwaltschaft!“

„Wie heißt?!“ Der Vater sah ganz verdutzt drein. „Du wirst heiraten 'ne Frau mit Meßummes?! Dem Löb Scheffel sein Sohn aus Miasieczko! Du wirst studieren lassen de Herrn Söhne Rechtsanwaltschaft?!“

„Nu, mer hofft doch! Nu, und warum nich?!“

Der junge Mensch mit dem intelligenten Gesicht lächelte. „Was ich jetzt noch nich kann, wer' ich schon lernen nach und nach. Was meinste, bin ich der erste, der zieht nach Berlin? Der Naphtali Cohen, mit dem ich hab' auf der Schulbank gefesien und mit dem ich hab' Maffes gekriegt von den andern Jungs, der soll schon gehen an de Börse für eigne Rechnung. Und der Salomon Jzig, der gewohnt hat in der Straße, die se heißen 'Rosenthal', die aber feins is, der wohnt jetzt im Tiergarten, soll fahren auf Summi und hat 'ne Frau aus 'ner feinen Meßchoche. Bin ich 'n Chammer, daß ich soll bleiben noch länger in Miasieczko?!“

„Isidor —“ der Alte sah ihn mit einer gewissen Bewunderung an — „du bist 'n Chochum! Du hast recht, 's Geschäft is zu mies!“ Er gähnte und horchte dann. „Gott der Gerechte, se knallen noch immer! Was meinste, ob er mer wird lassen de Hasen zu zivilem Preis?“

„Nu, mer hofft doch!“ Dann schwiegen sie beide und harreten fröstelnd.

Es war sehr rauh geworden. Den ganzen Tag hatte sich keine Sonne vorgewagt, jetzt am Nachmittag kam die Dämmerung früher geschlichen noch als sonst. Wie ein Rauch stand die Luft über den Feldern. Der Atem der Kälte legte sich auf den Wald in zuckrigem Grus; das struppige Kieferngebüsch am Rand zeigte jede Nadel besetzt von weißen, flimmernden Härchen.

Heiser klangen die Stimmen der Treiber, müde geschrien, zwischen dem Lärmen der Hasentlappern und dem Knallen der Schüsse. Ein Höllenpektakel, der die Hasen schreckt, daß sie aufspringen aus ihrem Lager und davon rennen, blindlings rennen, immer der Schützenlinie entgegen. Ein Blitz — ein Knall — jeder Schuß ein Treffer. Allenhalben kleine Rauchwölkchen, für kurze Momente über den Furchen schwebend und dann verschwindend, zersiffen von der harten Luft.

„Hallo — huch, huffa — hojo — het heh!“ Neues Geschrei, ohrenbetäubendes Klatschen, Klappern, Knarren, Knattern, Krachen, Kreischen, Tuten, Pfeifen, Trommeln, Detelschlagen. Wütend bellten die Apportreue, hinter der Schützenlinie von den Jagdgehilfen am Strick gehalten. Schaum vorm Mund, die Leiber lang gezerrt, gieren sie nach etwaigen Durchbrennern. Ein „Apport“,



Im Elternhause. Nach dem Gemälde von Franz von Defregger



ein Loslassen vom Strick und — schnapp — mit gebrochenem Genick liegt das angeschossene und doch noch flüchtige Häschen in der Ackerfurche.

Auch hinter den Treibern in den Kuffeln am Waldrand haben sich noch einige Schützen aufgestellt. Ost macht das gehezte Wild in der Todesangst kehrt und sucht auszubrechen, zwischen den Weiden der Treiber durch springt es verzweifelt zurück ins Versteck des Buschwerks.

Hinter einer Kiefer, gut gedeckt, stand Dolefschal. Es machte ihm mehr Spaß, auf einzelne Entommene gut gezielte Schüsse abzugeben, als blindlings zu feuern in die ganze getriebene Herde hinein. Er hatte Feinschrot geladen.

Ferner und ferner klang schon das Geschrei der Treiber, fast ruhig ward's im dämmernden Wald — da — ein Sichrühren im dünnen Reifig! Gewehr an die Wade, Finger an den Hahn. Knall. Der Kammeler schnell heftig in die Höhe und überschlägt sich dabei — aus, ein Kopfschuß. Und da, dort in der Dichtung noch ein zweiter! Jetzt sieht man ihn deutlicher: ein kranker, er schweißt schon stark, sein zerfossener Lauf schleudert auf der Flucht hin und her. Auch der andre Lauf ist verletzt; jetzt scheint der kranke Hase nur mehr über die Erde zu rutschen, jetzt verschwindet er ganz. Rasch, auch ohne genauen Zielpunkt den erlösenden Schuß!

Ein Blitz — ein Knall — he, was ist das?! Dolefschal steht noch immer, das Gewehr an der Wade. Eine Weiberstimme ist laut geworden, gellend hat sie aufgeschrien. Nun alles still. Wer — wo — ist da jemand getroffen? Ein Treiber vielleicht?! Ach was! Und doch — doch —

Vor Dolefschals Augen flimmerte es. Er stand wie angewurzelt. Da hörte er den Förster Frelisowski, der schallt laut: „Psiakrew, muß sie denn ihre Breitseite hinstrecken, wo sie nichts zu suchen hat?! Dämliches Luder!“

Es war jemand getroffen! Da — ja da! Aus seiner Erstarrung auffahrend, stürzte der Schütze hinter die Dichtung. Da lag eine Gestalt. „He, Ciotka! Auf! Psiakrew!“ Frelisowski zerrte an der Liegenden.

„Ist sie getroffen? Um Gottes willen!“

„Der Herr Baron brauchen sich nicht zu ängstigen, das hat gar nichts zu sagen! Schmeißt Euch nicht hin! Wollt Ihr wohl?! He, Ciotka!“

„Ist sie getroffen — hab' ich sie getroffen?!“

Dolefschal war totenblau geworden, auf dem durchlöchernten Rock des Weibes sah er Wint.

Veim Klang dieser zitternden Stimme erhob die Getroffene ein lautes Lamento. Eben hatte der Förster sie auf die Füße gebracht, mit einem gewaltigen Plump ließ sie sich wieder niederfallen: nein, sie konnte nicht stehen, wein, sie

konnte nicht gehen, sie war tot, mausetot! Furchtbar stieg ihr Heulen in die dämmernde Winterluft.

Der Förster fluchte. Dolefschal war zur Ciotka hingekniet — wo, wo war sie getroffen? Gefährlich?! Seine bebenden Finger befühlten die zerlumpten Röcke, ein Grausen schüttelte ihn: Blut! Reichlicher begannen die Tropfen zu sickern, er hatte das flebrige Naß an den Händen. „Um Himmels willen, rath zum Doktor! Schicken Sie nach Miaszczko! Zu Wollinski, schnell!“

„Ach, Herr Baron,“ — Frelisowski blieb ganz ruhig, — „das ist ja alles nur Anstellerei! Willst du jetzt wohl gleich still sein, alte Vettel?“ Er schnauzte gewaltig. „Diebsgesindel! Dem gnädigen Herrn die Hasen stehlen, hinter 'nem angeschossenen dreinlaufen, dem eins ins Genick geben, und ihn dann unter den Rock verstecken! Das kommt nun davon! Seht Ihr wohl?!“ Er wendete sich drohend zu den Treibern, deren einige herbeigelassen waren und mit aufgerissenen Augen glöhten. „Daß ihr euch nicht unterleht, auch nur einen einzigen Hasen zu mausen! Nicht ein Löffel kommt mir fort, hört ihr? Diebsbande, ihr!“ Und dann fuhr er die Vermundete an: „Halt 's Maul jetzt! Der gnädige Herr Baron wird dir geben ein Trintgeld!“

„Ja, natürlich, ja, ja!“ Dolefschal fühlte eine ungeheure Erleichterung: wenn das mit Geld gut zu machen war, darauf sollte es ihm gewiß nicht ankommen! Er zog seine Börse und schüttete sie in des Försters Hand aus: „Geben Sie ihr das, bitte, geben Sie ihr das!“

„Ein Schmerzensgeld! Was Angenehmeres kann der ja gar nicht passieren,“ sagte irgend jemand.

Das Geheul der Ciotka hatte auch Schützen herbeigelockt; die standen nun im Kreise herum und zeigten lachende Gesichter. Auch die Treiber, deren immer mehr geschlichen kamen, grinsten. In ihren Mienen lag sogar Neid: was war da weiter? Eine Ladung Schrot ins Dickfleisch! Macht nichts! Jeder von ihnen hätte das gern hingenommen, denn der gnädige Herr würde nun zahlen, eine Mark, einen Taler, ein Goldstück vielleicht gar! Da, wie die Ciotka sich wälzte, die verfland's! Immer wenn man sie ein wenig aufgerichtet, fiel sie wieder platt hin; ihre Hände krallte sie ins Gebüsch; au, au, au, sie mußte sterben, au, au, au, sie war schon tot!

Bei jedem neuerhobenen Schmerzensgeheul zuckte der Baron zusammen. Wie war es nur gekommen, wie war es möglich, daß er sie getroffen?! Sie mußte hinterm Buschwerk getroffen sein, auf allen vierten, gegen das Verbot. Aber wenn auch, wie konnte er nur so unvorsichtig sein, so leichtsinnig — unweizentlich! Er stöhnte.

„Aber Hanns-Martin, laß dich doch nicht von der alten Hexe ins Wodshorn jagen!“ Das war Paul Keitners fröhliche Stimme. Er stand neben

dem Freund und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Meinst du, meinst du wirklich, daß es nicht gefährlich ist?“ Dolechal hob sein ganz verfürtes Gesicht. „Ich begreife gar nicht, wie mir das passieren konnte, ich — ich —“ Er wischte sich über die Stirn, auf der, trotz der Kälte, Schweiß stand.

Der Rittmeister lachte. „Wie das passieren konnte? Nichts leichter als das, 's wäre doch nicht das Erstmal! Die wollte auch was bei der Jagd lukrieren. Ist dem kranken Hasen nachgetrocknet — nun hat sie 'ne Ladung Schrot statt dessen. Geschieht dem Volk ganz recht, wenn's maußen will! — Na, nun laß die Geschichte ruhen, komm!“

Er zog eben den Freund von den Knien auf, da kam der Gwiabliborzycer. Der hatte sich in äußerster Zuverlässigkeit gegen seine Gäste den entferntesten und ungünstigsten Standpunkt ausgewählt, nun eilte er atemlos herbei.

„Ich bitte Sie, lieber Nachbar, entschuldigen Sie nur! Ich bin außer mir, ich bin ganz empört! Wie kann man solche Treiber einstellen! Es ist unverantwortlich! Nein, nein“ — abwehrend hob er die Hände, als der andre etwas sagen wollte — „nein, nein, kein Wort, sehr liebenswürdig von Ihnen, aber es ist meine Schuld!“ Er kehrte sich ab, sein Blick suchte den Leiter der Jagd. „Ge, Frelkowski!“

In einer Weise, so der er sich kaum je hinreissen ließ, fuhr er den Förster an: „Habe ich nicht befohlen: nüchterne, zuverlässige Leute?! Wie können Sie sich unterziehen?! Sie können gehen — auf der Stelle — Sie können gehen!“ Er schrie und stampfte mit dem Fuß.

In dienstlich-unterwürfiger Haltung stand der Förster, ohne ein Wort, die Blicke niebergeschlagen auf die Ehrenzeichen seiner Brust.

Dolechal ließ sich von Paul Restner fortführen. Die Jagd war so wie so zu Ende, es wurde rasch ganz dunkel.

Munter schwatzte der Rittmeister: Gott sei Dank, daß man bald was zu essen kriegte, seit der ersten Streife nichts über die Lippen gebracht, nur mal ab und zu einen Schluck aus der Jagdflasche. Das Diner würde famos munden. Und Garczynski hatte gute Weine. Und Frau Jadwiga würde alle Mienen springen lassen!

„Auf dich hat sie's ja besonders abgesehen,“ sagte er vertraulich und puffte den Freund leicht in die Seite. „Donnerwetter, wird die 'ne Toilette gemacht haben — ich möchte sie nicht bezahlen. Na, Garczynski wird sich auch Zeit damit lassen. Weißt du, die kleine Stasia hat mir's verraten — allerliebste Person! — ich habe sie Sonntag ein Stückchen auf dem Wagen mitgenommen, als sie aus der Predigt kam. Aber auch ein Racker. Ich sage dir, alter Junge“ —

lachend blinzelte er Dolechal an — „nimm dich in acht vor der Garczynska, so 'ne unverständene Frau geht gleich aufs Ganze!“

„Keine Sorge!“ Ein geringschätziges Lächeln zog für einen Augenblick über das vornehme Gesicht.

„Du bist heute ja scheußlicher Stimmung,“ sagte der Rittmeister, „warum denn? Wegen der alten Weibsperson? Ah bah, davon wirft du dir doch nicht gleich die Laune verderben lassen?“

„Neblich, die Ciotta!“ hatte Löb Scheffel ausgerufen und die Hände hoch erhoben, als er, seine Neugier in der Entfernung nicht länger bezähmen föhrend, herbeigeilt war.

Nun luden sie ihm die Last auf sein Wägelchen. Von der Seite schielend sah Isidor zu: da packten sie seinem Alten die „Schichtre“ auf, statt der erhofften Hasen! Hatte er nicht recht, zu ziehen nach Berlin? Das Geschäft war mies!

Löb Scheffel hatte nicht den Mut zu opponieren: was ging ihm eigentlich die Ciotta an, hatte er sie geschossen? Aber freilich, da waren lauter herrschaftliche Wagen, Gott soll hüten, es ging doch nicht an, daß die wurden mit dem Blut besudelt! So schickte er sich ergeben drein und half den vier Mann die jetzt vom Schreck und Schreien Schwachgewordene aufs Wägelchen schroten. Die Decke, die er mitgenommen, die Hasen zu bedecken, gab er her, um sie ihr noch überzuspreiten.

„Nuh, war das kalt! Die Zähne klapperten ihm. Er hatte schon einen halben Tag auf die Hasen gewartet und nichts Warmes im Magen.

„Ihr fahrt sie nach Pocienia,“ hatte der Förster Frelkowski gesagt, „Ihr wißt ja, wo sie wohnt. Und dann holt Ihr den Doktor — dali — dali —!“

Nun rasselten sie hin auf eiliger Fahrt; hin und her gerüttelt jammerte die Ciotta bei jedem Stoß. „Neblich, die Ciotta,“ sagte Löb Scheffel wieder. Und dann: „Was meinst, Isidor, wird der Herr Baron dran denken, mer zu zahlen de Fuhre?“

„Mer hofft doch,“ sprach Isidor mit undurchdringlicher Miene.

„Du —,“ der Alte zuckte die Achseln — „wenn er auch nich wird dran denken, mer zu zahlen de Fuhre, wer' ich drum doch nich machen en langes Feiere. Ein braver Mann, en aufgekärter Mann! An vielleicht, daß er mer wird lassen 's nächste Kalb billiger!“

VIII

Es wäre Dolechal eine Wohlthat gewesen, nach Hause fahren zu können, anstatt beim Diner sitzen bleiben zu müssen. Um ihn her das Geschwirr quälte ihn. Durch das Klirren der Gläser, das Klappern des Silbers, im Durcheinander-

wirren der lebhaften Tischunterhaltung hörte er immer den einen Ton: er hatte einmal einen alten räudigen Hund totesgeschossen hinter der Scheune, der hatte gerade so aufgehaut.

Wenn das Weib nur nicht ernsthaft verkehrt war! Was gäbe er darum, wäre ihm das heute nicht passiert! Wäre er doch gar nicht zu der vernünftigen Jagd gefahren! Es hatte ihm nicht umsonst so widerstrebt. Aber er hatte sich gezwungen. War es denn nicht klug, mitzumachen? Fast die ganze Kommission war da, der Landrat, alle großen Besitzer der Umgegend. Man sprach davon, daß Boguszynski auf Groß-Wirchowits sein Mandat niederlegen würde; Differenzen waren aufgetreten zwischen ihm und seinen Wählern, man war nicht zufrieden mit seiner Haltung im Reichstag. Ja, es war so, der alte Herr hatte ihm neulich selber Andeutungen gemacht. Wenn er nun daran dächte, sich aufstellen zu lassen für die nächste Reichstagswahl?! Er war noch jung, er würde ihnen schon entschieden genug sein. Und warum sollten sie ihn denn eigentlich nicht wählen? War er nicht aus gutem altem Haus — sein Wappenschild zeigte keinen Flecken —, lebte er nicht in geordneten Verhältnissen, förderte er nicht die Kolonisation nach besten Kräften, in jeder Weise? Die Leute hatten Zutrauen zu ihm, vielleicht fast mehr als zu dem eigens dazu bestellten Vertrauensmann, dem Gutsverwalter. Der Bräner zum Beispiel hatte sich lieber bei ihm die Zugochsen gekauft und die Kühe, anstatt durch Vermittlung der Kommission, und zu seinem Saatgetreide hatten sie auch mehr Zutrauen als zu dem gelieferten. Und vor allen Dingen: war sein Deutschum nicht der innerste Kernpunkt des hiesigen Deutschthums und war das auch stets gewesen, mitten im Polentum schon von Vaters, von Großvaters Zeiten her? Wer konnte sich desgleichen rühmen?

Stolz hob er den Kopf und ließ seinen Blick die Tafel hinunterstreifen. Wer konnte wider ihn sein? Höchstens doch der Pole! Aber da — halt! Er stieß auf das Gesicht von Kestner, und seine Brauen schoben sich zusammen: leider verknüpfte nicht alle Deutschen miteinander das gleiche starke Band! Da waren manche, denen es schwer wurde, die eignen kleinsten Interessen dem großen allgemeinen Interesse unterzuordnen. Pah, aber nur keine Sorge, die —

„So in Gedanken?“

Dolefschal fuhr zusammen. Die Hausfrau, die neben ihm saß, hatte für einen Augenblick die Hand auf den Armel seines Jagdfracks gelegt.

„Haben Sie mich denn ganz vergessen?“

„Verzeihung, Gnädigste!“ Er erröthete. Sie hatte recht, er hatte sie schmachlich vernachlässigt! Ihre Fingerpielen ergreifend, führte er sie leicht an die Lippen; sein Schnurrbart kitzelte die schöne Hand.

Frau Jadwiga lächelte ihn an; den entblößten Nacken näher zu ihm neigend, wollte sie ihn eben eine ihrer amüsanter Bemerkungen zuflüstern, die sie machte, wenn sie in Laune war, als gegenüber der Landrat an sein Glas schlug.

Ah, ein Toast! Das Stimmengewirr verstummte nur allmählich, wie widerwillig; die Herren waren schon äußerst animiert. Es war scharf getrunken worden. Ueberall erhobte Gesichter. Kestner am linken Flügel, in einer Gruppe von Landwirten, hatte bereits ganz kleine müde Augen, aber er beteiligte sich doch noch interessiert an der Unterhaltung. In der plötzlich eintretenden Stille hörte man ihn gerade noch grämlen: „Das sagen Sie so: hochnehmen! hochnehmen! Natürlich, höheren Zoll verlangen wir — müssen wir verlangen! Ganz meine Meinung. Herunterhandeln wird uns der Staat doch schon wieder was! Ae, der —“

„Et!“

Der Landrat klopfte noch einmal energischer ans Glas.

„Gnädigste Frau! Meine Herren!“

Was würde nun kommen? Dolefschal sah ernst, aufmerksam drein. Der Landrat war nie ein hervorragender Redner, heute schien er es noch weniger zu sein; sein Kopf war sehr rot, die Zunge gehörte nur schwerfällig.

Himmel, was redete er denn da von Deutschum, immer von Deutschum? Das war doch kein Thema zwischen Eis und Käse! Und gerade hier in diesem Hause! Man war bei einem Polen zu Gast! Feinlich berührt biß sich Dolefschal auf die Lippen, einen raschen Blick warf er die Tafel hinunter: lauter Deutsche! Kestner und seine beiden Söhne — hier Rittergutsbesitzer von Klinkorf auf Ustaszewo, da Amtmann Rittner aus Paulsborn bei Miaszeczko, dort Müller aus Wilhelmshöh und Niedemann aus Wismarcksau — da Baron Bobrau auf Bobrowo — der Laszkowor, der Jajeszierzer, Herr von Libau auf Michalza — unten am Tisch ein paar Gutsverwalter, frühere Offiziere — links und rechts vom Hausherrn die Herren der Kommission. Garczynski der einzige von der andern Nationalität! Wahrhaftig, dieses starke Betonen des deutschen Uebergewichts war in dieser Situation nicht am Platze.

Dolefschal rückte unruhig mit seinem Stuhl, das Blut stieg ihm zu Kopf — der Gastgeber mußte sich ja verkehrt fühlen! Er, der ein so außerordentlich liebenswürdiger Wirt war, mußte sich im eignen Hause sagen lassen, daß nur dort, wo Deutsche zusammenfingen, ein einiger Geist, eine harmlose Fröhlichkeit zu finden sind, daß nur dort, wo deutsche Herzlichkeit und deutsche Bildung in schöner Vaarung den Ton der Gesellschaft beeinflussen, die sich — die sich — wie heute hier —

Hier geriet der Redner etwas aus dem Fahrwasser, um dann mit fähnem Sprung auf den eigentlichen Zweck seines Toastes zu kommen, nämlich den: den lebenswürdigen Jagdherrn und seine ebenso lebenswürdige, durch Gaben der Schönheit und des Geistes gleich ausgezeichnete Gemahlin leben zu lassen:

„Meine Herren, und dann erheben Sie sich von Ihren Sigen! Unser verehrter Garczynski, als getreuer Nachbar und lieber Freund — nein, mehr als das — als Vertreter einer Nation, die allseitig dafür berühmt war, Ritterlichkeit und Gastfreundschaft in vollendetster Weise zu üben, wird, wenn er auch —“

Der Landrat stutzte. Ein Klirren störte ihn. Das Sektglas, dessen feinen Stil Dolefschals Hand umfaßt gehalten, war zerbrochen — ein Knick, die kristallinen Scherben lagen auf dem Tisch.

Aber es war nur eine flüchtige Unterbrechung. Wenn auch nicht ganz den abgerissenen Faden wiederfindend, schloß siegreich der Redner:

„Unser lebenswürdiger Gastgeber wird mit uns rufen: Dem obersten Jagdherrn aller Jagden, dem starken Schirmherrn unsrer Ostmark ein donnerndes Weidmannsheil!“

Was nun? Von Verlegenheit übermannt, wagte Dolefschal kaum zu Garczynski hinzublicken, aber verwundert und zugleich erleichtert sah er's — dieser lächelte und hob sein Glas.

Im allgemeinen, jetzt doppelt laut losbrechenden Geschwirm hörte man deutlich die scharf akzentuierende Stimme:

„Meine Herren, und ich trinke noch besonders auf das Wohl der starken Stützen unsrer Ostmark — meine Gäste, sie leben hoch!“

„Hoch! Hoch! Hoch!“

Allgemeine Begeisterung. Man war aufgesprungen, stieß die Gläser aneinander und ließ sich mit Vergnügen selber leben. Ein famoser Kerl, der Garczynski! Ja, die Polen, die verstanden's!

Alle Gäste, auch solche, die nicht mehr ganz fest standen, strömten zu Garczynski hin. Jeder wollte mit ihm anstoßen. Es gingen der Sektgläser noch mehrere in Scherben. Man lachte, klopfte sich auf die Schultern, ja, man umarmte sich sogar.

„Du, mein alter Herr hat einen Sigen! Hör mal,“ künfterte Paul im Vorbeipassieren, sein Glas hochhaltend, lachend dem Freunde zu.

Kestner hatte eben mit dem Hausherrn angestossen. „Mein lieber Garczynski, das haben Sie gut gesagt! Alter Freund, sehr gut! Wir starke Stützen der Ostmark, starke Stützen“ — das Wort schien ihm ausnehmend zu gefallen, er konnte sich gar nicht davon trennen — „starke Stützen, prost, prost!“

Dolefschal fühlte eine jähe Gereiztheit. Seine Brauen zogen sich zusammen, seine Lippen schürzten

sich. Als nun Kestner auch auf ihn trat, vernüchlich sein Glas hinhaltend, in Weinlaune, zeigte sein Gesicht eine eisige Abwehr.

Aber Kestner bemerkte sie nicht. Er stieß gegen das Glas des andern, das unerhoben auf dem Tisch stand:

„Na, da wollen wir uns mal leben lassen — hoch, hoch, — wir starken Stützen der Ostmark — starke Stützen — prost!“ Sein sonst so verdrießliches Gesicht lachte heute breit, er war sehr gemüthlich.

Aber in Dolefschal stieg etwas Unbezähmbares auf; die Neroosität, die heute in ihm vibrierte, wurde zur Hestigkeit. Bis in die Lippen erbläsend, lachte er heraus: „Stützen der Ostmark?! Haha!“ Dieser hier mit seiner erbärmlichen Krämerpolitik wagte sich eine Stütze der Ostmark zu nennen, eine Stütze!

Ein Lachen wurde beleidigend. Jetzt dämmerte dem andern etwas trotz der Benebeltheit. Ganz verduht sah Kestner erst drein, dann zog er argwöhnisch die Brauen hoch: „Was — warum lachen Sie denn so?“

Da drehte sich Dolefschal kurz von ihm ab: „Neben die starken Stützen,“ und hatte zugleich das Gefühl: sag's nicht, du machst dir einen Todfeind! Aber er sagte es doch.

Um ihn her ging das Geschwirm weiter, immer angeregter wurde es und immer zwangloser. Man war jetzt vom Dessert aufgestanden, hatte sich gesegnete Mahlzeit gewünscht und stand in Gruppen beisammen. Er stand allein; wie lange schon, wußte er nicht, aber er fühlte sich plötzlich vereinsamt. Er sah sich nach Paul um, dem präsentierten die hübsche Zofe eben Likör, er beugte sich gerade mit einem Scherz zu ihr, und sie lächelte, die Augen niederschlagend auf das silberne Tablett. Auch der jüngere Kestner war in Anspruch genommen. Der Vater hatte seinen Referendar den Herren von der Kommission präsentiert und hatte ihn nun mit dem Landrat zusammengebracht; der junge Mann stand, respektvoll zuhörend, in wohl-erzogener Haltung.

Aha — um Dolefschals Lippen zuckte es sarkastisch — überall die eignen kleinen Sonderinteressen! Und von dem warmen erleuchteten Esstisch, auf dessen Tisch, unter den dicken dufenden Wachskerzen der Armleuchter, reiches Silber stand und eisgekühlte Sektflaschen, glitten seine Gedanken hinaus ins weite Land. Draußen war's rauh. Von allen Seiten schob der Wind über die ungeschützte Fläche; um die kleinen Häuschen der Ansiedlung fauchte er wie ein böses Tier. Und schwarz drohte der Kirchturm von Pocielka.

„Gefegnete Mahlzeit — na, immer noch so schlechter Laune?“ Paul war zu ihm getreten und hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt. „Na, warum denn nur? Ich begreife dich nicht! Doch ganz famos heut! Ich muß wirklich



Photographie-Verlag des Photographischen Union in München.

Träumerei

Nach dem Gemälde von F. A. von Kaulbach

Garczynski alles abbitten — Diner tiptop, Sektmarie vorzüglich — glänzender Wirt! Komm, setzen wir uns jetzt ein bißchen zusammen, sei nicht ungemüthlich!"

Auch der Referendar kam nun heran: „Kommen Sie, Dolefschal, im Nebenzimmer gibl's Kaffee! Kaul, ihr seid doch dabei? Wir wollen dann eine kleine Bank auflegen. Was sagst du?“ — er stieß lachend seinen Bruder an — „Garczynski hat selbst unsern alten Herrn 'rumgetriegt!' Beide Brüder waren höchlichst amüsiert.

„Ich spiele nicht!“ Dolefschal warf den Kopf in den Nacken.

„Aber warum denn nicht?“ Ganz verwundert riß der Rittmeister seine gutmüthigen Augen auf. „Was soll man denn sonst machen, so nach Tisch?“

„Ich werde mich empfehlen. Adieu, Kaul! Adieu, Richard!“ So kühl hatte Dolefschal sonst nie den beiden Brüdern die Hand gereicht. „Ich gehe ganz still fort, macht kein Aufhebens, adieu!“

Er war zur Tür hinausgekommen, ohne daß jemand sein Fortgehen bemerkte; draußen auf dem Steinflur, dessen ausgetretene rote Ziegel heut mit kostbaren Teppichen überdeckt waren, stob ein Kärchen auseinander. War das nicht der Inspektor Schulz und ein Frauenzimmer? Aber er hatte nicht weiter acht darauf; all seine Gedanken, all seine Sinne waren in Anspruch genommen von einem Gefühl, dessen Ursprung ihm nicht klar zum Bewußtsein kam. War es einzig sein Jagdmalheur, das ihn so niederdrückte?

Mit eiligen Schritten ging er auf den Hof, selber seinen Kutscher zu suchen. Rasch angepannt, nach Danie! Sowie er nur wieder in Teutschau war, nur wieder Helenens Auge auf sich ruhen fühlte, ihre Hand in der seinen hielt, würde ihm leichter sein, freier zu sein. Aber wie er auch rief und pfliff — kein Kutscher. Wo steckte der? Den Nachtwächter, der gerade die erste Runde machte, schickte er, ihn zu suchen.

Der fand ihn auch gleich. Aus der nächsten Scheune kam der Niemcezyer Kutscher angefüllt, kurz von Atem und sehr verlegen. Er behauptete, geschlafen zu haben, Strohhalm hingehalten ihm auch noch an, aber Dolefschal sah trotz der spärlichen Beleuchtung einen fliehenden Weiberschatten. Schämte sich der Mensch nicht, war ein alter Ehemann, hatte schon große Kinder und gab sich mit den Hofbirnen ab?

Heute schien alles darauf angelegt, ihn zu verstimmen! Mit gerunzelter Stirn stand Dolefschal und wartete, bis angepannt war; da kam die Zofe ans dem Ganse gelaufen: „Herr Baron, Herr Baron!“ Die gnädige Frau ließe doch sehr bitten, der Herr Baron möchte doch nicht fortgehen, ohne der gnädigen Frau Adieu zu sagen.

Dolefschal fühlte sich ganz beschämt. Er hatte sich heute so wenig um die Dame des Hauses gekümmert, er hatte es nicht einmal acht gehabt,

daß sie sich beim Dessert schon zurückgezogen — es war wirklich lebenswürdig, ihm das nicht nachzutragen! Ja, die Frauen waren doch immer noch die Großherzigen in dieser Welt der Kleinlichkeiten!

Willig folgte er der Zofe, die in ihrem für eine dienende Person unverhältnismäßig eleganten Kleid, lange baumelnde Goldgehänge in den Ohren, vor ihm her huschte. Er sah nicht ihr verschmitztes Gesicht. Die Treppe hinauf, durch einen langen halbdunkeln Gang führte sie ihn, dann öffnete sie rasch eine Tür und schloß sie eben so rasch und leise wieder hinter ihm. Es wäre ihm an einem andern Tag vielleicht aufgefallen, daß sie so tat, als führe sie ihn zu einem Stelldichein.

Sie hatte ihn in Frau Jadwigas Zimmer eingelassen. Auf der roten rissigen Tapete lag ein vertrauliches Halbdunkel; die verhängte Lampe auf dem Tischchen warf nur einen weichen Schein auf die Dame im Sessel und das elegante, seidenverhängte Himmelbett hinter ihr. Das ganze Zimmer war durchduftet von dem Parfüm, das Frau Jadwiga liebte.

Sie war noch in Toilette; der schöne weiße Hals frei. Ungezwungen reichte sie ihm die Hand. „Sie wollen schon fortgehen, Baron?“ Ihre langbewimperten Lider schlugen rasch auf und nieder, wie die zarten Flügel eines Schmetterlings.

„Gnädigste Frau, ja! Ich bin heute ein schlechter Gesellschafter, — verzeihen Sie, aber Sie wissen vielleicht“ — ihm kam's plötzlich ein rettender Gedanke, sich dahinter zu verstecken — „welch ein Malheur ich heute bei der Jagd gehabt habe?“

„Ich weiß!“ Sie nahm seine Hand und drückte sie herzlich, fast lieblosend glitt ihr Blick über ihn hin. „Das tut mir ja so leid! Mußt du Ihnen gerade das passieren! Wenn's einem andern passiert wäre, meinem Mann zum Beispiel,“ — sie lachte hart und zog wie in plötzlicher Schmerzempfindung die Brauen zusammen — „der hätte sich gar nichts draus gemacht. Aber beunruhigen Sie sich nicht, bleiben Sie nur noch, ich habe ja schon nach Pocietka geschickt, es hat gar nichts auf sich, es geht der Person ganz gut!“

„Sie — Sie haben sich schon erkundigen lassen? O!“ Er war völlig überrascht. „Gnädigste Frau, das haben Sie getan?“

Sie lachte wie ein Kind, dem eine Ueber-raschung geglikt ist. Und dann sagte sie leise, fast schüchtern, mit gesenktem Blick: „Ich wußte ja, daß es Sie freuen würde!“

„Liebe gnädige Frau!“ Er faßte ihre Hand und küßte sie. Aber diesmal war es nicht bloß der blonde Schnurrbart, der ihren Handrücken streifte, sie fühlte seine warmen Lippen.

Für einen Moment schloß sie die Augen; das war dasselbe wonnige, zum Vergehen angenehme Gefühl, das sie durchrieselte unterm Krachen der

alten Nepomufena. Mehr — mehr! Sie öffnete die Lippen, den Kopf ein wenig hintenüberlegend, schlug sie die großen schwimmenden Augen auf.

Er sah den Blick nicht. Neben ihr sitzend, sah er gerade aus und sprach wie zu einer Dritten in einem warmen Gefühl: „Das Beste, was wir haben, sind doch unsre Frauen! Eines Mannes größtes Glück ist eine gute Frau!“

Wie er das sagte! Ganz einfach, schlicht, aber in einem Ton, den sie noch nicht von ihm gehört hatte. Da, das galt nicht ihr, das galt einer andern, jener, seiner Frau!

Wie eine Kugel, der man das Fell gegen den Strich streichelt, vibrierte sie. Ihre Nasenflügel bebten nervös, die kurze Oberlippe zuckte. Das Taschentuch in ihren Händen zu einem Bällchen drehend und wieder auseinander zerrend, hörte sie gar nicht mehr, was er sagte. Diese Worte galten nicht ihr — sie fühlte das. Und ein Haß stieg in ihr auf gegen jene langweilige blonde deutsche Frau. Und auch gegen ihn. Er war beschämt — diese großen, blonden deutschen Männer, o wie dumm! Sie gähnte.

„Sie sind abgepannt!“ Dolechal sprang hastig auf. „Verzeihung, ich hätte längst gehen sollen, aber Ihre große Güte und Liebenswürdigkeit haben mir das Herz warm gemacht. Haben Sie tausend Dank! Nun, — ein freundlicher Glanz machte sein Gesicht sehr ansiehend, — rasch zu meiner Frau!“

Sie hielt an sich, bis sein fester Tritt draußen auf dem Gang ausgehallt hatte, bis sie nicht mehr seine Befehle an den Kutscher hörte, auch nicht mehr das Rollen seines Wagens auf dem hartgefornen Hof; dann brach sie in ein Lachen aus. Das war einmal verlorene Mühe gewesen — haha — nicht einmal angesehen hatte er sie! Glühendes Rot der Beschämung und des Zorns stieg ihr zu Kopf. Das Lachen ging in ein Weinen über, in ein heftiges ungebärdiges Schluchzen. Sie biß in ihr Taschentuch, zerriß es, schleuderte die Fäden in einen Winkel; ihr Schluchzen wurde zum Schreien. Ein Krampf schnürte ihr die Brust zusammen, in die Kehle stieg es ihr wie eine Kugel; gerade noch, daß sie den Klingelzug erreichte.

Als Stasia nach geraumer Weile erschien, lag die Herrin vorm Bett auf den Knien, stöhnend, das Gesicht verzerrt. Kein Kognal half, keine Eau de Cologne; die Jose lief, den Herrn zu rufen. Garczynski blieb ruhig; er kannte diese Zufälle. Geschickt das enge Kleid aufschnürend, hob er seine Frau aufs Bett und füllte dann die kleine Spritze mit der wasserhellen Flüssigkeit, die Doktor Wollinski verschrieben hatte, freilich nur für den äußersten Notfall. Aber war's jetzt nicht der äußerste Notfall? Vielleicht schaffte der Anblick allein schon Linderung. Er legte die Spritze

aufs Tischchen am Bett; sich über die Leidende beugend, hauchte er erst auf ihre linke, dann auf ihre rechte Wange einen leichten Kuß: „Gute Besserung, meine Teuerste!“ und stahl sich dann auf den Zehenspitzen wieder hinaus. Nach dem Doktor hatte er schon einen Wagen geschickt, auch die alte Nepomufena rufen lassen — etwas andres konnte er wirklich kein besten Willen nicht tun; und seine Gäste warteten, er hielt die Wank, ohne ihn stoppte das Spiel.

Madwiga lag, mühsam atmend, wie unter einer schweren Last. Sie fühlte Schmerzen in der Brust, im Magen, im Rücken, ein Ziehen bis in die Fingerspitzen und um die Taille ein eisernes Band.

Kam der Doktor denn noch nicht, wo blieb der saunmselige Mensch? Sollte sie hilflos sterben? Ach, keiner, dem sie teuer war, — ihr Mann unten bei seinen Spielern, und — er bei seiner Frau!

Wieder ein neuer Anfall; sie türschte mit den Zähnen und verdrehte die Augen. Stasia näherte sich mit einer Wärmflasche; die Herrin hatte über eijige Füße geklagt. „Au, du brennst mich ja! Tollpatzsch!“ Die Hand der Kranken fiel klatschend auf die Wange des Mädchens. Und dann ein Tritt — trach — die Wärmflasche flog zum Bett heraus und ergoß, aufspringend, all ihr heißes Wasser über den Teppich.

„Ach, ich sterbe, ich sterbe! Gnade! Heilige Mutter! Au, diese Schmerzen! Vete, Stasia, bete!“

Die Jose war's gewohnt, wenn die Herrin litt, mußte sie beten. Und so kniete sie denn, ihr elegantes Kleid ein wenig raffend, auf den durchnähten Teppich nieder, lehnte die Augen nach oben, legte die Hände zusammen und begann. Ihr monotones Leiern verfehlte seine Wirkung nicht. Der Herrin starrer Blick begann sich zu mildern, die Lider zuckten, nun senkten sie sich, und Tränen in nicht endenwollender Flut strömten darunter hervor.

„Vete, bete, ich schenke dir auch die rotseidene Bluse — den Sonnenschirm — ach, bete nur, bete!“

Stasia leierte noch eine Weile. Ah, nun hatte die Rani die Augen zugemacht! Psiakrew, wenn sie doch einschlief! Das würde wieder eine schöne Nacht werden, statt sich zu amüsieren, konnte man wohl gar hier auf den Knien liegen. Wenn doch wenigstens die Nepomufena bald käme, das alte Gespenst!

„Vete, bete!“ stöhnte die Herrin.

„Ich bete ja in einem fort!“ Stasia schnitt eine Grimasse — was scherte sie die rotseidene Bluse, der Sonnenschirm, sie wollte doch lieber bei Ran Sziul auf dem Sofa sitzen.

Draußen raschelte es, leise wurde an die Tür geklopft. Aha, die Nepomufena!

Aber es war nur der Vete, den man nach ihr geschickt: die Nepomufena sei krank, sie liege im Bett und schweize, und der Husten quäle sie auf der Brust.

„Krank — ?!“ Stasia machte ein langes Gesicht. „Krank?“ wiederholte die Leidende. Sie setzte sich hastig aufrecht in den Kissen, ihr Gesicht rötete sich: die Nepomukena sollte kommen, mußte kommen!

„Die Filomena läßt fragen, ob die gnädige Pani nicht will ihr erlauben zu kommen, anläßt der Mutter?“ flüsterte der Voté.

„Bistafren, die Nepomukena soll kommen, auf der Stelle!“ Die Herrin schrie laut: „O, die Schmerzen, die Schmerzen!“ Nein, das Morphinum half diesmal gar nichts! „Die Nepomukena, die Nepomukena!“

Weniges später jagte ein zweiter Wagen zum Hoftor hinaus, hin nach den Hütten der Komorniks. Wenn die Nepomukena denn nicht gehen konnte, so sollte sie fahren.

Der Stróz auf dem Hofe hatte längst mitternacht gepfeifen, als endlich Ruhe ins Herrenhaus kam.

Die alte Nepomukena war da gewesen; von zweien geführt war sie hinauf gewandt, aber da war die Herrin schon eingeschlafen gewesen.

Frau Jadwiga schlief so fest, daß sie nicht einmal mehr die Abfahrt der Gäste gehört hatte. Mit viel Gepolter war die vor sich gegangen und mit viel Gelächter. Türen waren geworfen worden, über den Flur schlorteten die Herren und verträchteten die schweren Füße in die Teppiche; auf den Stufen der Posttreppe, die die Mitternacht mit ihrem eisigen Hauch überglast, waren ihrer einige fast zu Falle gekommen. Noch auf den Wagentritten strauchelten sie.

Garczynski latete Arm und Schulter weh; er hatte es sich nicht nehmen lassen, persönlich jedem seiner Gäste in den Wagen zu helfen, der Diener durfte nur ein wenig nachhupfen, die Pelzdecke zurechtzupfen und den Schlag schließen. Erleichtert atmete der Hausherr auf, als die letzte Verbeugung gemacht, zum letztenmal grüßend mit der Hand gewinkt war: „Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen! Herzlichsten Dank! Wohl bekomm's!“ Mit dem befriedigenden Gefühl, ein gutes Stück dem Ziele näher gekommen zu sein, suchte Garczynski sein Bett auf. Er überdachte: das hatte wiederum eine Menge Geld gekostet, aber der Erfolg würde schon zeigen, daß es sich verlohnte, noch einmal ein Stückchen Wald zu schlagen! Die Kommission würde ja wahrscheinlich doch alles herunterhauen. Eigentlich schade um den Wald, in dem die alten Garczynskis einst Wolf und Bär und Hirsch und Elch gejagt — pah, jetzt gab's ja doch nur noch miserable Hasen, selten genug Rehe darin — die Hauptsache war, daß die Kommission kaufte. Und sie würde kaufen; angebissen hatte sie bereits, das heutige Jagddiner hatte den Wert des Objekts entschieden um zwanzigtausend Mark erhöht. Viel fehlte nicht mehr am geforderten Preis. Und die Kandidatur war entschieden auch aussichtsreicher geworden. Alle Gäste hatten ihn

ihrer Hochachtung versichert, der Landrat ihn noch vor der Abfahrt heimlich in eine Ecke genommen: „Mein Bester, ich höre, Sie wollen sich aufstellen lassen bei der nächsten Wahl? Gratulor, gratulor!“ hatte mit den weinmüden Augen gezwinkert und ihm verständnisinnig die Hand gedrückt. Wenn die nicht wider ihn waren, wer sollte denn wider ihn sein? Gorta hatte ihn versichert, daß er's wagen könne; von höchster Stelle aus werde die Hand über ihn gehalten, und — der Pole dehnte sich behaglich in seinem weichen Bett und gähnte aus Herzensgrund —, dann war ja kein Fehlschlag zu fürchten! Der Niemczyzer konnte einem ordentlich leid tun — wenn der sich etwa mit Hoffnungen trug! Ganz ruhig schlief Alexander von Garczynski ein.

Der Hauptbau lag dunkel, nur im Seitenflügel, im Zimmer von Van Szulc brannte noch Licht. Man genierte sich da so wenig, daß man nicht einmal die Koileur herunterließ. Stasia hatte über die steile Dienersiege, die versetzten und bespuckten Steinstufen, die zur Inspektorenwohnung führten, manches hinaufgeschafft: Austern, Pastete, Mayonnaise, Kompotts, Torten, Eis, und vor allem Wein: Ungar und Sekt. Der kleine Tisch in der engen Inspektorstube war überladen, im Waschbecken standen die Seiflappen.

Gott sei Dank, die Mamsell schlief schon; die hatte genug von den Lasten des Tages, aber der fremde Koch, den man aus Posen hatte kommen lassen, machte mit. Stasia hatte auch einen anstrengenden Tag hinter sich; seit dem frühen Morgen war sie auf den Füßen, man hatte sie hier und dorthin gerufen, überall gebrauchte man sie. Was hatte allein die Frijur der Herrin für Schweiß gekostet, und jetzt zuletzt die Veterei! Und doch tanzten ihr noch die Augen im Kopf. Nur mit einem leichten Gähnen lehnte sie sich an Herrn Szulc. Ein klein wenig maukte sie: laum ein Trinkgelb hatte es gegeben für all die Klackeri! Alle Herren hatten in den Taschen gesucht — der Herr Rittmeister war ganz schamrot geworden, daß er keinen Taler mehr für sie fand, nur ein lumpiges Markstück!

„Dihibi!“ Sie sicherte in sich hinein, und dann schüttelte sie sich vor Lachen, daß ihre langen goldenen Ohrgehänge baumelten: „Die hatte der gnädige Pan wieder ordentlich ausgebeutelt!“

Der hübsche Inspektor schlang den Arm um die Lustige. Sie saßen miteinander auf dem harten Ledersofa, dessen Heufüllung durch verschleierte Schläge herausquoll. Szulc spießte mit seinem Taschenmesser die Lederbissen auf — Gabel und Messer hatte man nicht —, Stasia aß mit den Fingern. Nur ein paar Viertulpen waren oben, sie tranken den Sekt aus diesen. Uebermütig goß das Mädchen die Weige seines Glases dem Manne auf den Kopf: „Wohl bekomm es dir!“ Der Posener Koch amüsierte sich: ei, konnte die saufen!

Die Männer hätten sie gerne trunken gemacht, aber Stasia widerstand: da würde sie sich schön hüten, da sollten sie sich andre holen!

Ja, das wollten sie auch! Sziulc schlug auf den Tisch: eine, noch dazu eine, die nicht trunken war, war viel zu wenig! Wenn die Hofmägde nicht struppig waren, nicht voll vom Staub des Aders, waren sie hübsch genug!

Stasia lachte: mochte er sich doch welche holen! Aber daß er sich nicht verirret, wenn er zum Mägdehaus tappte — leise, leise! — und dann durch die Gitterstäbe des Fensterchens die Hand gezwängt und angepocht, dann machten sie auf.

Er lachte sie aus; als ob er das nicht selber wußte!

Ihrer fünf, die Hübschesten, fanden sich bald ein — wie durstten sie zögern, wenn Van Inspektor sagte: „Dalli?!“

Mit rotgeschlafenen Waden, die Augen erschrocken aufreißend, drückten sie sich erst stumm auf einen Haufen. Aber der süße Wein, den man ihnen reichlich gab, löste ihnen bald die Zungen. Sie schwatzten und sangen; am liebsten hätten sie getanzt. Die kleine Inspektorstube, so niedrig, daß die Decke fast mit der Hand zu erreichen, war überfüllt. Auch den Schreiber, der nebenan wohnte, hatte man noch zuziehen müssen. Man mußte sich dicht zusammendrängen, jeder Mann hatte zwei Mädchen auf dem Schoß.

Ein Gelächter, ein Gejuchze, ein Gepolter, ein Gekreisch, ein Gesänge, ein Begröle war in der Inspektorstube, daß der Ströz, der seine einsame nächtliche Runde über den Hof machte, unterm Fenster stehen blieb und verlangend mit seinen roten Augen hinauspilerte: die tranken, wenn doch auch etwas für ihn abfiel! Er piß — daß sie doch merkten, daß einer unterdes für sie wachte!

Da öffnete sich das niedrige Fenster: „He, Ströz!“

Er glockte nach oben mit offenem Mund: im Lichtstreifen, der aus der Stube fiel, schwenkte ein Arm eine Flasche. „He, Kopf hintenüber, Maul auf! Sollst auch was abriegeln! Aufgepaßt!“

Der Nachtwächter riß den zahnlosen Mund auf und streckte gierig die Zunge.

Vont oben herunter goß eine Sekttraufe, aber sie traf nicht ins geöffnete Tor, auf die Pfastersteine unterm Fenster plätscherte sie. Da kniete der alte Mann nieder und schlürfte.

Oben waren sie jetzt alle des süßen Weines voll. Die Hofmägde lachten sinnlos. Van Sziulc hatte sie heimlich alle mit ihren langen Röhren aneinander gebunden — nun hieß er sie aufstehen, und sie rissen sich kreischend zu Boden.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür. Auf der Vorbischwelle stand der junge gnädige Herr, im eleganten Nachthemd, nur die Hosen an. Sein Knabengesicht blickte mit weitaufgerissenen Augen.

„Psiakrew!“ Der Inspektor taumelte auf, um hastig die Lampe zu verlöschen.

Aber Stasia hatte noch Besinnung genug: es war ja nur Van Volek, das machte nichts!

Und sie sprang auf den jungen Menschen zu, faßte ihn um den Hals und zog ihn vollends in die Stube. —

Der Tag graute, frostig und nüchtern. Wie Opfer der Sektantheit über Bord, hingen die Hofmägde ihre Köpfe über die Fensterbrüstung. Trinnen auch ein Bild der Verwüstung. Flaschen und Schüsseln und Ueberreste am Boden, schwerer Zigarettenrauch in der Luft, gemischt mit dem Dunst der Weinneigen.

Grünblau saß Herr Voleslaw auf dem Ledersofa zwischen Stasia und Herrn Sziulc. Vergebens pries der Inspektor lallend jetzt einen kräftigen Schnaps an. Der junge Herr schüttelte verneinend den Kopf, wie zerbrochen hing er in des Mädchens Armen. Auch Stasia war jetzt kreidebleich, aber durch ihr unnebeltes Gehirn schoß noch ein Gedanke: der junge Herr mußte zu Bett — fort — zu Bett! Sie rüttelte ihn, er fiel ihr weinend um den Hals.

Drunten plötzlich ein donnerndes Pochen am hölzernen Hofstor — Wortwechsel — Schlüsselrasseln —, zögernd machte der Ströz auf. Ein Wagen fuhr ein. Jetzt ein Keischen an der Klingel — noch einmal — noch einmal — ein Läuten unausgeseht. Das kam aus dem Zimmer der Herrin.

„He, Stasia, pst!“ Der Nachtwächter piß gellend unterm Fenster. „Ist Van Doktor gekommen für gnädige Pani! Stasia, he, du!“

Aha, sie wurde verlangt! Aus alter Gewohnheit taumelte Stasia auf, der Knabe entglitt ihren Armen, sie ließ ihn fallen. Ueber ihn weg stieg sie und stolperte zur Tür.

Aber nicht weit kam sie. Ihr schwindelte, sie wußte gar nichts mehr — mochte die läuten, läuten, läuten! In einem Winkel des Ganges sank sie hin.

(Fortsetzung folgt)





Neues Jahr

Von

Rudolf Herzog

Die Augen auf zur neuen Wacht,
Und wisch die Wehmuth von den Stirnen!
Zu End' geht auch die längste Nacht,
Und purpurn färben sich die Firnen;
Und purpurn färben sich die Firnen;
Mit eurer Sackel letztem Loh'n
Entzündet neue Feuerzeichen,
Es soll des Schlummerliedes Ton
Die Hand dem Morgenlauge reichen.

O erster Morgen, letzte Nacht,
Wie lieb' ich euch im Jahresreigen.
Es tropft des Rauhrefs blanke Pracht
Wie fließend Silber von den Zweigen.
Zerflattert ist die Nebelwand,
Es ist ein Wallen und ein Wehen,
Es läßt des Herrgotts starke Hand
Den Vorhang auf und nieder gehen.

Den Vorhang hoch! Ein neues Stück
Soll sich aus Traum und Wachen heben.
Und sei es Leid und sei es Glück,
So ist es doch — ein Menschenleben.
O, wenn du weißt, was Leben heißt,
So werden lieb dir selbst die Sorgen.
Die Nacht ist lang, die Welt vereift,
Du aber drängst zum Frühlingmorgen.

Der Frühling . . . Sieh — das ist das Wort!
Neujahrsnacht liegt auf Winterwegen.
Du aber fühlst: Nun geht es fort
Und immerfort dem Lenz entgegen!
Kein Sehnen in dir, das nicht wußt':
Es ringt ein Lied sich aus dem Schweigen,
Die Lippen, die du nicht geküßt,
Was gilt's? Jeßt werden sie sich neigen.

Es blüht das Aug', es zuckt der Mund,
Und kühner strecken sich die Glieder;
„Was ich verlor in dunkler Stund,
O Leben du, ich hol' es wieder!
Ich hol' es in das Sonnenlicht,
Du Sieger wirfst dich mir ergeben.
Ein Schwertlied singt's: Dem Sieger nicht,
Dem Kämpfenden gehört das Leben!“

O wunderbarer Neujahrsgruß,
Den ich erlauch' aus deinen Glocken.
Heb auf, du Menschenkind, den Fuß
Und achte nicht der Winterflocken,
Und schreit ins neue Jahr hinein,
Als schritt'ist du zwischen Blumenbeeten.
Fällt welkes Laub dir hinterdrein,
Mag es die Zeit zusammenjäten.



Sport und Hypnose

Von

Balduin Grollier

Der Radfahrersport hat der Welt eine wissenschaftliche Offenbarung gebracht, für die die eigentliche ausreichende Begründung noch immer fehlt. Es ist ein Wunder, das wir auitaunen, ohne es recht zu verstehen. Und doch kein Wunder. Denn jede Täuschung, auch die Selbsttäuschung, ist ausgeschlossen, und wir haben handgreifliche Tatsachen vor uns, die jeden Augenblick mit mathematischer Genauigkeit zu umschreiben und zu beweisen sind.

Man kann die körperliche Leistungsfähigkeit eines Menschen durch ein überaus einfaches Mittel außerordentlich steigern, ja verdoppeln! Vor etwa einem Jahrzehnt noch wäre eine solche Behauptung leicht und rasch abzutun gewesen: allerdings kann man das, und das einfache Mittel besteht im Training. Der Abstand zwischen der Leistungsfähigkeit eines trainierten und eines nichttrainierten Menschen ist ein ganz kolossaler, jedenfalls viel größer, als in Valenkreisen angenommen wird. Das wissen wir, aber nicht das ist hier gemeint. Das Wunder besteht vielmehr darin, daß von zwei gleich starken und gleich trainierten Menschen der eine durch das erwählte sehr einfache Mittel sofort doppelt so leistungsfähig gemacht werden kann wie der andre, und dabei ist das Mittel eigentlich nur ein psychologisches.

Es ist bekannt, daß diese seelische Erregungen, die wilde Verzweiflung, ein leidenschaftlicher Wahn, ein rasender Hohn in der Tat auch die physischen Kräfte verdoppeln können. Aber davon ist hier nicht die Rede. Im Gegenteil, der Mann wird in die denkbar größte Gemütsruhe versetzt — das eben ist das Merkwürdige. Begeben wir uns auf das Gebiet der Tatsachen! Die Radfahrerrei begann als Sport, und erst im weiteren Verlaufe entwickelte sich das Fahrrad zu einem Verkehrsmittel. Der ursprüngliche Zweck war neben dem Vergnügen die Erzielung hoher Geschwindigkeiten. Es begann die Rekordjagd, und in der ganzen Welt verfolgte die Radfahrerschaft diese Jagd mit gespanntestem Interesse. Wer die englische Meile = 1609 m in drei Minuten hinter sich brachte, durfte sich schon sehen lassen. Als der Deutsche August Lebr in England die besten Männer schlug und die englische Meisterschaft eroberte, da war das förmlich ein Nationalfest für die deutsche Radfahrerschaft. Lebr hatte, um die Meilenmeisterschaft zu gewinnen, etwas mehr als drei Minuten gebraucht.

Die Rekords wurden immer mehr gedrückt, und in der internationalen Radfahrerschaft wurden ausregende Debatten darüber geführt, ob das naheende zwanzigste Jahrhundert zuerst den Zweiminutenrader oder den Zweiminutenradfahrer sehen werde. Gemeint war, ob das Trabersper, dessen Schnelligkeit zu erreichen damals den Ehrgeiz des Radfahrersportes bildete, oder der Radfahrer zuerst die englische Meile in zwei Minuten oder darunter werde hinter sich bringen können.

Weiter regte man sich darüber auf, ob es wohl menschenmöglich sei, auf dem Rade in einer Stunde

eine Strecke von 40 km zu bewältigen, und es gab ein gewaltiges Staunen, als die Nachricht eintraf, daß der Südafrikaner Meintjes als Erster die Leistung vollbracht habe. Noch mehr Verwunderung gab es, als der Engländer Frank Thorland die Kiefernleistung von 500 km in 24 Stunden aufstellte. Die Strecke entspricht genau der Entfernung zwischen Wien und Triest.

Wenige Jahre später — und das Bild ist völlig verändert. Der Ehrgeiz richtet sich nicht mehr gegen das Trabersper, nicht einmal gegen das Kienperd, als dessen schnellste Zeit über die Meile 1 Minute 35 Sekunden notiert ist. Denn der Radfahrer hat die Meile schon längst in einer Minute bezwungen. Die Geschwindigkeit, die Meintjes mit ungeheurer Anstrengung für eine Stunde aufbrachte, wird vom Radfahrer durch 24 aufeinander folgende Stunden durchgehalten, und was Frank Thorland, jener ob seiner Kraft und Ausdauer, seiner Energie und wunderbaren Mutes so viel gefeierte Jüngling vor etwa zehn Jahren vollbrachte, das sieht er nun verdoppelt.

Was ist geschehen? Das Mittel hat gewirkt, das einfache Mittel. Welches ist dieses Mittel? Die Führung.

Das Merkwürdige, was man sich denken kann. Einer der wichtigsten Zwecke des Sportes ist die Entwicklung der Fähigkeit, alle seelische und körperliche Energie zusammenzuraffen für den entscheidenden Kampf, und doch kann selbst der energischste und besttrainierte Kämpfer im Radfahrersport auch nicht für eine Minute ohne Führung dieselbe Leistung ausbringen wie mit ihr. Eine physische Unterstützung wird ihm durch die Führung nicht erteilt; er wird nicht gezogen, er wird nicht geschoben, und seine Gewichtsbegünstigung kommt ihm zu statten. Und doch — nicht eine Minute, nicht eine halbe, nicht eine Viertelminute kann er sich ohne Führung neben einem geführten Konkurrenten behaupten. Tiefer geht spielend über ihn hinweg und wird ihm, mag er sich noch so verzweifelt wehren, in kürzester Zeit besiegt haben. Und nicht nur zwei Gegner, bei denen schließlich doch ein Unterschied in der Qualität angenommen werden könnte, bieten dieses Schauspiel dar, es ist auch ein und derselbe Mann voll auf ausreichend, das merkwürdige Phänomen zu erhärten. Er fliegt mit der Führung wie ein Triumphator dahin, und verlagert diese, dann gleicht er plötzlich einem hilflosen Kinde und ist mit einem Schlag auf die Hälfte seiner Leistungsfähigkeit gesetzt. Man kann's ihm mit der Uhr in der Hand vorrechnen! Und da nützt auch keine Anstrengung, kein Aufrasten; er ist förmlich seiner Kraft beraubt. Es kommt ihm nicht nur die Schnelligkeit, sondern auch die Ausdauer abhanden, er klappt zusammen, ein Häufchen Unglück, kläglich anzuschauen.

Die wunderbare Wirkung der Führung ist noch durchaus nicht zur Genüge erklärt. Vielleicht weil die Radfahrer im allgemeinen zu wenig

Philosophen und die Philosophen zu wenig Radfahrer sind. Die einzige und schon darum die beste Erklärung, die ich nach langer geduldiger Beobachtung und vielfachen persönlichen Versuchen zu geben vermag, ist die, daß der Geführte durch das höchst aufmerksame Hinstarren auf das Hinterrad der Führungsmaschine, das ihm wie ein weißlichgrauer Nebelstreifen erscheint, in einen hypnotischen Zustand, eine Art von Halbschlaf, verfällt, der ihn wunderbar frisch erhält. Alle physische und psychische Energie konzentriert sich auf die zu leistende Arbeit. Es gibt keinen Nebengedanken und keine Lebensempfindung, und alle sonstige Gehirntätigkeit ist förmlich eingestellt. Das ist es, was die Leistungsfähigkeit für den einen Zweck ins Ungeheure steigert. Das Hinstarren erfolgt aus allerndächster Nähe. Je näher das Vorberrad des Geführten dem Hinterrad des Führenden, desto wirksamer die Führung. Ein Meter Entfernung schwächt die Wirkung schon außerordentlich ab, und bei einem Zwischenraum von mehreren Metern verliert sie überhaupt. Wie sehr da ein aufmerksames Hinstarren erforderlich ist, liegt auf der Hand. Die Geschwindigkeit ist eine rasende; dabei soll der Geführte seine Maschine stetig wohnöglich auf Fingerbreite der Maschine vor ihm nahe halten, sie aber um keinen Preis berühren, denn das gäbe sicheren und bösen Sturz. Da heißt es denn ordentlich hinstarren, und das bewirkt in wenigen Sekunden jenen wundertätigen Halbschlaf, der allein zu der erhöhten Leistung befähigt. Ist dann die Fahrt zu Ende, dann gibt es ein Erwachen in verhältnismäßiger Frische, so daß man immer noch weiter gefolgt hätte. Meist aber die Führung ab oder verläßt sie, auch auf halber Strecke, dann stellt sich beim Fahrer in unglücklich kurzer Zeit totale Erschöpfung ein.

So die Tatsachen, an denen nicht zu rütteln ist, da sie tausendfach beglaubigt sind und täglich aufs neue beglaubigt werden. Und nun die Frage: warum sind aus ihnen noch nicht die weiteren Konsequenzen gezogen worden? Für alle Freunde der leichten Athletik, für die vielen Tausende von Klubs, die sich der Pflege der athletischen Sports widmen, bietet sich da ein Problem dar, dem näher zu treten sich aus sportlichen wie aus wissenschaftlichen Gründen wohl verlohnte. Ist das Wunder der Führung nur auf das Gebiet des Radfahrers beschränkt? Wahrscheinlich nicht, man darf wohl sagen, gewiß nicht. Man hat auch schon viel damit herumprobiert. Das Führpferd auf dem Turf ist keine seltene Erscheinung, und bei Refordversuchen auf der Traberbahn ist der Running mate, der galoppierende Begleiter, sehr häufig als unerlässlich erachtet worden, und selbst Schwimmer unterläßt man schon durch wechselnde Führung, — aber all das ist die „wahre Liebe“ nicht. Den Schwimmer wird man nicht in einen Halbschlaf versetzen, dazu erhält ihn schon das kalte Wasser zu munter, und ob die Pferde immer geneigt sein werden, sich hypnotisieren zu lassen, das ist noch sehr die Frage.

Gerade dort aber, wo die Versuche am ehesten Erfolg zu versprechen scheinen, auf dem Gebiete des Rebellianismus, sind sie noch gar nicht angestellt worden. Die Geher und Läufer, die sich

am leichtesten dieselben Führungsbedingungen verschaffen können, wie sie dem Radfahrer zu statten kommen, haben noch nichts beigetragen zur Aufhellung eines Phänomens, das in gleicher Weise das physiologische wie das psychologische Interesse für sich in Anspruch nimmt. Allerdings waren bei den kürzlich abgehaltenen Distanzmärchen der Londoner und Pariser Börsebesucher, bei denen, nebenbei gesagt, sehr achtungswerte Resultate zu Tage gefördert worden sind, auch Radfahrer als Führungsmannschaften beteiligt, aber das war keine systematische Führung und konnte es unter den gegebenen Verhältnissen nicht sein. Der Führer war hier Begleiter, der, wo es not tat, vorausfuhr und eine Erfrischung besorgte, und der dann wieder seinem Schützling bei beginnender Versagtheit Mut zusprach, ihn ansenerte und moralisch ansprachete. Auch das ist sehr wertvoll, aber damit ist der eigentliche Wert der Führung noch nicht erschöpft.

Der Weltrekord im Laufen über 100 englische Ellen = 914 m steht auf 9¹/₂ Sekunden. Die Höchstleistung für eine Stunde beträgt 18,878 km, gelaufen. Gelaufen wurden bereits 13 km in der Stunde. Das sind ganz außerordentliche und erstaunliche Leistungen, die erzielt wurden ohne Führung. Wäre es nun nicht möglich, alle diese Weltrekords in der Luft zu zerreißen, wenn es gelänge, sich die Vorteile der Führung zu erobern? Es ist heute kein deutscher Athlet auf den Beinen, überhaupt in der ganzen Welt keiner, der 100 m in 10 Sekunden hinter sich bringen könnte. Gelingt es, sich die systematische Führung nutzbar zu machen, dann müßten sich Hunderte finden, die die Strecke mit fliegendem Start in 8 Sekunden bewältigen, und dann werden nicht mehr 18 km die Höchstleistung für die Stunde vorstellen, sondern wohl 24 und in abschbarer Zeit vielleicht 30 km! Das klingt natürlich sehr phantastisch, aber man halte sich vor Augen, daß man vor laim mehr als zehn Jahren den fürs Tollhans reis erklärt haben würde, der da behauptet hätte, ein Radfahrer könne aus eigener Kraft 84 km in der Stunde bewältigen.

Es läme also auch auf einen Versuch an, und nicht auf einen, sondern auf viele, sehr viele. Als Führungsmaschine müßte ein Motorwehraed dienen, dessen Gang so genau zu regulieren wäre, wie der einer Uhr. Man stelle die Maschine zunächst auf 12 km in der Stunde ein, und bei fortschreitender Uebung steigere man die Schnelligkeit. Nicht zu vergessen die große Tafel hinter dem Rücken des Motorfahrers mit dem weißen Strich! Der weiße Strich ist unerlässlich. Es müßte doch merkwürdig zugeben, wenn da die Welt nicht noch ganz kolossale Ueberraschungen erleben sollte. Gelingt das Experiment, und nach der gegebenen Analogie sehe ich nicht ein, warum es nicht gelingen sollte, dann wird der Schnellauf der kommenden Generation sich zu dem der früheren verhalten wie die Lokomotive zur Postkutsche. Weltrekords, die jahrzehntelang nicht gebrochen werden konnten, werden zerplittern, und alle Leistungen aller früheren Jahrhunderte werden kläglich in den Schatten gestellt sein. Eigentlich eine tolle Sache und wirklich nicht recht glaublich, aber des Versuches doch wert.



Der Hauptpalast des Maharadschas von Alwar

Der Maharadscha von Alwar und sein Reich

Von

Ernst von Hesse-Wartegg



Yous Succinly -
 J. S. Singh.

Maharajah of Alwar.

Zu jedem der nach Hunderten zählenden Staaten sitzt ein englischer Resident, der das Gebahren der Fürsten und ihrer Regierung in bezug auf den Verkehr mit den Nachbarstaaten überwacht, den jährlich an England zu zahlenden Tribut einliefert und acht gibt, daß es zu keinem

Auf den Landarten von Vorderindien findet man etwa in der Höhe von Bombay und Kalkutta ein großes Gebiet, über das das Wort Rajputana gedruckt ist. Es enthält viele der bisher noch „unabhängig“ geliebten Staaten der indischen Maharadschas und Radschas, Maos, Begums und wie die altangestammten Herrscher sonst noch heißen mögen. „Unabhängig“ natürlich nur insoweit, als es die Herren von Indien, die Engländer, zugeben.

Auf den Landarten von Vorderindien findet man etwa in der Höhe von Bombay und Kalkutta ein großes Gebiet, über das das Wort Rajputana gedruckt ist. Es enthält viele der bisher noch „unabhängig“ geliebten Staaten der indischen Maharadschas und Radschas, Maos, Begums und wie die altangestammten Herrscher sonst noch heißen mögen. „Unabhängig“ natürlich nur insoweit, als es die Herren von Indien, die Engländer, zugeben.

Aufstand gegen die Engländer kommt. Nur in bezug auf die innere Verwaltung ihrer Staaten sind die Fürsten vollständig unabhängig. Sie haben ihre eignen Bezirke oder „Diwans“, die etwa unsern Ministern entsprechen, ihre eignen Gerichtspflege, Polizei, Steuern, Stadt- und Dorfverwaltung. Die Staatsfinanzen sind ihnen unterstellt, sie haben ihr eignes Militär, in manchen Staaten sogar ihr eignes Post- und Münzwesen, grundverschieden von dem englischen. Viele dieser indischen Königreiche und Fürstentümer, besonders in Bundelkhand, umfassen nur ein paar hundert Quadratkilometer mit kaum hunderttausend Einwohnern, eine ganze Reihe sind sogar kleiner als der kleinste Staat des Deutschen Reiches, andre dagegen können sich an Größe und Bevölkerungszahl mit den Staaten Süddeutschlands messen.

Ein solcher Staat ist Alwar. Vor Jahrhunderten gelang es einem tapferen Herrführer des Meosstammes, eine Reihe kleiner Staaten im Gebiet von Merwar zu unterwerfen, und sein heutiger Nachkomme, der Maharadscha von Alwar, herrscht über ein Gebiet so groß wie das Großherzogtum Hessen. Wie einst der Großmogul von Indien auf dem weltberühmten Pflaumenthron von Delhi über die Mehrzahl der Radschas herrschte, so herrscht heute der Maharadscha von Alwar über eine Reihe kleiner uralter Feudalstaaten, die ihm Tribut zahlen und Heerfolge leisten müssen. Dafür muß der

Beherrscher von Alwar den Engländern im Bedarfsfalle von seiner Armee 600 Reiter und 1000 Fußsoldaten zur Verfügung stellen. Sonst aber ist er vollständig unabhängig und, was seine Einkünfte und die Pracht seines Hofstaates anbetrifft, selbst ein kleiner Großmogul.

Ich hatte von dem seltsamen, ursprünglichen Leben in diesem altberühmten Staat der Kadshputen, d. h. Königsöhne, so viel gehört, daß ich Alwar von Delhi aus besuchte. Dank meinen Empfehlungen seitens der englischen Regierung wurde ich in der Hauptstadt als Gast des Landesherren empfangen. Ein Hofbeamter erwartete mich bei der Ankunft des Eisenbahnzuges und brachte mich in einem eleganten Wagen nach einem reizenden kleinen Palais außerhalb der Stadt. Dieses, ebenso wie Wagen, Reitelefant, Keilpferd und ein Dienerschwarm von einem Tuzend betriebsamer unterwüthiger Indier blieben während meines mehrtägigen Aufenthaltes zu meiner Verfügung. Ich wohnte in dem ganz modern eingerichteten Palais so bequem wie nur irgendwo im Herzen Europas, und doch befand ich mich in einem der wildesten Gebiete Indiens.

Von meiner Wohnung aus war von der an 100 000 Einwohner zählenden Hauptstadt dieses, das berühmteste Jagdgebiet Indiens umfassenden Reiches nichts zu sehen, nicht einmal das Haus eines Europäers, wie solche sich sonst in den Hauptstädten der Eingeborenenstaaten in der Nähe der Eisenbahnstation befinden. Im ganzen Staate Alwar gibt es mit Ausnahme einiger Offiziere und Missionare überhaupt keine Europäer. Erst als ich auf der Fahrt nach der von üppigen Obstgärten umgebenen Stadt die zu ihren Toren führende

Hauptstraße erreichte, konnte ich aus dem hier herrschenden Verkehr auf das Leben schließen, das in ihr selbst wogeu mußte. Scharen von halbnaekten, duntelhäutigen Landleuten trugen auf ihren beturbanten Köpfen in großen Körben Gemüse, Tabak, Brennholz und andre Landesprodukte; zwischen ihnen wandelten Weiber mit naektem Oberkörper und kurzen, faltenreichen Röckchen, die von den Lenden bis an die Knie fallen. Kopf und Schultern waren mit leichten Schleiern in den buntesten Farben bedeckt, Brust und Kumpf freilassend. Manche dieser Phulkaris genannten Umhängetücher blühten und strahlten bei jedem Schritt ihrer leichtfüßigen Trägerinnen, als wären sie mit Diamanten besät. In Wirklichkeit rührt dieses besonders im hellen indischen Sonnenlichte blendende Gefunkel von unzähligen kleinen Spiegelstüchchen her, die auf den Stoff genäht sind.

Noch bunter, bewegter, fremdartiger war das Bild, als ich durch das stark besetzte Tor der Stadtmauer in die Stadt einfuhr. In beiden Seiten der langen, engen Straße einstöckige, buntheutliche Häuser mit flachen Dächern, Balkonen und Veranden, die glaslosen Fenster stark vergittert, an der Straßenseite überall Kaufläden und Werkstätten, in denen die fleißigen Wasserschmiede, Schuster, Schneider, Müller, Gold- und Silberarbeiter, Sticker und Weber unter den Augen der Passanten ihren Gewerben oblagen. In der Mitte der Stadt kreuzen sich die beiden Hauptstraßen, und über diese Kreuzung wölbt sich ein hoher Bau in maurisch-indischem Stil, das Grabdenkmal von Sultan Zarang, einem Bruder des berühmten Großmoguls Feroz Schah, der in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts auf dem Thron von Delhi saß. Nördlich dieses hohen Kuppelbaues gewahrte ich einen eigenartigen, mit Hunderten kleiner Figuren und pyramidenartigen Türmchen geschmückten Hindutempel, und an diesen schließt sich die Mauer, die die Palaststadt des Maharadschas umgibt. Unbehindert durch die in malerischen Uniformen prangenden Leibwachen durchfuhr ich mehrere Höfe mit anspruchsvollen, mehrstöckigen Gebäuden aus weißem Marmor, die Regierungsämter von Alwar, dazu die Bibliothek, Waffen- und Schatzkammer, sowie die Wohnungen des aus Tausenden von Personen bestehenden Hofstaates enthaltend. In der Mitte der wohlgepflasterten Höfe plätscherten Fontänen, umgeben von Marmorterrassen und reizenden indischen Pavillons mit Spitzkuppeln auf Marmorsäulen. Hinter diesen Haupthöfen dehnen sich andre aus mit den Stallungen der Staatselefanten, deren es am Hofe von Alwar an fünfzig gibt; in eisernen Käfigen sind die Jagdfallen, Jagdleoparden und Tschitahs (Geparde) untergebracht, mit denen der Fürst zeitweilig auf Antilopen jagt. Am Tore zum letzten Hofe mußte ich den Wagen verlassen und den Schirm, der mich gegen die sengenden Gluthen der Sonne schützte, schließen, denn dort befindet sich der eigentliche Palast des Beherrschers von Alwar.

Eine ganze Seite des Hofes einnehmend, erhebt sich dieser prächtige Marmorbau mit seinen Balkonen und gedeckten Galerien mehrere Stockwerke hoch, jedes Fenster mit einem kuppelgekrönten Erker versehen. Pavillons auf zierlichen Marmorsäulen



Ein Straßenbild: Bhilstraßen, Brennmaterial tragend



Gesamtansicht der Stadt Alwar



Leibgarde des Maharadschas

schmücken das flache Dach, zu dem durch die einzelnen Stockwerke im Innern des Baues nicht Treppen, sondern Rampen emporführen. Was den Bau so entzückend macht, sind die herrlichen Sculpturen, mit denen alle Tore, Balkone, Erker, Veranden und Pfeiler geschmückt sind, und die an Zartheit der Ausführung und Schönheit der Zeichnung jene der weltberühmten Großmogulpaläste von Delhi und Agra erreichen. Jedes Fenster ist mit einer Marmorplatte von kaum einem Zentimeter Dike und einigen Quadratmetern Größe verschlossen und mit durchbrochenen Sculpturen so bedeckt, daß man glauben könnte, die Indier könnten das Geheimnis, den Marmor in zarte Fäden zu zerlegen und daraus venezianische Spitzengewebe herzustellen. Besonders reich ist die große Durbar-Halle im ersten Stockwerk ausgestattet, ein feenhaft glänzender Raum, dessen Wände mit Mica- und Spiegelscheiben und Halbedelsteinen in anscheinend italienischer Pietradura-Arbeit ausgelegt sind, bunte Blumen und großblättrige Pflanzen darstellend. Mit Ausnahme einiger Porträts früherer Fürsten ist dieser, den Thronsälen unserer Schlösser entsprechende Raum ohne Einrichtung, denn bei den Durbars (Festversammlungen) sitzen die Teilnehmer, ebenso wie der Fürst selbst auf Teppichen, die über den Marmorboden gebreitet werden. Welchen Anblick eine derartige Festlichkeit indessen darbieten muß, entnahm ich aus der Pracht der Flaggen, Pfauenwedel, Parabewaffen, Teppiche u. s. w., die die Waffensammlung enthält, und aus dem fabelhaften Reichtum der Schatzkammer, mit deren köstlichen Juwelen der Fürst sich bei solchen Anlässen bedeckt.

Leider nehmen an diesen und anderen Festen die Frauen nicht teil, denn sie sind verborgen hinter den marmornen Gittern ihrer Paläste und kommen kaum jemals über die Mauern der Palastgärten heraus. Darfste ich die oberen Räume des geschätzten, Vanni Vilas genannten Palastes nicht betreten, so war es, weil sie eben von den Witwen

des letzten Maharadschas, Seiner Hoheit Mangal Singh, bewohnt werden. Dort verbringen die Frauen mit ihrem zahlreichen weiblichen Hofstaat und etwa tausend Sklaven oder vielmehr Frondienern, von Eunuchen bewacht, ihr freudloses Leben, jedoch immerhin noch besser, als daß sie, wie es noch bis zur letzten Generation der Fall war, sich beim Ableben ihres Gatten in die loderbenden Scheiterhaufen stürzen und bei lebendigem Leibe verbrennen mußten.

In allen andern Einzelheiten wird jedoch vom Fürstenhause und Volke von Alwar noch ganz den altangestammten Hindugebräuchen gebührend, und der Sima- und Wischnukultus führt zeitweilig gerade hier zu schamlosen Orgien, in denen sich besonders die herüchtigste Sakti-Sekte hervortut. Die heiligsten Sima- und Wischnutempel erheben sich hinter dem Palast, am Fuße eines steil aufstrebenden, fahlen Felsens. Zwischen ihnen und dem Palast dehnt sich ein weites, von marmornen Treppenschritten umgebenes Wasserbassin aus, mit zahlreichen offenen Pavillons aus weißem Marmor an den Ufern. Eben nahmen dort eine Anzahl Hofleute und Brahminen ein kühles Bad.

Dem Fürsten steht eine Reihe anderer Paläste zur Verfügung, die sich in der Umgebung der Stadt



Eine Hindufröhen im Festkleid



Neue Fürstenresidenz vor den Toren der Stadt

herrlicher Gärten erheben. Er bewohnt aber mit Vorliebe einen modernen Palast, den sein Vorgänger vor einigen Jahren für fremde fürstliche Gäste auf einem isolierten Felsen nahe der Stadt erbaut hat. Dorthin war ich am ersten Nachmittage zum Tee geladen. Mein Wagen hielt am Fuße des Felsens, an dessen steilem, jäh ab-

stürzendem Abhang gerade Hunderte von Indern mit der Herstellung einer Fahrstraße beschäftigt waren. Als ich mich in Anbetracht der drückenden Tropenhitze nur schweren Herzens auf den Weg machte, die steile Anhöhe zu erklimmen,

wurde mir von den reich betretenen Dienern des Fürsten ein feuriger schwarzer Degenst vorgeführt. Raum hatte ich einen Fuß im Bügel, so ließen die Diener das Tier los, und in großen Sägen ga-

loppierte es nun, wie plötzlich schon geworden, schunstracks die schwindelnde Anhöhe empor. Nur mit Mühe konnte ich mich im Sattel erhalten, alle Augenblicke erwartend, mit dem Pferde einen der steilen Abhänge herabzustürzen oder an einer der Stützmannern zu zerbrechen. Aber ehe ich mir noch die Gefahr so recht vergegenwärtigen konnte, hielt der



Ein Hindutempel in Alwar (Vorderindien)



Ein Blick in den Bazar zu Alwar

Hengst ohne mein Zutun am Hauptportal des Palastes an. Das feurige Tier ist für den Aufstieg zugeritten und bringt täglich den Maharadscha wie seine Gäste und Beamten in der gleichen Weise hinauf und wieder herunter.

Auf dem weiten, mit Balustraden eingefassten Plateau des Palastes sah ich einen jungen Engländer im Reitanzug stehen, der mich in zuvorkommender Weise begrüßte. Es war der Maharadscha Sawai Jai Singh in eigener Person! Ich hatte nach all dem, was ich von dem Beherrscher in der Stadt unten vernommen, einen Hindusfürsten mit stolzig aufgewirbeltem Schnurrbart, in juwelenbedecktem Kasten mit Turban, Schwert und Schnabelfschuhen erwartet, und nun stand ein Engländer vor mir, wie irgend einer aus Piccadilly oder James Street in London! Seine Zuverlässigkeit überwand jedoch meine Enttäuschung, und beim Tee, den er selbst einwarf, wurden wir die besten Freunde. Gegen sechs Uhr abends zog er die Uhr aus der Tasche und meinte: „Wenn Sie jetzt nach dem Dschungel jenseits des Bahnhofes drüben fahren wollen, werden Sie ein seltsames Schauspiel sehen.“ Ich verabschiedete mich und eilte, diesmal den feurigen Hengst vermeidend, zu Fuß den Berg hinab zu meinem Wagen. Jenseits des Bahnhofes schien mich ein Hornbläser erwartet zu haben, denn kaum wurde er meiner gewahr, so blies er langgezogene Signale in den Wald hinein. Bald sah ich dort die Neste schwanen, die Büsche sich bewegen, Staubwolken wirbelten von dem ausgetrockneten Boden auf. Ich hörte Pferdegewieher und Getrappel, und plötzlich galoppierten Hunderte von Rossen hervor, in großen Sprüngen über Gräben und Buschwerk

sehend. Nach wenigen Minuten war der weite, von Wassertrogen umgebene Platz, auf dem ich stand, mit den schnaubenden, wiehrenden, munteren Tieren gefüllt, die dem wohlbekannten Trompetensignal gefolgt waren. Sie wurden nun getränkt und in die Stallungen geführt, um am nächsten Morgen wieder freigelassen zu werden.

Ich hatte den Maharadscha gebeten, unter anderem auch seine Elefanten und seine Truppen photographieren zu dürfen. Bereitwilligt wurde mir die Erlaubnis erteilt. Wie erstaunte ich aber, am nächsten Vormittag in dem Hof vor meiner Wohnung Trompetengeschmetter zu hören und, heraustrretend, verschiedene Abteilungen der Armee von Alwar in Parade-Uniform aufmarschiert zu sehen. Der Fürst hatte sie zu mir befohlen, um mir den Weg nach der Kaserne zu ersparen. Kaum waren sie abmarschiert, traf auch die Elefantenherde in ihrer Festausrüstung, mit goldgestickten Decken behängt, die Howdahs auf den breiten Rücken, die Kornaß in Uniform mit silbernen Leibhaken auf den Köpfen sitzend, ein. Weiter konnte die Freundlichkeit des Fürsten wahrhaftig nicht gehen. Aber es folgten doch noch Festlichkeiten, Vorstellungen von Zauberkünstlern und Bajadern. Ich genoß den ganzen Märchenzauber dieses seltsamen Hofes im Innern von Indien. Reiche Geschenke sandte der lebenswürdige Gastgeber mit fürsichtiger Freigebigkeit in meine Wohnung, und als endlich die Stunde des Abschieds gekommen war, der mir wirklich schwer wurde, gab er mir die herzlichste Einladung mit auf den Weg, doch bald wiederzukommen. Vielleicht mache ich noch einmal eine Rundreise durch das malerische Land von Alwar.



Mutterglück

Nach dem Gemälde von Carl Müllner

Die Enthüllungen des Blutes

Von

Theo Seelmann

A bels Blut schrie von der Erde gen Himmel, als er Rains Streichen erlegen war. Wie oft hat seit jenem uralten Bruderzwist das Blut seine Stimme erhoben und um Rache gerufen, wie oft hat es als einziger Zeuge den Frevler seiner Tat überführt und ihn den Händen des Richters ausgeliefert. Zahllose Male hat das Blut gesprochen, aber nicht immer wurde es verstanden. Der menschliche Geist konnte bei allem seinem Scharfsinn nicht die Geheimnisse aufdecken, die das Blut in sich barg. So stand es bis vor kurzem. Aber man hat nicht gerührt, das Dunkel zu erhellen, um die Rätsel des Blutes deuten und lösen zu können. Jetzt ist es gelungen, auch die leisesten Regungen des Blutes zu vernehmen und zu erkennen. Die Enthüllungen, die das Blut der forschenden Wissenschaft darbietet, sind von einer ungeahnten Tragweite. Nicht mehr gebrochen und stammelnd, sondern klar und laut erklingt nun seine Sprache, und die Kunde, die sie uns bringt, reicht zurück bis in die graue Urzeit der Menschwerdung.

Die Antwort, die vom Blut zumeist geheißt wird, ist die, ob es den Menschenkörper durchströmt hat oder nicht. Der Nachweis, daß ein Verdächtiger oder Angeklagter sich des Mordes schuldig gemacht hat, spitzt sich ja vielfach auf die Frage zu, ob Blutflecke, die sich an seiner Kleidung, an Waffen und Geräten, die ihm gehören, oder sonstigen Gegenständen vorfinden, von Menschenblut herrühren oder durch Tierblut entstanden sind. Von den bisherigen Untersuchungsmethoden stützte sich die eine auf die Feststellung der in den Blutflecken enthaltenen Blutkörperchenart. Das Blut ist bekanntlich eine Flüssigkeit, in der weiße und rote Blutkörperchen schweben. Die letzteren, die bei der erwähnten Untersuchungsmethode allein in Betracht kamen, sind die Träger des Blutfarbstoffs, der dem Blut die rote Farbe verleiht. In einem einzigen Kubikmillimeter enthält das Blut beim Manne über 5 Millionen, beim Weibe gegen 4 Millionen roter Blutkörperchen. Auf die durchschnittliche Blutmenge von 5 Kilogramm entfallen beim erwachsenen Menschen rund 25 Billionen roter Blutkörperchen.

Ein rotes Blutkörperchen des Menschen stellt ein kreisrundes, münzenförmiges Scheibchen dar mit einer tellerartigen Anshöhlung auf beiden Seiten. Der Breiten Durchmesser eines solchen Scheibchens beträgt 0,007, die größte Dicke annähernd 0,002 Millimeter. Die Blutkörperchen der Säugetiere sind in der Form denen des Menschen gleich. Nur in der Breite und Dicke unterscheiden sie sich je nach der Art mehr oder weniger von den menschlichen Blutkörperchen. Dagegen weisen sie bei den Vögeln, Reptilien, Amphibien und Fischen eine eirunde Form auf. In frischem Blut kann

man unter dem Mikroskop die einzelnen Blutkörperchenarten gut erkennen und nach ihren Maßen bestimmen, ob das Blut vom Menschen oder von irgend einer Tierart stammt. Allein dies ändert sich, wenn ältere Blutflecke zur Untersuchung kommen. Es werden dann Bluttelchen von den betreffenden Gegenständen abgetragen, in einer physiologischen Kochsalzlösung, die davon ihren Namen hat, daß ihr Kochsalzprozentatz dem des Blutes entspricht, gelöst und nun mikroskopisch untersucht. Infolge der früheren Eintrocknung und der künstlichen Wiederauflösung verlieren aber die Blutkörperchen die sie kennzeichnenden Formen und Maße. Im günstigen Falle kann man wohl erkennen, ob das Blut von einem Vogel, einem Fisch oder einer andern Wirbeltierart mit eiförmigen Blutkörperchen herrührt, aber die Hauptfrage, ob es sich um Menschenblut oder Säugetierblut handelt, kann nicht mit voller Sicherheit entschieden werden. Auch die übrigen Untersuchungsmethoden, so fein sie an sich sind, die spektroskopische Untersuchung des Blutes, wobei es zwei ihm eigentümliche Absorptionsstreifen zeigt, sowie die mikrochemische Darstellung der Blutkristalle vermögen keine bestimmte Auskunft darüber zu geben, ob Säugetierblut oder Menschenblut vorliegt.

In diesem wichtigen Punkt, von dessen Klärung Gedicht und Leben eines Angeeschuldigten abhängen können, haben jetzt die neuen Forschungsergebnisse Wandel geschaffen. Der Stabsarzt Professor Uhlenhuth, der im hygienischen Institut von Greifswald arbeitete, hat ein Verfahren entdeckt, das jeden Zweifel über die Abstammung einer Blutspur behebt. Er beschäftigte sich mit der Frage, ob die Eiweißstoffe, die sich im Eiweiß der Vogeleier vorfinden, mit denen, die das Blut der Vögel enthält, gleicher Art seien. Der Verlauf dieser Untersuchung führte dazu, Hühnerblut in den Körper eines lebenden Kaninchens einzuspritzen. Wurde nun später diesem Kaninchens Blut entnommen, so zeigte es, oder doch jener Teil, den man als Serum oder Blutwasser bezeichnet, eine sehr wertwürdige Eigenschaft.

Obgleich das Serum durch die Diphtherieserumbehandlung auch dem Fernstehenden nicht mehr ganz fremd ist, so muß doch auf seine Entstehung und seine Zusammensetzung kurz eingegangen werden. Läßt man frisches Blut längere Zeit in einem Gefäß ruhig stehen, so scheiden sich aus ihm die Blutkörperchen ab, sinken zu Boden und bilden hier mit dem Blutfaserstoff eine rote, gallertartige Masse, die Blutkuchen genannt wird. Oberhalb des Blutkuchens aber breitet sich eine hellgelbliche, durchsichtige Flüssigkeit aus, das Serum oder Blutwasser. Es besteht zum größten Teil aus Wasser, in dem aber eine ansehnliche Anzahl von andern Stoffen

gelöst ist. Von diesen gelösten Stoffen seien das Kochsalz, das zu 0,6 Prozent enthalten ist, und die Eiweißstoffe Serumalbumin und Serumglobulin hervorgehoben. Doch lehren wir wieder zu jenem Serum zurück, das aus dem Blut eines Kaninchens gewonnen war, dem man früher Hühnerblut eingefügt hatte. Die erwähnte merkwürdigste Eigenschaft dieses Serums bestand darin, daß es, dem Serum von reinem Hühnerblut zugefugt, dieses trübte. Wurde dagegen dieses selbe Serum dem von Pferdeblut zugefugt, so trat in dem letzteren keine Trübung ein, sondern es blieb klar. Die Spur von Hühnerblut, die das Kaninchenblut barg, verriet sich demnach durch die Trübung, die es hervorrief, sobald es sich mit andern Hühnerblut, beziehungsweise mit Hühnerblutserum, mischte.

Diese Beobachtung brachte Uhlenhuth auf den Gedanken, zu untersuchen, ob durch die Mischung auch andrer gleichartiger Blutsera eine Trübung erzielt werden könne, und ob damit etwa ein grundlegendes Unterscheidungsmerkmal für die einzelnen Blutarten gegeben sei. Er testete seine Studien zunächst mit Rinderblut fort, indem er solches zu wiederholten Malen einem Kaninchen einspritzte. Bei der nötigen Reinlichkeit und Vorsicht vertrugen Kaninchen die Operation ohne erhebliche Störungen. Gleichzeitig wurden Blutlösungen hergestellt von Pferd, Hund, Ferkel, Ziege, Schwein, Hund, Fuchs, Kasse, Hirsch, Kaninchen, Zigel, Meererschwein, Ratte, Maus, Huhn, Gans, Ente, Gule, Krähne und Sperling, indem die betreffende Blutart mit Wasser bis zu einer schwachtrüblichen Färbung verdünnt, filtrirt und mit doppelt physiologischer Kochsalzlösung verfestet wurde. Wurde jetzt aus dem Blut des Kaninchens, dem Rinderblut eingefügt worden war, Serum dargestellt und fügte man davon sechs bis acht Tropfen den genannten Blutlösungen hinzu, so trübte sich nur allein die Rinderblutlösung, der Inhalt aller andern Gläschen dagegen blieb klar. Das im Kaninchenblutserum verborgene Rinderblut weckte also nur in der Lösung von Rinderblut ein Echo.

Das ermutigende Ergebnis veranlaßte Uhlenhuth, seine Experimente auch auf Menschenblut zu erweitern. Es wurde, genau wie vorher, einem Kaninchen mehrfach Menschenblut eingefügt und dazu eine Menschenblutlösung hergestellt. Der Erfolg entsprach der Erwartung. Denn sobald einige Tropfen des gewonnenen Kaninchenmenschensblutserums der Menschenblutlösung zugefugt wurden, trat in der letzteren die Trübung ein. Bei allen 19 genannten Thierblösungen blieb sie dagegen aus. Sie bewahrten nach der Hinzufügung des Kaninchenmenschensblutserums ihre volle Klarheit. Der nächste Schritt war jetzt, zu prüfen, ob auch Menschenblut, das aus älteren Flecken herrührte, in derselben Weise antworten würde. Denn war der bisherige Befund auch rein wissenschaftlich interessant genug, so wuchs doch seine Bedeutung erheblich, wenn er in gerichtlicher Beziehung praktische Geltung erlangte. Es wurden nun Flecke an verschiedenen Gegenständen, wie Kleidungsstücken, Weilen und Holztaupfellen, die in früheren Kriminalprozessen eine Rolle gespielt hatten, untersucht. Zu diesem Zweck wurde ein Teil der Flecke abgeschabt, in einer physiologischen Kochsalzlösung

aufgelöst und sodann Kaninchenmenschensblutserum hinzugefugt. In allen Fällen, wo es sich um Menschenblutflecke handelte, bildete sich die Trübung. Vergleichsweise wurden nach demselben Verfahren auch Flecke geprüft, deren Blutreste nachweislich von Tieren herstammten. Hier unterblieb die Trübung. Damit war die gerichtliche Verwendbarkeit der Methode glänzend erbracht.

Die von Uhlenhuth erzielten Ergebnisse sind durch Untersuchungen, die Kiemle im Institut für Staatsarzneikunde in Berlin ausführte, durchaus bestätigt worden. Es wurden hier Menschenblutflecke auf Kleidungsstücken, Messern, Weilen, Holzstücken, Glas, Papier geprüft, Flecke, die 2, 5, 8, 10 und 22 Jahre alt waren. Immer trat regelrecht die Trübung ein. Uhlenhuth selbst hat dann weiter sein Verfahren auf menschenblutgetränkte Erde, auf in Fäulnis übergegangenes Blut, auf blutiges Wafschwasser angewendet, und stets entstand die veräcztliche Trübung. Kein des Mordes Beschuldigter wird jetzt mehr die Ausflucht gebrauchen können, daß Blutflecke, die sich an ihm und seinen Besitzthümern vorfinden, nicht von dem Getödteten, sondern von Tieren stammen. Die Trübung, die sich aus dem Zusatz von Kaninchenmenschensblutserum ergibt, wird laut und deutlich gegen ihn sprechen. Aber auch indirekt wird man ihm die Falschheit seiner Behauptung nachweisen können. Es wird ja oftmals von einem Angeklagten die bestimmte Blutart angegeben, sei es Blut von Kindern, Schafen oder Schweinen, die beim Schlachten dieser Tiere die verdächtigen Flecke verursacht haben soll. Die Unrichtigkeit einer solchen Behauptung läßt sich gegenwärtig auch negativ darthun. Soll ein Fleck beispielsweise von Schweineblut herrühren, so bedarf es zur Feststellung des wahren Tatbestandes nur der Auflösung eines Theiles der Blutspur in einer physiologischen Kochsalzlösung und der Hinzufügung von Kaninchenmenschensblutserum. Entsteht eine Trübung nicht, so ist damit der Beweis geliefert, daß die Aussage falsch ist und Schweineblut sicher nicht in Betracht kommen kann. Ganz ebenso kann auch die Vorschreibung jeder andern Thierblutart durch die Prüfung mit dem entsprechenden Serum leicht widerlegt werden. Das Blut schreit jetzt nicht nur um Rache gen Himmel, sondern es wird auch jederseits gehört und verstanden.

Jedoch man ist noch weiter vorgegangen. Durch eine Steigerung der Wirksamkeit der einzelnen Serumformen hat Uhlenhuth gefunden, daß die ausschlaggebende Trübung anher bei dem Blute der angehörigen Tiere auch bei demjenigen einer verwandten Thierart antritt. Hier aber in schwächerer Weise. Die Gültigkeit der ganzen Untersuchungsmethode in gerichtlicher Beziehung wird durch diesen Umstand nicht beeinträchtigt, da ja die Verwertung des Kaninchenmenschensblutserums den Sachverhalt stetig richtig beurteilen läßt. Aus den Untersuchungen Uhlenhuths an sich nahestehenden Tieren sei ein kleiner Auschnitt mitgeteilt. Das Serum eines mit Schweineblut vorherbehandelten Kaninchens ergab eine schwächere Trübung als in einer Blutlösung vom Schwein selbst auch in einer Blutlösung vom Wildschwein. Das Serum eines Pferdeblutkaninchens liefert eine Trübung in Pferdeblutlösung

und eine schwächere in Efelblutlösung. Umgekehrt wirkt das Serum eines Efelblutkaninchen's. Das Serum eines Fuchsblutkaninchen's trübt eine Fuchsblutlösung und in schwächerem Grade eine Hundeblutlösung. Das Serum eines Hammelblutkaninchen's endlich erzeugt eine starke Trübung in einer Hammelblutlösung, eine etwas schwächere in Ziegenblutlösung und eine noch schwächere in Kiebitzblutlösung. Bei der Anwendung von Kaninchenrindeblutserum auf Ziege und Hammel ist die Trübung bei der Hammelblutlösung am schwächsten. Kontrollversuche an den Blutlösungen sich fremder Tierarten riefen niemals eine Trübung hervor. Vier blieben die Blutlösungen stets klar. Ueber die Zusammengehörigkeit der verschiedenen Tierarten sind wir zwar durch anderweitige Studien im allgemeinen unterrichtet. Viele Einzelheiten indessen, wie die Abstammung und Verwandtschaftsverhältnisse der Haustiere, liegen immer noch im Dunkel. In allen diesen strittigen Punkten wird die neue Untersuchungsmethode Sicherheit schaffen. Und sie hat zugleich den unschätzbaren Vorteil, daß man mit ihr jetzt imstande ist, die Verwandtschaftsgrade der Tiere sichtbar im Reagenzglas veranschaulichen zu können. Unter den bisherigen Befunden ist beispielsweise schon der Nachweis überlappend, daß das Kind der Ziege verwandtschaftlich näher steht als dem Hamuel.

Wie es so oft vorkommt bei wissenschaftlichen Fragen, hat es sich nachträglich gezeigt, daß in derselben Zeit, als Uhlenhuth seine Untersuchungen anstellte, auch andre Forscher, wie Wassermann, Schütz, Stern und Nuttal, in derselben Richtung tätig waren. Aus ihren Ergebnissen ist es nun als besonders bemerkenswert hervorzuheben, daß sie auch Affenblut der Prüfung unterwarfen, und zwar mit Kaninchenmenschensblutserum. Wassermann und Schütz zogen einen kleinen Pavian zur Untersuchung heran, Stern Kronen- und Javaaffen, Nuttal 46 verschiedene Affenblutsorten. Es ergab sich nach dem Zusatz von Kaninchenmenschens-

blutserum zu den einzelnen Affenblutarten, daß die Trübung nur ganz schwach bei den Krallaffen, stärker bei den Meerlahenaffen und am stärksten bei den menschenähnlichen Affen, den Anthropoiden, ausfiel. Endlich ist Strauch in der Lage gewesen, die Prüfung an dem Blut eines Orang-Utanweibchens, das im Berliner Zoologischen Garten an einer Darmkrankheit starb, vorzunehmen. Es wurde zu dem Orang-Utanblut Kaninchenmenschensblutserum hinzugefügt. Die Folge war: das Orang-Utanblut trübte sich stark. Bei Kontrollversuchen mit Pferdeblut, Hammelblut, Hundeblut blieben diese Blutlösungen vollständig klar. Alle diese letzteren Experimente beweisen also, daß zwischen den Menschen und den Affen tatsächlich Blutsverwandtschaft besteht und daß uns aus dem gesamten Tierreich die menschenähnlichen Affen am nächsten stehen.

Unwillkürlich wirft man nun die Frage auf, worauf wohl die Bildung der vielsagenden Trübung zurückzuführen sei. Unzweifelhaft spielen Eiweißstoffe dabei mit. Es wurde schon bemerkt, daß im Serum die beiden Eiweißarten Serumalbumin und Serumglobulin enthalten sind. Vermutlich ist es nun das Serumglobulin, das, mit dem Blut in den Kaninchenkörper eingefloßt, hier gewisse Umsetzungen erfährt und dann später, mit dem Blut derselben oder einer verwandten Tierart vermischt, wiederum die Fällung von Serumglobulin und die darauf beruhende Trübung veranlaßt. Das Blut ist der Lebensquell von Tier und Mensch. Schon die Alten erkannten seine Bedeutung, indem sie den Sitz der Seele in das Blut verlegten. Die moderne Forschung hat es wissenschaftlich zu durchleuchten gesucht, und ihre Bestrebungen sind auch schon vordem mit hohen Erfolgen belohnt worden. Aber die bisherigen Erkenntnisse sind weit überflügelt worden durch die jetzigen neuen Ertragenschaften. Sie lehren erst vollends, wie sehr der Ausspruch Goethes zu Recht besteht, wenn er vom Blute sagt, es sei ein ganz besonderer Saft.

Der Augenblick

von

Hanns von Gumpenberg

Der Augenblick ist alles,
Denn all das andre schwankt —
Laß leben mich im Augenblick,
Du zeitmpannendes Geschick —
Nur dafür sei bedankt!

Denk' ich zurück die Reibe,
Was ich und alles war,
So scheint verworren mir die Welt,
Die dies verspricht und jenes hält —
Der Augenblick ist klar.

Und denk' ich, was wohl werde
Aus unserm wirren Tanz,
Dann find' ich weder ein noch aus,
Und lieber bleib' ich hier zu Haus!
Der Augenblick ist ganz.

Denkt ihr zurück und weiter,
Und denkt euch matt und bleich —
Ich lobe mir den frischen Tag!
Denn was er immer bringen mag:
Der Augenblick ist reich!



Verlagsgesellschaft von Alfred Knorr in Wien

Unter Blumen

Nach dem Gemälde von Stefano Novo

Auf Kriegsschule

Militärische Schiffe

von

Karl August von der Pinnau



Die lange Friedenszeit sich sehr verschlechtert haben — braucht man doch 15 Jahre bis zum Hauptmann oder Wittmeister, die Fähnrichszeit nicht eingerechnet, und mindestens weitere 10 Jahre bis zum Major —, und anderseits darin, daß die Gehalts- und Versorgungsverhältnisse schlecht und der Dienst, besonders seit Einführung der zweijährigen Dienstzeit, außerordentlich anstrengend und aufreibend geworden ist. Hier wird der Staat entschieden eingreifen müssen, wenn anders die Schlagfertigkeit unsers Heeres nicht leiden soll. Aber nicht diese Frage soll hier untersucht werden, sondern wir wollen kurz einmal das Leben der Fähnriche auf Kriegsschule an uns vorüberziehen lassen.

Nachdem der Fähnrich — diese Bezeichnung ist ja zum Glück an die Stelle des entseflichen Wortes Avantageur getreten — bei der Truppe in mindestens sechsmonatlicher Dienstzeit die praktischen Kenntnisse als Gemeiner und Unteroffizier erworben hat, wird er zum Besuch einer Kriegsschule einberufen. Die große Frage ist dann die, wohin? Denn Städte wie Rotterdam, Kassel, Hannover, Mek, Danzig bieten ja schließlich mehr Abwechslung als Anklam, Glogau, Neisse, Hersfeld und selbst Engers, bei dem allerdings die herrliche Lage am Rhein mispricht,

vorausgesetzt, daß man im Sommer dorthin kommandiert wird. Früher begannen die Kriegsschulen nur am 1. März und 1. Oktober, so daß man häufig sehr lange warten mußte, wenn man zu einem ungünstigen Termin eintrat. Jetzt öffnen die Kriegsschulen zu allen Jahreszeiten ihre Pforten, so daß dieser Nachteil beseitigt ist.

Endlich kommt das entscheidende Schriftstück der Inspektion der Kriegsschulen beim Regiment an: Durra, Meß! In vierzehn Tagen heißt es abdamphen, und die Zeit bis dahin muß noch ordentlich ansgenugt werden. Da werden zunächst die verschiedenen Garnituren verpaßt, die Extrasachen in Ordnung gebracht, neue bestellt und verschiedene Anschaffungen, so für den Reitunterricht, gemacht. Am letzten Tage wird dann noch im Offizierskasino Abschied gefeiert; von allen Seiten wird ein guter Erfolg gewünscht, und jeder dieser Wünsche wird mit einem blizartigen Auspringen und dem Heruntergießen des süßen Nektars quittiert. Die Folge davon ist, daß unser Junker nicht mehr so recht weiß, wie er zur Bahn gekommen ist, aber er sitzt im richtigen Zuge, und er erinnert sich dann allmählich dunkel, daß einige jüngere Offiziere ihn „aufgegeben“ haben. Die Fahrt will auch gar nicht enden, denn die Militärverwaltung wählt immer die langsamsten Züge aus, weil sie die billigsten sind, und dann noch dazu dritte Klasse auf Fahrchein — brrr! Allmählich finden sich Leidensgenossen ein, man stellt sich vor, ist sehr förmlich und furchtbar fein. „Bon X.“ „Graf H.“, „Meyer“. Manche kennen sich schon, besonders diejenigen, die aus dem Kadettenkorps hervorgegangen sind.

Jeder Zug bringt neuen Zuwachs, von allen



Aufnehmen im Gelände



Kriegsschüler auf einem taktischen Übungsritt

Seiten strömt es der Kriegsschule zu; die Meldung beim diensthabenden Offizier ist schnell erledigt, und dann geht es auf die Stuben. Ein Teil der Plätze ist von den früher Eingetroffenen schon belegt, in dem einen Bett liegt sogar schon eine „Leiche“, d. h. keine wirkliche, sondern einer, der voll des süßen Weines ist. Die Ordnung ist schon dienstfertig um ihn beschäftigt. Man macht sich gegenseitig bekannt, räumt seine Sachen ein, und dann geht es in die Klappe. Die erste Nacht schläft man unruhig, doch man wird sich schon eingewöhnen, die Betten sind gut. Am Morgen, als alles noch schlaftrunken in den Federn liegt, erhebt sich auf Stube 22 eine Stimme: „Gestatten Sie, meine Herren, daß ich mich vorstelle — Müller.“ Es ist die Leiche! Ein schallendes Gelächter antwortet ihm: „Wir kennen Sie schon lange, haben Sie Ihren Rausch ausgeschlafen?“ tönt es von allen Seiten ihm entgegen. Der Mann ist gebrochen. Doch geht schnell in die Kleider, zum ersten Appell. Sie sind alle eingetroffen, wie bei der Verlesung festgestellt wird. Die Inspektionen, die je einem Offizier zur Oberaufsicht unterstellt sind, dem der älteste Fähnrich als Inspektionsältester zur Seite steht, werden gebildet, die Stubenältesten ernannt. Und dann heißt es „Wegtreten“. Wie ein Wirbelwind stürzt alles in den Eßsaal, um das Frühstück einzunehmen. Dann geht es in die Hörsäle, an deren Spitze ebenfalls ein Fähnrich als Hörsaalältester steht, eine schwierige Aufgabe, die viel Taktgefühl erfordert. Früher vereinigte man die Fähn-

riche je nach ihrer Vorbildung in den einzelnen Hörsälen, jetzt setzt man sie durcheinander. Es hat dies sicher seine großen Vorteile, die Anregung ist eine lebhaftere, der Ansporn ein größerer. Wie vor dem gottlosen Mund der Fähnriche nichts heilig ist, so hatte die Hörsaleinteilung auch Stoff zum Spott gegeben: im Hörsaal A saßen die Abiturienten, in B die Bornierten, in C die Cadetten, in D die Dummen, in E die Einfältigen, in F die Faulen oder Feinen, welche letztere meistens wegen alku alten Adels des Schreibens und Lesens kaum kundig sein sollten.

Der tägliche Dienst ist zwischen Praxis und Theorie geteilt: früh morgens Unterricht, dann Turnen und Fechten, abwechselnd mit Reiten, Exerzieren, Dienstunterricht. Um 1 Uhr wird das Mittagessen eingenommen, einfach aber kräftig, der Nachmittag ist wieder dem Dienst gewidmet, dann folgen Arbeitsstunden, und dann ist Freizeit bis 10 Uhr abends.

Der Unterricht will manchen nicht schmecken. Man ist es so gar nicht gewöhnt, stundenlang still zu sitzen und all das „Jeng“ in sich aufzunehmen. Am interessantesten sind noch die Taktstunden, besonders wenn man Detachements, Brigaden und Divisionen auf der Karte hin und her wirft, trotz einem Moltke und Waldersee. Welche Freude, wenn es dann gelungen ist, die „Patentlösung“ zu treffen und eine gute Note zu erhalten. Denn so ein bißchen Streberei herrscht doch auf Kriegsschule. Vor allen Dingen suchen manche das hohe Ziel

zu erreichen, das Offiziersexamen mit Allerhöchster Belobigung zu bestehen. Neben dieser hohen Anzeichnung haben die Glücklichsten noch den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß sie die ältesten ihres ganzen Jahrganges werden.

Sehr viel weniger beliebt als Taktik ist die Geländekunde. Und doch ist sie von großer Bedeutung für den zukünftigen Offizier. Besteht doch ein großer Teil der militärischen Kunst im richtigen Erkennen und in guter Anszugung der vielen Vorteile, die das Gelände den Bewegungen der Truppe bietet. Aber wenn dann erst der Unterricht über das Aufnehmen beginnt, dann wird es fürchterlich. Messtisch, Kippregel, Nusssole, fehlerzeigende Dreiecke, Rückwärtsseinschnitte belästigen die Schüler manchmal noch im Traum. Und wessen Mathematik nicht auf festen Füßen steht, der wird schweres Kopfschmerzen über die Formeln, die man zum Verständnis nun einmal wissen muß, haben. Aber auch hier trifft einmal wieder die Wichtigkeit des Spruches von der grauen Theorie zu, denn sowie die Fähnriche draußen mit Messtisch und Kippregel arbeiten, klärt sich ihr Gesicht auf. Es ist doch nicht so schwer, wie man sich anfangs gedacht hatte, und gar häufig werden die besten Theoretiker in der Praxis durch andre Kameraden übertroffen, die eben praktischer veranlagt sind. Was nützt denn auch die beste Kenntnis aller Grundsätze und Bestimmungen, wenn die Kunst des Zeichnens versagt? Wer hierfür nicht etwas Talent mitbringt, wird im Aufnehmen immer ein Stümper bleiben. Trotz

allen Kadieren und aller Suche werden solche Krotis und Stützen doch nur einen problematischen militärischen Wert haben. Einen großen Vorteil haben in dieser Beziehung die Kadetten, die schon von Jugend auf im Krotiszeichnen unterrichtet werden.

Auch bei der Waffenlehre ist die Mathematik nicht ganz zu entbehren, besonders wenn man an das heilige Thema der Ballistik kommt. Da man ja aber später selbst den harten Köpfen der Rekruten die Schießlehre einblenden soll, so wird es nicht zu viel verlangt sein, wenn die zukünftigen Offiziere über die allgemeinen Grundsätze unterrichtet sind. Ererzieren an den verschiedenartigen Geschützen findet unter der Aufsicht eines Artillerieoffiziers statt, dem die „Bombenschmeißer“ unter den Fähnriche als Ausbildungspersonal beigegeben werden.

Zu gleicher Weise findet Unterricht in der Feldbefestigungskunst statt; auch hier wechseln Theorie und Praxis ab. Aber auch das Gebiet des Festungsbau und Festungsrieges wird behandelt, und gar bald weiß der Fähnrich mit Kaponieren, Panzertürmen, Grabenlanfierung, Glacis, Wallgang und Fortsgürtel Bescheid trotz einem Bauban und Brialmont oder wie die Festungsbaukünstler sonst heißen mögen. Besübet sich die Kriegsschule nicht in einer Festung — und das ist ja in der Regel der Fall —, so wird zur Beschäftigung einer solchen eine Reise unternommen. Unter Führung des Kommandeurs und der Offiziere geht es eines Morgens früh hinaus, frohen Sinnes und mit geringem Gepäc. Die Zufanteristen tragen ihre



Eine Feldbienstübung: Die Kriegsschüler im Schützengaben



Arbeitsstunde auf der Fährrietzstube

Siebenfachen im Tornister verpackt leuchtend zum Bahnhof; den berittenen Raffen ist ein kleines Kösserchen mitzunehmen gestattet. Man ist froh, daß man ein paar Tage aus dem ewigen Einerlei herauskommt. Gewöhnlich schließt sich noch eine Besichtigung von militärischen Instituten, Fabriken und Laboratorien an, und schließlich wohnt man einem Scharfschießen von Feld- und Fußartillerie bei. Man ist in Bürgerquartieren und Hotels untergebracht, und der Urlaub dauert bis zum Wecken. Nachdem das Essen in Gemeinschaft mit den Offizieren eingenommen, ist man sein freier Herr. Da wird dann die Zeit ordentlich ausgenutzt und manch harmloser Ull ausgeübt. Diejenigen, die das Glück haben, nach Berlin zu kommen, sind natürlich sein heraus, und man möchte wetten, daß jeder irgend einen Freund oder Verwandten ausfindig gemacht hat, dem er seine Extrauniform vorweg geschickt hat. Manch einer wird auch wohl der Verlockung nicht widerstehen können, einmal wieder das bürgerliche Gewand anzuprobieren. Die Hauptstadt ist ja so groß! Aber hütet euch, daß euch eure Offiziere nicht in die Quere kommen, denn der Teil, in dem sich der Fremde in Berlin bewegt, ist doch nur sehr, sehr klein.

In der Garnison wird der Unterricht durch den sogenannten praktischen Kursus unterbrochen, der die Fähnriche ins Gelände führt. Am beliebtesten sind die taktischen Ausflüge, und wohl denen, die hierbei ein Pferd ergattern, denn nicht alle können beritten gemacht werden, gar mancher muß per

pedes die Uebung mitmachen. Doch wird hierbei natürlich regelmäÙig abgewechselt, nur die ganz Faulen dürfen schon einmal mehr laufen.

Es ist ganz merkwürdig, wie jeder das Reiten als die schönste Beschäftigung und eigentlich als den einzig standesgemäÙen Dienst auffaÙt, und häufig gerade diejenigen, die vom lieben Herrgott zu allem andern als zum Reiter geschaffen sind. Aber es muÙ von jedem Offizier verlangt werden, daß er sich mit Ausstand zu Pferde im Gelände fortbewegen kann. Die Pferde, die von den Kavallerieregimentern abgegeben werden, kennen den „Kummel“ schon. Mit Decke ohne Bügel, nur mit Trense versehen, harrten sie ihrer Dpfer. Einige der gewandtesten haben sich mit lähmern Schwünge in den Sitz gebracht, bei den andern helfen die Ordnanzten. Nur ein dicker Infanterist kann den hochbeinigen Schimmel nicht erklimmen. Drei Mann wuchten an ihm herum, da — endlich — aber schon rollt er auf der andern Seite wieder in den Sand. Vielfältiges Gelächter begleitet dies Debüt. Wartet nur, bald wird er Nachfolger finden! Im Schritt geht alles tadellos, der Sitz wird forrigiert, die Hügelhaltung ist beinahe schon vorchriftsmäÙig. „Estadron — Terrab!“ Die Säule setzen sich schon von selbst in Bewegung, man sieht bereits schwanfende Gestalten, da liegt der erste im weichen Sand. Schnell ist er wieder oben. Da ein zweiter, ein dritter. Man verankert sich mit den Sporen in den Weichen der Säule, und das können selbst die härtesten Schinder nicht vertragen. Im Galopp

segelt einer durch die Bahn, ängstlich den Hals der treuen Kofinante umklammernd. Ein anderer ummit seinen Weg an der Bande entlang. Das ist den Pferden aber zu viel. Laut polternd bricht die ganze Gesellschaft aus, man glaubt, das wilde Meer läme dahergestürmt, der Offizier ist in höchster Gefahr. Aber auf sein lang gebehtes Eskadron — Halt! stehen die Bestien, sie sind zu gut gezogen. Wenn auch mancher Tropfen Schweiß fließt, manch durchgerittenes Bein argen Schmerz verursacht,

mancher Purzelbaum erst gepurzelt sein muß, schließlich lernt man sich doch einigermaßen sicher zu Pferde fühlen, und es sind wenige, denen das Pferd ein „wildes Tier“ geblieben ist.

Weit weniger beliebt als das Reiten ist das Turnen. Auch hierbei werden die Fähnriche sehr scharf herangegenommen, und blaue Flecken und Striemen zeugen von dem Eifer, der, besonders beim Frechten, entwickelt wird. Hierin etwas Gutes zu leisten, kann schon auf Kriegsschule einen praktischen Wert haben. Werden doch Streitigkeiten ernstlicher Art durch Messuren, die unter Aufsicht von Offizieren ausgefochten werden, angetragen. Das ist dann eine Aufregung auf der ganzen Kriegsschule, die sich gewöhnlich in zwei Lager spaltet.

Das Ergebnis ist meistens, daß beide Gegner mit blutigen Köpfen heimkommen.

Im Turnen wird von einzelnen manchmal Hervorragendes geleistet, sie könnten dreist mit den besten Akrobaten konkurrieren. Auch hier schießen die Kadetten den Vogel ab. Exerzieren, Dienstunterricht, Schießen und im Sommer Schwimmen ergänzen die dienstliche Ausbildung.

Man sollte denken, daß den Fähnrichen kaum Zeit bleiben könnte, um auch für sich etwas zu unternehmen. Aber weit gefehlt. Kaum gibt die Glocke das Zeichen für den Schluß der Arbeitsstunden, da strömt auch schon die Masse aus den Türen heraus.

Man kann es den Fähnrichen gönnen, wenn sie in der Freiheit sich erholen und auch amüsieren.

Desto schwerer trifft sie dann die Strafe des Verbots des Ausgehens. Schlechte Leistungen im Dörsaal, sonstige Verfehlungen können das zur Folge haben, während gute wissenschaftliche Arbeiten die Befreiung von der Arbeitsstunde mit sich bringen. Ist das Vergehen ein schwereres, so können Arreststrafen eintreten, und schließlich kann ein arger Sünder sogar zu seinem Truppenteil zurückgeschickt werden.

Eine schriftliche und mündliche Prüfung der Leistungen erfolgt alle Vierteljahr, und endlich kommt



Im Turnsaal: Die Kiesenwelle

der große Tag des Offiziersexamens.

Die schriftlichen Arbeiten sind erledigt, jetzt heißt es vor dem Präses der Militär-examinationskommission zu beweisen, was man in den verfloffenen neun Monaten gelernt hat. Man muß im Durchschnitt in jedem Fach genügend haben. Und trotzdem eigentlich recht milde zensiert wird, kommt es doch vor, daß einzelne die nötigen Punkte nicht erreichen. Sind sie sonst würdig, Offizier zu werden, so werden sie der Allerhöchsten Gnade empfohlen. Es klingt nicht sehr gut und hat wohl stets einige ernste Ermahnungen zur Folge, wenn der Herr Fähnrich mit dem Zeugnis aus „Kaisers Gnade“ zum Regiment zurückkommt. Da ist es schon ein ander Ding, wenn es heißt mit „Kaisers

Belobigung“. Und stolz sieht man seinen Namen auf der Ehrentafel, die im Kasino der Kriegsschule hängt, vererbt.

Das Examen ist beendet, die Koffer sind gepackt, und nach allen Richtungen geht man auseinander. Wer weiß, ob man sich im Leben wieder begegnen wird, ob die auf der Kriegsschule geschlossene Freundschaft sich erneuern wird? Das steht jedensfalls fest: es war schön auf Kriegsschule trotz aller Strenge, trotz aller Arbeit und Aufsicht. Man hat eine vorzügliche militärische Schulung durchgemacht, man hat aber auch gelernt fürs Leben. Man ist jung, deshalb wird der Abschied nicht so tragisch genommen, und in der Ferne winken ja auch die Epauletten. Durca, in zwei Monaten ist man Offizier!



Kronprinz Friedrich und der Veteran von Fehrbellin. Nach dem Gemälde von Erich Mattschuh

Wie unser Emaillegeschirr entsteht

Von

Hans Ostwald

Unser Zeitalter, das neben außerordentlichem technischem Können mit geradezu ungewöhnlichen chemischen Erkenntnissen glänzen kann, hat, ausgerüstet mit solch reichem Wissen, sich auch an das Problem des unzerbrechlichen Geschirrs gemacht. Welcher Hausfrau hat es nicht schon Schaben — und zum Schaden auch noch Ärger — zugefügt, wenn plötzlich irgend ein irdenes Gerät in Scherben ging? Immer wieder mußte Ersatz beim Töpfer gekauft werden, immer wieder mußten Scherben aus der Küche geschafft werden.

Das ist nun seit einer Reihe von Jahren anders. An die Stelle jener auf der Töpferdrehscheibe geformten und nach dem Glasieren im Brennofen gebrannten irdenen Ware, an die Stelle der gebrannten Tonschüsseln, Napfe, Töpfe, Kannen, Becher und Pfannen ist ein neues Erzeugnis getreten, das Emaillegeschirr. Es ist ja noch nicht das Idealgeschirr; von ewiger Dauer ist es auch nicht, aber es verträgt doch schon einen Puff, und man kann wohl sagen, daß man sich wenigstens auf einige Jahre nicht von ihm zu trennen braucht.

Vor solch unliebsamen Ueberraschungen wie beim irdenen Geschirr ist man bei ihm jedenfalls sicher.

So viel Verschiedenheit nun die beiden Geschirre aufweisen — bei der Herstellung beider stellen sich doch manche einander ähnelnden Bilder heraus. Bei der ersten Manipulation allerdings nicht. Wird der geknetete Ton auf der Töpferscheibe gedreht, so wird der Kern des Emaillegeschirrs, das Eisenblech, erst aus langen Stücken Schwarzeisenblechs von großen Stanzmaschinen ausgeschnitten und dann von andern Maschinen zu einer bestimmten Form gebrückt. Dann bekommt sie der Mähtefester. Der schiebt die runden, einer Hülse ähnlichen Hauptstücke von Beckern und Kannen auf ein langes Stück Eisen und schlägt die Nähte, die von einer kleinen Handmaschine angepreßt worden sind, fest zusammen. Ein anderer Arbeiter, der an einer elektrisch getriebenen Drehbank steht, drückt die Gefäße auf einen genau hinein gepaßten Holzblock, steckt ihn auf seine Drehbank und drückt den runden oberen Rand an. Von dort wandert das Stück zum Rieter. Dort werden Penkel, Tüllen oder Griffe angeietet, und nun ist das rohe Stück soweit fertig, daß es zum Emaillieren vorbereitet werden kann. Bis jetzt hatte es eine durchaus moderne Prozedur durchzumachen gehabt: es wurde gestanzt, gedreht, gewalzt und genietet. Gewalt werden namentlich die unteren Ränder der Wassereimer und die



Verteilung der Emaillemasse im Innern der Gefäße durch Schwenten



Die Emaillemasse wird gemahlen

gleichmäßig runden Hülsen von Eimern, Kannen, Bechern, Sieben; gedrückt werden Schüsseln und Töpfe, eben das, was ohne Naht ist. Alles wird gleich zu Hunderten angefertigt. Die Emaillefabrikation ist, wie ja so viele moderne Fabrikationen, ein Massenbetrieb. Neben, vor und hinter dem Arbeiter sind die rohen Geschirre aus Schwarzblech zu Hunderten aufgetürmt, und zu Hunderten liegen sie vor ihm. Jedes einzelne Stück darf in seinen Händen nur wenige Sekunden sein. Dann kommt es zum Nächsten. Während in dem einen Saal nur gestanzt wird, wird im andern nur genietet. Mit Hilfe der Maschinen und der Arbeitsteilung ist im ganzen auf das einzelne rohe Geschirr nur eine Zeit von wenigen Minuten verwendet worden.

Ist das Geschirr genietet, so wird es in den Abbrennraum geschafft. Dort stehen große irdene Tröge, die mit einer Salzsäurelösung gefüllt sind. In diese wird das beim Stanzen und Zusammenfügen beschmutzte und hier und da angerostete Material aus Schwarzblech gelegt. Der Mann, der dies besorgt und der die in der Säurelösung abgebrannten Stücke herausnimmt, trägt große, dicke Gummihandschuhe, die Hand und Arm vor der ätzenden Flüssigkeit schützen. Hat

die Säure die Unreinlichkeiten heruntergefressen, wird das Geschirr mit kochendem Sodawasser abgeseuert. Nicht die geringste Unreinlichkeit, nicht ein Tröpfchen der Säure darf auf dem Blech haften bleiben, da sonst an jener unreinen Stelle auch keine Emaille haftet — und das ist ja das Wichtigste am Geschirr, die fast jede Flüssigkeit ertragende, nie rostende Emaille. Zwar ist das Schwarzblech der Kern des Geschirrs, es gibt ihm die Form, den Halt, aber ohne die Emaille wäre es ein nicht sehr wertvolles Geschirr. Der Rost hätte sich bald drüber hergemacht und Löcher hineingefressen. Und von Beulen würde das dünne Blechgerät nur so strotzen. Nein, die Emaille gibt ihm erst Kraft und Stärke, Ansehen und Farbe, Dauerhaftigkeit und Haltbarkeit.

Interessant ist nun die heutige Herstellung der Emaille. Zuerst werden die Massen, die aus Quarz, Feldspat, Borax und einigen Farbstoffen zur Färbung des Materials bestehen, unter hohen Hitze-graden geschmolzen. Sie sich bildenden Glasflüsse werden dann in Stahltrommeln geschüttet und zerreiben sich dort während eines ununterbrochenen vierundzwanzigstündigen Rotierens zu einem feinen Mehl. Das wird zu einem Brei angerührt und auf die blechernen Geschirre aufgetragen. Zuerst erhält das Geschirr eine dunkle Grundmasse. Ist diese eingebrannt, wird jene Deckmasse aufgetragen, die



Vor den Brennöfen: An der Erde steht glühendes Geschirr, ungebranntes auf den Gestellen



Am Marmoriertisch; im Hintergrund Trockengestelle

in so schöner heller und reiner Farbe strahlt, wie wir es von dem Emaillegeschirr gewohnt sind.

Zuerst wird die Außenseite mit der hellen, blauen oder grauen Masse bedeckt. Das sieht fast genau so aus wie das Glasieren der Tongeschirre. Das Geschirr wird rasch in der Farbe herumgedreht, damit es sich gleichmäßig und ohne stärkere oder dünnere Stellen überzieht. Anders die marmorierten Stücke. Da taucht der Arbeiter ein pinselartiges Instrument in den farbigen Brei und bespritzt die Stücke. Durch eine kleine schüttelnde Bewegung läuft die Masse der Tupfen so auseinander, daß jene feinen Linien mit der weißen Masse zu dem eigenartigen Muster verschwimmen, das „marmoriert“ genannt wird.

In diesem Raum der Emaillegeschirrfabrik kann man wirklich glauben, in einer Töpferei zu sein. Da stehen rund herum auf Gestellen die Gefäße, bis die aufgetragene Masse getrocknet ist. Ist das geschehen, kommt alles, was nicht eine kleine Beschädigung erlitten hat, in den Brennofen. Das ist nun allerdings kein derartiger Ofen, wie ihn die Töpfer verwenden. Das Emaillegeschirr wird nicht wie irdenes Geschirr in offenes Feuer zum Einbrennen der

Glasur gestellt. Um eine Verunreinigung und damit auch Zerstörung des bis zum Erkalten so leicht empfindlichen Emailleüberzuges durch Rauch oder Flugasche zu verhindern, wird alles Emaillegeschirr in Muffelöfen gebrannt. Das Feuer berührt also nicht unmittelbar das Geschirr, sondern heizt nur einen genaueren oder eisernen Raum. In diesem Raum muß allerdings eine höllische Hitze glühen, denn das Geschirr soll in etwa fünf Minuten fertig gebrannt sein. Auf eiserne Kästen, die oben eine scharfe Kante haben, wird es gestellt. Diese scharfen Kanten verhindern, daß der ganze Boden aufliegt und so beim Brennen, in dem die Emaillemasse einen gewissen Schmelzprozeß durchmacht, gedrückt wird.

Wie Brote in einen Backofen werden die Geschirre in den Ofen geschoben. Nach fünf Minuten kommen sie hellglühend heraus, werden vorsichtig mit langen Eisenstangen von der Kiste gehoben und auf den Steinboden gelegt, wo sie bald erkalten.

Von dort wandern sie wieder zurück in den Emailierraum. Nun wird die Innenseite mit einer weißen Masse ausgepinselt. Die Arbeiter stehen vor einem mit dem Brei gefüllten Gefäß, schöpfen ein wenig von dem Brei in das Geschirr und bewegen es rasch horizontal hin und her. Durch die stete Uebung haben sie darin eine solche Geschicklichkeit, daß in wenigen Sekunden das Geschirr innen gleichmäßig mit der weißen Deckmasse bekleidet ist.



Arbeiterinnen legen einen bunten Rand um das getrocknete Geschirr



Formwalzen der unteren Hände von Wassereimern

Wieder wird sodann das Geschirr auf Brettern fortgetragen, wieder muß es trocknen auf hohen Gestellen, und dann erhält es den letzten Schliff. Junge Mädchen streifen mit einem messerartigen Instrument den unebenen Rand ab und tragen mit einem feinen Pinsel einen dunkelblauen Rand

auf. Ist dieser auch getrocknet, dann wandern die Gefäße und Geschirrezum drittenmal zum Brennofen. Haben sie dessen sprühende Hitze abermals überstanden und sind hierauf erkalte, dann sind sie endgültig fertig. Ein steinartiges, festes Ereignis. Und dabei dünn und leicht. So kommt es aus den Fabrikräumen in die Lagerfäle, wo es fortiert und zu hohen Pyramiden aufgeschichtet wird, bis es seinen Weg über die Eisenbahn, die Märkte oder den Laden in die Küche findet.

Ein grimziger Feind erstand dem Emaillegeschirr vor kurzem in der modernen Medizin. Es hieß, beim

Kochen lösten sich kleine Teile der Emaillemasse vom Geschirr los, vermengten sich mit den Speisen und gelangten so in Magen und Darm des Menschen. Man wollte das so häufige Auftreten gefährlicher Darmkrankheiten in der letzten Zeit durch den kolossal gemachten Gebrauch des Emaillegeschirrs erklären. Die Technik ist indessen stetig bemüht gewesen, auch diesem Uebelstand nach Kräften abzuwehren, und es ist wohl keine Frage mehr, daß ihr das auch gelingen wird. Im übrigen tut auch in dieser Sache die Sauberkeit wohl das meiste, und das ist der Vorzug des Emaillegeschirrs, daß es eine gründliche Reinigung auch bei weniger sorgfältiger Behandlung gut verträgt.

Tiefes also mit Recht als das moderne Geschirr zu benennende Emaillegeschirr ist allerdings auch nur in unserer modernen Zeit ermöglicht. Ohne alle die großartigen, exakt funktionierenden Maschinen wäre es nicht herzustellen. Ohne die chemischen Erkenntnisse wäre es ebenfalls nicht denkbar, und ohne die heutige bis ins kleinste durchgeführte Arbeitsteilung wäre wieder die Wohlfeilheit nicht möglich. Viele Wohlfeilheit aber führt das Geschirr zu seiner Verbreitung. Nur durch sie können beispielsweise solche großen Emaillewerke wie in Thale am Harz bestehen, die jährlich für viele Millionen Mark Waren in die Welt schicken, und die zahlreichen Emaillefabriken in den Tälern des Erzgebirges, welche ihrerseits wiederum die Bergbirgler der kümmerlichen Hausindustrie entziehen.



Festhämern der Ränder des rohen Geschirrs

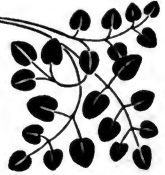


Das Ablassen

Ein Kellerbild aus Niederösterreich

von

Johann Peter



Längst vorüber ist die Weinlese, und im Keller hat sich ein hochwichtiger chemischer Prozeß vollzogen: die geistige Gärung. Der süße, erdgeschmackige und erdarbene Most hat sich in Wein verwandelt, in goldbedichten „Heurigen“, Sonne und Labfal für den echten Weinbeißer, der nur mit dem „Zahrgang“ geht, also stets nur dem Heurigen huldigt.

Alles hat nun der Bauer (Weinbauer) im Hause: Milch, Schmalz, Eier, Mehl und Fleisch, nur eines geht ihm öfter aus — das Geld. Und der Bauer braucht es gerade vor Weihnachten und Lichtmeß notwendiger als zu irgend einer andern Zeit des Jahres. Da laufen seine Rechnungen ab, und derer gibt es so manche. Nun aber heißt es zahlen. Sein Stolz duldet es nicht, länger schuldig zu bleiben, und so zählt er mit sichtlichster Anstrengung die Tage bis zu der Zeit, wo die ersten Weinwirte aus der Aesßung im Dorf auftauchen, um Wein einzukaufen.

Und der Gläubiger gibt es mancherlei. Allen voran der Bader und der Doktor. Beide heilen den Bauern von seinen wirklichen und eingebildeten Krankheiten. Und krank wird er oft, weil er oft über Gebühr zecht. Doch nicht gefährlich. Er unterscheidet „gemeine“ und „feine“ Krankheiten. Unter den ersteren versteht er die leichteren, unter den letzteren die ersten Uebel. Ein verdorbener Magen ist bei ihm eine gemeine, eine Lungenentzündung eine feine Krankheit. Für jene braucht er den Bader, für diese den Doktor. Also: der Bader ist der gemeine, der Doktor der feine Arzt. Das ganze Jahr wird auf Konto „doltriert“. Der Arzt kann schon so lange warten, denn er hat zu jedem, und nach der Weinlese schneit es ihm dann Geld in schwerer Menge; da schickt er dem Bauern die Rechnung, und dieser ist nun ein pünktlicher Zahler. Er zahlt entweder mit Bargeld oder mit Most, denn oft nimmt der Arzt mit Most ebenso gern vorlieb wie mit barem Geld. Aber nicht jeder Bauer zahlt mit Most, weil er weiß, daß er für den Wein mehr einnimmt, und so muß sich dann der Arzt schon gebulden, bis der Bauer den ersten Wein verkauft.

Uebriglich verhält es sich mit dem k. l. Steueramt, das auch so ein steter Gläubiger des Bauers ist. Ein volles Jahr wartet es mit der Einhebung der nicht unbeträchtlichen Steuern, nun aber, nach der Lese, pocht es an den Geldbeutel des Bauers und sendet zu diesem Behufe den Exekutor. Psän-

den läßt sich der Bauer nicht, denn das wäre eine Schande, und aus diesem Grunde sehnt er sich nach dem Weinwirt.

Schmid und Wagner senden zu Neujahr ihr Jahreskonto oder erscheinen persönlich im Bauernhause zum „Rechnen“, und es ist Sitte, daß, sobald die Rechnung fertiggestellt ist, auch sofort gezahlt wird. Und zu Lichtmeß wechseln die Dienftboten ihren Dienst und begehren den Jahreslohn, den man auch bar und voll auszahlen muß, weil es etwas Unerhörtes wäre, wenn ein Bauer seinem Knechte schuldig bliebe.

Steden- und Brennholz, ersteres für die Weingärten, letzteres für den Haushalt, muß aus dem Manhartberge geholt und gleich bezahlt werden, Weib und Kinder brauchen Winterkleider, die Männer einen Pelz oder hohe Stiefel, Sachen, die man billig und solid gearbeitet auf dem Jahrmartt kauft und wozu man wieder Bargeld braucht, und die Zinsen müssen auch zu Neujahr in der Sparkasse entrichtet werden, wenn man das zweifel-hafte „Glück“ hat, bei einer solchen zu „hängen“. Aus all diesen Nöten befreit den Bauer der Weinwirt, der gerade in dieser kritischen Zeit im Dorf erscheint, um heurigen und auch alten Wein einzukaufen. Und deshalb sehnt sich der Bauer so sehr nach ihm und atmet erleichtert auf, wenn er endlich eines Tages an seine Tür klopf und spricht: „Kann man einen Wein kosten? Brauch' eine Ladung von so und so viel Eimern Heurigen und Alten — alles eins! Wenn er mir nur paßt!“

Bereitwillig führt ihn der Bauer in den Keller zum „Kosten“, das oft eine geraume Weile dauert. Von jedem Fasse nimmt der Weinwirt eine „Probe“. Bedächtigt „beißt“ er den Wein auf der Zunge, macht dabei ein sehr ernstes Gesicht, als wollte er andeuten, daß er mit dem Tropfen nicht ganz zufrieden sei. Ist aber ein „Schlangler“, der Wirt, und will den Bauern nur gefügig machen zum Handeln und Feilschen. Denn wenn ihm eine Sorte schmeckt, so kostet er davon öfter, bis er sich endlich zur Genüge auf des Bauers Kosten geizt hat. Nun beginnt das „Handeln“, das schier kein Ende nehmen will. Immer wird der Preis für ein Liter bestimmt. Der Wirt fragt, wie viel der Bauer verlangen will. Dieser nennt den Preis. Abwehrend schüttelt der Wirt den Kopf und dreht sich um, wie wenn er gehen wollte. Der Bauer spielt den Stolzen und läßt ihn gehen. Weiß er doch, daß dem Wirt

die Sorte, die er so oft gekostet, zusagt, und daß er nicht unverrichteter Sache fortgeht. Und er täuscht sich nicht in seiner Annahme. An der Kellertür dreht sich der Wirt um und spricht in festem Ton: „Einen Kreuzer geb' ich zu, sonst keinen Heller! Sind S' zufrieden, so schlag'n S' ein!“ Und er hält ihm seine Rechte hin.

„Ich bleib' bei meiner Sach'!“ erklärt der Bauer und hebt wieder einen Heber voll Wein aus dem Fasse, füllt das Glas und reicht es dem Wirt. Dieser trinkt, beißt und „sunniert“, wie wenn er erst jetzt auf den rechten Geschmack kommen wollte — dann spricht er: „Also, daß die G'schicht' einmal ein End' nimmt; So und so viel geb' ich! Das ist mein letztes Wort!“

Abermals beginnt das Feilschen um einen Heller, bis endlich der eine oder der andre nachgibt und man handelsseins wird, worauf man erst recht aus Verzenslust trinkt.

Nun versiegelt der Wirt das Faß, das er gekauft, und das jetzt sein Eigentum ist. Auf den Spund drückt er in geschmolzenes Siegelwax sein Siegel, das nicht verlegt werden darf bis zum „Ablassen“, das erst später vor sich geht, denn sonst könnte ja der Bauer fleißig aus dem verkauften Fasse trinken und mit Wasser nachfüllen.

Hierauf zahlt der Wirt ein entsprechendes „Trangeld“ und verpflichtet sich mit Handschlag, innerhalb einer bestimmten Zeit „ins Ablassen“ zu erscheinen. Und eines Tages bringt der Postbote eine Karte vom Wirt ins Bauernhaus, auf der zu lesen steht, daß an diesem oder jenem Tage „abgelassen“ wird. Meistens wird der Wein per Achse in die Residenz verfrachtet, seltener per Bahn. Zu der Regel sendet der Wirt seine eignen Fässer, und der Bauer stellt das Gespaun, wofür er besonders entschädigt wird.

Endlich erscheint der Wirt selbst zum Ablassen. Mit seinem „Steirerwaag“ hat ihn der Bauer vom Bahnhof abgeholt. Und nun gibt es im Bauernhaus einen Festtag, an dem die Arbeit ruht und alles im Keller beschäftigt ist. Mäusche gibt es dabei wie am „Kirta“, und auch des Essens will es dabei kein Ende nehmen, weil die sonst ziemlich knauserige Bäuerin an diesem großen Tag zu einer wirklichen Charitas wird.

Sobald der Wirt angekommen, wird ein ausgiebiges Gabelkrühstück eingenommen, dann geht es hinaus in den Keller, wo der Wirt zuerst das Siegel prüft.

Er findet es in bester Ordnung und äußert seine Zufriedenheit in schmeichelhaften Worten. Draußen vor dem Keller, auf der Straße, steht der Wagen mit den Fässern, die den Wein aufzunehmen haben. Meistens findet man drei Fässer auf so einem Wagen. Ein Vertrauter, den der Weinwirt mitgebracht, meist der „Seufal“, der das Geschäft vermittelt, steht auf dem Wagen, um den aus dem Keller herausgeschafften Wein in Empfang zu nehmen und in die Fässer zu füllen. Er macht ein großes Wesen aus sich, denn die Vorübergehenden sollen sehen, mit welch edlem Stoff er es zu tun hat und wie gnadenspendend er sich zeigen kann. Deshalb hat er auch auf einem Faß ein Glas stehen, das er jedem, der während des Ablassens vorübergeht, in freigelegter Weise füllt und zum Verschlecken reicht.

Der Wirt steht drinnen im Keller beim Fasse.

Er selbst trinkt während des Ablassens nur wenig; denn nach getaner Arbeit heißt es rechnen, und dazu muß er einen hellen Kopf haben. Der Bauer steht bei der Pieve und läßt den Wein in breitem Strome aus dem großgebauchten Faß in das etwa einen Achteleimer füllende „Tragschaff“ rinnen. Wie ein über steile Felsmassen hinabstürmender Wasserfall schäumt der edle Wein und verbreitet in der nächsten Nähe einen Lust, der ebenso berauschend wirkt wie das Traubenblut selbst, und deshalb bekommt der Bauer, trotzdem auch er während des Ablassens fast gar nichts trinkt, den ersten Rausch — vom „Weindunst“.

Um so besser geht es aber beim Ablassen dem Gesinde, das heute mit einer Lust und Liebe bei der Arbeit ist wie sonst nie. Eine förmliche Kette von hin und her Langenden Armen zieht sich vom Fasse durch den tiefen Kellerschlund und bis hinaus zum Wagen. Auf doppelte Armeslänge stehen Burschen und Mädchen voneinander entfernt, aus einem Händepaar wandert das Tragschaff ins andre, bis es dranhin am Wagen anlangt, wo es vom Wagenhüter in Empfang genommen und in die Fässer geleert wird. In gleicher Weise wandern die leeren Gefäße zum Fasse zurück, wo sie neuerdings gefüllt werden. Auf allen Fässern und Bänken stehen Gläser in Vereischaft, mit denen man den Edelwein aus den „Schaffeln“ schöpft, so oft es einem beliebt, und wenn das Geschäft endlich beendet ist, so ist das ganze Völkchen total benebelt, oft toll berauscht.

Sind des Wirtes Fässer gefüllt, so werden sie fest zugebeit, d. h. verspundet, worauf dann die Bestimmung ihres Inhalts erfolgt. Dies geschieht nach Litern. Da die Fässer gerächt sind, so macht diese „Rechnung“ keine Schwierigkeiten. Und nun beginnt das Rechnen, wozu man gewöhnlich die Kellertür als Schreibtisch benützt. Mit Kreide wird die Anzahl der Liter aufgeschrieben und diese mit der Preiszahl eines Liters multipliziert, ein Geschäft, das sich der Bauer nicht nehmen läßt, weil er erstens dem Wirt nicht recht traut, da er von Natur aus in Geldsachen etwas argwöhnisch ist, und weil er zweitens zeigen will, daß er von der sophyrebereicherigen Rechnungskunst auch etwas versteht.

Und der schmunzelnde Wirt gönnt ihm diesen Stolz gern, denn eine Freude muß der Bauer doch auch haben, und es macht ihm wirklich eine unbändige Freude, wenn man ihm sagt, daß er ein geschickter Mann ist.

Ein ausgiebiger Schmaus bildet den Abschluß des Ablassens, wobei die ehrgeizige Bäuerin ihr ganzes Licht in der Kochkunst leuchten läßt. Für den Wirt und den Bauern wird extra gebackt, und beiden schmeckt das vortrefflich zubereitete Essen über die Mägen, bis sie endlich nicht mehr können und nun erst ein wonnecseliges Trinken beginnen. Zum Schluß bringt die Bäuerin noch schwarzen Kaffee, dann zieht der Wirt seine Geldtasche hervor, zählt dem Bauerpaar einen Hunderten nach dem andern auf den Tisch und rüftet sich hierauf zur Abreise.

Der Knecht oder Bauernsohn spannt die Pferde an den Weimwagen, um die Fahrt nach Wien anzutreten, die zwei bis drei Tage dauert. Ein mit edlem Wein gefülltes Fäßchen führt er mit sich, aus dem er schlürft, wenn es ihn gelüstet, und mit

dessen Inhalt er die übrigen Weinsührerleute in der Herberge bewirtet, wo er auch den Hausknecht mit einem guten Tropfen bedient. Lud es ist eine lustige Fahrt durch die sonnigen Nebengänge an der schönen blauen Donau, und jeder Bursche betrachtet es als große Ehre, eine Weinladung nach Wien führen zu dürfen. Fürs erste sieht man dabei die gemüthliche Kaiserstadt, zweitens kann man sich's da während der Fahrt und in der Residenz vortrefflich ergehen lassen, denn alles geht auf Kosten des Wirtes, der kein „Schmutzian“ ist und sich „sehen“ lassen will.

Der im abgelassenen Fasse zurückbleibende Wein wird als Haustrunk in die kleineren Gebinde gefüllt, und nun gibt's ein Herrgottsleben im Bauernhaufe: man hat zu essen und zu trinken in Hülle und Fülle, die Arbeit ist im Winter auch nicht „gnädig“, und an Geld mangelt es nicht mehr, Bader, Doktor, Apotheker, Steueramt und Dienstboten kann man bedrögen, einen beträchtlichen Theil kann man in die Sparfasse legen, und all diesen Herrgottslegen hat das Ablassen gebracht, das sich im Lauf eines Jahres noch mehrmals wiederholt.

Kaffeestündchen

Meine Mühe hat heut Gäste:
Vasen und Gewatterinnen.
Auf dem Tische prangt das beste
Schneecigweisse, frische Cinen,
Sieben alte Jungfern sitzen
Rund herum, sich wie die Kerzen,
Auf den Zünglein, ach, den spitzen,
Ihre braven, eugen Herzen.
Kaffee soll ich ihnen braun,
Doch das Wasser will nicht siedlen.
Hier am Herde träumt der Frieden,
Und ich träum' mich Abendgrau.
Träge summt der Kessel fort,
Und des Hauses kleine Geister
Regen sich. Im Feuer dort
Schießen lustig sie kopfeister.

Drüben kling verwornes Schwitren,
Worte, abgeriffne, krause,
Dann und wann ein Tassenklirren,
Selten nur gib't eine Pause.
Und ich lausche so benommen,
Daß ich ganz die Zeit veräumle,
Und auf weichen Soblen kommen
Süße goldne Mädchentraume.
Grämlich sieht die Uhr darein:
„Tide, tad, wie lang wird's dauern,
Mädelen, da bist mit Frauern
Auch ein altes Jüngferlein.“
Und der Kessel singt und singt,
Und das Licht brennt immer trüber —
War's ein Tränlein, was da blinkt? —
Platsch, da kocht das Wasser über.

Gertrud Freiin le Fort

Kronprinz Friedrich und der Veteran von Fehrbellin

(Zu dem Bilde von Erich Mattschak auf Seite 385)

Die Jahre von Rheinsberg waren vielleicht die glücklichsten im Leben des genialen Hohenzollern, der als König seinen Staat zur Großmacht erheben sollte. Die leidenschweren Kindheits- und Jugendjahre lagen hinter dem Kronprinzen, sie hatten in der Katastrophe von Küstrin, mit der Hinrichtung Kattes, ihren tragischen Abschluß gefunden. Aus den furchtbaren Erschütterungen, denen wohl jeder Schwächere unterlegen wäre, ging Friedrich gereift, geläutert, gestärkt hervor. In den Stunden, da der Schatten des Todes sein Haupt streifte, hatte er die Köstlichkeit des Lebens recht empfinden gelernt, in den Monaten strengster freudloser Pflichterfüllung den stillen Segen treuer Arbeit. Seinem Blick, der immer tiefer ins Innerste der Dinge und Menschen eindrang, offenbarte sich in der rauhen Hülle die eberne Tüchtigkeit seines Vaters, und der König, der in seinem Sohn unbewußt den genialen Menschen gehabt hatte, fand in dessen überreicher Natur immer mehr Züge, die seinem Ideal eines Hohenzollernherrschers entsprachen. Er gönnte ihm das frische und doch vergeistigte Genußleben in Rheinsberg, konnte er sich doch tagtäglich davon überzeugen, daß sein

Sohn nicht im Genießen ausing. Der mächtige Schaffensdrang des erwachenden Genius ließ diesen königlichen „Jüngling, näher dem Manne“, von jetzt ab immer fester alles umfassen, was als Tradition seines Hauses, an Kräften seines Volkes die Grundlage seines künftigen Berufes bildete. In den Park von Rheinsberg, in dem französisches Kländern und süßes Flötenspiel erklang, wehte die Lust vom Schlachtfeld von Fehrbellin herüber, und die Taten seines größten Ahnen, dessen Lebenswerk er zu vollenden bestimmt war, wurden vor Friedrichs Geist lebendig. Zwei kriegerische Epoden, eine schon verklungene und eine, deren erste Töne noch in der Brust des jungen Helden schlummerten, knüpften sich ineinander, zwei große Zeitalter, in einem vollendeten Herrscher und in einem das Höchste verheißenden Jüngling verkörpert, reichten sich die Hand, als Kronprinz Friedrich die Wallstat von Fehrbellin, den Schauplatz der glänzendsten Waffentat des Großen Kurfürsten, frommen und wißbegierigen Sinnes aussuchte und ihm jener 18. Juni durch die Erzählung des alten Veteranen, der damals als junger Soldat mitgefochten, zur lebendigen Gegenwart wurde.



Dagenbeds Zebrafakt in Ostafrika

Zebroiden

Eine praktisch-zoologische Zukunftsfrage

von

Hanns M. von Kadich

Bis vor wenigen Jahren wußte man von dem über Afrika in zahlreichen Varietäten verbreiteten Zebra kaum mehr, als daß es zu den naturwissenschaftlich sehr interessanten Wildfeln gehört, auch von jeher von Afrikareisenden als beliebtes Jagdobjekt angesehen werde. Selbst in naturgeschichtlichen Hand- und Lehrbüchern wiederholten sich regelmäßig jene Angaben, die das „ungebärdige und störrische Wesen“, die „Untauglichkeit, im Haushalte der afrikanischen Eingeborenen eine wichtige Rolle zu spielen“, ja die Unzähmbarkeit der Zebras betonen. Wenn man hier und da manchmal von gut eingefahrenen Zebraespannen las, die reiche Sportleute oder Zirkusbesitzer besaßen und öffentlich vorgeführt haben sollten, so war man gewöhnt, derartige Leistungen als seltene Meisterstücke der Dressur einzuschätzen, und es blieb nach dieser Richtung hin bei ganz vereinzelt Versuchen. Am allermeisten wäre es noch vor wenigen Jahren jemand eingefallen, auch nur daran zu denken, daß das Zebra binnen kürzester Zeit zur Kreuzung mit den verschiedensten Pferderassen herangezogen werden könnte, und daß solche Züchtungsversuche, weit über den Rahmen interessanter zoologischer Experimente hinaus, vielmehr Ergebnisse von ungemein praktischer Bedeutung und Tragweite liefern könnten. Letzteres nicht allein für den Haushalt der Afrikaner oder für die Erziehung des schwarzen Erdteiles, sondern für jede Weltgegend, in der klimatische und andre schwierige Verhältnisse bei Reit- und Zugtieren ganz besondere Eigenschaften voraussetzen, und ferner für jedes Land, in dem die Zucht von Maultieren beziehungsweise Maneseln betrieben wird, deren Wert für die vielseitigsten und härtesten Gebrauchszwecke man speziell auch in Europa erst in der letzten Zeit richtig erkennen lernte. Die Versuche,

die vor etlichen Jahren anfangs ganz im stillen und kleinen mit Zebraheugstern und Pferdeputen begannen und allmählich in größerem Maßstabe fortgesetzt wurden, haben nicht allein die zwei genannten Momente unwiderleglich erwiesen, sondern auch noch andre neue, und zwar gerade die wichtigsten Aushaltspunkte zutage gefördert, die uns die Rolle, zu der das Zebra schon heute berufen erscheint, in einem viel klareren Lichte zeigen.

Zu erster Linie haben die Zuchtversuche zur unmittelbaren Folge gehabt, daß sich weitere Kreise sowohl mit der Naturgeschichte wie mit den Eigen-



Zebroidhengst „Mazepa“ aus einer Burchell-Zebrafakt nach einem amerikanischen Traberhengst



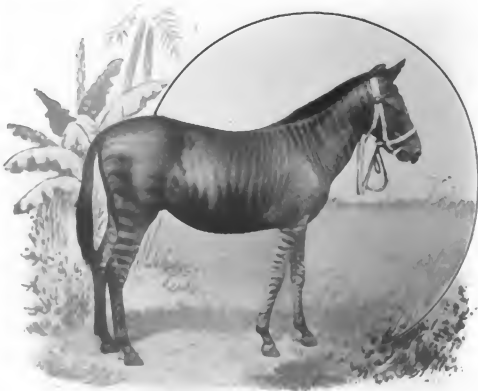
Schwere Landstute mit Zebraohlen

schaften dieses bisher so arg verschrienen Wildesels eingehend beschäftigten. Und gerade durch den vertranten Umgang mit einer großen Zahl von Wildlingen, die aus den verschiedensten Gegenden Afrikas frisch importiert wurden, also durch die Lehrmeisterin Erfahrung, kam man überraschend schnell zu der Einsicht, daß das Zebra nicht bloß zu den leicht zähmbaren Geschöpfen gehört, sondern daß es auch Eigenschaften besitzt, die man früher niemals an ihm gesucht hätte: gutmütiges Wesen, Gemütsamkeit in bezug auf Futter, Wartung und Pflege und schließlich ein geradezu unglaubliches Widerstandsvermögen selbst dem rauhen Winter Norddeutschlands gegenüber.

Als der eigentliche Vater des Planes, zur Verbesserung von Pferdeschlägen wie zur Schaffung neuer und tauglicher Mischlingsrassen Zebras zu verwenden, ist Professor J. Goslar Ewart von der Universität Edinburgh zu betrachten, und dessen Kreuzungsversuche auf breiter Basis auszugestalten, unternahm der Chef des Welthauses Karl Hagenbeck in Hamburg. Er, der sich durch seine weitreichenden Verbindungen in den verschiedensten Gebieten Afrikas (besitzt er doch unter der Leitung des Herrn von Bronsart eigne Fangstationen im Kilimandscharogebiete) in der glücklichen Lage befand, die wirklichen Eigenschaften und Tugenden des Zebra aus eigener Erfahrung zu kennen und richtig zu würdigen, ging bei seinem groß angelegten Plane von folgenden, scheinbar selbstverständlichen Grundgedanken aus: Das heute so geschätzte Maultier, sagte Karl Hagenbeck sich und anderen, ist nichts

weiter als das Zuchtprodukt zwischen einem zahmen Eselhengst und einer Pferdehute. Um wie viel besser muß sich nun das Blut eines edlen, seit Uranfang an vollständig frei und wild aufgewachsenen Wildesels (Zebrahengstes) in der Durchkreuzung mit Pferdeschlägen bewähren, und was für ein prächtiges Maultier müßte eine solche Verbindung höchst wahrscheinlich liefern! Diese leitende Idee lag und liegt doch so außerordentlich nahe, daß es eigentlich verwunderlich ist, weshalb sie nicht schon längst erfaßt und in die Praxis übersezt wurde. Schon die heute vorhandenen, drei bis vier Jahre alten Kreuzungsprodukte haben sich nach jeder Richtung hin gut bewährt und lassen deutlich erkennen, welche praktische Tragweite diese „Zebroidenfrage“ besitzt. Zeigen doch die photographischen Aufnahmen unverkenn-

bar, um wie viel edler und besser die aus der Kreuzung zwischen Zebrahengsten und Pferdehuten hervorgegangenen Produkte aussehen als die gewöhnlichen Maultiere. Sämtliche Zebroiden, die ich bisher zu sehen Gelegenheit hatte — und es ist deren eine sehr stattliche Zahl —, waren außerordentlich „figurant“ und „viel mehr Pferd als Esel“, was man vom Maultier keineswegs sagen kann. Auch zeichneten sich erstere durch edelgeformte Köpfe, eine enorm entwickelte Muskulatur sowie durch prächtige, ungemein wirkungsvolle Farbmischungen aus. Man betrachte nur „Mazeppa“ und den „Treijährigen“, den Hagenbeck junior an der Halfter hält. Beide werden das Entzücken jedes Pferdebekenners hervorrufen. Wenn es heute



Dreijähriger Zebrahengst



Frühe Pongstute mit ihren Fohlen, das eine noch einem Zebrahengst, das andre nach einem Shetland-Pony

noch nicht gelungen ist, die Zebroiden bis zu jener Höhe zu züchten, die beispielsweise das vorgeschriebene Militärmaß fordert, so scheint mir der Hauptgrund dafür einzig darin zu liegen, daß man mit den Zuchterfolgen eben noch nicht so weit vorgeschritten ist.

Doch erreichen viele gegenwärtig schon ausgewachsene Zebrabastarde immerhin Höhenziffern von 12—14 Faust, und es dürfte daher lediglich die Aufgabe weiterer züchterischer Bestrebungen bilden, durch zielbewußte Auswahl der Elterntiere jede gewünschte und mögliche Höhe zu erreichen. Nachgerühmt wird den Zebroiden von allen, die sie aufwachsen sahen und sich praktisch mit ihnen beschäftigten, ihre Gelehrigkeit, Schnelligkeit auf kurze Distanzen, sowie die denkbare Ausdauer — somit Eigenschaften, die diese Tiere für Militärzwecke, speziell Expeditionen in tropischen Ländern geradezu prädestiniert erscheinen lassen. Auch sind sie viel weniger störrig als der Manlesel oder das „Common Mule“, dessen Ungebärdigkeit in Amerika sprichwörtlich geworden ist, vielmehr durchaus fügsam, sehr leicht zu leiten, allerdings nur durch gute und geduldige Behandlung. Gerade diese Tugenden haben sie zum großen Teile von ihren Vätern, den Zebrahengsten, mit auf den Lebensweg bekommen. Ich hatte wiederholt Gelegenheit, mit anzusehen und

zu verfolgen, wie bei Hagenbeck in Hamburg und Stellingen wild eingefangene und frisch importierte Vollblutzebras in der kurzen Frist von acht Tagen, manchmal mit einem Begleitpferde, häufig aber ohne ein solches, fertig eingefahren wurden, und wie sie, die noch niemals einen Zaum im Maule oder ein Geschirr am Leibe gespürt, willig ihre Arbeit verrichteten wie das beste kleine Pferd, nur ungleich temperamentvoller in der Aktion, ausdauernder in der Leistung. Und von den Zebroiden ist noch viel Besseres zu sagen, doch lassen sich hier alle ihre Tugenden nicht eingehend schildern.



Polo-Pongstute mit Zebroidfohlen

Welche Zukunft der Zebroidenzucht bevorsteht, welche praktischen Vorteile man von den Tieren erwartet, wie oft wurde mir diese Frage, namentlich in Offizierskreisen, vorgelegt. In großen Umritten hier die Antwort. Ich sehe zunächst von jener sicherlich sehr großen Zahl entragierter Sportleute im In- und Auslande ab, die einen gewissen Stolz darin setzen werden, so bildschön und dazu noch apart aussehende Geschöpfe vor leichte Wagen zu spannen, und will nur jene praktischen Gesichtspunkte andeuten, die für die Züchtung von Zebrabastarden in großem Maße von vornherein als leitende zu betrachten waren.

Da finden wir nun, daß den Armeeverwaltungen aller Länder, die in den letzten Jahren kriegerische Unternehmungen in fernen heißen Zonen zu führen hatten, die Leistungsfähigkeit und der Wert guter Maulesel als Tragtiere wie als Bespannung deutlich vor Augen geführt wurde. So wurden während des Burenkrieges und der vereinigten Aktion der Mächte in China durch europäische Offiziere viele Tausende von Manttieren in den Vereinigten Staaten von Nordamerika aufgekauft und verschifft, und über die Härte, Ausdauer und Genügsamkeit dieser „Mules“ hörte man nur eine Stimme des Lobes.

Wenn aber bezüglich ihrer Eignung für militärische Zwecke im allgemeinen und für den Kriegsdienst im besonderen Klagen erhoben wurden, so betrafen diese stets und einzig jenes sehr häufig unberechenbare und störrische Wesen, das das gewöhnliche Manttier dem Blute des zahmen Eselhengstes verdankt. Verbessern oder vielleicht gänzlich beseitigen läßt sich dieser entschieden sehr große Fehler dadurch, daß man zur Züchtung von Manttieren statt zahmer Eselhengste, wie bisher, Wildesel, also Zebrahengste, verwendet. Das haben die schon heute vorhandenen und ausgemacheneren Zebroiden, an denen noch niemand „unberechenbares Wesen“ oder Störrigkeit zu beobachten ver-

mochte, namentlich als Zugtiere dargetan, und die einschlägigen Versuche berechtigen zu der Annahme, daß die Einstellung von Vollblutzebrahengsten der Manttierzucht überall, wo diese betrieben wird, gänzlich neue Bahnen weisen werde. Darin liegt aber der enorme Wert gerade für militärische Zwecke. Ein andres Moment, das die weittragende und eminent praktische Bedeutung der Zucht von Zebroiden für — man kann ruhig sagen — „kulturelle und zivilisatorische Zwecke“ deutlich erkennen läßt, dürfte durch die Tatsache noch besser zu illustrieren sein, daß nahezu sämtliche Forschungsreisen und Expeditionsführer, die meisten Offiziere der Schutztruppen verschiedener Mächte, fast alle weißen „Afrikaner“, die Beruf oder Pflicht an die tropischen Gegenden des schwarzen Erdteiles fesselt, seit jeher darüber klagen, daß es so außerordentlich schwer halte, ja nahezu unmöglich sei, Pferde irgend welcher Rasse in vielen Gebieten zu akklimatisieren und längere Zeit zu erhalten. Frisch aus Europa, Amerika oder Australien eingeführte Pferde unterliegen in den Regionen der Tropenwäldungen und Sümpfe Afrikas allgemeinen klimatischen Einflüssen und speziellen Krankheiten in der kürzesten Zeit. Mit Elefanten, die übrigens selten und ebenfalls sehr teuer sein sollen, werden sich auch nur die wenigsten reitgewohnten Europäer befreunden können, und das gleiche dürfte nach den Worten bekannter „Afrikaner“ vom Masakat-Esel gelten. Man darf daher ohne Uebertreibung sagen, daß sehr viele Menschen noch heute in ungeheuren Gebieten Afrikas weder ein Reittier noch ein Zugtier besitzen, das auch nur einigermaßen den abnormen klimatischen und örtlichen Anforderungen zu entsprechen vermag, daß aber auch diese im Interesse der dort Lebenden so dringend notwendigen Geschöpfe eine rationelle und im größten Maßstabe betriebene Züchtung von Zebroiden in absehbarer Zeit und in genügender Menge liefern wird.



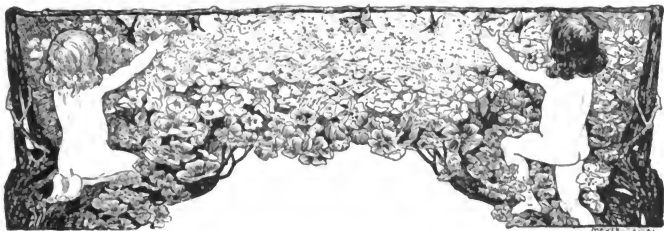
Dagenbed jun. mit Zebroiden, erst seit einem Vierteljahr eingefahren



Wohlbekannt an der Münchener Kunstakademie

Nach einer Zeichnung von Franz X. Zoukef





Deutsche Kunstkritiker der Gegenwart

(Siehe achtzehn Bildnisse)

Die öffentliche Kunstkritik, die wir heute besitzen, ist ein Kind der Tagespresse. Wenn wir den Künstlern glauben wollen: ihr verwerfenstes. „Tageskritik“ — in dem einen Worte faßt sich für gar manchen aus dem reizbaren Völklein unsrer Maler und Bildhauer alles zusammen, was sich an Ignoranz, Banausentum und Böswilligkeit nur denken läßt. Alle Verleumdung, die großen Künstlern jahrzehntelang zuteil geworden, alles Mißverstehen, gegen das jede neue Kunstrichtung zu kämpfen hat — wem machen wir dafür verantwortlich? Natürlich die schlimme „Tageskritik“.

Das ist so im allgemeinen der Standpunkt der Künstler. Man wird ihn begreifen und verstehen, wenn man bedenkt, wie oft in der Tat die Kritik sich geirrt, wie oft sie es war, die durch ungerechte Urteile den Künstlern und der Kunst Hemmnisse bereitet und Schaden zugefügt hat. Ist, aber gewiß nicht in allen Fällen. Wenn große Meister, selbst in Frankreich, dem Lande alter künstlerischer Kultur, viele Jahre hintereinander zu den Aesfisierten gehörten, so waren es nicht die Tageskritiker, sondern Künstler, Berufsgenossen, „Schaffende“, die ihnen den Weg zur Offenlichkeit, der heute nun einmal durch die Ausstellungen geht, versperrten. Wenn gerade ein paar unsrer bedeutendsten Maler in den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts sich enttäuscht und großend aus einem deutschen Kunstzentrum in eine stolze selbstgeschaffene Einsamkeit zurückzogen — nicht die Tageskritik hatte sie vertrieben (die exilierte damals noch gar nicht im heutigen Umfang), sondern sie wichen vor liebevollen Kollegen zurück.

In dem Worte „Tageskritik“ liegt überhaupt eine Verallgemeinerung, die die Tatsachen fälscht. Die Schriftsteller, die in unsern Zeitungen und Zeitschriften über die Kunst der Mitlebenden berichten, sind nicht eine uniforme Masse. Viel Minderwertiges wird, besonders in kleinen Provinzblättern, über Kunst geschrieben von Leuten, die eigentlich keine innere oder äußere Beziehung mit ihrem Gegenstand verbindet. Aber wie viel ehrliche, ernste, fachliche und begeisterte Arbeit wird auch im Dienste der Tageskritik geleistet — einem in gar mancher Beziehung entsagungsvollen Dienst!

Im allgemeinen darf man sagen, daß mit dem Wachsen der Teilnahme unsers Volkes an Dingen der bildenden Kunst zum mindesten bei den Führern der Kritik auch das Gefühl der Verantwortlichkeit, die hohe Auffassung ihres Berufs immer mehr gewachsen sind. Ob die Kritiker auf dem Boden des l'Art pour l'Art stehend vor allem den einzelnen Künstler und sein Werk nach den spezifisch künstlerischen Eigenschaften analysieren, oder ob sie das rein Menschliche und Nationale in der Künstlerpersönlichkeit und in der Kunstentwicklung betonen, sie wissen, wie wichtig für unsre ganze Kultur ein gesundes Kunstleben, eine rege, verständnisvolle Wechselbeziehung zwischen Schaffenden und Genießenden ist, und den Forderungen ihres Berufs, wie sie sich ihnen aus dieser Einsicht ergeben, suchen sie mit aller Kraft gerecht zu werden. Wie die Künstler, sehen auch sie, bei ihrer nicht im gleichen Sinne produktiven Arbeit, ihre Persönlichkeit ein, und so hat es für den Kunstfreund, der am Leben der Gegenwart regen Anteil nimmt, ein Interesse, auch über die hervorragendsten Kunstkritiker Persönliches zu erfahren.

Der älteste Vertreter deutscher Kunstkritik ist zurzeit Ludwig Vietzsch. Obwohl er selber keine Laufbahn mit Stift und Pinsel begonnen, hat er die Kunstkritik doch eigentlich stets nur als Nebensache behandelt. In der Hauptsache war er Reiseschriftsteller und der Schilderer der großen gesellschaftlichen Ereignisse. Im Laufe seines langen Lebens — Vietzsch wurde am 25. Dezember 1824 in Danzig geboren — hat er fast die ganze Welt bereist und beschriebenen, in der Reichshauptstadt gibt es noch heute kaum eine gefellige Veranstaltung größeren Stils, auf der Ludwig Vietzsch nicht zu treffen wäre. In der Kunst ist er den alten Göttern treu geblieben, die in der Zeit seiner Jugend mächtig waren, der neueren Entwicklung steht er nicht gerade feindlich, aber innerlich fremd gegenüber. Seine Kritik enthält sich meistens der Polemik, sie verzichtet auch darauf, die inneren Strömungen des Kunstschaffens bloßzulegen, Zusammenhänge aufzudecken und das Kunstwerk im Rahmen des gesamten Kulturlebens unserer Zeit einzureihen. Er schreiet auf den Ausstellungen von Bild zu Bild, in behag-



Ferdinand Avenarius (Tresden)



Cornelius Wurllitt (Tresden)

licher Breite erzählt er, was auf der Leinwand vor sich geht, und sucht so dem Leser durch das geschriebene Wort einen Eindruck zu übermitteln, weniger aber seinen kritischen Blick zu schärfen und ihn zum selbständigen Urteil heranzubilden.

In der künstlerischen Anschauung am nächsten steht ihm Adolf Rosenberg, der auch zu der älteren Generation der deutschen Kunstschriftsteller gehört. Er wurde am 30. Januar 1850 in Bromberg geboren, studierte Philologie und Archäologie und wandte sich erst nach seiner Promotion im

Jahre 1872 dem Kunststudium zu. Nachdem er jahrzehntelang eine hervorragende Stellung in der Tageskritik eingenommen, hat er sich in letzter Zeit mehr auf die eigentliche Kunstschriftstellerei geworfen.

Eine eigenartige Stellung unter den deutschen Kunstkritikern nimmt Ferdinand Avenarius ein (geboren 20. Dezember 1856). Er gehört nur lose zur Kunst; seine Kritik erstreckt sich nämlich meistens nicht auf das einzelne Kunstzeugnis, allgemeine Zustände unfres Kulturlebens, soweit es mit der Kunst in Zusammenhang steht, nimmt er



Fritz Stahl (Berlin)



Fritz Freiherr von Othini (München)



Richard Rütger (Breslau)



Franz Serwaes (Wien)

unter die Lupe. Da er selbst von einer andern Kunst herkommt — Avenarius ist ein feinsinniger Lyriker, dessen warm empfundene Gedichte von keiner Gedankenblässe angekränfelt sind —, so ist er von vornherein vor jeder Einseitigkeit bewahrt. Er treibt Kunstpolitik edelsten Stils. Avenarius ist auch stets warm für die Heimatkunst eingetreten, aber nicht jene einseitige Richtung, die mehr ihrer Etikette als ihrem Inhalt nach als solche bezeichnet werden kann, die sich, um deutsch zu erscheinen, ein Sträußchen an den Hut steckt und im 20. Jahr-

hundert die Eisenbahn verhorresziert, sondern für jene Kunst, die wirklich in unserm Volkstum wurzelt, wie es durch den großen Entwicklungsgang der letzten Jahrzehnte gewandelt und geworden ist.

In Dresden lebt ebenfalls Cornelius Gurlitt, eine der angesehensten Gestalten unter den Männern des kunstkritischen Handwerks. Als Sohn des Landschaftsmalers Ludwig Gurlitt im Jahre 1850 geboren, ist er der lebendige Zeuge einer alten künstlerischen Familientradition. Neben einer reichen schriftstellerischen Tätigkeit verwaltet er noch ein



Georg Fabiá (München)



Paul Schumann (Dresden)



Hans Rosenhagen (Berlin)



Benno Müntzen (München)

Lehramt als Professor an der Technischen Hochschule in Dresden und hat so einen besonders angesehenen Wirkungskreis. Gurkitts Kritiken erregten besonderes Aufsehen, da er als erster für Uhde, Böcklin, Thoma und gegen die Malerei der Piloten-Schule auftrat. In neuerer Zeit hat er sich die Kritik der Restaurierungen zur Aufgabe gemacht und zwar in dem Bestreben, daß von der „stilvollen“ Ergänzung der Banten abgegangen und auch bei diesen Arbeiten der Geist unserer Zeit zum Ausdruck gebracht werde. Seine Kritik ist nie zerstörend, sondern im besten Sinne schöpferisch, auch dort, wo sie angreift.

Neben Menarius und Gurkitt spielt noch Professor Paul Schumann im Kunstleben Dresdens eine hervorragende Rolle. Er hat sich besonders publizistisch um die Dresdener Kunstausstellungen verdient gemacht, deren feinsinnige Zusammenstellung und hohes künstlerisches Niveau hinreichend bekannt sind.

Einer der Auser im Streit war auch stets Richard Muther, der jetzt ordentlicher Professor der Kunstgeschichte an der Universität Breslau ist. Muther ist wohl unter allen zurzeit lebenden Kunstkritikern der begabteste Schriftsteller. Sein Stil ist von hinreißender Verwe, von suggestiver Gewalt. Mag er nun durch das verödete Ravenna führen oder mitten hinein in das breite Volksleben des heutigen Spanien, spricht er, langsam durch die toten Straßen Prügges vorschreitend, von den Bildern Hans Memlings im Johannesspital oder schildert er die Porträts der großen Männer und Frauen aus der englischen Geschichte in der Londoner Nationalgalerie, immer schlägt er den Leser unwiderstehlich in seinen Bann. Muther, der im Jahre 1860 in Gotha geboren wurde, der Kunststadt an der Ikar jedoch die weite Anregung und Ausbildung verdankt, hat seine Stellung zu der gegenwärtigen Kunst mannigfach geändert. In einem großen Werke über die Malerei des 19. Jahr-

hunderts, das ihn zuerst bekannt gemacht, trat er begeistert für den modernen Impressionismus ein, später wandte sich seine Sympathie mehr der wieder erwarteten Stillkunst zu.

Die hervorragendste Persönlichkeit auf dem linken Flügel der Kunstkritik neben Muther ist Hans Rosenhagen, der Referent des „Tag“. Der französische Impressionismus hat in ihm seinen entschiedensten und erfolgreichsten Vorkämpfer in Deutschland. Rosenhagens Interesse ist vornehmlich der lebenden Kunst zugewandt, seltener schweift er in frühere Zeiten ab, und seine Stärke ist die Polemik. Seine Fanfarenartikel gegen die Münchener Kunst sind noch in frischer Erinnerung und haben hüben und drüben ihren Eindruck nicht verfehlt. Hans Rosenhagen, der am 1. Mai 1858 in Berlin geboren ist, ist einer der wenigen, der die kritische Feder im Anfang überhaupt nur im Nebenberuf führte. Häusliche Verhältnisse hatten ihn in der Jugend verhindert, seinen Neigungen folgend sich dem Studium zu widmen, er wurde Kaufmann und setzte es durch rastlosen Fleiß und Energie durch, neben seinen beruflichen Beschäftigungen sich in der Wissenschaft fortzubilden und bald auch schriftstellerisch tätig sein zu können. Nachdem er selber einige Jahre hindurch eine Zeitschrift „Das Atelier“ herausgegeben hatte, ermöglichte ihm sein wachsender Ruf und seine immer mehr anerkannte Bedeutung als Kunstkritiker, alle Fesseln abzustreifen und nur für seine künstlerischen Ideale zu wirken.

Emil Heilbrt (Hermann Helfferich) fand ebenfalls sein künstlerisches Ideal in Frankreich. Er gehört zu den ersten, die darauf hinwiesen, daß von Fontainebleau aus auch für die deutsche Kunst das Weil kommen müßte. Sein Stil hat nichts von dem Schwärm der Mutherischen Darstellung, der Schärfe Rosenhagenscher Polemik; nervös, mau möchte beinahe sagen müde, reißt er Satz an Satz, aber seine kritischen Urteile sind fein ziseliert und von äußerster Prägnanz.

Eine vermittelnde Stellung zwischen den Parteien nimmt W. von Lettingen ein, der auch für das gleiche Blatt schreibt wie Kopenhagen. Er wurde am 25. März 1859 in Torpat geboren und studierte in Straßburg und Leipzig bei Janitschek bezw. Springer. 1888 habilitierte er sich als Privatdozent für Kunstgeschichte an der Universität Marburg und wurde 1892 als Lehrer der Kunst- und Literaturgeschichte an die Kunstakademie in Düsseldorf berufen. 1897 wurde er Erster ständiger Sekretär der Akademie der bildenden Künste in Berlin.

Unter der großen Schar Berliner Kunstkritiker sind dann noch folgende hervorzuheben. Oskar Vie, der Kritiker des Berliner Börsenkuriers. Während die Mehrzahl der hientigen Kunstkritiker in einem engeren Verhältnis zur Literatur und Literaturwissenschaft stehen, wenn sie nicht überhaupt davon ausgingen, ist Vie Musiker und zugleich Musikreferent. Geboren am 9. Februar 1864 in Breslau, habilitierte er sich 1890 an der Technischen Hochschule in Charlottenburg. 1901 wurde er zum

Professor ernannt. Fritz Stahl, der Kritiker des Berliner Tageblatts, wurde am 10. Dezember 1864 geboren. Seine Kritik hat eigentlich niemals eine spezielle Kunstrichtung besonders in den Vordergrund gestellt, in den letzten Jahren scheint er jedoch von den Tendenzen, die die Berliner Sezession vertritt, etwas abzurücken. Zu seiner kritischen Tätigkeit ist in letzter Zeit eine rege Wirksamkeit durch Vorträge u. s. w. hinzutreten. Eine der meistersprechenden Persönlichkeiten unter den Jüngeren ist Max Esborn, der Kritiker der National-Zeitung. Geboren am 10. Februar 1870, ist es ihm gelungen, in kurzer Zeit als Kunstschriftsteller eine geachtete Stellung zu erringen. Er kommt ursprünglich von der Literaturgeschichte her, und mit ängstlich ergiebiger und gewandter Feder betätigt er sich auch heute noch dann und wann auf dem Nachbargebiet. Felix Poppenberg (geboren 1869 in Berlin) ist besonders durch seine feinsinnigen Arbeiten über das moderne Kunstgewerbe bekannt geworden.

Zu München ist die stärkste und schärfste kritische



Wolfgang von Lettingen (Berlin)



Emil Heilbut (Berlin)



Felix Poppenberg (Berlin)



Oskar Vie (Berlin)



Max Esborn (Berlin)

Kraft unstreitig Karl Voll. Er wurde am 18. Juli 1867 in Würzburg geboren, studierte neuere Philologie und war sieben Jahre lang im praktischen Mittelschuldienste tätig. Nachdem er dann eine Zeitlang als Referent der „Münchener Allgemeinen“ erfolgreich gewirkt hatte, habilitierte er sich an der Münchener Universität als Privatdozent für Kunstgeschichte und wurde 1902 als Nachfolger Bayersdorfers Konservator an der Alten Pinakothek. Auch in dieser Stellung ist er vorzugsweise kritisch tätig gewesen, unermüdet im Restaurieren und unerbittlich in der Entdeckung gefälschter alter Meister. Sein Stil ist ernst und schwer wie die ganze Persönlichkeit.

Eine besonders lebenswürdige Erscheinung ist Fritz Freiherr von Dstini, der neben seiner kritischen Tätigkeit die Redaktion der „Jugend“ führt. Er wollte ursprünglich selber Maler werden und stand schon als eifriger Schüler der Akademie vor der Staffelei, als ihn die Verhältnisse zwingen, plötzlich das Studium abzubrechen. Er griff zur Feder, trat in die Redaktion der Münchener Neuesten Nachrichten ein und wurde dort schließlich als Kunstreferent der Nachfolger von Muther. Als solcher hat er alle die Kämpfe in der Münchener Künstlerchaft, die der Gründung der Sezession vorangingen,

wacker mitgefochten. Schließlich darf nicht verschwiegen werden, daß Dstini ein feinsinniger, humorvoller Poet ist, dem wir manch lanniges Gedicht verdanken.

Neben beiden ist in München noch Georg Sabich tätig, der die Stellung eines Assistenten am königlichen Münzabinet bekleidet. Seit kurzem hat sich auch Benno Hüttenauer in der Harstadt niedergelassen. Er lebt dort als Privatgelehrter, und seine kritische Tätigkeit ist nicht für den Tag berechnet, sondern mehr zusammenfassender Natur. Neben verschiedenen Richtungen hat er mehrere kritische Schriften veröffentlicht, darunter „Maler-Poeten“ und „Symbolische Kunst“. In Wien nimmt Franz Servaes, der Kritiker der „Neuen Freien Presse“, die hervorragendste Stellung ein. Geboren am 17. Juni 1862 in Köln,

wurde später Berlin sein erstes Wirkungsfeld. 1899 siedelte er in die Kaiserstadt an der Donau über. Die jung aufstrebende Wiener Kunstbewegung ist von ihm immer auf das kräftigste unterstützt worden. Sein Stil ist ungemein lebhaft und phantasievoll; man merkt, daß ein Mann, der mit Poesie in nächster Verbindung steht, die Feder führt. Servaes hat denn auch selber mehrere belletristische und dramatische Werke herausgegeben.



Karl Voll (München)



Ludwig Vietzch (Berlin)



Adolf Rosenberg (Berlin)



Bildnis Moritz von Schwind's im Alter von 23 Jahren
Nach einer Lithographie von Josef Kriehuber

Zum hundertsten Geburtstag Moritz von Schwind's

Nicht immer lacht eine freundliche Sonne dem Tage, da ein Jahrhundert sich rundet, seitdem ein großer Mann ins Leben trat oder wieder von dieser Erde Abschied nahm. Als das Jahr 1849 den hundertsten Geburtstag Goethe's herauf führte, da hatte die Nation im geschäftigen Treiben einer politisch bewegten Zeit kaum Muße, sich ihres größten Genius zu erinnern. Zehn Jahre später durchbrauste ein Jubelsturm alle deutschen Lande, als es galt, den hundertsten Geburtstag des großen Freundes, Schiller, festlich zu begehen, denn man fühlte sich eins mit ihm im hohen idealen Streben. Das kommende Jahr schon bringt uns die hundertste Wiedertekehr des Tages, an dem er so früh von seinem Schaffen abberufen wurde, und wie fern stehen wir ihm jetzt!

Wenn aber am 21. Januar Moritz von Schwind, der Meister aus dem Märchenlande, gleichsam wieder lebendig in unsre Mitte tritt, dann strecken sich ihm alle Hände entgegen, alle Herzen schlagen ihm zu, denn er ist unser.

Wer das Lebenswerk Schwind's kennt — und wer hat nicht schon als Kind den Zauber seiner Kunst ahnungsvoll auf sich wirken lassen? —, der fühlt beim Klange des Namens um sich das Rauschen des deutschen Waldes, der Mittag mit seinen drückenden Sorgen weicht von ihm, und

noch einmal erlebt er die sonnenhellen Tage seliger Kinderzeit. Vor ihm breitet sich die deutsche Landschaft, Burgen thronen stolz auf den Felsen, und die heimlichen Gassen altertümlicher Städte laden zu tranlichem Verweilen. Weiter und weiter über Berg und Tal führt uns der Meister, die Wurzeln der Eichen kriechen wie Schlangen über den Weg, aus den Weibern tauchen die Nixen empor und winken uns zu, aber kein spukhafter Schreck lähmt den Schritt, das Schweigen lastet nicht auf der Brust, denn ringsumher leben und weben gute Geister, und wir gehen durch all den Märchenzauber, als führte uns der getreue Eckart an sicherer Hand. In den Felshöhlen wohnt nicht der Trachen alte Brut, gar freundliche Einsiedler haufen dort an der klaren Quelle und laben friedlich Mann und Tier nach der langen Fahrt. Auch wenn der Abend herniederstunkt, die „mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält“, sich über Wald und Hügel ausbreitet, verlieren wir uns nicht selbst in der großen Stille, Schwind zieht gleichsam um uns einen Zauberkreis von Heimlichkeit, Friede und Glück.

Der Mann mit dem breiten, behäbigen Aussehen, mit kleinen, blisenden Augen, um dessen Mund beinahe immer ein leichtes, ironisches Lächeln spielte, war aber nur mit halber Seele Romantiker. So zarte, duftige Gestalten auch unter seinem

sicheren Stifte erwachsen, ihn selbst konnten sie nicht beriden, er stand mit soliden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit. Ihm fehlte die zerschneidende Ironie, der Mauth, die verzehrende Sehnsucht, die die andern auf der Suche nach der blauen Blume ruhelos umhertrieb, bis sie wegmüde am Portal der Kirche zusammenbrachen. Schwind brauchte auch nicht mehr zu suchen.

Nachdem Herder zuerst auf den unerschöpflichen Vorrath der Volkspoesie hingewiesen und Goethe im Elsaß nach stüchtigen Liedern gehascht und staunend vor Erwins Münster gestanden, erschloß sich einem Wadenrober in Nürnberg die ganze Poesie des deutschen Mittelalters. Brentano und Arnim hoben dann den Stein völlig von der Lieberquelle, die nun das ganze Land durchrieselte. Die Gelehrten stellten sich in den Dienst der Poesie, und die Gebrüder Grimm sammelten unsere Märchen. Zum Lied fand sich bald die Melodie, Karl Maria von Weber und Schubert eroberten alle Herzen. Diese Ueberfälle von Kunst ergoß sich auf eine Generation, die bereit war, sie aufzunehmen. So kam es, daß in jener Zeit, die trotz aller Stürme wohl eine der größten und glücklichsten des deutschen Vaterlandes gewesen ist, Poesie und Leben eins wurden, ein romantischer Schimmer vergoldete auch die Alltäglichkeit, und Schwind wurde der künstlerische Interpret dieser Epoche. Alles, was wertvoll ist in unserm deutschen Volksleben, hat er geschildert: das stille Glück des Familienlebens, heitere Geselligkeit, Kindes Lust und Leid, und frisches Wandern durch Feld und Wald. Seine ganze Kunst ist ein hohes Lied auf die deutsche Frau, und seinen Freunden sind seine schönsten Blätter gewidmet. Wie man bei den Schwind'schen Waldbildern an Altdorfer und Cranach erinnert wird, so müssen wir hier an Albrecht Dürer denken. Deutsch ist alles, was er malte, deutsch bis ins Mar! Wem quillt nicht ein Hauch unsers innersten Wesens entgegen, wenn er die kleinen unscheinbaren Bilder betrachtet, wo das junge Mädchen nur halb angekleidet das Fenster öffnet und, sehnsüchtig nach dem fernen Gebirge anschauend, den Morgen in ihre Kammer einläßt, oder da Schwind selber auf der Hochzeitsreise zu seiner jungen Frau in die alterthümliche Kutsche steigt, der Wirt den Wagenschlag hält und ringsumher ein heller Tag auf die Giebel und Dächer eines alten Bergstädtchens scheint, oder ferner, da er selber wieder als Wandersmann, das Kätzchen auf dem Rücken, in der schweigenden Hölle des Morgens vorsichtig zum Thor hinaus wandert. Deutsch ist aber nicht nur, was er malte, deutsch ist auch, wie er es malte. Schlicht und einfach gibt er sich, er verzichtet auf jede monumentale Wirkung, die den Beschauer plötzlich gefangen nimmt, leise, allmählich zieht er ihn heran, er hat ihm ja so viel zu erzählen, daß er manchmal nicht weiß, wo aufhören und wo aufhören. Es bedarf schon der ganzen Klarheit Schwind'scher Zeichenkunst, um alles unterzubringen, was er auf dem Herzen hat; in den seltensten Fällen reicht ein Bild aus, es entstehen oft Afsen, Schwind dichtet Vorreden dazu, und damit auch der Erzähler zu seinem Rechte kommt, stellt er sich, seine Lieben, seine Freunde selbst auf den Bildern dar. Wie der Erzähler sich wohl hier und dort selber unter-

bricht, um nachzuholen oder Entlegenes einzuflechten, so weiß Schwind auch die kleinste Nebensächlichkeit mit eigenem Leben zu erfüllen. Ueberall neckische Einfälle und hinter harmlosem Spiel stets ein tieferer Sinn! Schwind's Bilder muß man aus nächster Nähe studieren, und immer mehr Feinheiten wird man finden. Alles das sind Züge, die dem eigentlichen Maler fern liegen. Aber Schwind ist mehr als das, nicht ein Kömmer spricht zu uns, sondern ein Künstler. Wie er selbst sein ganzes Wesen in seine Werke hineinlegte, so ergreift er auch den ganzen Menschen; und was an Schönheit nicht schon im Bilde ist, das steigt unsichtbar sichtbar vor unsrer Seele auf. Weil in ihm alles Klang und sang, so müssen auch in unsrer Brust alle Saiten mitschwingen, und weil er das sagt, was ganze Generationen unsers Volkes vor ihm geträumt, so haben wir selber lebendigen Anteil daran. Er ist wie ein Stiel unsers eignen Ich.

Schwind's Leben war wie seine Kunst ein Idyll. Unter mütterlicher Fürsorge seiner Schwestern verlebte er seine Jugend in herrlicher Freiheit in der Kaiserstadt an der Donau. Bald zog es ihn aber nach München, und dort fand er seine zweite Heimat, denn er auch mannigfach zu größeren Arbeiten auswärts weilte. Obwohl er 1847 Professor an der Münchener Akademie wurde, war gerade dort die Stimmung seiner Kunst nicht eben günstig. Cornelius stand im Zenit seines Ruhmes, König Ludwig I. ließ keine „romantischen Genies“ gelten und lauschte ihm niemals etwas ab. Die „Sinfonie“, lange Zeit das einzige Bild Schwind's in der Neuen Münchener Pinakothek, kam durch Zufall und auf Umwegen über König Otto von Griechenland dorthin. Während die meisten andern Bilder Schwind's so bekannt und leicht verständlich sind, daß wir sie hier nicht erst aufzuzählen brauchen, bedarf die Sinfonie einer Erklärung. Das reizende Bild ist eine malerische Paraphrase des Beethoven'schen Musikstückes Phantasie für Klavier, Orchester und Chor in E, und gliedert sich, den stereotypen Theilen einer Sinfonie: Andante, Scherzo, Allegro, entsprechend, in vier Bilder: Probe des Musikstückes, bei der eine Solosängerin die Aufmerksamkeit eines jungen Mannes erregt, Begegnung ohne Aussprache, Erklärung auf einem Maskenball, schließlich die Hochzeitsreise. Wie der Chorgesang, so begleiten und umranken kleinere Bilder und ornamentale Schmuckstücke das Ganze. — Fremden Einflüssen hielt Schwind sich fern. „Die Malerei, der ich folge, ist die deutsche!“ sagte er von sich, und in treuer Befolgung dieses Grundsatzes zog er in Italien den Aufenthalt in den Osterien dem Besuch der Galerien vor. Die politischen Umwälzungen berührten ihn wenig. Nach den Ereignissen von 1866 meinte er trocken: „Ja, der Nozart wird doch das ganze preussische Königtum überbauen!“ Aber kurz vor seinem Tode konnte er noch ein letztes Glas Champagner auf das einzige Vaterland leeren. Seitdem ist kein Ruhm ständig im Wachsen. Alle Zeitgenossen fast hat er überdauert. Wie wird es in Zukunft sein? Eine geistreiche Frau unsrer Tage hat die kommende Zeit „das Jahrhundert des Kindes“ genannt. Wenn dem so ist, wird wohl kein Stern heller an seinem Himmel strahlen als der von Moritz von Schwind.

Carl Anton Vöhr



Eine Symphonie

Nach dem Gemälde von Moritz von Schwind



Neapolitanisches Straßenleben

Mit 6 Bildern nach phot. Aufn. von Carl Weinlacar



Schuhwerkstätte in Santa Lucia

Ein deutscher Gelehrter kommt jüngst in Neapel an, und ist, wie die Gelehrten zu sein pflegen, nimmt er seine Reisetasche in die Hand, um den kurzen Weg ins Hotel zu Fuß zurückzulegen. Aber er hat nicht mit der Sonne Campaniens gerechnet und mit- wegs, als er gerade an einer Kirchentür vorüberstreitet, in deren Schatten ein Lazzaroni

den Schlaf des Gerechten schläft, setzt er seine Last nieder, tritt an den Liegenden heran und fordert ihn auf, seine Tasche den Reiz des Weges zu tragen. Langsam erwacht der schwarzlockige Sohn des Südens, reibt sich die großen Augen, sieht den Fremden lange an, und als er sein Aufliegen endlich begriffen, entgegnet er kopfschüttelnd: „Nein, Herr, heute habe ich schon gegessen!“ Spricht's, dreht sich wieder auf die Seite und schläft weiter, bis aus's neue die Sorge um das tägliche Brot an ihn herantritt. Die kleine Geschichte liefert einen wertvollen Beitrag zur Psychologie des neapolitanischen Volkes. Wer wird auch unter diesem lachenden Himmel arbeiten, auf einem Boden, den eine jahrhundertlange Miswirtschaft nicht auszu- saugen vermocht, unter einer Sonne,

die des Lebens quälendste Sorgen, was werden wir essen, wo werden wir wohnen, womit werden wir uns kleiden, gar nicht aufkommen läßt. Jrgend ein Winkel genügt als Unterschlupf für die Nacht, je zerrissener das Gewand, um so malerischer wirkt es und desto eher öffnet sich die Hand des Fremden. Mit einem Augenaufschlag, mit einer schönen Pose kann man ein Mittagbrot verdienen. Darum will auch der Kleinste seine Komödiantenrolle spielen auf dem großen Amphitheater zwischen Sorrent und dem Posilipp, wo die Natur und Geschichte für Spannungen und Ueberraschungen reichlich gesorgt haben. Aber wozu arbeiten? — Das ist ungefähr die Lebensphilosophie der Neapolitaner, wie wir sie aus alten Kupferstichen kennen, wie sie die großen Reisenden beschrieben, die ihrer Sehnsucht folgend über die Alpen und den Apennin stiegen, als die Bergwände noch nicht durchbohrt waren und das Reisen noch kein abgeschmacktes Allerwelts- vergnügen geworden. Ganz so ist das Volk von Neapel aber doch nicht! Hart neben der heitersten Sorglosigkeit, neben naiver, schamloser Bettelei finden wir auch das Volk bei der Arbeit, bei nimmer ruhender Arbeit. In den dumpfigen Kellerhöhlen, in Sträßeneden, unter den Portalen der Kirchen und Paläste haben sich die Handwerker eingekistet. Sie arbeiten mit rastloser Emsigkeit vom Morgen bis zum späten Abend. Die lockende Landschaft



Milchverkauf aus erster Hand

umher existiert für sie nicht. Sie kennen keinen Sonntag, nur an den höchsten kirchlichen Festen ruhen sie aus. So liegen die Gegensätze dicht nebeneinander, und es ist ungemein schwer, trotz dieser Widersprüche den Charakter des selbstamen Volkes klar zu erkennen. Gregorovius noch fällt über die Neapolitaner das harte Urteil: „Das Volk lebt nur für den Augenblick. Es ist im innersten Wesen untragisch und unpolitisch, jeder männlichen Leidenschaft bar, ohne die das geschichtliche Tun nicht denkbar ist. So lange Neapel steht, waren seine Herrscher Fremde: Byzantiner, Normannen, Schwaben, Anjous, Spanier, Bourbonen, Joachim Murat.“ Seitdem der deutsche Historiker diese bitteren Worte schrieb, hat sich vieles geändert. Neapel ist ein Teil des einigen Königreichs Italien, und wenn die Neapolitaner es auch in großen und ganzen den Norditalianern überließen, den modernen Staat zu schaffen, so beteiligen sie sich jetzt dafür um so eifriger an der Politik. Die Kritik war wohl immer ihre stärkste Seite. Aber noch heute ist Neapel und die umgebende Landschaft der Teil Italiens, der am stärksten den strengen Anforderungen eines modernen Staatswesens widerstrebt. An Ordnung und geregelte Verwaltung wird sich dies bunte Völkergemisch, das sämtliche Stämme, die um das Mittelmeer herum wohnen, zu seinen Ahnherren zählen kann, wohl niemals gewöhnen. Darum sind dort auch die großen Sensationsprozesse zu Hause, die das ganze

Königreich in Spannung versetzen, und dann und wann erwaucht wieder ein Hauch der alten Romantik. Es ist, als ob das Volk niemals zur Ruhe kommen könnte, wie der Boden, auf dem es lebt. Erstaunlich ist die Summe von Energie, die zu der kleinsten Verrichtung des täglichen Lebens benötigt wird. Wer von dem Kastell San Elmo auf das herrliche Panorama des Golfes herniederblickt, der hört, wie das Leben der Stadt wie eine Welle zu der Höhe heraufbrandet. Nichts tut der Neapolitaner ohne Lärm, und all das Treiben und Hasten eint sich zu einem dumpfen chaotischen Brausen. Wie dem Leben von Neapel seit Jahrhunderten ein großer leitender Gedanke gefehlt hat, so mangelt auch der Stadt ein überragender Mittelpunkt. Unüberschaubar drängt sich Haus neben Haus, kein beherrschendes Bauwerk entringt sich der Masse, wie St. Peter in Rom. Die geschwungene Linie des Golfes gibt dem Ganzen die Form, und hoch über dem Gewimmel erhebt sich in der Ferne der Vesuv wie ein gewaltiges Memento mori.

Seit Jahren wird daran gearbeitet, Neapel zu sanieren und zu modernisieren. Durch das Gewirr der Gassen und Gäßchen sind breite Boulevards gelegt, und der berühmte Kai von Santa Lucia hat ein andres Gesicht erhalten. Wo sonst die alten Berbergen standen, die schon viele Generationen gastlich aufgenommen, werden jetzt weltstädtische moderne Hotels von fabelhaftem Luxus erbaut. Die Austerwerkäufer mit ihren charakteristischen



Eine Partie Karten auf offener Straße



Straßenläde am Hafen von Neapel

Buden sind vertrieben. Aber nach wie vor breitet der schönste Golf der Welt sein Panorama vor dem entzückten Auge aus, und im innersten Weien hat sich das neapolitanische Leben wenig gewandelt. Antik ist die völlige Harmlosigkeit des neapolitanischen Volkes, das unbefangen sein ganzes Leben fremden Augen preisgibt. Alles vollzieht sich in vollster Oeffentlichkeit. Da sitzt der alte Briefschreiber in der Ecke wie in den Straßen des Orients, ein Mädchen diktiert ihm gerade einen Liebesbrief an den Erwählten, der wohl fern in einer Garnison des Nordens weilt. Sie hält nichts zurück, alles, was sie auf dem Herzen hat, will sie den kranken Lettern auf dem winzigen Bogen Papier anvertrauen, und wer den gemurmelten Worten nicht lauschen will, der kann Erregung, Verzweiflung, Beschwörungen und Trohungen müheelos von ihrem Gesichte ableiten.

Dicht daneben machen andre Schönen Toilette. Eine Friseurin ist bei der Hand und übernimmt es für ganze 5 Centesimi, das schwarze Wischelhaar mit dem Kamm zu entwirren und daraus eine kunstvolle Frisur nach der letzten Pariser Mode aufzubauen. Wohin wir blicken mögen, überall bietet sich unsern Augen ein Bild von einschmeichelnden Reizen. In den Straßeneden stellen sich wirkungsvolle Gruppen zwanglos zusammen, und fehlt den Neapolitanern auch die machtvolle plastische Pose der römischen Bevölkerung, so wirken sie da-

für um so malerischer. Renaissanceportale, antike Säulenreste, seit Jahrhunderten immer wieder verbaut, Ausblicke in angstvoll enge Straßen mit himmelhohen Häusern geben den Hintergrund. Vielfach wird man auch an den Orient erinnert. Dier lassen ja jahrhundertlang die Mauren, Amalfi, Majori und Minori, Cetara waren ihre Hauptsitze, und die blühende Republik Neapel schloß ungeachtet der Baunstrahlen des Papstes ein Bündnis mit den Ungläubigen. Indifferent in religiöser wie in politischer Hinsicht waren die Neapolitaner von je. Sie umstanden mit derselben Kengier das Schafott des letzten Hohenstaufen auf dem Mercato, wie sie der Flotte der Sizilianer zusahen, die nach der blutigen Vesper unter dem Befehl des großen Ruggiero Loria die Schiffe der Anjoms im Angesicht der Stadt vernichtete. Die jüngste Geschichte, speziell das Mißgeschick der italienischen Kolonialpolitik in Abyssinien, hat ähnliche Beispiele gezeigt.

Neapel ist heute neben Genna der bedeutendste Handelshafen der Monarchie. Ein großer Teil des aufstrebenden italienischen Handels wickelt sich dort ab. Spiegelt sich darin die zunehmende Bedeutung Italiens im Weltverkehr miber, so bleiben uns andre Bilder, die von haltlosen inneren Verhältnissen, von ungerechter Verteilung der Lasten und Rechte zeugen, nicht erpart. Ueber Neapel ergießt sich der große Strom der Auswanderer, die Italien alljährlich in die Neue Welt und speziell

nach Südamerika entsendet. Wir sehen die prächtigen Gestalten aus allen Teilen des Landes, die Bewohnerin der Albaner Berge neben der Toscanerin, stumpf und ergeben der Stunde harrend, die sie von der schönen Heimat voraussichtlich für immer trennen soll. Aber für ernste Erwägungen ist Neapel nicht der Ort. Das laute Leben überläßt Klagen und Seufzer, die ganze Stadt wimmelt wie ein Ameisenhaufen, weder Ohr noch Auge haben auf Momente Ruhe, und wie auf tanzenden Wellen läßt der Strom des täglichen Verkehrs Bild auf Bild an uns vorüberziehen. Am Marinearsenal findet man in der brennenden Mittagssonne eine lustige Gesellschaft. Es sind Nichtstuer, junge wie alte, unter ihnen manch Individuum, das allen Grund hätte, die offene Straße zu meiden. Aber die Karten haben so dämonische Anziehungskraft, und dann ist es gerade zwischen zwei und drei Uhr. Das ist die Stunde, wo auch ein Schuhmann zu Mittag essen muß. Also kann man eine Partie wagen. Sobald aber das Käppi eines Wachtmanne erscheint, verschwindet die ganze Gesellschaft, als habe der Boden sie verschlungen.

Es gibt wohl keinen Gegenstand zwischen Himmel und Erde, der in Neapel nicht feilgeboten wird. Wenn der Neapolitaner nicht schläft, feilscht er, sucht er für die geringwertigste Sache einen möglichst hohen Preis herauszuschlagen. Was in allen andern Städten als wertlos weggeworfen wird, ist hier immer noch Objekt des Straßenhandels, und es genügt, festzustellen, daß Zigarrenstummel noch lange nicht die geringste Ware sind, die sich hier in Geld verwandeln. Für des Leibes Nahrung ist

reichlich gesorgt. Was sonst in der Regel den Augen der Konsumenten entzogen wird, die Verrichtungen und Handreichungen, die einmal notwendig mit der Herstellung auch der Lieblingsspeise verbunden sind, ohne daß man gerade immer daran erinnert sein möchte, wenn man den Löffel zum Munde führt, alles vollzieht sich hier in der freiesten Oeffentlichkeit. Ein Celgeruch lagert ringsumher, und es gehört die ganze Skrupellosigkeit des Südländers dazu, um an dem so dargebotenen Menü Geschmack zu finden. Aber für jeden Gaumen ist gesorgt, da gibt es Fische, Reisknödel, Kürbissblumen, Muscheln u. s. w., und die schöne Frau, die die Kunden bedient, hat reichlich Arbeit. Die Milch kauft man tatsächlich aus erster Hand, in den Quartieren der Armen wie der Reichen. Am Sonnenuntergang kommen die Ziegenherden durch die Straßen. Mädchen und Frauen eilen herbei, und die Hirtin melkt die Gefäße voll, indem sie die Ziege mit den zärtlichsten Schmeichelnamen belegt, um sie zum Stillestehen zu veranlassen.

Kehren wir nach Santa Lucia zurück! Wo sich früher die berühmte Promenade hinzog, liegt jetzt eine weite, trocken gelegte Straße. Wo früher, wenn der Abend kam, das Volk sich versammelte, um zu scherzen und nach dem Klang Guitarre sich im Tanze zu drehen, sitzt jetzt einsam ein Philosoph, ein alter Flickschuster. Melancholisch begleitet er seine Arbeit mit dem bekannten Volkslied:

Venite all' agile
Barchetta mia!
Santa Lucia!
Santa Lucia!



Neapolitanerinnen bei der Toilette



Otto Ernst

Sonntag eines Deutschen

Von

Otto Ernst

Als Knabe kannte ich einen armen Mann, der aus freien Stücken jeden Sonntag arbeitete und dafür am Mittwoch Feiertag hielt. Ich hab' es nie verstanden und nie geglaubt, wenn er mir lachend versicherte, das komme doch auf eins heraus.

Bildet ihr euch wirklich ein, ihr könntet aus jedem ruppigen Montag oder Mittwoch einen Sonntag machen, indem ihr ihm den Arbeitsmittel auszieht und einen schwarzen Gehrock anlegt? Habt ihr's wirklich nicht bemerkt, daß der Mittwoch auch im Frack und Zylinder ein Plebejer bleibt und der Sonntag auch in einer Maurerbluse als ein schöner, feiner Mann dasieht? Nein, meine Freunde, der Sonntag hat sein liches Angesicht nicht nur daher, daß er nicht arbeitet. Gewiß geb' ich euch mit Freunden zu, daß jeder Tag ein andres Gesicht zeigt, wenn er mit Musik und Fahnenwinden an unser Bett tritt und ruft: „Auf, zur fröhlichen Fahrt in die Mainflur!“ als wenn er morgens um 4 Uhr in der Gestalt eines Unteroffiziers die Tür der Kasernenstube aufreißt und brüllt: „Aufstehn!!! In zehn Minuten feldmarschmäßig auf'm Kasernenhof!“ und uns mit einer achtkündigen Felddienstübung bei 24 Grad Reamur winkt. O, dieser Unterschied ist mir sehr klar, so klar, daß mir daraus eine Lebensregel aufleuchtet ist. „Wie,“ sagte ich eines Morgens zu mir, „wie! In brennender Hitze einen ansgeredeten Tag lang über Berg und Tal laufen, tanzen, springen, schreien, erschlafenden Alkohol trinken und dabei schwitzen wie eine setze Gans am Bratspieß — das kannst du! Warum?

Weil es eine Vergnügungstour ist! Aber wenn du nur die Hälfte davon im Dienste deiner verdammten Pflicht und Schuldigkeit tun sollst, dann ziehst du ein Maul und hast dich wie ein armes, geplagtes Menschenkind! Spihube, hab' ich dich?“ Und von nun an, wenn es mit voller Bepackung in Staub und Sonne über Hecken und Gräben dahinging, sagte ich zu mir: „Dent, es wär' eine Vergnügungstour!“ Und dann ging es. Und so in weiterer Ausdehnung: wenn es heiß und schwer wurde auf dem Lebensmarsche, dann sagte ich zu mir: „Dent, es wäre eine Lustfahrt, dann kannst du's, du Schlingel!“ Und dann konnt' ich's.

Also das weiß ich sehr genau, daß ein Rast- und Lusttag anders aussieht als ein Arbeitstag. Aber deshalb ist ein Ruhetag noch lange kein Sonntag.

Seht, ich kann es euch ja auch aus dem Gegenteil beweisen. Ich mußte als Jüngling so viel arbeiten, daß ich des Sonntags zur Arbeit nicht entranen konnte. In den Sonntagnachmittagen, bis in den Abend hinein, schrieb ich meine Schulaufsätze. O heilige Tage, heilige Zeit! Nie hab' ich reineren Feiertagsglanz getrunken als damals! Meine Gedanken stiegen wie Säulen um mich empor, meine Schlüsse wuchsen wie Kuppeln daraus hervor, mein Gefühl schwebte wie Orgeleisen, und mein Anschauen war wie Licht, das durch bunte Fenster brach. Wenn der Lehrer mir meinen Aufsatz zurückgab, sagte er wohl: „Gut, gut, nur mitunter zu feierlich, zu hochfliegend, zu

pathetisch.“ Das war der Sonntag in meiner Arbeit.

Durch Arbeit ist er nicht zu verschonen. Ernste Arbeit, an der das Hirn und das Herz und alle Sinne mit feurigem Geiste wirken, liebt er sogar. Denn sie ist heilig wie er. Ernste Arbeit, die nach Hohen ringt, und Werke der Liebe macht er zum Gottesdienst. Und ich weiß, daß er selbst Arbeit aus Not und Mangel zuweilen mit einer milden Heiterkeit beglänzt. Aber eine Sorte von Arbeitern verträgt er freilich nicht. Das ist die, von der Th. Storm erzählt:

„Am Weihnachtssonntag kam er zu mir.
In Jack und Schutzfell, und roch nach Bier.
Und sprach zwei Stunden zu meiner Qual
Von Sinnen und von Kapital;
Ein Kerl, vor dem mich Gott bewahr!
Dat seinen Festtag im ganzen Jahr.“

Vor solchen Kerls versließt der Sonntag wie Rosenblut vor altem Käse.

Aber vor Tod und Krankheit flieht er nicht. Hast du einmal auf dem Krankenbette gelegen und die freundlich streichelnde Hand des Sonntags auf deiner Stirn gefühlt? „Haha, kein Wunder!“ wird der blanke Rationalist rufen, „das gepuzte Zimmer, die reine Wäsche, der Besuch der Freunde und die Blumen, die sie bringen, oder die Erwartung alles dessen, die stimmen den Kranken heiterer.“ Natürlich tun sie das. Aber zu Haus oder im Hospital kannst du das alles auch an andern Tagen haben; frag einmal den Kranken, ob darum aus einem Mittwoch ein Sonntag wird. O, es gibt Schreden und Schmerzen der Krankheit, denen der Sonntag weichen muß; denn er ist ein zarter Geselle, und wenn an einem Sommerfesttag Musik und Singen fröhlich wandernder Scharen ins Krankenzimmer herüberwehen, wie sollte ich leugnen, daß dann das Herz doppelt weh tun kann? Aber wenn du die große Geduld zum Leben erfaßt hast, dann wirst du erkenntlich sein für allen Trost, den Schönheit gibt, und der Sonntag ist ein schöner Genius. Wenn alle Besucher ausbleiben — dieser kommt, dessen sei gewiß. Als du noch schliefst, ist er leise hereingetreten, und wenn du erwacht, sitzt er schon an deinem Bette. Und er bleibt bis zum Abend, bis deine Seele in sanfteren, stilleren Gedanken zur Ruhe geht. Denn der Sonntag ist die Freude, der Friede, die Genesung, die nach sechs Tagen der Hoffnung kommt. Er ist der Genius der Erfüllung; denn nach sechs Tagen der Sehnsucht und des Ringens ist er da.

Und nicht vor dem Tode flieht er. Nein, er wandelt den müdigen Knochenmann in einen schönen, ersten Knaben mit gefenker Jacke, in einen Bruder des Schlafes. Ein Begräbnis am Sonntag ist trostreicher als eines am Montag, wie ein Begräbnis an einem Tage voll Sonnenschein und Vogelsang dem Herzen sanfter ist als eines in Regen, Sturm oder Schnee. Warum kleidet ihr Menschen den Tod nicht in freundliche Farben statt in ein häßlich-gehäßiges, menschenfeindliches, erbarmungsloses Schwarz? Feiert der Herbst nicht Sterben und Vergehen mit einem flammenden Farbenopfer und kleidet der Winter nicht den Tod in ein lieblich sinnmerndes Weiß, zu dem die Kinder jauchzen?

Sterben ist der Anfang des großen Feiertags. Das singt der Sonntag leise an alten und frischen Gräbern. Am Sonntag geht es auch zerrissenen Herzen sanfter ein, daß der Friedhof ein Hof des Friedens und der Tod ein großer Sabbat ist.

Ein zarter Gesell ist der Sonntag, sagt' ich. Du mußt ihm helfen, ihm ermuntern, ihm die Stätte bereiten, ihm offene Arme ausbreiten und lächelnd ihn locken, damit er seine ganze Liebeshübschheit entfalte, wie denn alle Fremden des Lebens inniger und heller dir entgegenlachen, wenn über deinem Herzen steht: „Willkommen, Freude!“ Da versehen es nun viele Menschen gleich am frühen Morgen. Wenn sie erwachen und den Sonntag am Bett stehen sehen, köhnen sie: „Gott sei Dank!“ drehen sich nach der Wand, lehnen also dem holden Genius die ausgesprochene Rückseite zu und genehmigen sich noch zwei oder drei Stunden Schlaf. Da hatte ich einen intimen Freund, der es ganz anders machte. Wenn er wochentags um acht Uhr erwachte, dachte er: „Ich muß aufstehen, wenn ich noch rechtzeitig ins Bureau will“, drehte sich nach der Wand und schlief weiter. Wenn er Sonntags um sechs Uhr die Augen aufschlug, rief er: „Donnerwetter, höchste Zeit!“ fuhr in die Hosen und bald darauf ins Gebirge. Ich will ja nun diesen Mann nicht gerade als Muster hinstellen, wenigstens sechs Siebentel von ihm nicht, und ich ehre mit frommer Ehen den Sonntagschlaf des sechsmal in der Woche geplagten und gebekten Arbeitersklaven; aber das muß ich doch sagen: wer den Sonntagmorgen ohne Not verschläft, der ist ein Sabbatschänder von der Wurzel aus. Jeder Morgen ist heilig; denn der Morgen ist die Unschuld des Tages, ist unberührtes Leben. Aber der Sonntagmorgen ist dreimal heilig.

Gibt es ein vertrieflischeres Geschäft als die Morgentoilette, ausgenommen für junge und alte Mädchen? Und wenn sie in zehn Minuten erledigt ist, so währt sie eben zehn Minuten zu lang. Aber am Sonntag ist sie ein Kultusakt; denn du legst mit dem Festgewand einen festlichen, reineren Menschen an. Das Wort „Kleider machen Leute“ ist in einem viel tieferen Sinne wahr, als man es gewöhnlich braucht. Kleider machen nicht nur Leute nach außen hin, sie wirken auch nach innen. Hängt einem Schneiderlein einen Mantel von einem Meter Weite und er spricht wie ein Kerl von einem Meter Durchmesser. Zieht dem reich gewordenen Weggermeister eine weiße Weste an, und er verucht sich auf dem Gebiete der Aristokratie. Als ich konfirmiert wurde, besam ich einen Rock mit Schößen, und während ich sonst mein Sackgut aus der Hosentasche geholt hatte, zog ich es jetzt hinten aus dem Rockschob. Ich zog es hundertmal am Tage und fühlte mich hundertmal ein Mann. Der Handwerksmeister, der den Th. Storm besuchte, scheint freilich ein ganz verflitzter Alltagsmensch gewesen zu sein; aber wenn seine Frau ihm einen Sonntagrock angezogen hätte — wer weiß, ob er das Gelpäck von Finken und Kapital nicht auf den Montag verschoben hätte. Selbst der ungebildetste Hausvater, wenn er nicht ganz verrotzt und verwildert ist, verfährt säuberlicher mit Weib und Kindern, wenn er, mit der Hand über den Ärmel fahrend,

ein weicherer Luch fühlt als Blauleinen und englisch Leber.

Und wenn auch deinem „Leber“ ein Erdenrest von Chlorgeruch und eingelaufenen Strümpfen anhaftete, — reine Freude laut herab auf dein erstes Frühstück. Wenn du auch noch so eifrig Arbeit und Pflicht liebt, es ist doch zweierlei, ob dein Nachtsich „Arbeit“ oder „Ruhe“ heißt, ob du mit den Augen auf der Uhr einsam deinen Morgen-trunk trinkst, oder ob du dich mit den Blicken ruhig in den Augen deiner Lieben niederläßt und denkst: „Wir haben Zeit, uns anzuschauen und uns aneinander zu erfreuen.“ Zu einem richtigen deutschen Sonntag gehören Mann, Weib und Kinder, zum mindesten Mann und Weib. Ich will beileibe nicht leugnen, daß auch ein begabter Junggeselle oder dergleichen Jungfrau herrliche Sonntage feiern könne; aber zu einem ganz vollständigen Sonntage gehört Familie. Familie und morgens ein Klöben. Dabei kommt es natürlich nicht auf den Klöben an sich an (es muß z. B. auch die Butter darauf sein), sondern das ist das Entscheidende, daß der Sonntag seine eigne Speise, daß er etwas Besouderes, etwas Auszeichnendes habe. Das meinte ich mit dem „deu Sonntag entgegenkommen und ihm eine Stätte bereiten“.

Auch durch Trank und Speise müßt ihr ihn aus der Reihe der grauen Erdentage herausheben, er lohnt es euch durch ein helleres Lächeln. Denn wie die Kleider Leute machen, so machen die Speisen Feste. Am Sonntag, wenn nach dem Fleisch eine süße Speise zu erwarten steht, brennen von Anfang bis Ende sechzehn Feiertkerzen um meinen Tisch. Das sind die sechzehn Augen meiner Tisch-gemeinde. Zu den Zeiten, da auch in den Patrizier-familien Hamburgs noch plattdeutsch gesprochen wurde, pflegte wohl am Sonntagabend eine Bowle auf den Familientisch zu kommen, und angesichts dieser Bowle wurde hochdeutsch gesprochen. Auch kannte ich einen alten Schiffszimmermann, der viele Jahre nach China gefahren war und hauptsächlich drei Sprachen redete: Plattdeutsch, Matrosen-Englisch und norddeutsches Hongkong-Chinesisch. Alle diese Sprachen waren ihm geläufiger als Hochdeutsch. Und nun höre man: jeden Sonntagnachmittag, wenn er auf seinem Sofa saß, ah dieser Mann, der den stärksten Tabak kaute und sich eine Handvoll Pfeffer in die Suppe zu werfen pflegte, süße Kringle und sprach dabei zu Weib und Kindern hochdeutsch. Es war ein Opfer, das er brachte; vor jedem hochdeutschen Sage öffnete er dreimal lautlos den erstaunlichen Mund, als wenn zum Hochdeutschen sehr viel Lust gehöre; aber durch die festliche Speise der süßen Kringle entlockte die Kraft des hehren Tages auch diesem rauhen Herzen das andächtige Opfer eines frommen Sinnes.

Um nun aber „vollends schlagend darzutun,“ daß ich den sonntäglichen Speisetisch nicht um materieller Lust willen empfehle — denn ich merke wohl, daß die reinen Spiritualisten, die heimlich Beefsteaks mit Spiegeleiern essen, mir nicht trauen — will ich noch einen Beweis aus meinem eignen Leben anführen. So gewiß die Tangente eines Kreises die mittlere Proportionale zwischen den Abschnitten der schneidenden Sekante ist, so gewiß gab es in meinem Elternhause am Sonntag Fleischsuppe mit

Fleischklößen und dicken Reis mit Rosinen. Und nun ist es ganz klar, daß nicht die Fleischbrühe mir das Heilige am Sonntag war; denn als Kind mochte ich gar keine Fleischbrühe. Aber wenn um zehn Uhr des Morgens der Geist des Herrn Julius v. Liebig sich erhob und durch die Räume des Hauses wandelte, wenn der altvertraute liebliche Duft hinausstieg in die Dachbodenkammer, wo ich zwischen alten Büchern und Bildern kramte, dann hob der würzige Rauch mein Herz empor, und ohue daß es an Fleisch und Fleischeslust gedachte, schwamm es friedeliegend in festlichen Tüsten wie ein frommes Kirchenkind im Weibrauch. Noch heute genügt ein Achtel Näslein voll von diesem Duft, um mir einen ganzen Kindheitssonntag zurückzurufen mit allem stillen Klang und aller stillen Freude, wie denn ja Düfte mit ganz besonderer Kraft Erinnerungen aus dem Tütel ziehen. Wohl weil die Erinnerung selbst ein Duft ist, der Luft, der nachbleibt, wenn unser Leben an der Sonne „Zeit“ verdampft.

Freilich, das muß ich sagen, um ganz ehrlich zu sein, daß ich diesen Reis mit Rosinen für mein Leben gern ah. Aber wer sagt denn auch, daß der Weg zu weihvollem Geistesweben nie und nimmer durch das Materielle gehen dürfe? Ein Philosoph hat sogar unumstößlich behauptet, daß nichts im Geiste sei, was nicht zuvor in den Sinnen gewesen wäre. Es war ein Mann aus dem Lande des Plumppuddings und des Sommerachts-traumes.

Wenn du nun mit den Deinen das Frühstück gefeiert hast, so geh, wie das Herz dich treibt, in Feld und Wald oder in die Kirche oder ins Land der Kunst oder in dich selbst oder irgendwohin, wo Stille des Herzens ist. Sammle mit deinen Kindern einen Blumenstrauß für die Mittagstafel, lehre sie Flug und Gesang der Vögel, Gestalt und Weise alles bewegten und unbewegten Tafelins kennen; aber vor allem lehre sie das ruhige Angesicht schauen, das aus Wald und Weide, Berg und Gebüsch mit ewigen Augen blickt. Dann werden sie sich in den Jahren der Vernunft und des Leidens erinnern, daß einem zerrissenen Herzen in den Armen der großen Mutter auch an Werttagen Ruhe und Feier bereitet ist. Vor meinem Geiste wird, solange ich lebe, ein Sonntagmorgen aus meiner Kindheit stehen. Glaubt nicht, ich hätte eine Geschichte erlebt. Ich wanderte allein hinaus ins Freie, bis die Gloden der Dorskirche nur noch so leise klangen, daß ihr Schall mit dem Summen der Biene verchwamm. Und nun stand ich auf einem einsamen Feldweg zwischen hohen Hecken ganz allein. Es war nur ein schmales Grasfeldchen zwischen Haselhecken und war doch ein Erlebnis. In diesem Augenblick war die Welt und mein Leben rein von allem, von allem, was traurig und häßlich ist. Die höchsten Zweige der Haselstauden standen in wonnigem Bangen still und blickten unverwandt und immer zum Himmel hinauf, immer zum Himmel hinauf. Am Himmel war Sonntag. Und im Gewirr und heiligen Schatten der Büsche war Sonntag. Um mich auf dem Rasen war Sonntag; im Kelch der Anemone und Ranunkeln war Sonntag. Tamals habe ich den Sonntag gesehen. Und wenn ich in meinem Leben sonst nichts Gutes erfahren hätte, um jenes

Morgens willen könnt' ich mit Kindern und Kindeskindern aus vollem Herzen sagen:

„O wunderkönig ist Gottes Erde
Und wert, darauf vergnügt zu sein.“

Wenn du aber in die Kirche gehst, dann höre nicht nur auf die Rede des Predigers, sondern auch auf die ragenden Worte der Säulen und Wölbungen, sieh das Sonntagsmorgenslicht, das durch farbige Fenster auf Estrich und Altardecke fällt, und folge mit den Augen dem Sturmesflug und Engelstreifen des Orgellänges. Denn Sonntag ist das Fest der Stille, und die Stille ist dir gegeben, damit du in deinem Herzen alle Schönheit des Lebens sammeln kannst. Wenn du zu Hause in der Bibel ließt, so lies die Erzählung von Eliesers Werbung am Brunnen, oder das Buch Ruth, oder die Bergpredigt, oder den Gang nach Emmaus, oder die Geschichte vom See Genesareth, da Jesus den Petrus dreimal fragte: „Simon Johanna, hast du mich lieb?“ und der Jünger endlich wie aus schluchzenden Herzen rief: „Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe!“ In solchen Geschichten ist ewiger Sonntag. Welches Buch du aber auch am Sonntag hernehmen magst: wenn du es aufschlägst, liegt ein besonderes Licht auf seinen Blättern, und war' es auch ein Rechenbuch oder eine Pandektensammlung. Denn der Sonntag leuchtet hell aus vor Freuden, wenn er sieht, daß du nicht vom Brot allein lebst, sondern auch ein Leben im Geiste führst. Und wenn du einen üppigen Sonntag feiern willst, wenn du schwelgen, schlennen und verschwendend willst, dann lies am Sonntag Goethe. Die Werke dieses Mannes sind Sonntag an sich; sie machen jeden Wochentag zum Feiertag, jede Arbeit zum Feste; wenn man sie daher am Sonntag liest, so ist es wie Sonntag und Pfingstfest an einem Tage. Das macht: auf dem Seelengrunde dieses Sonntagskinder lag wie ein Blumentepich der Sonntag einer neuen, freien und schönen Menschenwelt, die einmal für alle kommen soll und kommen wird.

Ja, Sonntag ist das Fest der Stille. Darum ist es kein übler Gedanke der Engländer, die rauschenden Feste und Vergnügungen auf den Sonnabend zu verlegen, schon um deswillen nicht übel, weil ein halber Feiertag mehr dabei herauskommt. Nur wollen Gott und seine Heerscharen unsern deutschen Sonntag vor Minderheiligkeit und Zwangsfeierlichkeit in allen Gnaden bewahren! Der Sonntag ist kein Muder, der alltags Whisky und Sonntags angeblich Soda trinkt; ich hab' ihn oft genug in gefelliger Stunde fröhlich mit den Fröhlichen gesehen und aus Liebden des Uebermuts und der überschaumenden Lebenskraft seine reine, klare Stimme herausgehört. Aber das sollen wir wissen, mein' ich, daß der Sonntag solcher Dinge nicht braucht, um schön und heiter zu sein, nein, daß er schon ein herrliches Fest ist, wenn wir ganz ruhig auf einem Stuhle sitzen und uns schweigend und regungslos am Glanz und Frieden der Stunde freuen.

Das sollen wir wissen, daß er vor allem ein Tag der Stille ist, der Stille, in der wir die Menschen unsrer Umgebung wieder erkennen. In Kampf und Hast des Alltags schwirrt und flimmert unsrer Lieben und Getreuen Bild an uns vorüber;

in der Ruhe des Sonntags sehen wir sie wieder. Am Wochentage spricht Mund zu Mund, Auge zu Auge, Hand zu Hand — am Sonntag, wenn die Oberfläche unsers Wesens sich geglättet hat, sehen wir bis zum Grund, und Seele spricht zur Seele. Am Werktag verdrängen und beherrschen die Dinge zu oft nur den Menschen; am Sonntag besinnt sich der Mensch auf seine Poesie und hängt sich den Purpur um. Am Sonntag erkennen wir den wunderreichen Schatz, den wir in der liebenden Güte unsrer Lebensgenossen und Freunde besitzen, empfinden wir Hand in Hand und Aug' in Auge die Schönheit des Menschen in der Ruhe.

Schaff sonntägliche Stille um dich und sammle das hundertfältige Glück einer Sekunde in ein Gefühl. Lehne dich zurück in deinen Stuhl und fühle die weiche Hand deines Kindes in der deinen, sieh dein Weib gegenüber am Fenster sitzen und merke, wie eure Blicke sich auf dem Haupte des Kindes begegnen und umschlingen, sieh, wie der Sonnenschein von der Wand des Nachbarhauses rätlich glüht gleich wildem Wein im Herbst, sieh die leuchtenden und sanften Farben des Teppichs zu deinen Füßen, sieh den göttlichen Adel um die Lippen des belvederischen Apoll, der auf deinem Schreibtisch steht, dent, wie das Werk deiner Arbeitstage sich rüdet und wächst, fühle den ruhigen, warmen Fluß deines Blutes und das leichte Spiel deiner Muskeln und hör aus einer schönen Stunde der Vergangenheit eine sonnige Stimme singen:

„Unter blühenden Mandelbäumen,
An der Loire grünem Strand —“

halte den Atem zurück, und laß alles, alles Glück des Augenblicks vereint in deine Seele strömen. Das ist das Unglück der Menschen, daß sie ans alter, furchtbarer Wohnheit ihr Herz selbst dem Glücke nur fingerbreit öffnen und es nicht weit und willig aufstun wie zwei zum Himmel erhobene, ausgebreitete Arme, daß ihr ungeliebtes Ohr nur Melodien des Glüdes, nur verwehte Töne des Glüdes erfahst. Öffne der Stille des Sonntags weit und weiter das Herz, und du hörst die Harmonien des Glüdes. Eine glückliche Stunde ist ein Kunstwerk Gottes, in dem alles zum herrschenden Gefühle stimmt und immer noch Schönes zum Schönen kommt, je tiefer du hineinschaust.

Und sieh, in der Stille des Sonntags steigt selbst die tiefste Frage unsers Herzens empor, die Frage: „Lohnt es sich? Lohnt sich das Wert deiner Wochen? Lohnt sich dies Hasten und Ringen und Mühen deines Alltags?“ O wir würden weiser sein, wenn wir öfter und inniger diesen Tag der Besinnung feierten. Er ist ein Tag des Rückblicks und Umlblicks, und sonderlich sind die Sonntagsstunden zwischen Tag und Abend besinnliche und nachdenkliche Stunden. Einfachheit am Sonntag ist von lichten Gedanken begnadet. Wandle in deinem Zimmer auf und ab, und wenn du Cajus heißet, so werden die Cajusse deiner vergangenen Sonntage aus den Wänden hervortreten wie eine Ahnengalerie und wunderfame Zwiegespräch mit dir pflegen. Wehe dem, der der Welt den Sonntag nimmt! Und wehe der Welt, die den Sonntag verloren hat! Wehe der Welt ohne Hast und Andacht!

Und nun will ich auch noch das Allerhöchste vom Sonntag nennen. Wißt ihr, was das Aller-

schönste am Sonntag ist? Das Aller schönste am Sonntag ist der Sonnabend. „Sonnabend“ — hier ist das norddeutsche Wort einmal schöner als das süddeutsche „Samstag“. „Samstag“ heißt einfach Sabbatstag, Ruhetag. Aber „Sonnabend“, das ist wie ein stilles Zueinanderlegen der Hände und ein lächelndes Schauen in die zur Ruhe gehende Sonne. Und der ganze Tag wird Abend genannt, wie der Weihnachtsabend, der Fastelabend, der Osterabend. Den ganzen Tag fühlt der Deutsche als einen großen Abend, der einem großen Morgen vorangeht. Das ist nun einmal dem Menschen bestimmt, daß ihn Erfüllung selten so tief erfreut wie Hoffnung. Nichts ist reiner als diese Abendfeier vor dem Sonntag, dieser kaum gefühlte, aber tief geglaubte Anhauch nahender Lust, dieser Traum der Augen von kommendem Licht. Wie klar steht vor meinem Blick das sonnabendlich gepuhte, „gründlich gereinigte“ Elternhaus mit dem frisch gestreuten, gelben Sand auf den Dielen. Wie gern seht ich mich dann mit einem Buch ans Fenster und schaute doch mehr in die blinkende Stube, die ich tausendmal gesehen, und mehr in den dämmernden Himmel als in das Buch. Das

geliebteste Buch war dann nicht so stark wie diese Gewalt der mich ganz umfangenden Erwartung. Die Blumen draußen standen stillbereit, der Sonne des Sonntags ihre Kelche zu öffnen, eine Troffel übte mit heiligem Eifer ein sonntägliches Lied, und die scheidende Sonne stand im Zauber dieser Stunde still, als zögerte sie nach solchen Seligkeiten selbst vor der Erfüllung. . .

Laßt siebzigttausend kalte Vernünftler kommen und sagen: „Die Welt sieht am Sonntag und Sonnabend genau so aus wie an jedem andern Tage; was ihr Besonderes, Feierliches, Heiliges seht, das seht ihr hinein, das ist eure Einbildung!“

Ja? Ist's wahr?

Tann staunende Bewunderung dem unsichtbaren Stäubchen im Auge, das das weiße Licht des Tages in Millionen Farben bricht, die der Regenbogen nicht kennt. Dann grenzenloser Dank und Anbetung dem holden Genius der Menschheit, der das Meer zur Wohnstatt der Nereiden, den Wald zur Stätte der Dryaden, die ganze Körperwelt aber zur Wohnung der Seelen macht! Jeden Sonntag und Sonnabend soll die Flamme unsers Herzens stark und still emporstreben, ihm zu einem freudigen Opfer.



Mutter und Kind. Bildwerk von Fritz Klimsch

Elektromagnetische Stürme

Am 31. Oktober 1903 ist unser Erdball von elektromagnetischen Stürmen heimgesucht worden, wie sie nach den Beobachtungen der erdmagnetischen Observatorien und der Telegraphenanstalten niemals vorher in solcher Stärke aufgetreten sind. Ähnliche Erscheinungen sind bereits früher, namentlich in den Jahren 1848, 1859, 1872, 1883 und 1894 beobachtet worden. Man hat sie als magnetische Ungewitter und als erdmagnetische Stürme bezeichnet. Ihre Benennung als „elektromagnetische Stürme“ erscheint mir jedoch umfassender und auch zutreffender, da gleichzeitig mit den magnetischen Störungen elektrische Störungen auftreten. Nach neueren Forschungen muß sogar angenommen werden, daß die magnetischen Störungen erst eine Folge der elektrischen sind.

Der letzte elektromagnetische Sturm hat nach den Messungen des erdmagnetischen Observatoriums in Potsdam Schwankungen der frei hängenden Magnetnadel aus ihrer durch den Erdmagnetismus bedingten Ruhelage um 3° verurteilt; es ist dies ein für unsere Breiten unerhörter Betrag. Schwankungen von solcher Größe werden sonst nur bei den Polarstationen beobachtet. Die Magnetnadel wanderte dabei fortwährend, aber nicht stoßweise hin und her, so daß oft während einer Minute mehrere Maximalauschläge stattfanden.

Nach den bereits vorliegenden Meldungen sind ähnliche magnetische Störungen auch in Oesterreich-Ungarn, Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark, England, Nordamerika, Frankreich und der Schweiz beobachtet worden. In Oesterreich wurde eine Abweichung der Magnetnadel um $1^{\circ} 3'$ festgestellt. Die erdmagnetischen Störungen scheinen also die gesamte nördliche Hemisphäre getroffen zu haben; daß sie auch auf der südlichen Erdhalbkugel aufgetreten sein werden, ist als sicher anzunehmen, indes liegen hierüber genauere Mitteilungen noch nicht vor.

Überall, wo diese magnetischen Störungen beobachtet wurden, traten gleichzeitig elektrische Ströme in der Erde auf, die den Telegraphenbetrieb in den Leitungen, bei denen die Erde als Mittelleitungsdrabt benutzt wird, zeitweise empfindlich störten und unmöglich machten. Dem Telegraphentechniker sind solche elektrischen Strömungen in der Erde nichts Fremdes, denn er hat selbst unter gewöhnlichen Verhältnissen, z. B. bei elektrischen Messungen der Telegraphenleitungen, mit ihnen zu rechnen; sie sind ihm unter der Bezeichnung „Erdbströme“ bekannt. Einen konstanten Bestandteil der Erdbströme bilden die Erdplattenströme, die ihre Ursache darin haben, daß die metallischen Erdplatten oder Erdverbindungen der Telegraphenleitungen mit der Erde zusammen eine elektrische Batterie liefern.

Bei normaler Stärke stören die Erdbströme den Betrieb der Telegraphenleitungen nicht; sie sind dann viel schwächer als die Telegraphierströme.

In gewissen Zeiträumen, auf die ich wieder unten noch zu sprechen komme, erreichen jedoch die Erdbströme eine solche Intensität, daß sie, wie am 31. Oktober, die Stärke der Telegraphierströme um das Fünffache, in einzelnen Fällen sogar um das Zehnfache übertreffen. Die Erdbströme treten durch die Erdleitungsplatten der Telegraphenanlagen in die Leitungen und bringen dadurch die eingeschalteten Telegraphenapparate dauernd zum Ansprechen oder vernichten unter Umständen auch die gerade in die Leitungen gefandten Telegraphierströme, wenn sie deren Richtung entgegengesetzt sind.

Ueber den Verlauf und die Stärke der Erdbströme des letzten elektromagnetischen Sturmes sind im deutschen Reichstelegraphengebiet umfangreiche und genaue Beobachtungen und Messungen angestellt worden, die einen wertvollen Beitrag zur Begründung dieser bis heute noch nicht völlig erklärten Naturerscheinungen liefern. Aus der Fülle des Beobachtungsmaterials führe ich mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum nur folgendes an: Die ersten Erdbströme wurden in den frühen Morgenstunden des 31. Oktober in den deutsch-englischen Kabeln beobachtet; in größerer Stärke, aber noch ohne störende Beeinflussung des Telegraphenbetriebs traten sie in Deutschland von 10 Uhr vormittags ab auf.

Gegen Mittag standen fast sämtliche längeren oberirdischen und unterirdischen Leitungen des Reichstelegraphengebiets unter dem Einflusse der Erdbströme, deren Stärke und Richtung andauernd wechselte. Ein regelrechter Telegraphenbetrieb wurde dadurch unmöglich. Zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags erreichte die Erdstrombewegung in Deutschland ihren Höhepunkt; bald nach 4 Uhr flaute der elektromagnetische Sturm ab und begann in nordöstlicher Richtung zu verschwinden. Die elektrischen Strömungen machten sich hauptsächlich in den nordwestlich, südwestlich, südlich und nordöstlich von Berlin verlaufenden Telegraphenleitungen des Berliner Haupttelegraphenamts bemerkbar, während die nach Westen und insbesondere die nach Norden gehenden Leitungen weniger beeinflusst wurden. Eine zweite, sehr heftige Stromwelle trat zwischen $7\frac{1}{2}$ und 8 Uhr abends auf; sie machte sich in den gleichen Richtungen wie die erste starke Strömung bemerkbar, doch verlief sie bedeutend schneller nach Nordosten. In den darauf folgenden Nachstunden waren nur noch Erdbströme von geringer Stärke nachweisbar, und am 1. November gegen Mittag zeigten die elektrischen Strömungen in der Erde wieder ihren gewöhnlichen Verlauf.

Die stärksten Erdbströme wurden in der oberirdischen Telegraphenleitung Berlin-Frankfurt a. M. beobachtet; ihre größte Intensität betrug hier 3 Uhr 5 Minuten nachmittags 140 Milliampere,*) also mehr als das Zehnfache der Stromstärke der gewöhnlichen Telegraphierströme, die sich durchschnittlich auf 13 Milliampere beläuft. Stromstärke

*) 1° oder 1 Grad = $\frac{1}{500}$ des Kreisumfanges.

**) $1'$ oder 1 Minute = $\frac{1}{60}$ Grad, $1''$ oder 1 Sekunde = $\frac{1}{3600}$ Minute.

*) Milliampere = $\frac{1}{1000}$ Ampere. 1 Ampere = Einheit der elektrischen Stromstärke.

von 30 bis 40 Milliampere wurden in den oberirdischen Telegraphenleitungen Berlin-München-Rom und Berlin-Hamburg gemein. In den Kabellösungen Berlin-Leipzig und Berlin-Dresden wurden Maximalintensitäten von 26 bis 30 Milliampere beobachtet, in den Kabellösungen Berlin-Hamburg und Berlin-Königsberg (Preußen) dagegen nur solche von 4 bis 6 Milliampere festgestellt.

Die Annahme, daß solche starken elektrischen Strömungen in der Erde auch deren natürlichen Magnetismus beeinflussen, liegt nahe; sie findet ihre Begründung in den uns bekannten Wirkungen des Elektromagnetismus. Die vorwiegend in der Erdkruste verlaufenden elektrischen Erdströme bilden ein elektrisches Feld; die Erde selbst aber, die man sich von alters her als einen großen natürlichen Magnet vorstellt, bildet andererseits ein magnetisches Feld, dessen Wirkungsbereich sich ebenfalls auf die Erdkruste und darüber hinaus erstreckt, wie durch die Nordweisung der Magnetnadel hinreichend bewiesen wird. Jede Aenderung der Stärke eines elektrischen Feldes bringt aber eine entsprechende Aenderung in dem ihm benachbarten magnetischen Felde hervor. Das Umgekehrte ist natürlich auch der Fall; es kommt aber hier nicht in Frage.

Die Richtungslinien der magnetischen Kraft der Erde oder die Kraftlinien des magnetischen Feldes des großen Magnets Erde verlaufen zwischen seinen beiden Polen. Der magnetische Pol der nördlichen Hemisphäre liegt gegenwärtig auf dem 70. Breitengrade und dem 97. Längengrade westlich von Greenwich im arktischen Nordamerika und der entgegengesetzte magnetische Pol der südlichen Erdhälfte liegt unter 74 Grad Breite und 147 Grad östlicher Länge von Greenwich. Die Richtung der zwischen den magnetischen Polen verlaufenden Kraftlinien wird durch die bekannten Isogonen oder magnetischen Meridiane gegeben, die die Orte gleicher magnetischer Declination (Abweichung der Magnetnadel von der Nord-Südlinie) miteinander verbinden. Die stärksten magnetischen Wirkungen äußern sich an den Polen; hier sind die Kraftlinien am dichtesten, so daß dort die Magnetnadel nahezu senkrecht zur Erdoberfläche steht. Nach dem Äquator zu nimmt auf beiden Hemisphären die Intensität des Erdmagnetismus ab. Zwischen ihnen und von einer auf die andre übergreifend, verläuft in der Nähe des Erdäquators eine Linie — der magnetische Äquator —, auf der die Inklination der Magnetnadel, d. h. ihre durch den Erdmagnetismus verursachte Abweichung von der horizontalen Ebene gleich Null wird. Die Magnetnadel stellt sich dann horizontal in den magnetischen Meridian des betreffenden Ortes ein.

In Wirklichkeit bildet allerdings die Erde nicht einen regelmäßigen Magneten mit zwei Polen, sondern es ist die Verteilung der Intensität des Magnetismus über die Erdoberfläche ziemlich ungleichmäßig. Die Intensität des Erdmagnetismus ist ferner an den einzelnen Orten vielfachen Aenderungen unterworfen. Oft genügen schon wenige Jahre, um Richtung und Größe der erdmagnetischen Kräfte vollständig umzugestalten. Es ist einleuchtend, daß derartige Umwälzungen nicht lediglich die Folge einer Umlagerung der magnetischen Gesteinmassen im Innern der Erde sein können, denn solche Um-

wälzungen gehen nicht so schnell und ruhig von statten. Es müssen hier andre gewaltige Kräfte mitwirken.

Die Aenderungen des Erdmagnetismus sind entweder periodische, d. h. innerhalb längerer oder kürzerer Zeit regelmäßig wiederkehrende, oder es sind plötzliche, wie am 31. Oktober. Die periodischen Aenderungen umfassen tägliche, monatliche, jahreszeitliche, jährliche und säkulare; sie treten auf der ganzen Erde ziemlich gleichmäßig, aber in verschiedener Stärke auf und folgen für jeden Ort im allgemeinen dem Stande der Sonne. Die tägliche Schwankung der Totalintensität des Erdmagnetismus zeigt für alle Orte einen ziemlich übereinstimmenden Verlauf. Während der Nacht ist sie am größten und gleichmäßigsten, am Morgen fällt sie rasch ab und weist mittags ihren geringsten Wert auf, um dann bis zum Abend schnell wieder zu wachsen. Im Winter ist die Stärke der erdmagnetischen Kraft größer als im Sommer, sie wächst also mit der Annäherung der Erde an die Sonne, denn im Winter befindet sich die Erde in der Sonnennähe und im Sommer in der Sonnenferne. Auf Grund neuerer langjähriger und sorgfältiger Beobachtungen kann man annehmen, daß die täglichen, jahreszeitlichen und jährlichen Variationen des Erdmagnetismus hauptsächlich von der Stellung der Erde zur Sonne abhängen. Eine direkte magnetische Einwirkung der Sonne auf die Erde erscheint jedoch ausgeschlossen, denn nach der allgemeinen Annahme befindet sich unser Zentralgestirn noch im Weißglühzustande. Der Sonnenkörper kann also keine nennenswerten unmittelbaren magnetischen Kräfte äußern, am allerwenigsten auf solche Entfernungen. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß der Magnetismus des Eisens bereits durch die Rotglühhitze zerstört werden kann.

Die Beeinflussung der magnetischen Kraft unseres Planeten durch die Sonne muß also auf indirektem Wege erfolgen; ein solcher bietet sich in der elektrischen Stromwirkung dar, die durch elektrische Vorgänge auf der Sonne elektrische Ströme in der Erde ausgelöst werden und diese ihrerseits die beobachteten Variationen des Erdmagnetismus, wenn auch nicht ausschließlich, so doch der Hauptsache nach verursachen. Wenn also die Variationen des Erdmagnetismus von den in der Erdoberfläche kreisenden Erdströmen abhängen sollen, so müssen auch letztere gleichartige Variationen aufweisen. Daß dies der Fall ist, haben die von der deutschen Reichstelegraphenverwaltung noch unter dem ersten Generalpostmeister von Stephan vorgenommenen langjährigen genauen Messungen der Erdströme dargetan. Die von Professor Weinstein bearbeiteten und mit den gleichzeitigen Beobachtungen der erdmagnetischen Observatorien verglichenen Messresultate lassen unabweislich erkennen, daß die in Stärke und Richtung beständig wechselnden Erdströme in ihrem täglichen und jährlichen Verlaufe durchaus gleichartige Aenderungen wie der Erdmagnetismus unterworfen sind.

Plötzliche Aenderungen der Erdströme haben auch stets entsprechende Aenderungen des Erdmagnetismus zur Folge gehabt. Ein magnetischer Sturm setzt also einen elektrischen Sturm voraus, und beide zusammen können wir nunmehr folge-

richtig als ein von der Sonne ausgehendes elektromagnetisches Gewitter bezeichnen. Auch für die elektromagnetischen Gewitter ist bereits eine Zeitfolge aufgestellt, sie wiederholen sich in Perioden von ungefähr 11 Jahren in Verbindung mit den Sonnenfleckenperioden. Solche an Sonnenflecken reichen Jahre waren insbesondere die Jahre 1849, 1860, 1871, 1882 und 1893. Gegnärtig, also gewissermaßen etwas vorzeitig, macht sich wiederum eine zunehmende Sonnenfleckenbildung bemerkbar. Wir können also für die nächste Zeit noch auf weitere elektromagnetische Stürme rechnen.

Als sicher kann schon jetzt angenommen werden, daß mit der Bildung der Sonnenflecke gewaltige elektrische Vorgänge verbunden sind, die unsre nach J. von Lamont als elektrischen Körper im Welttraume schwebende Erde beeinflussen. Diese elektrischen Fernwirkungen der Sonne stellen sich bei Vorhandensein nur weniger Sonnenflecken geringer Ausdehnung, wie sie mit Hilfe guter optischer Instrumente stets auf der Sonne zu ermitteln sind, als Erdströme gewöhnlicher Intensität dar. Tritt aber eine Bildung von Sonnenflecken so gewaltiger Ausdehnung ein, wie sie leghin beobachtet wurde — der englische Astronom Denning hat kürzlich eine neue Gruppe von Sonnenflecken entdeckt, die im ganzen eine Länge von 124 000 Kilometern einnehmen —, so ist die Folge, daß die sonst nach außen hin nicht sonderlich in Erscheinung tretenden friedlichen Erdströme in Aufruhr geraten und ein elektromagnetisches Gewitter verursachen, das die Magnetnadeln der Observatorien zu stürmischem Tanze veranlaßt und die Telegraphenleitungen streifen läßt.

Ein richtiges Gewitter können wir uns ohne Licht- und Schallercheinungen nicht denken: auch das elektromagnetische Gewitter weist solche auf. Es sind dies die geheimnisvollen Polarlichter, deren magische Lichtwirkung aus vielfachen Bildern allgemein bekannt geworden ist; beschreiben läßt sie sich kaum. Die Polarlichterscheinungen, die wir auf unsrer Hemisphäre Nordlichter nennen, sind von einem eigentümlichen Brausen begleitet, das nach den Angaben der Beobachter wahrgenommen wird, wenn die Höhe, in der das Nordlicht entsteht, keine zu große ist. Nach den bisherigen Beobachtungen schwankt die Höhe der Polarlichter über dem Erdboden zwischen den weiten Grenzen von 0,5 bis 1600 Kilometern. Die geringsten Höhen werden in den Polarzonen beobachtet; mit wachsender geographischer Breite nimmt die senkrechte Erhebung der Polarlichter über dem Erdboden zu.

Ueber die Entstehung des Polarlichts sind die mannigfachsten Hypothesen aufgestellt worden. Die älteren Theorien erklären es als einen Verbrennungsprozeß gasförmiger Produkte in den höheren Regionen der Atmosphäre, andre als kraftlose, nicht zur vollen Entwicklung gekommene Gewitter; die neueren Theorien lehnen sich mehr an die elektrischen Erscheinungen an. Sie erklären das Polarlicht als Resultat eines Ausgleichs zwischen Erd- und Luftpolextrazität oder aber als ein elektrisches Glühen der gasförmigen Bestandteile in den verdünnten obersten Schichten der Atmosphäre. Beide Theorien sind wahrscheinlich und haben schon deshalb Aus-

spruch auf Beachtung, weil es auf den durch sie angegebenen Wegen gelungen ist, künstliche Lichterscheinungen herzustellen, die dem Polarlichte ähneln.

Durch den Ausgleich von Erd- und Luftpolextrazität kann man ein künstliches Polarlicht erzeugen, wenn man z. B. auf einem Berge ein gemaltiges Mischableitersystem vollständig isoliert vom Erdboden errichtet und dieses durch einen isolierten Draht mit einer im feuchten Erdreich versenkten Zinkplatte verbindet. Zu der Nacht erscheint dann zuweilen der Berg von weitem gesehen in gelblichem Lichte, das bei Prüfung durch das Spektroskop sich als gleichartig mit dem Polarlichte erwiesen hat. Ein ausgesprochenes Analogon des Polarlichtes wird auch erzielt, wenn, wie bei den bekannten Geißlerischen Röhren, eine elektrische Entladung in stark verdünnten Gasen stattfindet.

Die Höhen, in denen die Polarlichter über der Erdoberfläche vorkommen, berechtigen zu der Annahme, daß auch ihre Entstehungsurache eine verschiedene ist. Die Polarlichter in geringer Höhe über dem Erdboden, wo noch ein größerer Luftdruck herrscht, die Luft also verhältnismäßig elektrisch gut leitet, dürften durch den Ausgleich der Erd- und Luftpolextrazität mit der Elektrizität der über ihr ruhenden Luftschichten zustande kommen. Bei elektromagnetischen Stürmen wird dieser Ausgleich erleichtert und er geht kräftiger von statten. Polarlichter in Höhen von 50 Kilometern und darüber, wo der Luftdruck nur noch Bruchteile eines Millimeters beträgt (auf der Erdoberfläche beträgt der mittlere Luftdruck 760 Millimeter), wo also eine Luftverdünnung herrscht, die wir uns kaum vorstellen können, dürften dagegen von der Erd- und Luftpolextrazität unabhängig sein. Ihr Zustandekommen wird vielmehr auf eine elektrische Bestrahlung der in jenen Höhen noch vorhandenen unzersetzten Materien zurückzuführen sein. Diese elektrische Bestrahlung geht von der Sonne aus; sie ist am intensivsten beim Auftreten von Sonnenflecken, und damit ist der Kreis des Zusammenhanges zwischen Sonnenflecken, Polarlichtern, Erdströmen und erdmagnetischen Erscheinungen geschlossen.

Seit Herz wissen wir, daß Licht eine elektrische Erscheinung ist, daß Lichtstrahlen elektromagnetische Strahlen sind. Die von der Sonne ausgehenden elektromagnetischen Strahlen, die wir als Lichtstrahlen empfinden, üben im allgemeinen keine elektrischen Wirkungen auf unsre Erde und ihre Atmosphäre aus. Dazu ist ihre Wellenlänge, die nur 0,8 Tausendstel Millimeter beträgt, zu gering und ihre Schwingungszahl von 400 Billionen in der Sekunde zu hoch. Neben den Lichtstrahlen sendet die Sonne aber dauernd noch andre elektrische Strahlen aus; diese pflanzen sich als Wellenbewegung durch den Äther fort, treffen die Erdoberfläche und verlieren sich als Erdströme in der Erde. Die Variationen der Erdströme und die durch sie bedingten Variationen des Erdmagnetismus hängen also von der elektrischen Tätigkeit der Sonne und von der Stellung der Sonne zur Erde ab. Die Kraft der von der Sonne ausgesandten elektromagnetischen Strahlen kann unter Umständen so stark werden, daß sie beim Passieren sehr verdünnter Luftschichten unsrer Atmosphäre Glüh-

erscheinungen hervorbringen, die als Polarlichter auftreten. Die Bildung von zahlreichen und großen Sonnenflecken zeigt an, daß die elektrische Tätigkeit der Sonne gewaltig im Anwachsen begriffen ist; sie ist der Vorbote der elektromagnetischen Stürme.

Ob diese neue Erklärung sich zu einer Lösung des die Gelehrten seit Jahrzehnten beschäftigenden Welträtsels ausbauen lassen wird, mag die Zukunft lehren. Jedenfalls werden die Herzhischen Erfolge und ihre Anwendung in der Funkentelegraphie wesentlich mit zur Lösung beitragen können. Der von der praktischen Funkentelegraphie hierzu gelieferte erste Beitrag ist allerdings zunächst auscheinend entmutigend. Man hätte annehmen sollen, daß alle Funkentelegraphenanlagen am 31. Oktober den Sturm der elektrischen Strahlen sorgsam registriert haben würden. Das Gegenteil war der Fall, sie haben den elektromagnetischen Sturm vollständig ignoriert und gearbeitet wie gewöhnlich. Für diese Tatsache gibt es zwei Erklärungen: entweder besitzen die von der Sonne ausgehenden elektromagnetischen Strahlen wie die Lichtstrahlen nur eine geringe Wellenlänge, immerhin aber eine solche von einigen Zentimetern, oder aber sie haben

Wellenlängen von einigen Kilometern. Unsere heutigen Funkentelegraphenanlagen, die auf Wellenlängen von 200 bis 300 Metern berechnet sind, dürften weder auf winzige Wellen von Zentimeterlänge, noch insbesondere auf lauggestreckte Wellen von Kilometerlänge ansprechen. Beide Wellenarten, die kleinen Kräufelwellen sowie die lauggestreckten Wellen dürften spurlos an den schwerfälligen Luftleitergebilden unserer Funkentelegraphenstationen vorübergehen. Mehrere Autoritäten auf dem Gebiete der Funkentelegraphie neigen zu der Ansicht, daß man es hier mit sehr laugen elektromagnetischen Wellen zu tun haben wird. Freilich mußten sie auch zugeben, daß das Gegenteil ebenfalls nicht ausgeschlossen sei, daß es winzige Wellen sein könnten. Ten magnetischen Observatorien wird also für die Folge eine neue Aufgabe erwachsen: die Feststellung des Vorhandenseins und der Eigenschaften der elektromagnetischen Wellen in unserer Atmosphäre beim Auftreten von Erdströmen. Empfindliche Wellenindikatoren, wie der Polarisationzellen-Wellenanzeiger der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie System Telefunken, werden sich hierzu besonders eignen.

Otto Neufsch



Der König Heinrich-Brunnen im Schloßhof zu Merseburg. Von Paul Juchacz

Der Vater

Skizze

von

B. Rittveger

Medizinalrat Doktor Robert Althoff hat sich nach dem frühen Tod seiner Gattin von aller Beschäftigung zurückgezogen und nur noch seinem Beruf und seinem einzigen Kind, einem Sohn, gelebt. Eine ältere Wirtschafterin versorgt den Haushalt. Der Sohn, ebenfalls Mediziner, steht schon vor dem Examen, ebenfalls Vater hat graue Haare bekommen und wird von den Bekannten, namentlich von den jungen Töchtern befreundeter Familien, als alter Herr betrachtet. Und doch ist er noch gar nicht so alt. Ein guter Fünfziger, das ist doch noch kein Alter, wenn man gesund und rüstig ist, wenn man seinen Mann steht im Beruf, und wenn man sich jung fühlt, innerlich jung. Nein, nein, er, Medizinalrat Robert Althoff, hat wohl das Recht, sich gegen die Bezeichnung „alter Herr“ aufzulehnen, sie sich wenigstens von seinem Sohn zu verbitten. Früher hat er gutmütig gelächelt, wenn er mal zufällig hörte, daß der Hans von seinem „alten Herrn“ sprach. Das ist eben so Mode unter der heutigen Jugend, so sagte er sich. In letzter Zeit kann er's nicht mehr ertragen und hat sich den Ausdruck als „unpassend“ entschieden verboten. Er habe zu seinem Großvater „Sie“ gesagt und von seinem Vater immer nur respektvoll gesprochen. Hans hatte im stillen den Kopf geschüttelt. Komisch! Papa war doch sonst nicht so, ließ doch sonst der Jugend und ihren Zumuthen ihr Recht. Aber in letzter Zeit ist überhaupt manches anders geworden. Hans Althoff findet es gar nicht gemächlich zu Hause während der Sommerferien. Sein alter Herr — ja so — sein Herr Papa ist ganz sonderbar empfindlich und sehr wenig zugänglich für den Sohn, den er früher doch immer ein bißchen verwöhnte. Und er hat doch nicht mal Schulden gemacht im letzten Semester. Ist der Vater einmal so recht freundlich zu ihm, dann scheint's Hans, als zwingt er sich förmlich dazu. Und so ist's in der That. Aus eben dem Gefühl heraus, daß der Junge ihm diesmal wirklich im Weg, ist der Medizinalrat bald heftig und zurückstoßend, bald ganz übertrieben liebenswürdig gegen ihn. Er kann kaum den Beginn des Semesters erwarten. Es ist auch 'ne Schande, wie lange diese Studenten Ferien haben! Vollständig verbummelt tun sie dabei. Der Vorwurf ist ganz ungerecht. Hans hat noch nie so eifrig gearbeitet wie in diesen Ferien. Aber der Vater ist nicht in der Stimmung, dies anzuerkennen.

Die Vorne des Medizinalrats hebt sich sichtlich und wird gleichmäßiger, als das Ende der Ferien da ist und die alte Wirtschafterin alles zur Abreise des Hausjohannes rüstet. Wären nur die paar letzten Tage erst vorbei! Althoff kann kaum die Zeit erwarten. Denn so lange muß er sich noch gedulden. Schriflich wird sich's ganz anders machen. So

dem Jungen ins Gesicht sagen, daß er, daß sein Vater eine junge Frau — nein, das geht einfach nicht! Wenn er ihm alles schreibt, wie's gekommen, wie die reizende Nachbarin sich in sein Herz gestohlen, wie es ihn danach verlangt, noch einmal glücklich zu werden an der Seite einer geliebten Gattin, wie er, der Hans, es in Zukunft doch auch behaglicher zu Hause finden wird, wenn eine Hausfrau sorgt, anstatt der grämlichen alten Person, der Kathrine — wenn er ihm das alles vorstellt, dann wird's der Junge einsehen. Und begreifen wird er des Vaters Neigung. Er kennt ja Elisabeth bereits, hat mit ihr getanzt auf einigen Landpartien, die er, der Medizinalrat, natürlich nicht mitmachen konnte. Solche Scherze überläßt man der grünen Jugend, die noch nichts will als sich amüsieren. Daß Elisabeth daran teilnimmt, ist natürlich. Sie ist noch jung, und es würde ausfallen, wenn sie sich zurückzöge. Großen Spaß hat sie sicherlich nicht an solchen Vergnügungen. Sie ist so gereift. Er hat sie beobachtet, seit sie seine Nachbarin ist, seit fast zwei Jahren. Da ist ihre Mutter als Witwe in die Heimatstadt zurückgekehrt. Wie sich Elisabeth ihm gegenüber gibt, so voll Vertrauen, darf er die feste Zuversicht hegen, daß sie nicht „Nein“ sagen wird, wenn er sie um ihre Hand bittet. An seiner Seite würde sie geborgen sein vor der Not des Lebens, die ihr sonst nicht fern bleiben dürfte. Sie hat noch drei Brüder, und die Mittel sind beschränkt. So was bleibt dem Hausarzt nicht verborgen. Um der ängstlichen Mutter Sorge zu ersparen, hat Elisabeth schon manchmal am Gartenzaun, der die beiden Grundstücke trennt, sich von ihm einen Rat wegen der Jungen erbeten. Bald ging's bei einem nicht mit dem Latein, bald haperte es beim andern in der Mathematik. Und nur zu gern stand Althoff ihr bei, so gut es eben möglich war. Es hatte sich eine förmliche Freundschaft entwickelt zwischen ihm und Elisabeth. Und aus dem Samen dieser Freundschaft sollte, so hoffte er, eine köstliche Frucht reifen: die Liebe des Weibes zum Mann. An Jahren jung ist Elisabeth, aber durch den Tod des Vaters, die Sorge für die Brüder ernster und verständiger, als sonst Mädchen ihres Alters zu sein pflegen. Sie wird die Neigung des älteren Mannes zu schätzen wissen und ihm freudig ihr Jawort geben. Und dann würde das Glück einziehen in sein verdödetes Heim. Er hat doch ein Recht darauf, so frisch und stark wie er sich noch fühlt. Verjüngt förmlich, seit das Gefühl in ihm lebt, die Liebe zu dem reizenden Mädchen, das er an sein Herz nehmen will und es hegen in treuer Gut.

Es ist der Abend vor Hans' Abreise. Der Medizinalrat und sein Sohn haben zusammen gegessen und sitzen noch am Tisch. Der Vater in

bester Stimmung, über die er sich freilich innerlich fast Vorwürfe macht. Er freut sich, daß sein Einziger geht! Na ja, das liegt eben diesmal an den Verhältnissen. Dafür soll der Hans aber, wenn er wiederkommt, zu Weihnachten, ganz besonders liebevoll empfangen werden, da soll er eine Mutter finden, die den Christbaum anzündet und Behagen und Freude in Frieden im Haus verbreitet. Eine Mutter? Nun ja, so ist's doch. Wenn auch — sie ist fast zwei Jahre jünger als ihr künftiger Sohn. Tut nichts. Es liegt so viel Mütterlichkeit in ihrem Wesen den Brüdern gegenüber, von denen der Älteste doch zu Etern auch schon das Abiturientenexamen machen soll. Es wird alles ganz gut gehen. Und natürlich, bald muß es sein. Morgen schon, gleich nach Hans' Abreise, wird er Elisabeth fragen, und dann — man wartet nicht lange mit der Hochzeit in seinen Jahren. Das muß alles schnell sein. Auch für Hans ist's am besten, er findet bei seinem Wiederkommen alles geordnet. Den Vater als Bräutigam — nein, das wäre nicht das richtige. In der Zeit muß er fern bleiben, der Hans. Ueberhaupt, an die Zeit denkt er nicht so gern. Er malt sich immer lieber aus, wie es sein wird, wenn er Elisabeth erst heimgeführt. Dann werden alle die Unbequemlichkeiten, die ein Bräutstand mit sich bringt, hinter ihm liegen. Leider sind die nicht zu umgehen, aber auf ein Mindestmaß kann man sie beschränken, und das wird er bestimmt tun. Schon sein Verus entbindet ihn von mancher Verpflichtung, die ein Bräutigam sonst hat, und dann — nein — an seine Jahre will er nicht denken!

Der Medizinalrat ist völlig in seine Gedanken versunken. Es ist schon seit geraumer Zeit nichts mehr gesprochen worden. Er hat auch nicht bemerkt, daß Hans ein paarmal ungeduldig nach der Uhr gesehen hat, und er schritt förmlich zusammen, als der Junge jetzt ansetzt:

„Hör, Papa, ich hab' noch allerlei zu packen, du erlaubst, daß ich schon aufstehe.“ Hans weiß, mit gewissen Formen nimmt's der Vater recht genau.

„Geh nur, mein Junge, geh nur. Später trinken wir noch eine gute Flasche zusammen.“

„Schön, Papa, ich bin durchaus kein Unmensch.“ Hans verschwindet, und der Medizinalrat, von innerer Unruhe getrieben, erhebt sich ebenfalls nach kurzer Weile, um seine Zigarre im Garten fertig zu rauchen. Es ist zwar schon ziemlich dunkel, aber die Luft ist wunderbar mild, fast wie im Sommer. Und man ist doch schon Anfang Oktober. Ein Gang durch die Wege des parkartigen Gartens wird den erregten Nerven gut tun. Viele Erregung ist dem Medizinalrat durchaus nicht unangenehm, ist sie doch ein Zeichen jugendlichen Fühlens und Empfindens! Auch ein junger Mann würde erregt sein bei einer bevorstehenden wichtigen Wendung seines Lebens.

Elastischen Schrittes wandelt Althoff auf den gutgehaltenen Sandwegen zwischen allerlei Strauchwerk hin und her, sie in Gedanken suchend, die dort drüben wohl jetzt hansmütterlich zwischen den Brüdern waltet. Da hört er gedämpfte Stimmen — Hans' Stimme und — ja, es ist keine Täuschung — die ihre! Ein Blutstrom dringt ihm jäh zum Herzen. Unwillkürlich sucht er eine Stütze, lehnt

er sich gegen einen Baumstamm. Und dann lächelt er krampfhaft. So dumm, dieser Schreden! Was ist's denn nun? Hans wird eben auch noch einen letzten Gang durch den Garten haben machen wollen. Und daß Elisabeth gerade drüben noch etwas zu schaffen hatte — nun ja, das ist eben ein Zufall. Höflicherweise wird ihr Hans Liebewohl sagen. Er wird ganz unbefangen näher treten und ein wenig mit den beiden plaudern. Aber ohne daß er's will, tritt der Medizinalrat leiser auf, und nun unterscheidet er im Zimmerlicht des zunehmenden Mondes die beiden Gestalten. Nun kann er auch verstehen, was Elisabeth eben spricht. Es ist totentill sonst, und deutlich bringen die halblauten Worte ins Ohr des atemlos Laufenden.

„Liebster, ach nein, noch länger verheimlichen, das geht mir gegen die Natur. Ich könnte ja dem gütigen alten Freund, der nun mein Vater werden soll, gar nicht mehr unbefangen unter die Augen treten mit dem seligen Geheimnis auf dem Herzen. Wir müssen's ihm sagen.“

„Ja, Lieblich, das ist ja recht schön, aber ich bin doch noch nicht fertig. Am Ende wär's besser, zu warten, bis ich mein Examen hinter mir habe.“

„Nein, auf keinen Fall. Sieh, es macht mich so glücklich, der Gedanke, daß ich dem Vater, dem ich schon so viel danke, dann doch manches Liebe erweisen darf. Er ist so einsam, wenn du fort bist. Und — ich hätte doch auch jemand, mit dem ich von dir sprechen könnte. Welt, Liebster, wir sagen's ihm? Morgen früh, hier im Garten, und Mama muß es doch auch wissen. Sonst niemand. Auch die Jungen nicht, die könnten's verplaudern. Wann geht dein Zug, Hans?“

„Um zehn Uhr.“

„Gut, die Sprechstunde ist um neun Uhr zu Ende. Du beichtest ihm noch heute abend, und morgen nach neun Uhr treffen wir uns hier. Bitte, Hans, ich könnte sonst nicht so recht glücklich sein.“

„Und wenn er nicht will? Wenn er meint, ich sei noch zu jung, ich sollte warten bis nach dem Examen —“

„O Hans, dazu kenn' ich ihn zu gut. Er ist der liebste, beste Mensch von der Welt und —“

„Halt, Verstand, sonst werd' ich eifersüchtig. Wer ist der liebste, beste Mensch auf der Welt für dich, du Böse?“

„Ach, Hans, wie du nur bist!“ Elisabeth lacht, ein leises, klingendes Lachen — „eifersüchtig, wo sich's um einen alten Herrn handelt, um deinen Vater! Ich will doch nur damit ausdrücken, daß ich weiß, wie gut er ist. Und ich hab' das sichere Gefühl, auch er hält was auf mich, und gewiß, er willigt ein.“

„Recht hast du, Kind!“

Das junge Paar fährt erschrocken auseinander. „Kennst den Alten besser wie der eigne Sohn. Darum sollst du auch gar nicht bis morgen früh warten auf meine Zustimmung.“ Damit reißt der Medizinalrat dem Mädchen die Hand, die sie banftbar an ihre Lippen führt, freudige Worte dabei stammelnd.

Der Vater wendet sich nun an den Sohn: „Schlingel du, nennst du das Einpacken? Und überhaupt, so hinter meinem Rücken! Dank's der Elisabeth, wenn ich nicht schelte. Und mach rasch vorwärts, damit du bald hier in meine Praxis

einbringen kannst. Platz im Haus gibt's genug. Ich zieh' oben hin."

"Aber, Papa, du bist doch noch viel zu rüstig, um schon daran zu denken."

"Dummes Zeug! Ich bin alt, Kinder, ganz alt, das muß ich am besten wissen. Also, Gott segne euch, wie ich es tue. Und nun, ihr werdet euch noch mancherlei zu sagen haben, was euer alter Herr nicht zu hören braucht. Gute Nacht für heute." Damit geht der Medizinalrat schweren Schrittes, müde und langsam, dem Haus zu.

Elisbeth schmiegt ihren Kopf an des Geliebten Schulter und flüstert: "Der gute Vater! Wie rührend er war! Aber hast du bemerkt, seine Stimme zitterte so beim Sprechen. Ich glaube doch, es hat ihn sehr bewegt."

"Ja, Liebchen, das ist kein Wunder. Alte Leute greift so etwas an. Ich bin nur froh, daß er's so gut aufgenommen hat."

"Siehst du, Hansel, ich kenn' ihn besser wie du."

"Scheint beinah so, Elsbchen. Ich glaub', ich hätt' wirklich nicht den Mut gefunden jetzt. Papa

war in diesen Ferien oft so sonderbar, gar nicht wie früher. Ich hab' mir ordentlich Sorge um ihn gemacht."

"Nun, wart nur, Hans. Wenn wir ihn erst zusammen pflegen können, dann soll er's gut haben, dann soll er sich verjüngen am Glück seiner Kinder. Und ich will schon recht für sein Befragen sorgen. Ich bin ihm ja so sehr, so sehr dankbar!" —

Zu seinem Zimmer angelangt, nimmt der Medizinalrat die Lampe vom Tisch und tritt mit ihr vor den Spiegel, sich aufmerksam betrachtend. Ein wehmütiges Lächeln umspielt seine Lippen, und er murmelt: "So sieht ein alter Mann aus, einer, der nur noch Vater sein darf." Dann setzt er sich in seinen Lehnstuhl und verliert in tiefen Sinnen. Und eine große Ruhe kommt über ihn. Die Ruhe des Alters. Aber merkwürdig — unglücklich fühlt er sich nicht.

Als Hans nach längerer Weile erscheint, muß Katharine eine Flasche edelsten Rheinweins befehlen, und des Medizinalrats Stimme zittert nicht, als er, das Glas hebend, ruft: "Prosit, euer Wohl, Hans! Es lebe die Jugend und ihr Recht auf Liebe und Glück!"

Literatur

Ein alter Freund in neuem Gewand — das ist die soeben erschienene zweite Auflage von Eugène Borel's Album lyrique de la France moderne (Chrestomathie du XIX^{ème} siècle) revue et remaniée par Marc-A. Jeanniquet (Stuttgart, Teutische Verlags-Anstalt 1904). Einer Empfehlung bedarf dieser Band, der so verschiedeneartige Dichtergestalten an dem Leser vorbeiführt, so mannigfache Töne und Weisen vor seinem Ohr anlingen läßt, heute gewiß nicht mehr, wenn eine solche Auswahl aus fremder Lyrik die neunte Auflage erlebt, ist sie schon damals gesagt, daß sie ihre Mission, einen Mittler zu bilden zwischen den Literaturen und dem Geistesleben zweier Kulturvölker, aufs trefflichste erfüllt. Es sei aber noch einmal hingewiesen auf die Reichhaltigkeit der Sammlung, die mehr als 140 französische Lyriker in charakteristischen Proben ihrer Kunst, 31 von ihnen in trefflichen authentischen Porträts vorführt, und auf die reiche, ansprechende Ausstattung, die als neuer Schmuck dem alten Freund gegeben wurde.

— Den Lesern der Mänscher „Jugend“ ist Biedermeier mit ei' eine wohlbekannte, liebe und weispelt gebietende Persönlichkeit. Die Poemata, in denen dieser spätegeborene Sohn einer beschaulichen, feierlichen Zeit, eben der Biedermeierei, sich mit den Ereignissen der unmittelbaren Gegenwart abfindet, haben ihrem Sänger einen immer wachsenden Kreis fröhlicher Verehrer verschafft. Und das verdientermaßen, denn es ist nicht nur ein höchst lieblicher, sondern auch ein sehr liebenswürdiger Herr, dieser Herr D. Z. Ghr. Biedermeier, der sich die guten, umständlichen Manieren der alten Zeit bedacrt hat und sich doch den Anforderungen der neuen Zeit verhältnismäßig erwidert: der auf persönliche Würde hält und sich doch gern ein Tröschchen und ein Küschchen im Gehren erlaubt; der mit dem durch die Bürgerpflicht gebotenen Wahhalten sich sogar manchmal eine Leidenschaft gestohlet und nicht zuletzt ein guter Weltbürger, oder auch ein recht patriotischer Zeuchler ist. — Aber ganz ernsthaft gesprochen: bei diesem „Biedermeier mit ei' handelt es sich durchaus nicht um einen Abklatsch des berühmten Biedermeier Wischer-Gedrobliden Angedenkens, sondern um eine ganz selbständige und lebensvolle Weiterbildung dieses Topos, eine Weiterbildung in der Richtung aus moderne Leben und in der formalen Ausbildung. Denn dieser neue Biedermeier ist ein geradezu stauendes Formaltalent, er behandelt nicht nur die älteren Formen feierlicher Gelegenheitsdichtung, wie die Ciacoreme, mit der größten Gewandtheit; er stellt sich auch und soll neue, höchst komplizierte Aufgaben in Versbau und Heimstellung mit verblüffender Leichtigkeit und Eleganz, ja, diese brillanten Formtasthüde bilden oft die eigentliche Pointe durch ihren Gegensatz zu der abschließlichen „Eisereier“ in Ausdruck und Anschauungsweise. Alles in allem eine köstliche Figur, an

der wir uns jetzt mit um so ungehörterem Behagen freuen können, als ihre „gesammelten Werte“ in einem reizenden Bändchen vorliegen: „Biedermeier mit ei'. Zweier eines Zeitgenossen, herausgegeben von Frhr. v. Schnl. Mit Buchdruck von Julius Fries“ (Stuttgart, W. Bong & Co.). In Julius Fries hat F. v. Chini mit seinem erschöpflichen Reichtum an lebenswürdigen Einfällen und gratiofen Versipfelen einen tonenlichen Quiktorat für seinen Biedermeier gefunden, und so ist das Biedermeier-Wuch ein höchst harmonisches, appetitliches und herzerfreuendes Ganzes geworden, an dem sich viele mit dankbarem Lachen erfreuen werden.

— Die mahlige Bewegung, zu der Friedrich Tellich mit seinen Vorträgen über Babel und Bibel den Anstoß gegeben, wirkt noch immer in den Gemütern nach — ein Bewußt, wie sehr in untern Tagen wieder Fragen religiöser Natur in ihrer Wichtigkeit für die gesamte Weltanschauung erkannt werden. Wie schon der erste Vortrag des berühmten Mythenologen in vielen Zuhörenden von Exemplaren Berrettung gefunden hat, so werden auch vom zweiten, am 12. Januar 1903 gehaltenen, immer neue Auflagen nötig; es ist soeben eine neue, durchgehende Ausgabe erschienen (Stuttgart, Teutische Verlags-Anstalt), die auf dem Titel den Vermerk trägt: 41. bis 45. Taulend. Das sind bereite Zahlen; sie erlaben an ihrem Teil davon, wie wenig im Kampf der Geister ein mutiges, um der Sache willen und aus der Sache herausgesprochenes Wort durch orthodoxe Verdammsurteile unterdrückt oder auch nur aufgehoben werden kann.

— Obwohl erst seit zehn Jahren in der skandinavischen Literatur bekannt, zählt Johan Vojer zu den gelehrtesten Poeten seines nordischen Völkchen, und gleicher Erfolge rühmt er sich auf dem Gebiete des Romans wie auf dem des Dramas. In beiden Kunstströmungen wendet er sich vornehmlich den Forderungen und Bewegungen des modernen Lebens zu. Ein schwieriges Kapitel der Frauenfrage behandelt er in dem vieraktigen Schauspiel „Theodora“, das die Feuerprobe der Bühnennarrschalken bereits bestanden hat und nun in der trefflichen Verbeulung von Adele Reußhäder auch als Buch vorliegt (Stuttgart, Teutische Verlags-Anstalt, M. 1.60). Mit Anwendung höchster feislicher Kraft sucht sich die Heldin über die tonenionellen Anforderungen der Weltanschauung zu erheben, um schließlich zu erkennen, daß die großen Opfer, die sie im Jenseits der Dergangenheit mit der Liebe zur Wissenschaft gebracht, doch vergebens waren. Auch in der Buchform erweist das Drama inniges Mißgefahl mit der Heldin, und ebenso treten aus der Letztüre die andern scharfgezeichneten Figuren plastisch vor das Auge des Lesers. Nach seinem ersten Erfolge ist das Schauspiel von vielen deutschen Bühnen zur Aufführung angenommen worden.

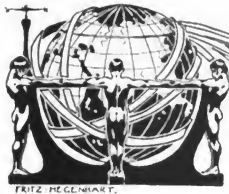


Zur Anschauung der Quart. Gefäßzeit in Berlin

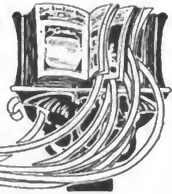
W e i ß f e l s e n

Nach dem Gemälde von Maxill I e l i n k o w





AUS ALLER WELT



FRITZ HEGENHART.

Das Neue Volkstheater in München

In München wurde unter Leitung von Ernst Schrupp (früher am Stuttgarter Hofstheater) und Carl Nützing das Neue Volkstheater eröffnet, ein schönes Haus, im Neukern vom Architekten G. Titzsch einem altgriechischen Tempel nachgebildet und im Innern von anheimelnder Fräulichkeit. Nach den bisherigen trefflichen Darbietungen läßt sich für die Zukunft Günstiges in Aussicht stellen.

Musikabende beim Kaiser

Schmohl die Melancholie des Kaisers nach der glücklichen Operation einen durchaus besorgenden Verlauf nimmt und heute schon kein Grund mehr zu irgendwelcher Besorgnis vorliegt, so zwang sie im Anfang doch den Monarchen, sich allen größeren Veranstaltungen fernzuhalten. Er erlebte nach wie vor die Regierungsgeschäfte, arbeitete mit den Ministern, soweit es eben das Schwerkere, das der Arzt ihm auferlegte, zuließ, und lebte im übrigen ganz der Familie. Eine willkommene Zerstreuung fand er in der Musik, der er ja bekanntlich sehr zugehen ist, hat er sich doch selbst schon als Komponist betätigt und hier und dort schon selber zum Laßstok gegriffen. Zwei Militärmusiker waren für diese ganz intimen Musikabende im Winterpalais des kaiserlichen Palais ausgewählt worden: der Hoboist Stannewurf vom I. Garberegimentsregiment, der schon längere Zeit dem Kronprinzen Musik-



Das Neue Volkstheater in München

unterricht erteilt, und der Hoboistenmaat Albert Reinhard von der II. Matrosendivision in Kiel, der als vorzügliches Darfenist dem Kaiser schon früher bei seinen wiederholten Besuchen in Kiel aufgefallen war. Die Vorträge fanden nur in ganz kleinem Kreise statt. Meistens waren außer dem hohen Vattenten nur noch die Kaiserin, der Kronprinz und einige wenige Herren und Damen der Hofgesellschaft zugegen.

Die Heimkehr der deutschen Südpolar-Expedition

Das deutsche Südpolar-Expeditionsschiff „Gauß“ hat noch früher, als man erwartete, die heimatischen Gewässer glücklich wieder erreicht. Voraussichtlich sollte es erst zum 1. Dezember in Kiel eintreffen, während es tatsächlich bereits am Vormittag des 24. November in die Elbmündung bei Brunsbüttel einfuhr. Von dort langte es am Abend desselben Tages in Holtzenau an und nahm dort im Binnenhafen Liegeplatz. Am Morgen des 25. fand auf der Kommandobrücke eine feierliche Begrüßung der Heimgelerten statt, die als Vertreter des Staatssekretärs Grafen Kolthoff der Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern Dr. Hopf im Namen des Reiches herzlich willkommen hieß. Der Leiter der Expedition, Professor von Trappatski, dankte und sprach die Hoffnung aus, daß, wenn die Ergebnisse der Reise ausgearbeitet seien, die Mitglieder mit einem glücklich vollendeten Werk vor die Öffentlichkeit treten würden. Auf dem Tock ließ sich Prinz Heinrich von Preußen die einzelnen Mitglieder vorstellen; auch Kaiser Wilhelm sandte ein Begrüßungstelegramm. Morgen Mittag machte das Schiff Los- und keuerte durch die Kanalstraße nach dem Kieler Hafen.



Fot. Zeis & Rump, Weilmann

Die Vortragenden bei den Musikabenden des Kaisers

Ter Monat. Ill.-Ausg. von Lieber Band und Meer. XX. 4

wo es gegenüber der Marineakademie ankerte. Am Abend fand im Hotel Lusterbroof eine von der Stadt Kiel veranstaltete Begrüßungsfeier statt. Am Nachmittag des nächsten Tages wurden im Beisein vieler Meeresfahrer die „Gauß“-Hunde ausgeschifft. Die Expedition hatte bei der Ausreise auf den Kerguelen 63 Polarhunde aus Stammschiffen an Bord genommen, die sich während der Fahrt in den Eisregionen ausgezeichnet bewährten. Auch an Nachkommenschaft fehlte es nicht, so daß zeitweilig ein Bestand von 105 Hunden zu verzeichnen war. Der größte Teil davon ist in den Eisregionen geblieben; die meisten Hunde wurden nämlich beim Eintritt der Deimreise erschossen, da die Ueberführung nach Teutschland zu umständlich gewesen wäre. 20 ausgewachsene und 21 junge Tiere hat die Expedition aber heimgebracht. Nach einer Abschiedsfeier an Bord fand die Auflösung der Südpolar-Expedition statt. Die „Gauß“ wurde hierauf in Gletschermünde entlöhrt und soll, wie es heißt, bei passender Gelegenheit in Bremerhaven verkauft werden.

Der neue Präsident des preussischen Oberkirchenrats

An Stelle des verstorbenen H. Warthausen ist der bisherige Präsident des Landeskonsistoriums in Hannover, Wirklicher Oberkonsistorialrat Voigt, zum Präsidenten des preussischen Oberkirchenrats ernannt worden. Im Jahre 1844 zu Ruchow



Oberkonsistorialrat Voigt,
der neue Präsident des preuß. Oberkirchenrats

im Kreis Lüneburg geboren, wurde Voigt nach bestandenen juristischen Examen 1867 als Auditor in seiner Vaterstadt verpflichtet. 1871 wurde er Gerichtsassessor und befehligte von 1873 bis 1882 Amtsrichterstellen in Hagen bei Bremen und in Freiburg a. d. E. Nachdem er 1882 zur Verwaltung übergetreten war, wurde er zunächst Kreisshauptmann des Stader Marschkreises und 1886 Landrat im Rehlinger Kreis. 1889 wurde er als Verwaltungsdirektor nach Minden versetzt und 1891 als Oberverwaltungsgerichtsrat nach Berlin berufen. Tiefe Stellung bekleidete Voigt drei Jahre, um dann als Präsident des Landeskonsistoriums nach der Provinz Hannover zurückzukehren. Ihm geht der Ruf eines vorzüglich geschulten Beamten voraus, der als hervorragender Jurist und Kenner des öffentlichen Rechts in seinen verschiedenen Wirkungskreisen eine anerkannte Tüchtigkeit entfaltet hat.

Das Dresdener Körner-Museum

Tas unter Leitung von Hofrat Dr. Pöschel stehende Körner-Museum färslich wurden ihm 12 neu aufgefundenen Briefe des Feldmarschalls an seine Braut Antonie Adamberger, später verheiratete v. Arneth, als Geschenk einer Enkelin Antoniens einverleibt. Ferner sind folgende Handschriften Körners käuflich erworben worden: die lateinische Schülerarbeit „Laus



Die Heimkehr der deutschen Südpolar-Expedition: Mannschaften der „Gauß“ in ihrem Polaranzug



Dr. Sachmann und Dr. Wöndberg,
die neu erwählten Bürgermeister von Hamburg

diligentiae, das ungedruckte Sonett „An Torotbea“, die letzten Strophen des Gedichts „An sie“, das Gedicht „Juni 14. April 1811“ (mit einer Note), der Entwurf zu Körners gedruckter und komponierter Oper „Alfred der Große“, das Manuscript zu dem epischen Fragment „Eduard und Veronika“ oder „Die Weile ins Kiefengebirge“, der Entwurf zu dem Trauerspiel „Kolombine“, zu der Oper „Tom“ und zu der Erzählung „Kolombine“, zu der Oper „Tom“ und zu der Erzählung „Bergig es nicht“.

Hamburgs Bürgermeister für 1904

Der Senat der Freien und Hansestadt Hamburg wählte am 5. September den Bürgermeister Dr. Sachmann zum ersten und den Senator Dr. N. W. Wöndberg zum zweiten Bürgermeister für das Jahr 1904. Nach der Hamburger Verfassung vom 13. Oktober 1879 sind die Träger der Staatsgewalt der Senat und die aus 160 Mitgliedern bestehende Bürgerschaft. Die 16 Senatoren, von denen die Hälfte Juristen sein und sieben von den andern neun dem Kaufmannsstande angehören müssen, werden auf Lebenszeit von Senat und Bürgerschaft gemeinschaftlich gewählt. Der Senat allein wählt jährlich in geheimer Abstimmung einen ersten und einen zweiten Bürgermeister, die den Senatsversammlungen zu präsidieren haben. Sie durch die diesmalige Wahl an die Spitze ihres unterständlichen Gemeinwesens berufenen beiden Herren sind ihre Heulinge in ihren Ämtern, die sie vielmehr schon zu wiederholten Malen bekleidet haben.

Prinz Adalbert von Preussen an Bord des „König Albert“

Der drittlängste Sohn des deutschen Kaiserpaars, Prinz Adalbert von Preussen, hat kürzlich an Bord des Reichspostdampfers „König Albert“ seine erste dienstliche Auslandsreise nach Italien angetreten. Der Prinz ist am 14. Juli 1884 im Marmorpalais bei Potsdam geboren; seine erste Erziehung fand genau wie die seiner übrigen Geschwister unter den Augen des Kaisers und der Kaiserin statt. Der weitere Lebensgang verlief dann zunächst ganz nach den Traditionen des Hohenzollernhauses. Bei Vollendung seines zehnten Lebensjahres wurde der Prinz unter gleichzeitiger Stellung a la suite des I. Garde-Brigadier-Landwehr-Regiments Leutnant im 1. Garde-Regiment zu Fuß, doch da er von Vause aus zum Seefizier bestimmt war, schon am 24. Juni 1894 mit Patent vom 14. Juli des gleichen Jahres bei der Marine als Unterleutnant eingereiht. In der Ansprache, die Kaiser Wilhelm II. damals in Kiel hielt, hieß es, Prinz Adalbert sei dazu ausersehen, in den Wahren des 1873 oer-

storbenen Prinz-Admirals Adalbert die römischen Erinnerungen der deutschen Marine fortzuführen. Zeitgemäß wurde von nun an Prinz Adalbert ausgebildet und zu den verschiedensten Aktionen der Marine beigegeben. Seinen ersten Tienst tat er am 21. Juni 1895, als er bei der Eröffnung des Kaiser-Wilhelm-Kanals in die von der ersten Matrosen-Division gestellte Ehrenwache eintrat. Im September 1898 kam er nach Plo, um in der dortigen Kadettenanstalt gemeinsam mit seinen älteren Brüdern unterrichtet zu werden. Der junge Prinz soll in Ostien einen mehrjährigen Stationsdienst durchmachen. Unterwegs genoss er auf Anordnung des Kaisers feierliche andere Weite oder Vergünstigungen wie die seinem Ehrendienstgrad entsprechenden.

Eine neue Methode der Milchuntersuchung

Geheimrat Wehling hat auf dem letzten Naturforschertag auf die belohene Wichtigkeit der Säuglingsernährung hingewiesen, in die er einzig und allein die Ursache der Disposition zur Tuberkulose legt. Zur Entscheidung der Frage, ob Milch von einem gesunden oder kranken Tier vorliegt, war man bisher auf eine sehr zeitraubende und wissenschaftliche Kenntnis erforderliche Methode angewiesen. Nun ist es einem Wiener Fachmann, dem Assistenten der landwirtschaftlich-chemischen Versuchsanstalt Virgilian Milner, gelungen, durch die Bestimmung des Verdauungsindex des Milchserums auf einfache Weise den sicheren Nachweis zu finden, ob die Milch von einem gesunden oder kranken Tier vorliegt. Je nachdem durch die Wolke geleitete Strahlen mehr oder weniger abgelenkt werden, soll sich dieser Unterschied ohne weiteres feststellen lassen.

Ein Riesenhaus

Am Holborn-Winkel in London ist ein Gebäude vollendet worden, wie es sich in Europa wohl kaum zum zweitenmal findet. Es enthält nicht weniger als 6133 Zimmer; 50 Aufzüge befördern die Bewohner der elf Stockwerke, und mitten darin ist ein Restaurant für die 6000 Mieter des Hauses eingerichtet, die für sich also die Verköstigung eines kleinen Landstädtchens ausmachen. Nach dem „Figaro“ beliefen sich die Kosten des Baues auf 2 1/2 Millionen Pfund Sterling oder auf 50 Millionen Mark.



Prinz Adalbert von Preussen auf seiner Auslandsreise

Victor Blüthgens sechzigster Geburtstag

Am 4. Januar 1904 hat Victor Blüthgen seinen sechzigsten Geburtstag, einer der „Alten“ — und doch so jung, so berserkquidend frisch in der reichen Fülle von Schätzen, die er dem deutschen Volke geboten.

Victor Blüthgen ist in Jorbis, Kreis Bitterfeld, als Sohn des dortigen Postverwalters geboren. Er wurde zunächst Jüngling der Pfandbriefanstaltungen in Halle a. S. und studierte dann Theologie. Durch Übernahme der Redaktion eines theologischen Nachschlagswerkes kam er mittelbar in die Mitarbeit an die „Katholische Weltzeitung“, 1874 wurde er Redakteur der „Katholischen Weltzeitung“.



Victor Blüthgen

Im 109. Jahrgang aber bereits im Herbst des nächsten Jahres zu seinem 100. Geburtstag. Inzwischen hat er in Halle a. S. eine stattliche Bibliothek, die der Urmutter und ihm selbst geschenkt und die er mit großer Sorgfalt pflegt. Neben seinen Kinderbüchern und Märchen hat er im „Katholischen Weltzeitung“ wie auch in einer großen Anzahl von Romanen und Novellenbänden kostlichen Humor geboten; dann wieder Kraft und Tiefe in den Romanen „Der Freie“ und „Aus gärtlicher Zeit“, moderner Mysterium in „Kranke“ und „Die Spiritisten“. Und alle diese nach Entstehungszeit und Genre weit auseinander liegenden Werke haben eins gemeinsam: Er jaht seinen Lesern nach, er stellt Menschen auf die Füße, lebendige Menschen von Fleisch und Blut, deren Schicksale man verstehen und mitleben kann. Und dieser Trieb zum Einfachen und Natürlichen wußte auch in seinen Bescheiden, von denen viele dem Volke tief in die Seele gedrungen sind. Infolge der Zeitungsarbeiten — an der Spitze seiner feinsinnigen Gattin, der Schriftstellerin und Malerin Clara Entell-Silburger — noch weit über das prophetische Alter hinaus des frohen Schaffens sich freuen.

Prinzessin Friedrich Karl von Hessen mit ihren sechs Söhnen

Unter Süd gibt ein reizendes Bild von einem deutschen Fürstentum wieder: die jüngste Schwester meeres Kaisers im Kreise ihrer sechs Jungen. Prinzessin Margarete von Preußen heiratete bekanntlich am 26. Januar 1893 den Prinzen Friedrich Karl aus dem

landgräflichen Zweige des Hauses Hessen, der als Major zuerst zur Flottenflotille beim Generalkommando des XVIII. Armeekorps kommandiert ist. Der Ehe sind nur Knaben entsprossen, die vier jüngsten sind zwei Zwillingspaare. Prinz Philipp und Prinz Wolfgang wurden am 6. November 1896 in Kumpenheim geboren, Prinz Richard und Prinz Christoph am 14. Mai 1901 in Frankfurt a. M. Das prinzipale Paar verheiratet mit seinen Kindern teils in Frankfurt a. M., teils auf Schloss Friedrichslohe.

Prinzessin Elisabeth von Hessen †

Tiefe Trauer ist in die hessische Residenz, in das einsame Schloss des Großherzogs Ernst Ludwig eingetragenen durch den so plötzlich, fern von der Heimat erfolgten Tod der lieblichen kleinen Prinzessin Elisabeth, der überall aufrichtige Teilnahme nachgerufen hat. Vor wenigen Wochen erst war es dem großherzoglichen Hause vergönnt gewesen, ein freudiges Familienfest zu begehen, zu dem sich ein großer Kreis hoher fürstlicher Verwandter in Darmstadt eingefunden hatte; niemand konnte ahnen, daß so bald nachher die meisten der Festgäste von damals schmerzhaft einen kleinen Zug umleben würden, um das Liebste, das Großherzog Ernst Ludwig auf Erden sein nennen konnte, zur ewigen Ruhe zu betten. — Prinzessin Elisabeth hatte als Tochter des Großherzogs Ernst Ludwig und seiner Gemahlin Viktoria Melita, geborenen Prinzessin von Sachsen-Coburg und Gotha, am 11. März 1895 in Darmstadt



Prinzessin Friedrich Karl von Hessen mit ihren sechs Söhnen



Fot. O. Winter, Darmstadt

Prinzessin Elisabeth von Hessen †

das Licht der Welt erblickt. Auf ihre Kindheit fiel bald ein tiefer Schatten, als zwischen ihren Eltern sich Gerwürnisse einstellten, die mehrfach zu längerer Trennung der Gatten und schließlich zu der am 21. Dezember 1901 durch das großherzogliche Oberlandesgericht ausgesprochenen Scheidung der Ehe führten. Die kleine Prinzessin lebte seitdem infolge gütlicher Vereinbarung abwechselnd bei dem Vater in Darmstadt und bei Mutter und Großmutter, der Herzogin Marie, in Koblenz oder auf Reisen. Sie war niemals ernstlich krank gewesen und machte den Eindruck eines kerngesunden, lebensfrohen und heiteren Kindes; in Darmstadt besonders war sie der Liebling aller. Mit dem Vater begleitete sie die Jaren-

bau und von je einem runden Göturmchen gegliedert, das den Anschluß der Seitenflügel vermittelt. Besonders reichen Schmuck hat der Mittelbau der Hauptfront und das Hauptportal mit der zum Treppenhause hinaufführenden großen Vorhalle erhalten. Im Gegensatz zu der Hauptaufseite hat der Architekt, Geheimrat Reischle in Berlin, der Vorderseite des Hauses eine auf malerischen Effekt berechnete bewegte Gruppierung gegeben. Von hier aus bringt das Auge in den Hof mit seinen bewegten Baumassen — und das Architekturbild, das sich in den breiten Zeichflächen des Portals widerspiegelt, erinnert an nordische Schlossbauten, die sich mit ihren Giebeln und Türmen über dem blauen Zande erheben.

Das neue Polizeipräsidenten-gebäude in Hannover

Ueber fünfzig Jahre hat sich die Polizei von Hannover mit einem Dienstgebäude begnügen müssen, das in seiner inneren Unzulänglichkeit und seiner kleinhabtischen äußeren Erscheinung brinabe als eine Lebenswürdigkeit gelten konnte. Das Bedürfnis nach einem neuen, den veränderten Verhältnissen angepaßten Hause wurde so zwingend, daß der preussische Landtag vor vier Jahren 1650000 Mark für einen Neubau bewilligte, der sich jetzt in fastlichen Verhältnissen und in einer kräftig-monumentalen Architektur auf einer neu angelegten Straße zwischen dem Waterlooplatze und dem neuen Marktplatz erhebt. Die Hauptfront in einer Breite von 81 1/2 Metern ist durch einen 34 Meter hohen, mit je einem kleinen Turme seitlich flankierten und von einem reich ausgebildeten Zierngiebel bekrönten Mittel-



Fot. R. J. Winter, Hannover

Das neue Polizeipräsidenten-gebäude in Hannover

Das neue schweizerische Feldgeschütz

Nach jahrelangen Versuchen hat die schweizerische Neu-
bewaffnungskommission sich im letzten Frühjahr einmündig
für das Krupp'sche Rohrrücklaufgeschütz ausgesprochen; das
Parlament hat ohne Opposition einen Kredit von 21 700 000
Franken für die Anschaffung von 72 Batterien bewilligt, und
im Jahre 1905 sollen bereits zwei
Armeekorps mit
dem neuen Feld-
artilleriematerial
ausgerüstet werden.
Die Kasse ist län-
ger und niedriger
gehalten als bei den
bisher gebrauch-
lichen Geschütz-
formen; das Rohr ruht
auf einem beweg-
lichen Schützen, der
Kassenschieber ist
mit einem starken
Spaten versehen,
ein Schutzschild deckt
die Bedienungs-
mannschaft gegen
die Infanterie und
Schrapnellkugeln.
Das Kaliber be-
trägt 7,5 Centi-
meter, das Gewicht
ist eine lange Ein-
heitspatrone von
8 1/2 Kilogramm Ge-
wicht. Bei der
Schußabgabe gleitet
das Rohr in
einer sanften und
fast physiologischen
Bewegung um
1 Meter 30 Centimeter nach rückwärts und wird durch eine
sinnreiche Federordnung wieder vorgeholt; das Gewicht
selbst aber liegt nach den ersten Schüssen, nachdem sich der
Spaten eingeklinkt hat, derartig ruhig, daß ein Nachrichten-
taum mehr nötig ist.

Eine neue Automobil-Dampfesspritz

Die Stadt Köln hat kürzlich eine neue Automobil-Dampf-
spritze dem Löschpark ihrer Feuerwehr eingereicht, die einen
großen Fortschritt auf dem Gebiete des Feuerlöschwesens dar-
stellt. Bei der neuen Spritze wird nämlich das Werbematerial
ganz ausgeschaltet, die Bedienung auf 5 Mann beschränkt
und das sofortige Abfahren beim Ertonen der Alarmglocke
und volle Tätigkeit beim Eintreffen auf der Brandstätte
sicher gestellt. Die Fortleitung ist gegenüber der Fortschaffung
durch Pferde um das Doppelte gesteigert, während die eigen-
liche Spritzenleistung derjenigen aller bisherigen fahrbaren
Dampfspritzen mindestens ebenbürtig, wenn nicht überlegen ist.
Das 5,30 Meter lange Fahrzeug trägt den stehenden Höhrer-

dampfkegel hinten zwischen den Achsen; gefeuert wird mit
Petroleum. Das für 4 Betriebsstunden ausreichende Petroleum
ist in 8 Behältern im vorderen Teile untergebracht; an den
Seiten liegt ein 10 Meter langer dreiteiliger Sauger von
100 Millimetern Durchmesser; das weitere Sauger- bzw.
Schlauchmaterial wird auf einem kleinen Wagen unter dem
Fahrerhute und auf einem Anhängerwagen mitgeführt.

Die neue Repu- blik Panama

Panama hat sich
im geheimen Ein-
vernehmen mit den
Vereinigten Staa-
ten für unabhängig
von der Republik
Columbia erklärt,
nachdem der dortige
Senat die Kanal-
verträge abgelehnt
hatte. Der neue
Staat hat einen
Umfang von 62 000
Quadratkilometern
und eine Bevölke-
rung von kaum
300 000 Seelen.
Städte besitzt die
Landeshauptstadt
Colon am Atlantischen
Ozean und Panama
am Stillen Ozean,
die jetzt nur die
etwa 75 Kilometer
lange, aber über den
Isthmus geführte
Eisenbahn Colon-
Panama verbindet.
Die Stadt Panama
liegt auf einer in
den gleichnamigen Golf der Südsee vorspringenden Landzunge,
die eine sichere Wehre bildet. Die Bedeutung des Hafens
stieg mit jener der Stadt, als Panama im Anfang des
19. Jahrhunderts durch den Bau der Panamakanal ein wich-
tiger Weg für den Transithandel nach Kalifornien und dem
westlichen Südamerika wurde, um dann zur Zeit der Bauten
am Panamakanal erneuten Aufschwung zu nehmen. Als der
große Panamakanal mit einem furchtbaren Krach des Unter-
nehmens endete, verließen Scharen der Bevölkerung die Stadt,
und die begonnenen Kanalbauten wurden abgebrochen. Immer-
hin sind aber beinahe 40 Prozent der auszuführenden Arbeiten
bereits beendet, und man hofft, nachdem der neue Kanalvertrag
am 18. November unterzeichnet worden ist, die Wallfahrts-
von Meer zu Meer in acht bis zehn Jahren mit einem Kosten-
aufwande von nicht über 102 Millionen Dollars fertigzustellen.
Auf dem Isthmus von Panama befanden sich, als die Kon-
föderierung der neuen Republik erfolgte, 1800 Mann ameri-
kanischer Truppen, von denen 400 Mann an der Kanallinie in
Culebra und die übrigen in Panama und Colon stationiert sind.



Das neue schweizerische Feldgeschütz; Stellung nach dem Schuß



© 1905 V. G. & S. Köln

Die neue Automobil-Dampfspritze der Kölner Feuerwehr



Wiel. S. Gehob. tott Paris

Ter jetzige Stand der Bauten am Panamakanal



Wiel. S. Gehob. tott Paris

Auß der jüngsten amerikanischen Republik: Ter innere Hafen von Panama

♣ für müßige Stunden ♣

Neujahrs-Kryptogramm



Füllrätsel

Eine leichte Verlegung durch Stoß oder Fall —
Wie wird sie genannt wohl überall?
Wenn in dieses Wort einen Mann man stellt,
Der längst erst kampfe als tapfere Welt:
Dann nennt das neu entstandene Wort
Einen braven, fleißigen Mann sofort.
Der sich bemüht bei Tag und bei Nacht,
Dah er einen guten Stoff uns macht. **W. M. Z.**

Homonym

Was manches Wort im Deutschen ist,
Wie Rot und Gold und Bier und List:
Das ist auch mancher ernste Mann —
Wer gibt des Rätsels Lösung an? **W. M. Z.**

Wechselrätsel

Mit A schmüd' ich den Garten
Mit bunter Blumen Zier,
Mit ll leb' ich im Wasser,
Ein kleines, flinkes Tier. **W. M. Z.**

Buchstabenrätsel

Studenten gehen oft fort und fort
In ein und dasselbe Rätselwort,
Doch nie wohl einer den andern benennt
Mit dem Rätselwort mit e am End'.
Erst nach dem akademischen Leben
Sie diese Bezeichnung oft sich geben. **W. M. Z.**

Trennungsrätsel

Trennst du die Silben, kann ein jedes Teil
Verwunderung, Liebe, Dank erregen,
Und sich einander schaffen Glück und Heil
Wie Schmerz und Qual auf allen Wegen.
Das Wort vereint nie Sumpfpfeile eringt,
Es fordert Spott heraus und Staunen;
Wer die Natur in falsche Bahnen zwingt,
Sieht sich bekräft für solche Launen. **W. M. Z.**

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 3:

Zes Weihnachts-Kryptogramm: Jeder Naumschmuckgeheimnis bedeutet einen Buchstaben, und zwar benennbaren, der sich in gleicher Höhe am Rande befindet. Nun liest man links, von oben nach unten, erst die Buchstaben bei den Kapseln, dann die bei den Wexeln, endlich die bei den Sternen; ebenso versteht man dann rechts: Fröhliches Christfest!
Ter dreißilbigen Charakter: Mottanfer.
Zes Homonym: Aneläufer.
Zes Silbenrätsel: Oberholmeister (Ober, Hof, Meister, Obermeister, Oberhof, Hofmeister, Oberhofmeister).
Zes Palindrom: Reiter, Knecht.
Zes Scherz-Palindrom: Alp -- Alpen.

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geübten Schachspieler, in Aufschritten, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie nummeriert sind.

Aufgabe III

Von Dr. F. Binder in Weimar (Neu)

Schwarz



Weiß steht an u. legt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe VIII

Von H. Ritz in Prag

(Im Problemturnier des „Armeeklubs“ vorgelöst)

Schwarz

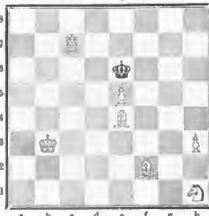


Weiß steht an u. legt mit dem zweiten Zuge matt

Aufgabe IX

Von Karl Bernh. Schmidt in Hamburg (Neu)

Schwarz



Weiß steht an u. legt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe II

W. 1. Dh4-g5
E. 1. f6xg5
W. 2. f7-f3† ic.

E. 1. Kd3xc3
W. 2. Lc1-b2†
E. 2. Ke3-d3
W. 3. Dg5-f6 matt.

B.
E. 1. Sa3xc4
W. 2. Dg5-f6†
E. 2. Kd3xc3
W. 3. Df6-e2 matt.

C.
E. 1. b4-b3
(Nach h4xc3, so sofortiges Matt durch 2. Dg5-f6.)
W. 2. Sc3-e2 und
W. 3. Sc4-b2, Dg5-f6 matt.

D.
E. 1. b2b3 und
W. 2. Dg5-f6 (event.
2. Dg5-e3 matt)

E. 2. Kd3xc3
W. 3. Lc1-b2 matt.

Auflösung der Aufgabe I:

W. 1. Da3-c5!
E. 1. d6xc5
W. 2. Td4-d5!!
E. 2. Ke4xc5, oder
b2b3, anders
W. 3. Lh6-f8, Se2(·)
c3 matt.

A.
E. 1. Th8-e8
W. 2. Td4xc4†
E. 2. Ke4-d3
W. 3. De5-d4 matt.

B.
E. 1. Th8xc8 ob. bef.
W. 3. Lh6-f7
E. 2. Ke4xc5 (-d3)
W. 3. De5-d6 (auch
d4) matt.

Auf 1. Ke4-d3 oder d6-d5 folgt sofortiges Matt, auf andere Angreife unter B, auf 1. e4-c3 auch 2. Se2xc3† ic.

Auflösung der Aufgabe VI:

W. 1. Dh1-b1
E. 1. Lb4xc5, d2-d3
W. 2. Da1-b7, b1 matt.

A.
E. 1. d6-d5, Xc5
W. 2. Lg8-h7, Tg6xc5 matt.

B.
E. 1. Tg3-g4, Xc5
W. 2. g8-g3, g4 matt.

C.
E. 1. Tg3-f3, h3
W. 2. g3xf3, h3 matt.

D.
E. 1. Tg3xc3, e3
W. 2. Dh1g2, Tg5-g4 matt.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Naturwissenschaft und Technik

in gemeinverständlichen Einzeldarstellungen:

I

Die Physik des täglichen Lebens

Gemeinverständlich dargestellt von

Prof. Leopold Pfandl

Mit 464 Abbildungen. In Leinwand geb. M. 7.50

Der Neubearbeiter des bekannten Lehrbuchs der Physik von Müller-Pouillet führt durch zahlreiche praktische Beispiele aus Haus und Küche, Stadt und Land, aus der freien Natur wie aus den Stätten der Industrie dem Leser auf die angenehmste Weise das Maß von physikalischen Kenntnissen zu, das heute von jedem Gebildeten erwartet wird.

II

Unter dem Zeichen des Verkehrs

Von kaiserl. Oberpostinspektor

Otto Zentsch

Mit 180 Abbildungen. In Leinwand geb. M. 5.—

Dampf und Elektrizität im Dienste des Verkehrs — das ist der Grundgedanke des Buches, in dem Dampf- und elektrische Schnellbahnen, Funkentelegraphie und unterseeische Kabel, das gesamte Fernsprechwesen und vieles andre von einem Manne behandelt werden, der selbst mitten in einer der größten Verkehrscentralen der Welt steht.



Sughes-Abteilung des Berliner Haupttelegraphenamtes. Illustrationsprobe aus „Unter dem Zeichen des Verkehrs“.

Briefmappe

Johanna in Merleburg. Sie von Jahren gemeinte Gegend findet sich sehr häufig in allen Zeitschriften, bei Spielbällen in solchen aus dem 17. Jahrhundert, in nachstehender Fassung und Schreibweise:

Ein Schmeinen draben salbi
Ein Waggelin Rächleben Jahr albi
Wer sich daran nicht san leben,
Der muß keinen großen burger haben."

Der auch:

Ein gebrotenet Dahn salt,
Ein Widdchen von achsen Jaren alt,
Wem dieser bilfe nicht schmedet,
Der ist gewiß vom Lord schmedet."

H. N. in Leipzig. Um Erfahre werden zu können, müssen Ziele vorher entweder die Fähigkeitprüfung bestanden oder das Bescheinigung eines Gymnasiums, Realgymnasiums oder einer Oberrealschule erworben haben.

Stodtpt. 3. in St. Verbindlichen Natur! Ihre Bemertung ist natürlich durchaus zutreffend; auf vollständigen Feststellungen findet man indes neben den Vorkursen fast immer Leute aus dem 17. Jahrhundert und darunter auch Wirten, bei denen man ja nicht an die von dem Engel geleiteten zu denken braucht.

H. N. in Heidelberg. Am großartigsten ist der Sturmabteilungsdienst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika organisiert; für die dortigen Ausländer besonders wertvoll sind die Vorkursungen von Ueberförmung. Die Kosten des meteorologischen Zeitdienstes in der Union belaufen sich jährlich auf 1 200 000 Dollars, und der dortige tägliche Beobachtungsdienst der Witterung ist der größte, der je von einem Lande oder einer Vereinigung ins Wert gelegt wurde.

H. N. in V. „Gefahr“ ist das Minutuum des Vornamens „Gefahr“, der im nordamerikanischen Deutschland bei Frauen noch häufig vorkommt.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir zurück, wenn das entsprechende Verzeichnis ist. Die nachträgliche Einlieferung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Einkünfte ohne Vorwissen des Verlegers.

Aus Industrie und Gewerbe

Aus dem Publikum

Musikinstrumente spielen als festgesetzte eine hervorragende Rolle, und wohl mander unserer Leser hat die Mühsal, ein Streich- oder Blasinstrument oder eine Spielhose als Angebinde zu spenden. Das bekannte Musikhaus Jul. Geinr. Zimmermann in Leipzig gilt nun mit Recht als zuverlässige Bezugsquelle für gute und preiswerte Musikinstrumente aller Art und wird jeder in den reichhaltigen Musikereien Preislisten der Firma, die an alle Interessenten gratis versandt werden, ein leinen Wünschen entsprechendes Instrument finden.

Verantwortlicher Redakteur:

Dr. Carl Anton Viper in Stuttgart
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart.

Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875. Mit Aktionärsgarantie.

Haftpflicht-, Unfall- u. Lebens-Versicherung

Militärreserven- u. Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse.

Gesamtreserven über 26 Millionen Mark Gesamtversicherungssumme 50 000 Versicherungen.

Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kostenlos und portofrei.

Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

Kaloderma GEELE SEIFE PUDER.

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut! F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE.

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Feinere-Handlungen.

Orient-Fahrten



Unter Levante-Flagge nach

Lissabon, Algier, Tunis, Malta,
Piräus, Smyrna, Alexandrien
bezw. Konstantinopel

alle 20 Tage ab Hamburg
mit den Expressdampfern
„THERAPIA“
„STAMBUL“
„PERA“

Fahrtreis einschließlich Verpflegung 1. Klasse von Hamburg nach Konstantinopel

nach Alexandrien . . . von Mk. 300.— an

Auf Wunsch Führung an Land und Prospekte durch

Carl Stangens Reise Bureau, Berlin W

Prospekte und Auskünfte durch

Deutsche Levante-Linie
Hamburg 11.

Billig im Verbrauch.

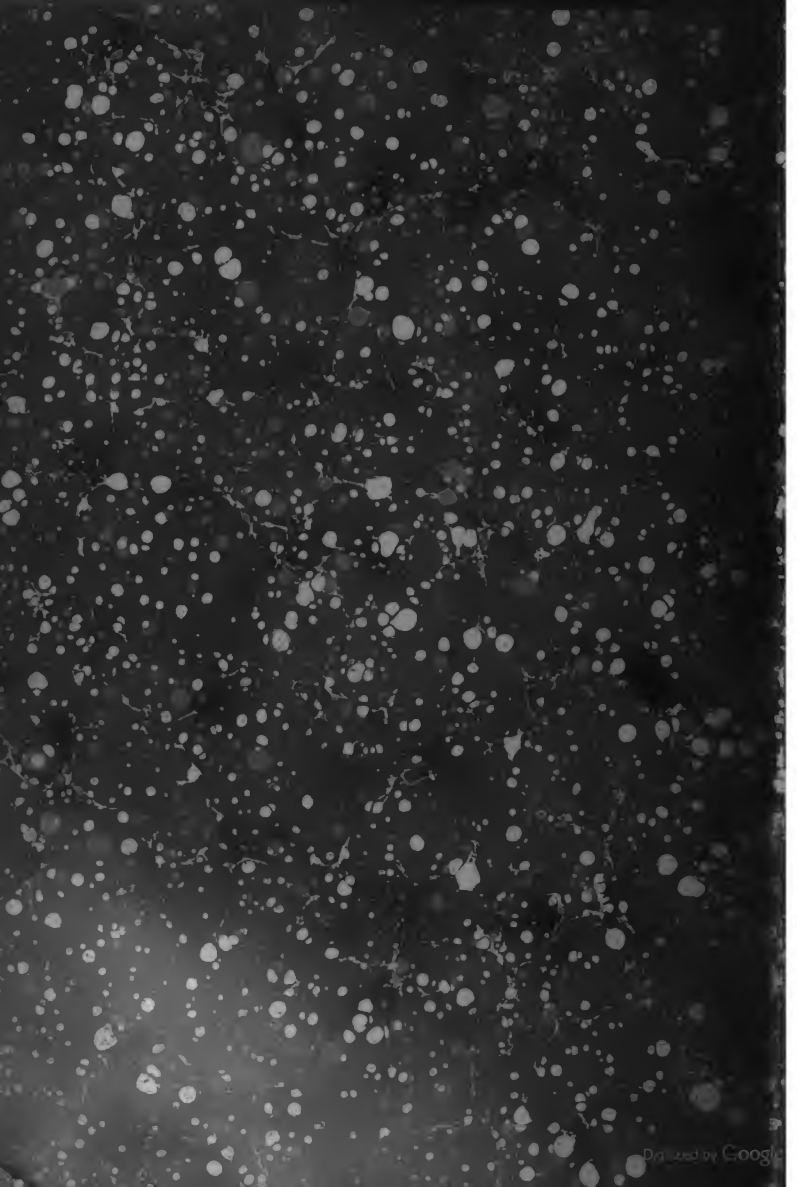
Ronnefeldt's THEE

aromatisch und ausgiebig.

Proben der 4 Hauptsorten M. 1.— Sendungen v. M. 10.— an „Franco“.
Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

Papier und Druck von der Universitäts-Druckerei in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.





YE 06310

AP
30
A7

190605
U.20:1

